



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

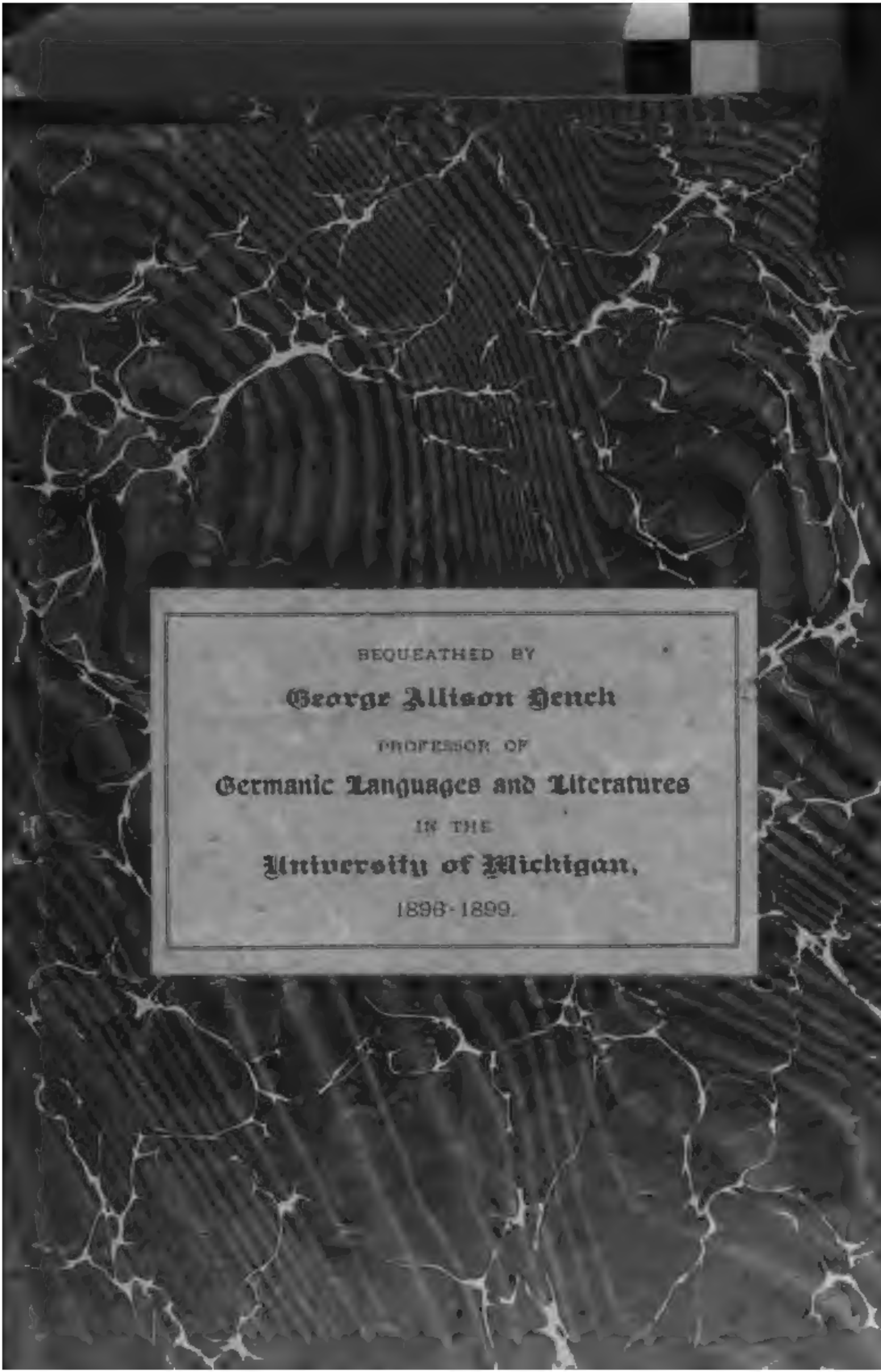
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

B

899,408



The image shows the front cover of a book. The cover is decorated with a dark, marbled pattern featuring swirling, organic shapes in shades of black, grey, and white. A rectangular, light-colored label is centered on the cover, containing text in a serif font. The text on the label is as follows:

BEQUEATHED BY
George Allison Hench
PROFESSOR OF
Germanic Languages and Literatures
IN THE
University of Michigan,
1896-1899.

DIE
DEUTSCHEN FRAUEN
1892
IN DEM MITTELALTER.

VON
KARL WEINHOLD.
=

DRITTE AUFLAGE.

ERSTER BAND.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1897.

VORWORT.

Von meinem Buche über die deutschen Frauen im Mittelalter ist eine dritte Auflage nötig geworden, die ich hiermit den alten Freunden des Werkes und denen, die es zu neuen Freunden gewinnen möchte, übergebe. Auch diesmal trat die Aufforderung der Verlagshandlung überraschend an mich heran. Ich habe keinen Umguss vornehmen können, sondern nur eine bessernde Überarbeitung. Die Grenzen, inner deren sich der Inhalt dieses Buches bewegt, sind so weit, dass eine völlige Erneuerung eine Reihe von Jahren erfordern würde, auf die ich nicht mehr rechnen darf.

Mein Buch hat mit der sogenannten Frauenfrage nichts zu thun, die heute so lebhaft, am lebhaftesten von den Frauen selbst, verhandelt wird. Ich gebe eine ruhige Darlegung des deutschen Frauenlebens in vergangenen Zeiten, wie ich meine, zu Ehren der deutschen Frauen und in dankbarer Empfindung für das, was Mutter, Gattin und Freundinnen mir waren und sind.

Es werden bald fünfzig Jahre, dass ich die Vorarbeiten zu diesem Werke in Halle begann, im October 1847; sechsundvierzig, dass es im Sommer 1851 zu Wien erschien. Im deutschen Leben sah es damals anders aus

als heute. Gewaltige Ereignisse haben die deutschen Staaten umgestaltet und auch das deutsche Haus nicht unberührt gelassen. Im Bauern- und kleinen Bürgerstand ist vieles umgeworfen, das noch von den Urvätern her bestund im Lebensbetrieb, in Sitte und Gedanken.

Mein Buch wird beitragen, in diese frühere Zeit den Einblick offen zu halten. Die Formen mögen zerfallen, wenn nur der alte gute Geist unseres Volkes fortlebt, der unsterbliche Geist der Deutschen, den ich mir nicht anders denken kann, als den Geist edler Menschlichkeit.

Berlin. Weihnachten 1896.

Karl Weinhold.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erster Abschnitt. Die Namen	1
Die allgemeinen Benennungen des Weibes. Die Eigennamen.	
Zweiter Abschnitt. Die Göttinnen	25
Dritter Abschnitt. Die Priesterinnen, weisen Frauen und Hexen	50
Vierter Abschnitt. Das Mädchen	78
Die Erziehung des Weibes. Die rechtliche Stellung der unverheirateten Frau.	
Fünfter Abschnitt. Liebe und Frauendienst	195
Das Schönheitsideal. Die Liebe vor der höfischen Zeit. Der ritterliche Frauendienst.	
Sechster Abschnitt. Die Vermählung	265 — 393
Die Rechtsbestimmungen über die Ehe. Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit.	





Erster Abschnitt.

Die Namen.

Die geschichtliche Betrachtung der Sprache ergibt für die Völkergeschichte nach allen Seiten die reichsten und oft die überraschendsten Aufschlüsse, denn wo die Chroniken und Urkunden noch schweigen, da redet das einzelne Wort. Weit über die geschichtlichen festen Zustände hinaus leitet es uns in die ersten Zeiten der Völker, als sie in Gegenden und in Gemeinschaften lebten, die ihnen nachher fern wurden; als sie nicht nur in politischer, sondern auch in geistiger Kindheit stunden und sich Worte, Begriffe und Zustände erst schaffen mussten. Jene ersten Zeiten sind für den Forscher so anziehend, wie für Eltern und Kinderfreunde die Jahre, in denen sich das Kind in die Menschheit hineinlebt. Die tagtäglich neu zuströmenden Eindrücke werden in dem jungen Geiste verarbeitet und mit eigenthümlich schöpferischer Kraft durch Laute bezeichnet, welche zum Worte geschlossen Sinnliches und Geistiges in sich vereinen. Diese Vorgänge beobachten, dem Gange und den Gründen dieser Entwicklung nachspüren, gehört zu den anziehendsten Aufgaben der Wissenschaft. Da fühlt man in einem jeden einzelnen Laut Leben und geistige Bedeutung, und hört in den verbundenen Lauten die Gedanken sich erzeugen und ordnen. Jedes Wort leitet auf einen Keim, aus dem eine mehr oder minder stark sinnliche Wahrnehmung spricht. Jedes alte Wort spiegelte ursprünglich einen sinnlichen Eindruck ab und die abstracte Bedeutung, die es später etwa erhielt, ist eine abgeleitete. Mag das Etymologisiren oft auch trocken und vielfach abschreckend sein, es ist doch eine ungemein bedeutende und lohnende Arbeit.

Was Jemand nennt, das kennt er auch irgendwie; der Wortvorrath eines Volkes bezeichnet also den Umfang seines geistigen und leiblichen Besitzes. Ist ein Wort in sehr alter Zeit entlehnt, so war auch der Gegenstand, den es ausdrückt, dem Volke nicht ureigen. Diese einfachen Wahrheiten machen dem Geschichtsforscher die Sprachkunde unentbehrlich, denn durch sie gewinnt er Licht für die Urzustände der Völker. So ist denn auch uns, die wir daran gehn, die Verhältnisse zu entwickeln, in denen die Frauen bei den Germanen der alten Zeit stunden, eine Durchmusterung des Sprachschatzes wichtig. Die allgemeinen Benennungen des Weibes, so wie die Eigennamen germanischer Frauen sind in gleichem Maasse dabei zu beachten.

Im Gotischen zunächst treten uns zwei nahe verwandte Worte entgegen, *quinô* als allgemeine Bezeichnung des Weibes, *quêns* als Benennung der verheirateten Frau. Sie weisen beide in ihrer Grundbedeutung auf die mütterliche Bestimmung hin und lassen sich durch Gebärerin übersetzen¹⁾. Dabei bewährt sich Wilh. Wackernagels scharfsinnige Bemerkung über die Bedeutung der durch Laut verschiedenen, aber aus einer Wurzel gebildeten Worte. *Quinô*, althochdeutsch *quëna*, das den Vocal des Präsensstammes zeigt, gibt die Bestimmung kund: es ist das zum gebären bestimmte Wesen; *quêns* im Vocal des Plurals der Vergangenheit, weist auf den Erfolg: es ist das durch gebären völlig zur Gattin gewordene Weib. Das Wort ist übrigens allen germanischen Sprachen bekannt, und findet sich im Altsächsischen (*quëna* : *quân*), Angelsächsischen (*crine* : *crén*) und Altnordischen (*kona* : *quân*) mit gleicher Zweitheilung durch Laut und Bedeutung wie im Gotischen²⁾.

¹⁾ Als Stammverb ist *quinan*, *quan*, *quënum* aufzustellen, urverwandt dem lat. *gignere*, griech. *γεννᾶν*. Zu *quinô* stimmen gr. *γυνή*, slav. *shena žona*, skr. *jani*.

²⁾ Mittelhochdeutsch ist nur *kone* (aus *quëne*) erhalten, mit der Bedeutung der Ehefrau. Über das Fortleben des Wortes Grimm. Deutsch. Wörterb. V, 1689 f.

Ausser diesen Worten finden wir zwei andere: *wîp*, Weib (sächs. *wîf*, altn. *vîf*) und *frouwa*, Frau (altn. *freyja*). Das Wort Weib zu erklären ist schwierig, und die mittelalterliche Ableitung von einem sagenhaften König Wippee von Frankreich ¹⁾ frommt eben so wenig wie neuere Deutungen. Auffallend ist, dass das Wort sächlichen Geschlechtes ist; wir mögen daraus auf einen allgemeineren ungeschlechtigen Begriff schliessen, der erst später sich zu der persönlichen Bezeichnung des Weibes einschränkte. Aus den verwandten Worten ²⁾ ergibt sich als Grundbegriff der der Bewegung. Weib bezeichnet also wohl ein bewegliches, gewandtes Wesen.

Frau heisst zunächst die Herrin, ursprünglich aber die frohe, milde, gnädige ³⁾. Das Verhältniss des Germanen zu seinem Herrn, die Stellung des freien Mannes zu dem Führer, der durch Tüchtigkeit ausgezeichnet, den treuen Gefährten mit milder Hand und freundlichem Sinne fesselte, war ein schönes und heiteres; darum hiess der Herr auch der erfreuende und gütige. Lange hat das Wort Frau den alten Sinn „Herrin“ bewahrt; es war noch im 13. Jahrhundert ausschliessliche Bezeichnung der vornehmen Weiber, ohne Unterschied ob sie verheiratet waren oder nicht. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, entgegnet auf den Antrag, der ihm gemacht wird, ein edles Mädchen zu heiraten, bescheiden und in verstellter Niedrigkeit, er sei an Stand der Jungfrau nicht gleich, eine Frau müsse einen Herren haben (Iw. 6626) ⁴⁾.

¹⁾ Frauenlob, MS. Hag. 3, 115. Dieser Wippee erinnert an den Admiral in Flore und Blanscheflur.

²⁾ ahd. *weibjan* bewegen, *weibôn* in Bewegung sein, schwanken, fliessen. Ags. *wâfjan* schwanken; altnord. *veifa* schwingen; lat. *vibrare*. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, deutet Weib als das innerlich erregte, begeisterte Wesen.

³⁾ *daȝ fröūwen an in ist bekant, des sint si frouwen genant*, Stricker, Frauenehre 1801. *diu frouwe fröuwet unde unfröuwet maneger muoter kint*, MSH. 3, 71. *die mit tugenden fröuwent âne wê, die heize ich vrouwen*, MSH. 3, 105. Vgl. Freid. 106, 4. dazu W. Grimm über Freidank, S. 70, und Grimm, DWb. IV. 1. 1, 221 f.

⁴⁾ Vgl. auch Frauend. 508. 28, *man muozs eine frouwe nennen von ir hōhen art*; 546, 15. *von gepurt ein frouwe ist si und von*

Auch im Norden hiessen nur die vornehmeren *frejjur*, während *vîf* zu den Benennungen der geringeren Frauen gehörte, wie sich in den Rigsmal zeigt, wo eine der Töchter des Gemeinfreien (Karl) *Vîf* heisst. Neben dem allgemeinen Geschlechtsbegriffe bezeichnete demnach *wîp* (*vîf*) ein Rangverhältniss, ausserdem aber bedeutete es wie *kone* das Eheweib. Es steht also der Jungfrau (*maget*) gegenüber¹⁾, während sich *frou* und *maget* wohl vertragen (*frou maget*, Eneit 8973. Erec 804. 1530. MSH. 2, 172. Vgl. Nib. 303, 4. Parz. 550, 15. 25). In *frouwe* lag im 13. Jahrhundert wenigstens noch nichts, was auf das Vermähltsein hinwies. Wo es gleichbedeutend mit *wîp* (Eheweib) erscheint, da ist dies eben nur Schein²⁾, und es ist entweder der vornehme Stand der Frau, oder das höfisch untergeordnete Verhältniss des Mannes zu dem Weibe stark hervorgehoben. Zuweilen wird, um anzudeuten, dass eine Schöne vornehm und verheiratet sei, *frou* und *wîp* verbunden³⁾. Welches Wort, Frau oder Weib vorzüglicher sei, darüber ward in der höfischen Minne-Poesie vielfach gestritten. Walther von der Vogelweide entschied sich für Weib⁴⁾, Reinmar von Zweter, der Meisner, Regenboge, Raumeslant sprachen ebenfalls dafür, und huben hervor, dass

tugenden wîp; 565, 1. *von güete wirt ein arm wîp wol frouwe und darzuo wîplich lîp*. Amis 461. *sus wart der phaffe gelobet von frouwen und von wîben*. Hierzu stimmt durchaus, was in der Snorre Edda, Gylfaginning c. 24 bei Freyja gesagt wird: von ihrem Namen stamme der Ehrenname, dass vornehme Woiber (*ríkiskonur*) *frûr* genannt werden.

¹⁾ *diu é hiez magt, diu was nu wîp*, Parz. 45, 24. *si was ein maget, niht ein wîp*, Parz. 60, 15. 84, 6. *swâ ze wîbe wirt ein maget*, Ulr. Trist. 288. *dô wart diu maget vil gemeit ein alsô schoene wîp*, MSH. 2, 172.

²⁾ Vgl. Lachmann zu Iwein 4006. Haupt zu Engelh. 652.

³⁾ *edele frouwe liebez wîp*, Passion. 42, 1. Parz. 302, 7. Trist. 9294. H. Trist. 1076.

⁴⁾ *Wîp muoz iemer sin der wîbe hôhste name, und tiuret baz dan frouwe als ichz erkenne* 48, 38 (L.). In den Versen *sô swüere ich wol daz hie diu wîp bezzer sint danne ander frouwen* (57, 5) sind sich *wîp* und *frouwen* nicht entgegengesetzt, sondern sind synonym: der Gegensatz liegt in *hie* und *ander*.

sich das weibliche, nämlich die keusche Zucht und Scheu vor unziemlichen Dingen in diesem Namen ausspreche. Heinrich von Meissen trat dagegen übermüthig für das Wort Frau in die Schranken und erhielt dadurch, wie es scheint, seinen Zunamen Frauenlob¹⁾. In neuerer Zeit hat man sich auf seine Seite geschlagen. Weib wird jetzt für die Ehefrau in den höheren Ständen nur selten gebraucht und Frau hat hiernach seine Bedeutung ausgedehnt. In den niederen Ständen bezeichnet es nach wie vor die Verheiratete, und dient ausserdem allgemein, den geschlechtlichen Gegensatz zum Manne auszudrücken.

Für das ihm abgehende Wort *frou* besitzt das Altsächsische²⁾ ein anderes, nämlich *fēmea*, zugleich gemeinsam mit dem Angelsächsischen (*faemne*), dem Friesischen (*fāmne*) und dem Altnordischen (*feima*). Das Wort erinnert auffallend an das lat. *femina*; indessen ist Entlehnung oder selbst Verwandtschaft abzuweisen. Auf das Altnordische gestützt, wo *feima* die schämige Jungfrau, *feiminn* schüchtern, schamhaft bedeuten, fassen wir auch dies Wort als ursprüngliches Beiwort und übersetzen es „die schamhafte, züchtige“. Im Friesischen hat auch *fāmne* wie das angelsächsische *faemne* überwiegend die Bedeutung Jungfrau und steht dem *wīf* gegenüber³⁾.

Ein anderes Wort für Frau hat das Altsächsische ausser mit dem Angelsächs. und Altnord. mit dem Althochdeutschen gemein, nämlich *idis* (ags. *ides*, ahd. *itis*). Dies Wort dient im Althochdeutschen und dem Sächsischen, namentlich aber

¹⁾ Herman der Damen bei Hagen, MS. 3, 168a. Allerdings kann man diese Stelle auch so verstehn, dass Heinrich den Namen Frauenlob als Geschlechtsnamen führte. Dass Frauenlob in dem Namen Frau die Ehefrau verherrlichte, also der Poesie der Liebe die Poesie der Ehe entgegen stellte, lässt sich aus dem Sprachgebrauche der Zeit nicht begründen: Zacher in Ersch und Grubers Encyklop. I. Sect. XLVIII, 378.

²⁾ Das Wort *frúa* in der Essener Handschr. ist wie das altnord. *frú* ein hochdeutscher Eindringling.

³⁾ Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache (Leipz. 1848), 652. 1001. Richthofen, Altfriesisches Wörterbuch 726. Halbertsma lexic. frisc. 957 ff. Doornkaat, Ostfries. Wörterb. 1, 535.

im Angelsächsischen allgemein für jede Frau jedes Alters, gleichviel, ob verheiratet oder nicht, hat aber daneben eine mythische Bedeutung und bezeichnet göttliche Jungfrauen, namentlich Göttinnen des Geschickes. Im Altnord.¹⁾ hat *dís* ausser dieser mythischen die Bedeutung ehrwürdiges Weib und auch Schwester. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich *idis* zu den altn. Worten *ið*, *iðn*, *iðja* Arbeit, Verrichtung, *iðia*, *iðna* arbeiten, halte. *Idis* bedeutete also die schaffende, arbeitsame, gewandte, und wäre für das rührige Weib wie für die Schicksalschafferin ein passender Ausdruck.²⁾

Ein altes, allgemein germanisches Wort ist Braut (**brûdis*, got. *brúps*, altn. *brúdr*, alts. *brúd*, ags. *brýd*, altd. *brút*), das die Verlobte, auch die junge Frau bezeichnet, in lateinischen Inschriften des 3. und 4. Jahrhunderts die Schwiegertochter, wie auch in romanischen Glossen des 9. Jahrhunderts. Das Wort bedeutet wahrscheinlich die heimgeführte, wobei dahin gestellt sei, ob dies nach Erfüllung der rechtlichen Erwerbung des Mädchens oder durch Raub geschehen ist.³⁾

Das Altsächsische und Angelsächsische haben für Weib, Frau auch das Neutrum *frí*, *freó*, das holde, geliebte Wesen, ein Wort, das gleich einer Anzahl altnordischer Benennungen nicht weiter verbreitet ist.

Die Künstelei und Begriffspalterei der altnordischen Dichter rief für die verschiedenen Verhältnisse und die äusseren und inneren Erscheinungen des Weibes eine grosse Menge Worte hervor. Dazu kam die Skaldenregel, dass alle Benen-

¹⁾ Über das Verhältniss von *dís* und *idis*, Noreen, Altnord. Grammat. §. 137, 2.

²⁾ Meine bereits 1851 (Deutsche Frauen, S. 5) vorgetragene Deutung wird in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 27, 242 als neuer Fund vorgebracht!

³⁾ Soph. Bugge in Paul-Braunes Beiträgen 13, 184 f., der die auf gleicher Ableitung beruhende Erklärung von Bopp und Grimm corrigirte. — Das aus dem Gotischen aufgenommene *brutus* in latein. Inschriften des 3. und 4. Jahrhunderts hat v. Domaszewski in den N. Heidelberg. Jahrb. III. 2. nachgewiesen; die Glosse *nurus bruta* G. Löwe.

nungen weiblicher Tracht und weiblichen Schmuckes als dichterische Bezeichnung der Frauen gebraucht werden könnten. Ich übergehe diese letzteren ohne weiteres¹⁾ und hebe von den anderen altnordischen Benennungen nur einige heraus. Das vermählte Weib hiess *brúðr*, *víf* und *flíóð*²⁾ (neutr.), eine kluge Frau *snót*, eine sanfte und ruhige *drós*, eine prahlerische und hochmüthige *svarri* (m.) und *svarkr* (m.), eine männliche *ristill* (m.), eine Strohvitwe *saeta*, die Witwe eines gewaltsam getödteten *haell* (m.), die Witwe eines siechtodten *eckja*, die einen Mann gehabt hatten, hiessen *eljur*, die alten Weiber *kerlingar*, die Jungfrau heisst *mær* (Sn. E. 201 f.). Dem altnordischen *mær* (Genit. *meyjar*) entspricht das gotische *mavi* (Genit. *maujôs*), weibliche Bildungen zu got. *magus* (altn. *mogr*), der Knabe, Jüngling, Sohn. Aus selbem Stamm erwachsen ist got. *magaps* (alts. *magath*, alth. *magat*), Maget, Magd, ursprünglich das unverheiratete jungfräuliche Mädchen. Die Bedeutung Dienerin kommt im Deutschen erst im 12. Jahrhundert neben der alten auf. Im Sachsenspiegel, S. 20, I, also im Niederdeutschen des 13. Jahrhunderts, wird sogar ein leib-eigenes Mädchen mit *maget* bezeichnet. — Unser neuhochd. Mädchen (mitteld. Verkleinerung aus Maet = Meit, Maid, der verschmolzenen Form von Maget), im 18. Jahrhundert noch Mägdchen, Mägdgen geschrieben, hat die verschiedenen Bedeutungen des alten Maget geerbt: weibliches Kind, unverheiratete Tochter, Jungfrau und auch Dienerin.

In dem Frauenbuche Ulrichs von Lichtenstein (618 ff.) zählt die Dame, mit der sich der Ritter über die Zustände der Gesellschaft der Zeit unterhält, fünf Arten von Frauen auf: die verheiratete, die Witwe, die *maget*, d. i. die im elterlichen Hause lebende Jungfrau, die *ledigiu wîp* und die *friundîn*. Unter den ledigen sind unverheiratete Mädchen in unabhängiger Stellung verstanden, die sich, wie es im Frauen-

¹⁾ Vgl. auch J. Grimm, Deutsche Mythologie 839 f.

²⁾ *flíóð* ist nur ein Wort der Poeten. Sophus Bugge (Studien über die Entstehung der nord. Götter- und Heldensagen, übers. von Brenner, S. 6, Anm. 3) vermuthet, dass es aus dem ags. *flêd* oder *flæd* in Frauennamen (z. B. *Eânflêd*, *Ådelflæd*) entlehnt sei.

buch (626, 30) heisst, nach ihres Herzens Willen vermählen können, wenn sie wollen. Die *friundin* (sonst auch *amie* genannt) ist die Geliebte ohne bindende gegenseitige Verpflichtung.

In den Namen für das weibliche Geschlecht im allgemeinen treten schon bedeutende Grundvorstellungen der Germanen, ja selbst der Indogermanen, von den Frauen hervor: das rührige, fleissige, das heitere schöne, das züchtige Wesen schmückt das Geschlecht der Mütter des Volkes.

Aber reicher und vielseitiger erscheinen uns die Eigenschaften der germanischen Mädchen und Frauen durch die *persönlichen Eigennamen*, welche mit einer überreichen Fülle aus den ältesten Rechts- und Geschichtsaufzeichnungen strömen¹⁾. Heute ist die Zahl der Vornamen verhältnissmässig klein, und zieht man die fremden ab, sogar sehr gering; heute wissen die wenigsten, was der Name bedeutet, den sie in der Taufe empfangen. Noch in der merovingischen und karlingischen Zeit zählten dagegen diese Namen nach tausenden und man war sich des Inhalts bewusst, weil die Bestandtheile derselben noch in der Sprache lebten und die Vorstellungen, durch die sie gebildet waren, noch in dem geistigen Leben aufrecht stunden.

Spiegelungen des ältesten germanischen Lebens sind diese Personennamen, und da dieses ein Leben voll wandernder Eroberung und voll kriegerischer Unruhe gewesen ist, in welchem auch die Frauen oft genug genöthigt waren, Leben und Freiheit zu vertheidigen oder die wunden Männer zu pflegen und heilen²⁾, so ist ein sehr grosser Theil der altdeutschen Frauennamen des kriegerischen Geistes voll. Das germanische Weib erscheint durch sie den Schildmädchen und Walküren Wodans³⁾ verglichen.

¹⁾ E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. I. Personennamen. Nordhausen 1856.

²⁾ Vgl. im 2. Capitel die Ausführungen über die deutschen Walküren.

³⁾ Müllenhof. Zur Runenlehre, S. 44, Halle 1852.

Indem aber den Frauen auch die Gabe prophetischer Voraussicht und heiliger Weisheit zugetraut ward, so spricht sich in den poetisch gedachten und empfundenen Namen derselben überhaupt alles höchste aus, das dem Weibe in seiner göttergleichen Erhebung eigen war.

Die Form der germanischen Namen ist in der Regel die des zusammengesetzten Wortes. Es sind also zwei Wortstämme mit einander verbunden; der zweite trägt die grammatische Flexion, die nach der attributiven Bedeutung dieser Namen adjectivisch sein und die ganze Namensbildung als die eines zusammengesetzten Adjectivs erweisen muss. Freilich wird dieses dadurch versteckt, dass die älteste nominale Flexion der Adjectiva¹⁾ bei diesen Eigennamen festgehalten ward, wodurch sie äusserlich den Substantiven gleichen.

Die Namen, welche im zweiten Gliede die Benennung eines lebenden menschlichen oder thierischen Wesens enthalten, scheinen allerdings von jener Hauptmasse gesondert zu stehn, indem sie substantivisch ausgehn. Unter den Frauennamen gehören nur die in *-bern* (oder *birin* = *barn* Kind), *thiu* (Dienerin) und *winja* (Freundin) hierher. Die in *wip* (Weib) wird man gleich den männlichen auf *man* als Kosenamen fassen müssen.

Der zweite Theil der zusammengesetzten Nomina enthält den allgemeinen Begriff, welcher durch den ersten Theil seine nähere Beziehung und Bestimmung empfängt, wenn nicht die Zusammensetzung eine bloss copulative Verbindung (*drandva*) zweier synonymen Worte ist, wie dies in Berhtwiz (die glänzende und weisse), in Baudegunt, Hildigunt, Gundhilt, Baduhilt, Bâghilt, Haduwic vorliegt. Die Zahl der in den Frauennamen erscheinenden zweiten Glieder ist gegen die Fülle der ersten ungemein beschränkt.

Am häufigsten kommen hier vor *birc* oder *berga*, *burc*, *drût*, *flât* (*flêdis*), *gunt*, *heit*, *hilt*, *lint*, *niu*, *rât*, *rûn*, *sint*, *swint*; weniger zahlreich sind: *balt* (*bolda*), *berht*, *bern* (*birn*),

¹⁾ Leo Meyer, Über die Flexion der Adjectiva im Deutschen, S. 5 ff. Müllenhoff, bei Haupt Zeitschr. 16, 154.

diu, fridu, gart, gilt, hadu, heri, hart, hraban, louc, liup, muot, war, widu, wïc, wih, wini, wïs; selten sind in Femininis: *gis, grim, helm, leich, leis, marka, munt, snot, tac, walt, wulf*.

Ganz überwiegend sehen wir hier die Beziehung der Frauen auf den Krieg ausgedrückt: zunächst in den Namen auf *gunt* und *hilt*, dann in den gleichbedeutenden auf *hadu, wïc*, auf *lauc* als den Kriegsbrand, und auf den dichterischen Ausdruck für Kampfspiel, *leich*. Die Trägerinnen dieser Namen werden als walkürengleiche Frauen bezeichnet. Und wie diese von Wodan den Befehl empfangen, seine Günstlinge zu schützen, so sprechen auch die Frauennamen in *birc, burc* und *munt* diese Aufgabe aus; die Friedenstifterinnen erscheinen in den Namen in *fridu*. Die Ausrüstung zum Kampf schildern die Namen in *gis* und *widu* (Speer), in *helm* und *lint* (Schild); die Eigenschaften der Stärke, des Muthes, des Kampfeszornes die in *balt, drût, hart, swint*, in *muot* und in *grim*. Auf die Theilnahme am Heereszug gehen die Namen in *heri* und *sint*; die begleitenden Thiere des Kriegsgottes und seiner Schaaren tauchen in den Namen in *hraban* und *wolf* auf.

Die übermenschlichen Eigenschaften der Voraussicht in die Zukunft und der zauberischen Einwirkung auf dieselbe werden den Trägerinnen der Namen in *-rûn* zugetheilt; Weisheit überhaupt und Vorsicht den in *leis, rât, snot, wïs* und *war* benannten.

Die Beziehung auf priesterliches Amt der Frauen geben die Namen in *gelt (gilt)* und *wih*.

Glänzend in Schönheit heissen die in *berht* und *flât*, erfreuend und freundlich die in *liub* und *wini*. Die Ausstattung mit einer vollen, durch das erste Wort dann näher bestimmten Persönlichkeit geben die Namen in *heit*.

Den Besitz an Land und Hof deuten die Namen in *marka* und zum Theil in *gart* an; die Gewalt irgend worüber die in *walt*; die Abkunft die in *bern* und *niu*, ein dienendes Verhältniss die in *diu*.

Die Grundeigenschaften nun, welche in diesen zweiten Gliedern der Frauennamen ausgedrückt sind, erhielten, wie gesagt, durch die Worte des ersten Gliedes der Zusammen-

setzung ihre nähere Beziehung. Das logische Verhältniss der beiden Glieder kann wie in allen Wortcompositionen mannigfach sein.

In der appositionellen Verbindung steht der erste Theil attributiv zum zweiten: so in den Namen, welche mit adverbialen *al*, *filu*, *hoh*, *selp*, *sini*, *wela* oder mit *fram* beginnen, wohl auch in denen mit *amal*, *ercan*, *irmin* (*erman*, *erm*), ferner in den durch *un* eingeleiteten, in denen *un* nicht negative, sondern steigernde Bedeutung haben möchte: Unberta, Unhardis, Unhilt, Unramna; endlich in den meisten, die einen Adjectivstamm als erstes Glied haben, wie *balt*, *hart*, *rîchi*, *snel*, *starc*, *swint*, wie *alt*, *fruot*, *gamal*, *wîs*, oder wie *berht*, *blîdi*, *flât*, *frî*, *frô*, *geil*, *holt*, *liub*, *scôni*, *zam* und *zeiz*.

Zuweilen ist die appositionelle Verbindung vergleichend, so in Snêoburc, die dem Schnee gleiche (schneeweisse) schützende Frau; in Sunnihilt, die sonnengleiche, kriegerische Jungfrau; in Sôlberta, die wie die Sonne glänzende; in Blicdrût, die dem Blitz gleiche, starke Jungfrau; in Dagahilt, die wie der Tag strahlende Kämpferin; Helidgunt, die heldengleiche Kriegerin. Auch die Namen, welche einen Thiernamen im ersten Gliede haben, fallen hierher: die Frau wird mit dem kriegerischen Thier (*arn*, *ebur*, *hraban*, *wisunt*, *wolf*) verglichen oder dem Schwan (*swan*) oder auch dem schnellen Hirsch.

Am reichsten entwickelt ist die casuelle Verbindung, in welcher der erste Theil zum zweiten im Verhältniss eines Genitivs, Dativs, Locativs, Ablativs oder Accusativs steht. Genitivische Compositionen sind u. a. Adalbirc, die schützende Frau des Geschlechtes; Reginbirin, das Kind der rathenden Götter; Wihdiu, die Dienerin des Heiligthums; Marcadrût, die starke Jungfrau des Grenzlandes; Herigilt, die Priesterin des Heeres (oder accusativisch: die das Heer des Feindes opfernde); Gebahilt, die Schlachtjungfrau der Gabe, d. i. die freigebige Walküre; Hildileis, die kriegskundige; Siginiu, die Tochter des Sieges.

Dativische: Alahgunt, die für den Tempel kämpfende Jungfrau; Uodalhilt, die für das Stammgut streitende;

Christhildis, die für Christus kämpfende; Fridurûn, die mit runischer Kraft für den Frieden wirkende.

Instrumentale: Madalberta, die durch Rede glänzende; Gêrdrûd, die mit dem Ger starke; Rantgunt, die mit dem Schild kämpfende; Mahthilt, die mit Kraft kriegende; Bauglind, die Schildträgerin mit dem Ring; Muotswint, die durch geistige Erregung starke; Râtwina, die durch Rath sich freundlich erweisende.

Locativische: Anganburg, die Schützerin in der Gefahr; Waledrût, die starke auf dem Walfeld; Nôtharja, die Führerin in der Kampfesnoth; Ôstar-Westar-Sunt-Northilt, die nach Osten, Westen, Süden, Norden ziehende Walküre.

Ablativische: Wolkandrût, die aus den Wolken stammende Jungfrau; Wächilt, die aus den Wogen entstammte Kriegsfrau; Sêoburc, die meerentstiegene Schützerin; Himilrât, die vom Himmel gekommene Ratherin.

Accusativische: Salabirc, die das Haus schützende; Ôtfrida, die den Besitz schirmende; Ôtgeba, die Reichthum gebende; Gundwara, die für den Kampf vorsichtig sorgende.

Versuchen wir die ersten Worttheile nach ihrer Bedeutung an sich in Gruppen zu bringen, so ist die kriegerische die dichteste. Wir treffen zunächst die Worte für Kampf und Krieg: *badu*, *bâga*, *gund*, *hadu*, *hiltja*, *saka*, *wîc* mit den dichterischen Ausdrücken *nît* und *nôt*, wozu ich *angan* ziehe. Die kriegerischen Schaaren erscheinen in *diot* (*theoda*), *fara*, *folc*, *heri*, *liut*, *truht*, der Kriegszug in *sint*, der Tod in der Schlacht in *wal*. Waffen und Wehr sind bezeichnet durch *saro*, *îsan* (gekürzt *îs*), durch *asc*, *gêr*, *geit* (Spitze, Geschoss), *gis* und *gisal*, *ort* und *widu*, durch *brant* (Schwert) und *ecki*, durch *rant* (Schild), *helm* und *grîma*, *brunja* (*brünne*). Kraft, Schnelligkeit und Muth werden theils substantivisch, theils adjectivisch als Eigenschaften der kriegerischen Frauen gegeben durch *ellan*, *megin*, *maht*, *starc*, *drût*, *hart*, *fasti*, möglicherweise durch *wing-*; durch *îl-*, *snel*, *swind*, (*swîd*), wohl auch *want-wendil*; durch *muot*, *and-*; *balt*, *heist*, *nand*, *wilt*, *helit*. Die Aufgabe zu schützen, retten, zu sühnen, beruhigen, und zum Frieden zu führen, erweisen *berc*, *burc*,

wohl auch *gart*, *neri-*, *rim-* (got. *rimis*, Ruhe), *suon*, *stilli*, *fridu*. Der erkämpfte Sieg erscheint in den Namen mit *sigu*, der schmückende Ruhm in *hrôd ruot* (*flôd*), *lop*, *mâri*, *ruom*, *wuldar*.

Die Götter und göttlichen Wesen, deren Wille und Wirken sich im Kriege den Menschen vor allem offenbart, geben sich in den Namen mit *ans* (*âs*, *ôs*), *got*, *gôz* (*gaut*), *alb*, *hûn*, *thurs*, *Ing* (*Ingal*,? *angil*), *Mimi*, *itis*, kund; ihre Heiligthümer in *alah* und *wih*, ihre Opfer in *gelt* (*gildi*), die den kriegerischen Gottheiten geweihten Thiere in *arn*, *hraban*, *swan*, in *ebur* und *wolf*.

Auf den Ausgang des Kampfes und anderer wichtiger Unternehmungen wird gewirkt durch unter sich verbundenen Zauber und Weissagung (*rûn*). Ferner weisen die Namen mit *gand* und *sisu* darauf, so wie auf heilbringende Vorbedeutung die mit *heil* beginnenden; auf Recht und Gesetz die Namen mit *bil*, *éwa* (*éo*), *dinc* und *tôm* im ersten Gliede.

Die geistigen Gaben, welche zu allem diesen nöthig sind, deuten die im ersten Namenstheil auftretenden Substantiva an: *danc*, *hugu*, *madal*, *mahal*, *muot*, *muni*, *ragin*, *rât*, *wân*, die Adjectiva *fruot*, *war*, *wis*, und nach der germanischen Ansicht, dass die Weisheit auf einem Wissen ruhe, das ein langes erfahrungsreiches Leben gab, wohl auch *alt* und *gamal*.

Aber nicht bloss in ernster Hoheit und übermenschlicher Kraft des Leibes und Geistes erscheint das dichterische Vorbild der germanischen Frau. Die heiteren frohen Züge fehlen nicht, wie die Namen bezeugen, welche mit *anst* und *gaman*, mit *wilja* und *winja*, mit *blîd-*, *fag-*, *frî*, *frô*, *geil*, *holt*, *liub*, *triu*, *zam* und *zeiz* anheben. Und die Schönheit deutscher Frauen, welche die Südländer bewunderten, kommt in den Namen zum Ausdruck, deren erster Theil *berht*, *flât* (*fléd*), *glis*, *has*, *scôni*, *xier*, *tac* und *wunnja* sind.

Auf schmückenden Zierrat weisen die Namen nur spärlich: ein Name mit *baug* (Bauglint), wenige mit *wiel* (ags. *vêla*, *viola*), einige mit *golt* gehören hierher.

Beziehung zu Reichthum im allgemeinen drücken freilich die häufigen Namen mit *aud* oder *ôd* aus. Die mit *erbi* gehn auf das Erbgut des Geschlechtes oder Hauses, auf das auch die Namen mit *ôdal*, *heim*, *hof*, *hûs* und *sal* weisen. Das Volksland erscheint in *lant marka* und *garwi* den weiblichen Namen verwebt.

Mächtig und gewaltig erscheinen die Frauen in dem poetischen Namenspiegel durch die mit *rîchi* und *walt* häufig eingeleiteten Namen; freigebig, wie alle mächtigen sein mussten, durch die mit *mild* und *geba* (*gibi*).

Die Familie endlich, des ganzens Lebens Grund und Stütze, tritt in den zahlreichen Namen mit *adal* heraus; weniger oft wird *kuni* gefunden, einzeln *sibbja*. Die mit *barn* (*bern*), *erl*, *goman* und *wîp* beginnenden Namen drücken ebenfalls Verhältnisse der Frauen zu den nächsten Lebensgenossen aus.

Es ist nicht immer leicht, die beiden Worte, welche die zusammengesetzten Eigennamen bilden, in ein logisches Verhältniss zu einander zu bringen. Wie in der Wortcomposition überhaupt das zweite Glied zuweilen zur Bedeutung eines Suffixes herabsinkt (man denke an die Substantiva in *heit*, *schaft*, *tac* und *tuom*), so ist auch in den Personennamen im Laufe der Zeit der eigentliche Sinn des zweiten Theiles oft verdunkelt und vergessen, und derselbe dem unbedeutenden oder bedeutungslosen grammatischen Suffix gleich geworden.

Die Composition aber überhaupt zu leugnen und die Worte, welche im zweiten Gliede stehen, z. B. *bald*, *berht*, *brand*, *grim*, *gund*, *hari*, *man*, *mund*, *rât*, *sind*, als sinnlose Conglomerate von zwei- bis vierfachen Suffixen hinzustellen, wie Franz Stark ¹⁾ versucht hat, muss als Irrthum abgewiesen werden.

Möglicherweise können sich Namen, die einen Widersinn enthalten oder wenigstens Schwierigkeiten der Deutung bieten,

¹⁾ Vgl. den Auszug aus seinem Vortrag über die Irrthümer in der heutigen Forschung über deutsche und keltische Personennamen im Anzeiger der Wiener Akad. d. Wissensch. 1870. Nr. 12.

daraus erklären, dass sie durch Entlehnung je eines Namens- theils von Verwandten gebildet wurden, z. B. Gêrlant von Gêrnôt und Lantberga (vgl. K. G. Andresen, Über die Namen und die Namengebung der alten Deutschen: Nord und Süd, Heft 123).

Schon durch den Wortaccent erhielt der erste Theil über den zweiten das Übergewicht; es kam ferner die Neigung dazu, in bequemer Rede und in kosender Stimmung die schwertönenden zweistämmigen, oft drei- oder mehrsilbigen Namen zu kürzen. Diese Kürzung geschah überwiegend zum Nachtheile des zweiten weniger betonten und im Begriffe allgemeineren Gliedes; das erste erschien als formaler Kern und ward es dadurch auch logisch. Weit seltener blieb der zweite Theil im Vorthail. Die einfachen zahlreichen Berta, Hilde, Trude können an sich nicht für eins oder zwei be- weisen, da sie ebenso gut den ersten als den zweiten Theil vertreten können. Als alte Belege aber für den zweiten Namentheil müssen gelten Fara für Burgundofara, Bugga für Eádburga¹⁾; als moderne können in Erinnerung gebracht werden Burgi von Walburg, Trude von Gertrud, Wicke von Hedewig.

Durch die einfache Verkürzung der zusammengesetzten Namen, gewöhnlich mittelst Tilgung des zweiten Theiles, entstanden eine Menge scheinbar einfacher Namen, so Adela aus Adelheid, Berta aus Bertrâda, Brûna aus Brûnhildis, Gunda aus Gundfrid, Hatha (neu Hede) aus Hathuwic, Hruada aus Hruadalaug, Ida aus Idaberga, Cuna (Kune) aus Cunigunt, Lioba aus Liobgytha, Wendela aus Wendilburgis.

Hier blieb der erste Theil ganz unverändert bis auf die grammatische Endung.

Es trat aber auch in ihm zuweilen eine Veränderung ein durch consonantische Angleichung; so ward Hilda, gleich Hildberga, zu Hidda, oder Hilda, gleich Hildegard, zu Hille, Mehta für Mechthild zu Mette.

¹⁾ Stark, Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868, S. 15 f. In diesem Buche ist die Bildung der hyperkoristischen Namensformen systematisch untersucht.

Es konnte ferner vom Suffix des alten ersten Namen-
theils ein Consonant abgeworfen werden: so ward aus Amal-
hild Ama, aus Gisalberta ward Gisa, aus Eberhilt ward Ebe.

Eine Fortbildung des unveränderten ersten Gliedes ward
durch die verkleinernden Suffixe vollzogen. So entstanden aus
Theodetrudis oder aus Thiathilt diminutive Theodila Thietila,
aus Wildrüt Wielicha, aus Ermingart Erminza, aus Chunigunt
Chuniza. Mit assimilirender Veränderung des ersten Stammes
gehören hieher u. a. Bettana aus Belletrudis, Mettelina aus
Mehthilt, Hilleke aus Hiltgunt; mit Verschmelzung Reinula
aus Reginhilt.

Durch Syncope geschah weitere Verkürzung dieser
Deminutivformen: Dietla für Dietila, Sicla für Sigila, Heilke
für Heilika (aus Heilwic), Richza für Richiza aus Richcart,
Matza Metza aus Mettiza von Mechthild, Hiza aus Hittiza,
von Hildburg, Geza¹⁾ von Gerza aus Gêrtrud.

Weit seltener als diese mannigfachen Kürzungen aus
dem ersten Stamm sind bei den Namen überhaupt, besonders
aber bei den Frauennamen, Kürzungen durch Verschmelzung
beider Stämme. So ward Gêrbirg zu Gepa, Thêdburg zu Tebe,
Walburg zu Wabe, Wobbe, Wigburg zu Wibe.

Deminution dieser Contractionen lässt sich nachweisen:
z. B. Hibeke Hibbeke, das auf Hildburg, Tebeke, Tibbeke, das
auf Thêdburg, Thiadburg zurückgeht.

Wortzusammensetzung ist also nach dem vorgetragenen
die herrschende Form der alten Personennamen; die scheinbar
einfachen sind Kürzungen der Zusammensetzung, meist auf
Kosten des zweiten Wortes.

Dennoch finden sich in dem alten Namenschatze einige
wirklich einfache Namen. Gerade unter den ältesten von den
Historikern überlieferten germanischen Frauennamen kommen
Veleda und Ganna vor, denen sich später die langobardische

¹⁾ Gewöhnlicher Gesa, Gese, vgl. meine Abhandlung: Die Per-
sonennamen des Kieler Stadtbuchs, S. 25 (Jahrbücher f. d. Landes-
kunde der Herzogth. Schleswig-Holstein und Lauenburg, IX.
Kiel 1866).

Gambara anreihet. Etwas jünger sind Tûpa (Verbrüder. buch von St. Peter) und Hinta (Emmeran. Schenk.), ferner Gnanna und Swestar, Doltiga, die superlativen Liupôsta (Kozroh, p. 159, a. 821) und Hêrôsta (Juvav. n. 61, 82. a. 930), die numeralen Niunta (Meichelb. n. 179) und Sipunta (St. Peter 77, 35), die participialen Traganta (Kausler I. n. 30), Pûwenta, Wahsanta (St. Peter 98, 4. 5), Gerenta, mit den entsprechend gebildeten westfränkischen Elienta, Grivienta, Mêrigenta; ferner die von Volksnamen genommenen: Peiarin, Franchin, Frêsin, Ôstro-Wulthrogôtha, Swâbin, Thuringin, Walhin. Wenn wir noch die persönlich gewordenen Wunnja Wunne, Minne¹⁾, Triuwe, Fröude, Sâlde, die im 13. und 14. Jahrhundert öfter begegnen, hinzunehmen, so werden wir die wirklich einstämmigen alten Frauennamen vor uns haben. Es sind, wie Müllenhoff (Zur Runenlehre, S. 54 f.) zweifellos richtig aussprach, Beinamen, Kennzeichnungen gewisser Persönlichkeiten nach Eigenschaft, Ursprung, allerlei Verhältnissen und Beziehungen, die dann zu wirklichen Eigennamen geworden sind. Eine weit reichere Quelle als für die Vornamen, nach heutigem Ausdrucke, sind diese Benennungen, welche nicht bloss einstämmig waren, für die späteren Familiennamen geworden²⁾.

Die Fülle der schönen, bedeutungsvollen Namen war über alle germanischen Völker gleich stark ergossen. Natürlich treten landschaftliche und zeitliche Unterschiede hervor. Manche Bildung ist bei den Franken oder bei den Oberdeutschen häufig, welche bei den Sachsen, den Friesen, den Nordgermanen selten ist oder ganz fehlt. Und wie Hunnen und Romanen zahlreiche deutsche Namen entlehnten, so drängten sich auch gallische und galloromanische in den deutschen Schatz ein und kamen namentlich bei den Westfranken theils rein, theils mit deutschen Stämmen vermischt, in Umlauf-

¹⁾ Urkundliche Belege für Minne z. B. a. 1250 Hess. Urk. II. n. 114. a. 1304. Diplom. Runense (handschriftl. im steir. Arch.) I. 2, 1122. Für Fröude: Vreutla 14. saec. Lilienfeld. Necrol. 6. März.

²⁾ Über die Zunamen auf Island und in Skandinavien vgl. mein Altnordisches Leben. Berlin 1856, S. 277—282.

Als das Christenthum die Gewalt über das deutsche Volkthum erhielt, mussten viele Namen wegen stark heidnischen Geruches anstößig werden. An ihre Stellen traten allmählich kirchlich geheiligte, und je fester der Christenglaube, je blässer die alte Götter- und Heldenwelt im Volksgeiste ward, umso schneller schwand die Namenfülle der Vergangenheit. Aber bis in das 14. und zum Theile in das 15. Jahrhundert haben noch uralte Frauennamen kräftig gelebt, von denen wir heute nichts mehr ahnen.

Mehr fast als das Christenthum hat der modische Geschmack verändernd auf die Namen gewirkt. Seitdem die Deutschen in die Bewegung der Kreuzzüge gerissen und mit französischem, griechischem und arabischem Ritterleben vertraut wurden, seitdem die französischen Romane im 12. Jahrhundert den Geschmack an den nationalen Epen verdarben, traten auch die Männer- und Frauennamen der deutschen Lieder und Sagen hinter die der Modefiguren zurück. Recht heimisch wurden dieselben aber doch nicht. Die Gewalt der Kirche zeigte sich auch hier über das eigentliche Leben stärker als die litterarische Laune.

Ich will hier eine keineswegs erschöpfende Sammlung von fremden Frauennamen aus verschiedenen Jahrhunderten aufführen.

Aus dem achten Jahrhundert merkte ich an: Adsonia, Alexandra Alexandria, Anastasia, Auscella, Beata, Benedicta, Christina Cristiana, Celsa, Clementia, Constabila, Diatheta, Disba, Dominica, Elegia, Elena, Elisabeth Elisaba Ilisabia, Eugenia, Hilaria, Johanna, Judith, Juliana, Maria, Osanna, Petronilla, Salvia, Sanctonia, Sigundina, Severiana, Sibilla, Stadia.

Aus dem neunten: Agatha, Anna, Beata, Benedicta, Bona, Christina Cristana, Cecilia, Elena, Fonteja, Galilea, Gregoria, Honoria, Judenta, Judith, Jutta Judta, Laurentia, Leonza, Lilia, Marcellina, Osanna, Passiva, Petronilla, Quintella, Regina, Salva, Secundina, Sulvana, Susanna, Ursilina, Vincentia Zenza.

Aus dem zehnten: Agoneia, Amata, Beata, Christiana Christina, Eugenia Genia, Felia, Genovefa, Gregoria, Justina, Leonora, Lina, Maria, Onerina, Paulina, Petronilla, Regina, Solsepia, Susanna, Vincentia, Victoria.

Aus dem elften: Beatrix, Cecilia, Elisabeth, Euphemia, Judith, Justitia, Regina, Sophia, Theophanu.

Aus dem zwölften: Agatha, Agnes, Anastasia, Beatrix, Benedicta, Brigida, Clementia, Christina, Elena, Elisabeth, Euphemia, Florie, Judith Judita, Johanna, Letitia, Margaretha, Maria, Osanna, Paulina, Petrissa, Regialis, Regula, Sibilia, Sophia, Sprinza, Tiberia.

Aus dem dreizehnten: Abele (Apollonia), Agnes, Angela, Anna, Ave, Beata, Beatrix, Benedicta, Benigna, Brigitta, Catharina, Cecilia, Christancia, Christina, Clara, Claricia, Clementia, Constantia, Elide, Elisabeth Elisa, Eneit, Enzia, Eufemia Offemia, Facia, Fides, Florie, Gabrielis, Helena, Imagina, Isalda, Jacominia, Johanna, Juliana, Justina, Juditha, Juta, Letitia, Lora, Lucia, Mabilia, Margareta, Maria, Officia, Omenia, Pelagia, Petrissa, Petronilla, Philippa, Salome, Salvet, Sapientia, Sara, Sigune, Sophia Soffe Soffeke, Stephania, Ursula, Venia, Vita.

Aus dem vierzehnten: Apellonia Abele, Agatha Aythe, Agnes Nese, Agnete Agnite Nithe, Amietta, Anna, Antonia, Ave Aveke, Barbara, Beate, Benedicta, Benigna, Brigitta Breide Preide, Catherina Kete Kacze, Cecilia Cilla Cille, Clara, Clementia Minte, Crescentia, Christina Christein Stine, Dorothea, Elisabeth Elsebe Else Elseke Ilsebe Ilse Beta, Enide, Eufemia Ofemia Ofmia Ofmei Feme Femeke, Eveke, Formosa, Iliane, Imagina, Isabete Bete Beta, Isolde Isalde Eysald Eysal, Johanna Hanne Hanneke, Jolenta, Judith Jutta Jotte Gutte Juda Jeute, Lorette, Lucie Cige Zige Syke Tzie, Manilia, Margareta Margareth Greta Grete Grite Greteken, Maria Marusch, Obeldine, Operatrix, Osanna, Petrissa Peterse, Petronella Nelle Nelleke, Philippa, Regine Reine, Sabina, Salome, Sapiencia, Scholastica Scholaste, Sigune, Sophia Saffia Zaffia Saffe Zaffe Saffeke Fia Fyga, Speronella, Sprinca, Sulika,

Susanne Sanne, Ursula Urs, Verena, Veronica Fronike, Zacharia, Zwenna.

Aus dem fünfzehnten: Afra, Agatha, Agnes Agnete, Amaly Amalei, Anastasia, Anna, Apollonia Abel, Barbara, Benedicta, Benigna, Bia (mit Eusebia), Brigitte Preyd, Catharine Katrein, Cecilie Zile Szile Sile Cileke, Clara, Cornelia Nelle Nelleke, Christine Christein, Dorothea, Elisabeth Ilsebe Ilse Else Lise, Eufemia Effemia Ofmei Offei, Eva, Helena, Hilaria, Johanne Hanneke, Jutte Jutteke, Lucie, Magdalene Lene, Margarete Grete Grede, Maria Mike, Osanna, Palmia, Petrissa, Polixena, Potentiana, Rebecca Beke, Regina, Sabine, Scholastica, Sibille Bille Belleke, Sigune Sigaun, Sophia Fyga, Speronella, Susanna, Ursula, Veronica Efranca.

Um die zu gewissen Zeiten besonders üblichen Frauennamen lebendig vorzuführen, hebe ich urkundlich oder dichterisch bezeugte Gruppen heraus.

In einem Nonnenkloster hiessen im J. 800 die Schwestern also¹⁾: Emhilt, Leobwina, Glismôt, Trûdhilt, Masa, Werinburc, Turnwiz, Immina, Williswind, Waltrât, Gotaswind, Leobhilt, Folcswind, Blidrât, Mechthilt, Deotrât, Eowic, Bilihilt, Deotburc, Engilwiz, Tota, Heilacwih, Reginwih, Elena. Im Kloster Essen sassen 1054 zusammen die Äbtissin Theophanu, die Dekanin Swanaburg mit den Nonnen Adelheid, Swanehild, Hathewig, Emma, zwei Mazaka, einer Hizela, Sigeza, Wandela, Fricôz, Berhta, Ôda, Riklend, Wetzala und der Probstin Gepa²⁾. Auf der elsässischen Hohenburg lebten unter ihrer gelehrten und kunstsinnigen Äbtissin Herrâd von Landsberg († 1195) folgende meist adliche Nonnen zusammen: sieben Adelheid, vier Gêrdrût, vier Hedewig, drei Mechthilt, zwei Agnes, zwei Edellint, zwei Heilwic, zwei Lûtkart, zwei Richinza, je eine Anna, Bersint, Bertha, Clementia, Christina, Cunigunt, Guota, Hazicha, Ita, Juta, Margaretha, Odilia, Rilint, Uoticha, Willebirc. Ausserdem die Conversen Aba, Bertha, Dêmuot, Gêrtrud, Heilwic, Hemma, Hiltegunt, Junta, Mehtild

¹⁾ Schannat, Cod. tradit. Fuldens. N. 140.

²⁾ Lacomblet, Niederrhein. Urkundenb. 1, n. 190.

(zwei), Richinza, Sibia. Herrâd hat diesen ganzen stattlichen Convent in ihrem Bilderwerke Hortus deliciarum abconterfeit ¹⁾).

In dem niederrheinischen Kloster Georesheim (Jerensheim) lebten zwischen 1208 und 1216 als Nonnen fünf Jutta, drei Clementia, drei Gêrtrûd, je zwei Berthrâd, Friderâd und je eine Beata, Beatrix, Dêmûd, Fridelind, Frideswind, Geva, Gûda, Irmenthrûd, Lûtgart, Mabilia, Sophia ²⁾).

In den Liedern Neitharts von Reuenthal treten die Bäuerinnen Adelheit, Ave, Berhtel, Bride, Buoze, Diemuot, Elle, Ermelint, Friderûn, Geppe, Gisel, Götelint, Gundrât, Hedewic, Heilke, Helêne, Hiltpurc, Hiltrât, Hilde, Irmengart, Jiute Jiutel, Kunegunt Kunze, Liutgart, Matze, Richilt, Trûte, Uodelhilt, Wendelmuot Wentel, Wicrât auf. In unechten Neithartliedern kommen hinzu Béle, Diemel, Else, Elsemuot, Ilsmuot, Gêrdrût, Hereburc, Hetze, Prisel, Werlint, Wilbirc ³⁾.

Das sind bayrische und österreichische Bauerndirnen aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Schwäbische aus der zweiten Hälfte führt Graf Konrad von Kilchberg in einem seiner Lieder ⁴⁾ ein: Adelgunt, Anne, Beate, Berhte, Bride, Cläre, Crête, Diemuot, Edellint, Elide, Ellin, Else, Engel, Fide, Fröude, Gepe, Geri, Gisel, Gözze, Guote, Heilwic, Hemme, Herburc, Hezze, Hiltegart, Hilte Hille, Igel, Irmelin, Ite, Juzze, Katrin, Kristin, Kûnegunt, Liebe, Lügge, Mezze, Mîje, Minne, Nese, Rôse, Salme, Salvat, Sîdrât, Suffie, Tilje, Uodelhilt, Uedelsint, Uote, Vite, Wille, Wunne.

Aus dem Renner Hugs von Trimberg ergeben sich als Frauennamen, die um die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts im Bambergischen häufig waren: Adelheit, Agnes, Berhta, Elle, Gisel, Hille, Jiute, Liutgart, Metze (6430. 10204. 11417. 12751. 18232).

¹⁾ Engelhardt Herrad von Landsberg und ihr Werk Hortus deliciarum. Stuttg. 1818. Taf. 11, 12, S. 60.

²⁾ Lacomblet, Urkundenb. 2, 29.

³⁾ Neidhart von Reuenthal, herausgeg. v. M. Haupt, S. 18, 21, 29, 31 f., 37—39, 41 f., 46, 55 ff., 68, 74, 93, 102. — S. XVII, XLII, XLV, LIV.

⁴⁾ v. d. Hagen Minnes. I, 25.

Für Norddeutschland benütze ich zu dem hier verfolgten Ziel das Kieler Stadtbuch von 1264—1288¹⁾. In diesem finden sich während jener Frist folgende Frauen aus Kiel eingetragen: Abele, Alburg, Alhêd, Anne, Ava, Berta, Boyke, Cecilia, Ebbe, Elburg, Elisabeth, Ermegard, Frethebern, Fretheburg, Gêrburg, Gêrtrûd Gese, Gysla, Hebele, Heyleke, Hêlwig, Heine Henne, Hibeke, Hildegunt, Hilleke, Ida Ideke, Ymma, Inburg, Jutte, Katherina, Lûdburg, Lûdgard, Lyza, Margarete, Megthild, Mênburg, Mengsêd, Môdeke, Ôdeke, Ôdilie, Reinburg, Rîgburg, Royceke, Salome, Sokka, Sophia, Thebbe, Tebeke, Tette, Thêtsêd, Walburg, Wendele Wendelburg Wendelsêd, Wigburg Wibe Wibeke, Wille.

Die Lübecker Frauennamen in dem Bürgerregister von 1317—1355 zeigen damit viele Verwandtschaft: Bela (für Abele), Adelheid, Christina, Elisabeth, Engelke, Ermgard, Gêrburg, Gêrtrûd Gêsa Gêseke, Heilwig, Heine, Hildegund Hilde Hille Hilleke, Herburg, Ida, Jutta, Lûtgard, Mechtild (Mette), Tale, Tele, Telse Telseke, Teybe Tibbe Tibbeke, Wendel Windela, Wiba, Wilmôdis, Wilseke, Walburg Wobbe, Wulleke²⁾.

Unter den zu Nordhausen in Thüringen 1312 aufgenommenen Bürgern finden sich folgende Frauen³⁾: vier Luckard, drei Adelheid, drei Bertrâd, drei Jutte, drei Mechthild, zwei Hille, eine Cristina mit je einer Cyna oder Tzina, eine Konegund mit zwei Kunne, zwei Itte, je eine Bertha, Elene, Elyzabeth, Ermentrud, Hildegund, Johanna, Margaretha, Richlind, Ruthlind, Sophia, Thele, Wilborg.

1) Meine Abhandlung: die Personennamen des Kieler Stadtbuchs. Kiel, 1866 in den Jahrbüchern für Landeskunde d. Herzogth. Schleswig-Holstein und Lauenburg. B. IX).

2) Mantels über die beiden ältesten Lübecker Bürgermatrikeln. Lübecker Schulprogramm von 1854, S. 20. In dem Lübecker Totentanz von 1489 (Dodes danz, herausg. von Bâthcke, S. 76) sind vom V. 1335—1351 eine grosse Zahl damals üblicher Frauennamen genannt.

3) E. G. Förstermann, Die Bildung der Familiennamen in Nordhausen im 13. und 14. Jahrh. Nordhaus. Schulprogr. v. 1851, S. 9, 10.

In dem Stralsunder Stadtbuch von 1310—1342¹⁾ sind folgende Frauennamen aus den besitzenden Kreisen der Stadt eingetragen: Abele, Alheydis Aleydis, Ave Aveke, Beate, Berte Berteke, Katerina, Cecilia, Kine, Konegundis Kunneke, Cristina, Ebbe, Eyleke, Elisabeth Elsebe Elzebe, Ermegart Ermegardis, Ertmoda, Evece, Gherborch Gerborgis Gherburgis, Germodis, Ghertrudis Ghese Gesa Gese Gheseke, Gisle Ghysle, Gobeke, Hebele, Heylewich, Hille Hilleke Helleke, Ida Ydeke, Ymme, Juda, Lyse, Lucia, Lutgart, Lutmod, Margarete, Greta Grete Greteke, Mechthildis Mechtilda Mette Metteke, Minte, Odborch, Reyborch, Reyneke, Riquart Ricke Rixe Rixa, Sophia, Tale Taleke, Tibbe Tybbe Theyba, Tilse Tilseke, Tobe, Walburga -is Wobbe, Wendele, Wiba Wibe Wibeke.

In allen diesen Gruppen aus dem Süden und dem Norden überwiegt noch das deutsche Element. Im 15. Jahrhundert ändert sich das. Die altererbten heimischen werden zum grossen Theil vergessen, die kirchlichen Namen breiten sich aus, und auch unter ihnen findet im Grunde nur eine beschränkte Zahl besondere Gnade. Dabei werden örtlich kirchliche Verhältnisse bestimmend, indem die Patrone der Pfarrkirchen grossen Einfluss auf die Taufnamen bekamen.

Für die Namenverbreitung im 15. Jahrhundert will ich den Convent im Katharinenkloster in Nürnberg anführen. Hier befanden sich 1428 fünfunddreissig Schwestern, darunter sechs Elisabeth, je fünf Annen und Margarethen, je drei Agnesen, Katherinen und Kunegunden, je zwei Barbara, Dorothea, Ursula, je eine Cristina und Magdalena. Zur Reform wurden aus dem Brigittenkloster von Schönsteinbach im Elsass (Basler Bisthum) zehn Schwestern geholt. Darunter waren drei Margarethen, zwei Urseln, je eine Agnes, Anna, Elspet, Gertraut, Katherine mit einer Laienschwester Agnes²⁾.

¹⁾ Das zweite Stralsundische Stadtbuch. I. Liber de Hereditatum obligatione. Herausgeg. von Chr. Reuter, P. Lietz und O. Wehner. Stralsund 1896.

²⁾ 31. Jahresbericht des histor. Vereines für Mittelfranken (1863), S. 8.

In dem Dominikanerinnenkloster in Halberstadt waren 1465 neunundzwanzig Schwestern, und zwar sechs Elsen, fünf Margariten nebst drei Greten, eine Gertrud mit drei Gesen, zwei Kunnen (Kunigunde), zwei Metten (Mechtilde), je eine Agnete, Anna, Barbara, Effemia, Katharine, Lucke (Lutgart), Magdalene (Urkundenbuch der Stadt Halberstadt II, 286).

Es wird wohl nicht uninteressant sein, auch die Namen von Jüdinnen zu lesen, welche in deutschen Städten lebten.

Im Jahre 1270 wurden in Köln urkundlich genannt Aleidis, Betulina, Gela, Guda (zwei), Gutheldis, Hanna, Ioia, Jutta, Micgelgud, Minna ¹⁾.

Aus Wien kann ich aus dem 14. Jahrhundert anführen: Eferl, Hainsuezz, Hester (Istier), Febel (Phebel), Jufika, Lieblein, Perla, Ryssa, Sara, Schendel, Selde, Slaba, Slana, Smezzel, Symcha ²⁾.

Besonders charakteristisch sind die Namen Breslauer Jüdinnen aus den Jahren 1345—1357, auch wegen der Vermengung des deutschen, jüdischen und polnischen Elements: Baczawa, Bogumila, Chaima, Czeslawa, Czorna, Deslawa, Dobruska, Dragana, Duchawa, Vrowde und das gleichbedeutende hebräische Simcha, Golda, Kuna, Lybusch, Malkaym, Nassa, Pechna Pichna, Radachena Radochna, Rosa, Ruetta (Ruth), Salda, Sara, Schideczina, Schona, Schula, Stanka, Swetlicza, Zwza und die nach ihren Männern benannten Danielissa, Lazarissa, Smogelissa ³⁾.

¹⁾ Ennen, Quellen III. 2 f.

²⁾ Schlager, Wiener Skizzen, 1. Reihe, S. 39 f. 2. R. 190 ff.

³⁾ Archiv für Kunde Oesterreich. Geschichtsquellen XXXI, 104 ff. Es sei hier auch auf die Abhandlung von Dr. Zunz, Namen der Juden, verwiesen in desselben Gesammelten Schriften II, 1. 82 (Berlin 1876).

Zweiter Abschnitt.

Die Göttinnen.

Wenn sich die ältesten deutschen Frauennamen als Spiegelungen der höchsten Vorstellungen von dem weiblichen Geschlechte ergeben haben, die in den göttlichen Frauengestalten persönliche Erscheinung gewonnen hatten, so wird es nun nothwendig, uns in den germanischen Himmel selbst aufzuschwingen.

Die ältesten Nachrichten über die germanische Religion und den germanischen Kultus verdanken wir den Römern, vor allen Cornel. Tacitus. Neben den grossen drei Göttern Mercurius, Mars und Hercules oder auf deutsch Wodan, Tius und Thunar weiss er auch von einigen Göttinnen¹⁾, am meisten von Nerthus, wie er sie mit ihrem germanischen Namen kennt, der grossen Erdmutter, *Terra mater*, wie er sie auf römisch erklärt. Er berichtet, dass ihre Verehrung sieben Völker verbinde, die nördlich der Langobarden, also nördlich von der Unterelbe in einem wasser- und waldreichen Lande wohnen. Es ist eine Göttin, die sich mütterlich um ihre Verehrer kümmert und sie besucht. Das geschieht besonders an ihrem grossen Feste, an dem sie von ihrem auf einer Insel des Meeres²⁾ in einem heiligen Walde gelegenen Heiligthum aus, auf einem mit Kühen bespannten verhüllten

¹⁾ Meine Absicht ist durchaus nicht, eine vollständige Mythologie der germanischen Gottheiten weiblichen Geschlechtes hier zu geben, sondern ich will nur das wichtige herausheben.

²⁾ Welche Ostseeinsel gemeint ist, kann man nicht sagen, gewiss nicht das zu östlich gelegene Rügen, wo durch Gelehrte neuerer Zeit der Taciteische Bericht localisirt ward, mit der falschen Namensform Hertha.

Wagen, den nur der Priester berühren darf, einen Umzug durch das Land hält, während Friede und Ruhe in den Völkern herrscht und alle Orte, die sie besucht, von festlicher Freude erfüllt werden. Der Priester bestimmt das Ende des Umzuges und bringt den geheimnissvollen Wagen, nachdem er im Wasser gereinigt und entsühnt ist, an den heiligen Ort zurück. Die Sklaven, welche die Reinigung vornahmen und das göttliche Geheimniss schauten, starben als Opfer der Göttin. Es war ein Frühlingsfest, der Ein- und Umzug der Segen und Gedeihen bringenden Erdgöttin, die sich den Menschen wieder offenbart¹⁾.

Die Völker des Nerthusbundes gehören zu den Ingväonen; Nerthus ist eine Wanin, ein Glied jenes Göttergeschlechts, das wir aus der nordischen Mythologie besser als aus der deutschen kennen. Von der kimbrischen Halbinsel verbreitete sich der Wanenkult über die dänischen Inseln nach Schonen, Schweden und den anderen skandinavischen Ländern; zu welcher Zeit wissen wir nicht, aber vor der Einführung des Wodankults in Skandinavien. Nach dem hartnäckigen Kampfe zwischen der Wodan- und der Wanenreligion, der mit einem Vertrage schloss²⁾, sassen die Anhänger der letzteren vornehmlich in Schweden fest, ohne indessen den Thunarkult (den Thórsdienst) unterdrückt zu haben, den eigentlichen Kult der Nordgermanen.

Den Namen der Nerthus finden wir hier allerdings nicht mehr³⁾, aber dafür den Namen der Freyja, die eine Tochter des Njörðr ist, d. i. des germanischen Nerthus, des Bruders und Gemahls der taciteischen Nerthus. So wie Njörðr durch seinen Sohn Freyr in den Hintergrund gedrängt ward, obgleich auch er noch grosse Verehrung genoss (Vafthrudnism. 38, Grímnism. 16), so war die weibliche Njörðr durch ihre Tochter

¹⁾ Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 567—602.

²⁾ Vgl. meine Abhandlung über den Mythos vom Wanenkriege, in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1890, S. 611—625.

³⁾ Njörðr erhielt in Skandinavien die Skaði zur Gattin, ein Mannweib riesischer Abkunft.

Freyja völlig ersetzt worden. Freyja, die Herrin (ahd. *frouwa*), Freyr der Herr (got. *frauja*), sind im Wesen Wiederholungen der Eltern und nur anders benannt, mit einem allgemeinen Namen, der demüthiger Verehrung entsprang, gleichwie die griechische Persephone die Herrin (*δέσποινα*) hiess und wir noch jetzt Gott oder auch Christum den Herrn zu nennen pflegen.

Was wir aus den altskandinavischen und isländischen Quellen über das göttliche Geschwisterpaar erfahren, zeigt sie als sonnige, Fruchtbarkeit der Erde und Liebesfreude den Menschen spendende, milde Gottheiten. Sie sind reich und verleihen Reichthum. Freyja heisst die goldige (*gullveig*)¹⁾; sie freut sich am Schmuck und trägt ein strahlendes Brustgeschmeide, das brisingamen. Ihr Gatte heisst der Reiche, Óðr, und ihre Tochter Hnoss, das Geschmeide.²⁾ Óðr verliess Freyja und wanderte weit umher und die Göttin weinte ihm goldene Thränen nach. Das ist kürzere Fassung einer aus europäischen Märchenmotiven gebildeten Erzählung, die Saxo Grammaticus, der dänische Geschichtschreiber (um 1200) in seinem Werke (VI, 330—34 Müller) überliefert, und die von Paul Heyse in seiner poetischen Novelle Syriha erneut ist. Die Königstochter Sigrid (Syriha) will nur demjenigen Freier sich vermählen, dem es gelingt, einen freundlichen Blick von ihr zu gewinnen. Othar, dem Sohne Ebbes, glückt das so wenig als anderen und er verlässt sie. Als ein Riese sie raubte, befreit er Sigrid; auch jetzt erhebt sie ihre Augen nicht zu ihm; ebenso wenig dann, als er sie einer bösen Waldhexe entreisst. Sie wandert in Armuth lange herum, bis sie in den Hof von Othars Vater kommt, wo sie trotz der Lumpen als Tochter edler Abkunft erkannt und demgemäss behandelt wird. Othar, der sie erkennt, bittet sie vergebens, den Schleier abzulegen. Da lässt er zur Hochzeit mit einer anderen rüsten und Sigrid muss dem Brautpaare Abends beim Zuge in die Brautkammer die Kerze vortragen. Sie empfindet nicht wie der Lichtstumpf auf

¹⁾ Meine Abhandl. über den Wanenkrieg, S. 619. (S. 9.)

²⁾ In dem alten Lande des Wanenkult, der holstein-jütischen Halbinsel, wie auf den dänischen Inseln hat man reiche antiquarische Goldfunde gemacht.

ihre Hand brennt, aber als Othar sie bittet, die Hand in acht zu nehmen, hebt sie den Kopf und blickt ihn zärtlich an. Da ist das Gelübde gelöst und Sigrid wurde die Gattin 'Othars').

Der Brustschmuck (*men*, germ. *mani*) Freyjas wird von den Mythologen verschieden ausgelegt, bald auf den Mond, die Milchstrasse, den Morgen- oder Abendstern, das Morgenroth, ja selbst auf den Regenbogen. Darin, dass eine glänzende Himmelserscheinung darunter zu verstehen sei, stimmen demnach alle überein. Wenn nun (nach einer viel entstellten Mythe) Loki das Halsband stiehlt und Heimdall ihm dasselbe wieder abnimmt, so ist wohl kein Zweifel, dass das Brisingamen ein grosses Himmelslicht, die Sonne, bedeutet. Loki hat den Schmuck im Meere geborgen und Heimdall holt ihn nach dem Siege über Loki von dort heraus. Im Meere versinkt die Sonne, aus ihm taucht sie wieder auf. Gleich Loki trachten auch die Riesen, die hier als Feinde der Weltordnung erscheinen, nach Freyja mit ihrem Schmuck. Ohne die Sonne muss die Erde vergehen. So wird nach dem Bruchstück in der *Völuspá* (Str. 21) Gullweig (d. i. Freyja) durch den Hohen (d. i. Odin als Unterweltsgott) verfolgt und getödtet; wieder geboren und wieder gestorben, lebt sie dennoch fort und fort. Auch dieser Mythos zeugt für Freyja als Sonnengöttin. Sie besitzt ein Federkleid, durch dessen Anlegung nach naiver uralter Vorstellung sie zu einem Falken wird: sie ist damit als Windgöttin bezeichnet. Und wenn ihr und ihrem Bruder, mit dem sie die meisten Züge des Wesens gemein hat, der Eber heilig ist, so weist das wieder auf die Sonnengottheit hin, deren mythisches Bild häufig das Wildschwein ist, bei der Verhüllung der Sonne in dunkeln Wolken²).

Der Eber galt in unserer alten Poesie als Bild des Helden, und für heldenhaft gelten alle Gestirngötter, denn sie stehen

¹) Eine Untersuchung über dieses Märchen gab Axel Olrik in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, 252—258 (Berlin 1892).

²) Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie (Deutsche Übersetzung). Leipzig 1874, S. 339.

in ewigem Kampfe mit den Wolken und der Nacht und gehen als Sieger daraus hervor. So wird denn auch Freyja mit Grund als kriegerische Göttin genannt. Wenn ihr die Hälfte der gefallenen, die andere dem Odin zugesprochen wird (Grimnism. 14. Gylfaginning c. 24), so weist das deutlich auf den Vertrag zwischen Wanen und Asen (oben S. 26). Und wenn geglaubt ward, dass die Seelen der Jungfrauen nach dem Tode zu ihr fahren (es ergibt sich aus Egilssaga 78, 19)¹⁾, so erweist sich die germanische Freyja, gleich der hellenischen Despoina, auf Grund ihrer Eigenschaft als Erdgöttin auch als Unterweltsgottheit.

Die hohe Bedeutung der Wanengöttin (*Vanadís, Vana-bríðr*) tritt aus allem diesem heraus. Sie ist die grosse weibliche Gottheit der Ingväonen, die bei den anderen Germanen mit denselben Grundzügen und nur mit anderem Namen erscheint, als Frija oder Frigg, die Geliebte oder die Gattin²⁾, nämlich des grossen Volksgottes. Auch hier ist das Eigenschaftswort zum Eigennamen geworden.

Der uralte Germanengott war der leuchtende Himmels-gott, Tiuz (**tjevas, *tevas*), dessen Verehrung ganz besonders von dem Swebenbunde treu bewahrt ward, der aber ursprünglich der höchste Gott aller Germanen gewesen ist³⁾. Ihm wird die grosse Göttin in ältester Zeit vermählt gewesen sein, Frija also zu ihm gehört haben. Wenn wir kein ausdrückliches Zeugnis dafür besitzen, so erklärt sich das aus der früh eingetretenen besonderen Beziehung von Tius auf den Krieg: den Römern erschien er als Mars, den Germanen als

¹⁾ Auch von Gefn, in der wir die gabenselige, milde Eigenschaft Freyjas besonders ausgestaltet sehen, hiess es, dass sie, die jungfräuliche Göttin, alle Jungfrauen nach deren Tode zu sich nehme.

²⁾ Diese Deutungen des Namens aus dem St. *pri*, germ. *fri*, hat schon Pott Etymol. Forsch. 2, 425 gegeben.

³⁾ Auch noch die Tencterer nannten den Mars den *præcipuus deorum* (Tacit. hist. 4, 64), so wie er als *regnator omnium deus*, als das *initium gentis* bei den Semnonen und allen Sweben verehrt worden ist (German. 39).

wigans¹⁾, Kriegsgott. Und wie auf den lateinischen Votivsteinen, die von germanischen Gardereitern, den von Trajan errichteten *equites singulares*, herrühren, dem Mars nach Zangemeisters Beobachtung²⁾ die Victoria beigezelt ist, so wird die Gattin des Tius dieselbe Einengung ihres Wesens erfahren haben und überwiegend zur Kriegsgöttin geworden sein. Da wir nun wissen, dass die Friesen den germanischen Mars besonders verehrten, werden wir die *Baduenna*, deren Hain im friesischen Lande lag und deren Name von *badu*, der Krieg, abgeleitet ist, für die Gefährtin oder Gattin des Tius-Mars halten dürfen.

Durch eine Nachricht über die von einem Theil der Sweben verehrte Isis, die Tacitus (German. 9) gibt, erkennen wir, dass die Bedeutung der Gemahlin des grossen Swebengottes wenigstens landschaftlich noch die alte im 1. Jahrhundert n. Chr. geblieben war. Was der römische Autor von dem fremden Kult der fremden Göttin sagt, ist römische Deutung der Nachricht, dass bei swebischen Völkerschaften eine Göttin durch Opfer verehrt ward, deren Symbol das Schiff war. Das erinnerte ihn oder seine Gewährsmänner an das Frühlingsfest der Isis, das am 5. März in Rom als *navigium Isidis* (Schiff der Isis) begangen ward. Schiff und Pflug sind nun Symbole der germanischen Frühlings- und Sommergöttin, die bei den Festen derselben in festlichen Aufzügen herumgeführt wurden, und so kamen die Römer darauf, diese germanische Gottheit als Isis zu interpretiren. Diese Göttin kann keine andere als Frija gewesen sein, die einzige grosse deutsche Göttin, von der wir wissen. Da die Sweben aber Tiuverehrer waren, ist zugleich Frija als Gemahlin des Tius erwiesen³⁾. Auch

¹⁾ In der Deutung der Inschrift auf der bei Tongern 1855 gefundenen Bronzetafel nehme ich mit Cosijn den Dativ *Vihansae* als Dativ eines männlichen *Wihans*, nach der i-Declination, zu der *ans* gehörte, wie schon der N. Pl. *anseis*, altn. *æsir* beweist.

²⁾ In den neuen Heidelberger Jahrbüchern V. 51.

³⁾ Mit den Attributen der Isis erscheint auf römischen Votivsteinen am Niederrhein, die von Römern und Belgen gesetzt wurden, eine *dea Nehalennia*, die man endlich aus der Liste der germanischen Göttinnen streichen sollte!

die Dienerinnen Vár und Syn der nordischen Frigg deuten auf ihre alte Verbindung mit Tius, dem Dinggott. Aber Tius, der mit dem Gott der Istväonen, dem Wodan, sich in die religiöse Herrschaft über das binnenländische Germanien theilte, trat nach und nach in den Hintergrund. Die Wodanverehrung breitete sich aus und Wodan-Mercurius erhub sich zum Hauptgott zuerst in dem deutschen, dann auch im nordgermanischen Kult. So wird nun auch Frija-Frigg zur Gattin Wodan-Odins.

Ihr Wesen ist dem der Freyja durchaus gleich: auch sie war eine Himmelsgöttin, die segnend und befruchtend auf das Erden- und Menschenleben wirkte. Der Mythos von dem Halsband, den wir bei Freyja kennen lernten, ist vielleicht auch von ihr erzählt worden¹⁾, wenigstens ging in Dänemark eine Sage, dass sie aus allzugrosser Freude am Golde die eheliche Treue verletzt habe (Saxo I, 42). Auch hier wird das Gold, wie bei Freyja, auf die Sonne zu deuten sein, und die Wohnung der Frigg im Wasser (den Fensalir) auf das Meer, worein die Sonne allabendlich zur Ruhe geht, wie der Wanderer abends in seinem Hause. In dem einen Merseburger Zauberliede ist die Wanderin (Sinthgunt) die Schwester der Sunna, die hier neben der Frija auftritt, obgleich ursprünglich beide eins sind.

Für das Wesen²⁾ und die Aeusserungen ihrer Macht sind die Personificationen bedeutsam, die der Frigg in der nordischen Mythologie als göttliche Dienerinnen beigegeben sind: Fulla, die Göttin der Fülle, des Reichthums, die in Deutschland ihr als Schwester beigegeben war (Merseburger Spruch 2); Hlín, die schützende; Gná, die rasche Botin; Sága, die vielkundige Erzählerin, die wie Frigg selbst, im Wasser wohnt und dem Odin täglich erzählt, was sie weiss; Eir, die hilfreiche; Snotra, die kluge; Siðfn, die der Liebe waltet; Lofn,

¹⁾ Müllenhof, Frija und der Halsbandmythus in Zeitschrift f. deutsch. Alterth. XXX, 217—260.

²⁾ Das älteste Zeugniß für den Namen Frija gibt die Übersetzung des lat. dies Veneris in Frijutac, woraus zugleich erhellt, dass die heidnischen Deutschen sie der Venus ähnlich hielten.

die über die Verlöbnisse gesetzt ist, wie Wár über Treue und Eid; Syn, die den Rechtsgang hütet.¹⁾ Es sind das alles nur personificirte Eigenschaften der Frigg.

Ihre Verbindung mit Odin erscheint in der nordgermanischen Mythologie ganz fest; Týr ist hier unbeweibt. Sie sitzt neben Odin auf der Hausbank und schaut auf die Welt herab, gleich der Hausfrau, die das Treiben im Hofe beobachtet. Auch die langobardische Sage schildert sie wie eine menschliche Hausfrau²⁾, an die man sich wendet, um von dem Gemahl etwas zu erreichen: der kluge Rath und die entschlossene That Freas verschaffte den Winilen den Namen Langobarden und als Namensgeschenk den Sieg über die Wandalen (Prolog zum Edict K. Rotharis; Paul. Diakon. 5, 8).

In Deutschland ist Frija (wie der eine Merseburger Segen sie nennt) durch die Sage von der weissen Frau³⁾ in ihrer ältesten Natur bis heute in der Erinnerung geblieben, wenn die Volkssagen auch den alten Mythos nur entstellt und modernisirt überliefern. Die Erlösung der in einen Berg oder eine verfallene Burg gebannten Frau oder Jungfrau durch die unerschrockene That eines Mannes, der dafür einen Schatz gewinnt, geht zurück auf die Mythe von der geraubten und gefangenen Sonnenfrau, die in den Winterwolken verschlossen, durch einen Gott oder einen halbgöttlichen Helden den Winterdämonen entrissen wird; der Schatz des Sommerlebens ist zugleich dadurch gewonnen.

Die Erinnerung an Frija lebt ferner bis in die Gegenwart hinein in den Volksüberlieferungen von einem vielnamigen, geisterhaften weiblichen Wesen, das im Laufe der vielen Jahrhunderte und unter dem Einflusse der Kirche

¹⁾ Wár und Syn sind juristische Personificationen und zeugen auch dafür, dass Frija ursprünglich zu Tius, dem Dinggotte, gehörte.

²⁾ In echter Kyffhäusersage ist die Königin Holle die Wirthschafterin des Kaisers Friedrich: Emil Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen, S. 6.

³⁾ A. Kuhn in der Zeitschrift für deutsche Mythologie 3, 368—392. E. H. Meyer, German. Mythologie 367.

natürlich die alten heren göttlichen Züge meist verloren hat und zu einem Schreckgespenst entartet, aber jedem freien und kundigen Auge hinter dem trüben Nebel noch erkennbar ist. Selbst der Name Frija oder Frigg ist landschaftlich noch erhalten, und die anderen Benennungen werden als Attribute durch das in einer Madrider Handschrift des Corrector des Burchard von Worms erhaltene Friga holda erwiesen. Aus den zahllosen Volkssagen ergibt sich diese geisterhafte Frau, deren verbreitetste Namen Holle und Berchte sind, als eine göttliche Erscheinung, die zu dem Seelen- und Erdenleben in enger, fürsorglicher Beziehung steht. Sie schüttelt den Schnee herab aus den Wolken, sie hilft beim Pflügen und dem Flachsbaue, sie wacht über dem Fleiss der Spinnerinnen.

Eine merkwürdige uralte Überlieferung hat sich am Harz (Lauterberg) erhalten ¹⁾, dass Frau Holle aus dem Flachs, den sie in den Zwölften auf dem Wocken finde, ein Netz spinne, mit dem sie die fange, welche im nächsten Jahr sterben sollen. Hier ist sie Todtengöttin, und zu solcher hat sie sich besonders als Gattin Wodan-Odins entwickelt, der ein Führer der abgeschiedenen, in den Lüften wohnenden Seelen (neben seinen anderen Eigenschaften) war, und nach heute noch geltendem Volksglauben mit der Nachtjagd, dem wüthenden Heer (Wodans oder Wuotans Heer), der wilden Fahre (der wilden Schaar), durch die nächtlichen Lüfte, zu besonderen heiligen Zeiten namentlich, stürmt. Gleich ihm jagt auch Frija mit den Geistern einher (so schon in dem bei Burchard v. Worms gebüssten Aberglauben), oder wenn sie milder auftritt, schreitet sie durch das Land, hinter sich die ungetauft verstorbenen Kinder.

¹⁾ Mittheilung von Herrn G.R. Wilh. Schwartz. Das Netz geisterhafter Wesen ist auch sonst bekannt: Der böhmische Wassermann (Sage aus Moldautein) spannt ein unsichtbares Netz über den Fluss; wer hineinkommt, ist auf ewig verloren (Vernaleken, Mythen und Bräuche in Österreich, Wien 1859, S. 163). Auch in des Strickers Daniel (4128. 7459) ist ein solches Netz gespannt. Vgl. auch Rosenhagen zu Daniel 4128.

Interessant ist die Fortfristung der alten Namen in landschaftlichem Wechsel, den wir von Nord nach Süd durch Deutschland verfolgen können¹⁾.

Den Namen Frie, Frée (man erinnere sich der langobardischen Frea), Fricke²⁾ (altn. Frigg), Frecke finden wir noch auf Rügen, in Pommern, in der Ucker- und Neumark, auch im alten Ostfalen (Halberstadt) festgehalten.

In Mecklenburg, in der Priegnitz und der nördlichen Altmark heisst sie Fru Wod, Fru Goden, Fru Gode, nach ihrem Gemahl, dem Wodan.

In der südlichen Altmark, im Havellande und in Ruppín, in den Jerichowern Kreisen, ferner in der Zauche, im Fläming, auch um Wittenberg und Torgau, ferner im Magdeburgischen und durch Anhalt bis zum Petersberge bei Halle ist die Fru Herke (Harke, Harfe) nicht vergessen.

Weit ist das Gebiet der Frau Holde oder Hulde, gewöhnlich mit Angleichung von *ld* zu *ll*, Holle genannt, die Herrin der Holden, der guten Holden, der elbischen Geister und auch der Seelen der Ungeborenen oder Verstorbenen. Der Name ist bezeugt aus dem südlichen Niedersachsen östlich der Weser, einzeln auch aus Westfalen und dem Magdeburgischen, ferner bekannt aus Hessen, vom Westerwald, aus der Wetterau, aus Thüringen, dem Mansfeldischen, aus dem Vogtlande³⁾ und Schlesien. In Siebenbürgen sind nur geringe Spuren von ihr geblieben.

Aber auch in Tirol erscheint Holle: im Oberinnthal und Ötztal. Im Pusterthal klingt er an in den Hollenleuten (J. Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. A. S. 706).

Der Holde oder Holle ganz gleich ist die Berchte oder Perchte, die am nördlichsten in Theilen Westfalens und im

1) Wir verdanken die Feststellung derselben den hochverdienten verschwägerten Forschern A. Kuhn und Willh. Schwartz. Letzterer, der überlebende, wird über die sichere Überlieferung der neuerdings angefochtenen Namen sehr bald sich äussern.

2) Das *kk* ist = altem *gg* (*ggj*). vgl. altn. *Frigg*, das auf urgerm. *jj* zurückgeht.

3) Köhler, Volksglaube im Voigtlande, S. 476.

Thüringischen Orlagau erscheint ¹⁾, über das altbayrische Land verbreitet ist, auch in Schwaben und im Elsass auftritt; ebenso in Tirol, soweit hier nicht Holle der Name dieser altgöttlichen Erscheinung ist ²⁾. Ihr Wesen deckt sich ganz mit dem der Holle. Wichtig ist, dass sie auch mit dem alten Symbol der Frija, dem Pfluge, auftritt (Börner 113, 126, 133) und dabei von den Heimchen, „weinenden Kindern“, d. i. den Kinderseelen, begleitet erscheint, wie sie auch in Tirol mit den Geistern der verstorbenen Kinder umzieht. Aus dem fortlebenden Volksglauben ergibt sich die heilige Zeit des Mittwinters als ihr besonders heilig; der letzte Tag derselben war ihr geweiht; da kehrte sie (so dürfen wir das alte aus den Trümmern herstellen) von ihren Umzügen, auf denen sie von dem elbischen Gefolge begleitet war, in ihr Heiligtum zurück. Der Name Perchtentag ³⁾ und das zu demselben stattfindende, jetzt fast erloschene Perchtenlaufen oder Perchtenspringen ⁴⁾, bewahrt die Erinnerung. Dass die segnenden, fürsorgenden, mütterlichen Eigenschaften der Frau Berchta und Entstellungen in das Wilde, Gespenstische, Unheimliche in der Volksüberlieferung durcheinandergehn, darf keinen wundern. Aus der Erhaltung des Gedächtnisses an die grosse heidnische Göttin durch weit über tausend Jahre bis zur Gegenwart lässt sich schliessen, wie verehrt und geliebt Frija von dem ganzen Volke der Germanen gewesen ist. Die hehre, holde, glänzende Frau des grossen Volksgottes lebte fort neben der durch die christliche Kirche vergöttlichten Heilandsmutter Maria. Das deutsche Volk kennt sie bis in unsere Zeiten als eine Wolkengöttin, die Schnee und Regen

¹⁾ Gerade aus dem Orlagau hat Börner in seinen Sagen die wichtigsten Perchtamythen geschöpft.

²⁾ Von dem südlichen Eisackthal, wohin sie aus Bayern (Freising) gekommen war, drang sie nach Welschtirol hinab, wo man sie als *Froberte, la donna Berta, la brava Berta* kennt.

³⁾ Es war ein unglücklicher Einfall Schmellers, die Perchta als Personification des Epiphanientages zu nehmen.

⁴⁾ Mannhardt, Wald- und Feldculte 1, 542 ff. Weinhold, Weihnachtsspiele 20 ff.

herabschickt; die als befreite Sonnengöttin mit ihrem Pfluge und Wagen¹⁾ umherzieht und die Felder segnet, den Flachsbau und das Spinnen hütet; die über den Seelen der Menschen waltet und sie aus ihren Brunnen in Kindesgestalt ins Leben schickt, und die Verstorbenen wieder an sich nimmt und an der Spitze der abgeschiedenen Geister durch die Lüfte rauscht.

Wenden wir uns wieder nach den skandinavischen Ländern. Der eigentliche Landgott derselben war der Donnergott, Thonarr oder, wie er nordisch gewöhnlich hiess, Thórr. Als seine Mutter wird Jörd, die Erde, genannt, oder auch Fiörgyn, die Göttin des Gebirges²⁾. Als ein Name der Jörd findet sich nordisch auch Hlóðyn, von dunkler Bedeutung, die man aber kaum der auf lateinischen am Niederrhein und in Friesland gefundenen Votivsteinen genannten dea Hluda (lat. Hludanae) vergleichen darf. Es waren römische Fischereipächter, die diese Steine setzten.

Vermählt ist Thórr mit Sif³⁾, der schönhaarigen Göttin, deren Goldhaar Loki hinterlistig abschnitt. Thórr zwang ihn, einen Ersatz durch die Kunst der Zwerge zu schaffen, die ein neues Haar schmiedeten, das wie natürliches auf Sifs Kopf anwuchs. Das ist der einzige Mythos von dieser Göttin, der sie wohl als eine Erdgöttin darstellt, deren Schmuck zeitweilig vernichtet wird, aber aus dem Erdinnern wieder herauswächst. Der Name Sif wird ein Attribut sein und kann die Erfreuende bedeuten⁴⁾.

¹⁾ Mit dem Wagen zieht Perchte nach Tiroler, Holle nach thüringischer Sage um, gleich der Nerthus.

²⁾ got. *fairguni*, Berg; als Namen deutscher Bergzüge sind aus frühmittelalterlichen Quellen überliefert Virgunnia, Fergunna. Die Bedeutung Regen- oder Wetterwolke hat das Wort im Germanischen nicht gehabt.

³⁾ An einigen Stellen heisst Thórs Gemalin Jarnsaxa, eine Riesin, nach dem dunkeln Felsgebirge genannt.

⁴⁾ O. Warnatsch in den von F. Vogt herausgegebenen Beiträgen zur Volkskunde (Breslau 1896), S. 243, leitet Sif (ein *jô*-stamm) von einem St. **seifan*, von dem got. *sifan*, ags. *sifjan*, *gaudere*, ab-

Eine nordische Göttin ist dann Gefjon, von der (am frühesten in einem Fragment Bragi des Alten) die Mythe ging, sie sei einst aus der Riesenwelt mit einem Pfluge gekommen, vor den sie vier Stiere gespannt hatte. Sie pflügte ein grosses Stück Land ab, das sie Selundr nannte, es trieb westwärts. Ein Wasser aber entstand, wo sie es ausgepflügt hatte. Es ist die in einer Mythe bewahrte Erinnerung an eine gewaltige Sturmfluth und die Seenbildung des Mälar in Uppland (Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde 2, 361). Gefjon muss also eine Meeresgöttin gewesen sein; ihr Name, der mit dem altsächsischen *geban*, ags. *geofon*, die See, zusammenhängt, bestätigt es.

Von ihr zu trennen ist die jungfräuliche Gefn, die nur eine Abspaltung von Freyja ist und sie als die gebende, milde bezeichnet (vgl. S. 29). Auch Idun wird nur eine jüngere Gestaltung der Idee des wieder erwachenden Lebens der Natur sein, das durch die winterlichen Mächte (Thiasi) nur vorübergehend geraubt werden kann. Sie ist also aus Frija entstanden.

Eine Meeresgöttin ist auch Rán, des alten Meergottes Aegir oder Gýmir Weib, schon nach ihrem Namen die räuberische, die Verkörperung der wilden, grausamen, habgierigen Natur der See. Wahrscheinlich bezeichnet sie nur eine Eigenschaft der Gefjon, die, von dieser abgetrennt, eine besondere Personification erfuhr. Die neun Töchter, welche sie mit Aegir hatte, ergeben sich durch ihre Namen als Verkörperungen der Wogen. Rán fischt alle Ertrunkenen mit einem Netze auf und behält sie bei sich. Wer ihr Geld mitbringt, dem ist sie freundlich, denn alle Wassergeister sind habgierig.

Auch der Rán, so wie der Gefjon stellt die deutsche Mythologie nichts gegenüber, und ebensowenig der nordischen Hel, der Unterweltsgöttin, die zu der bösen Sippe Lokis gerechnet ward und in der finstern und kalten Nebelwelt (Nifl-

geleitet sind. — Als Gemahlin des Donnerers könnte sie auch als Gewittergöttin genommen werden (W. Schwartz, Ursprung der Mythologie, S. 144). Allein Thórr ist auch der Gott des Ackerbaues und so scheint die chthonische Natur der Sif vorzuziehen.

heim) einen grossen Hof hatte, darin sie alle aufnahm, die an Krankheit und an Alter starben. Sie ist der Gegensatz zu Frija-Freyja. Keine Mythe geht von ihr, sie ist nur eine Personification des Grabes.

Über dem Leben der Menschen waltet das Geschick, das mit dem Tode des Einzelnen endet. Die Germanen nannten es *Wurth*: in den alten deutschen Dialecten finden wir althochdeutsch *wurt* mit der Bedeutung von Schicksal (*fatum, fortuna, eventus*); im angelsächsischen *wurth* als Verhängniss, Tod, im altsächsischen *wyrð* auch als Geschick, Verhängniss. Der Übergang aus dem abstracten Begriff in ein persönliches Wesen ist altsächsisch und angelsächsisch mehr oder minder vor sich gegangen; am entschiedensten im Altnorwegisch-isländischen, wo aus dem abstracten *urðr, yrðr* die mächtige Gestalt der Norn *e Urðr* herausgewachsen ist, die unter einer der drei Wurzeln des Weltbaums ihren Brunnen hat, zu dem die Götter kommen, Urtheil zu schöpfen. Aber *Urðr* selbst schafft (urtheilt), und auch im deutschen Glauben hiessen die den Nornen verwandten Schicksalsgeister die raschen Schöf-finnen, die gätschepfen (Vintler, Blume der Tugend 7865), denn das Schicksal schafft rasch.

Aus den geisterhaften Wesen, die das Leben des einzelnen Menschen geleiteten, den Folgegeistern (*fylgjur*), wie sie im Norden hiessen, und die aus den Vorstellungen von der menschlichen Seele sich entwickelten, stammen die Schwestern oder Genossinnen der *Urðr*, die Nornen (*nornir*). Das Wort *norn* kommt nur im Altnorwegisch-isländischen vor und ist noch nicht sicher gedeutet. Von drei Riesemädchen, grossmächtigen, spricht die *Völuspá*; an jüngerer Stelle werden die Namen *Urðr, Verdandi, Skuld* genannt und ihre Thätigkeit bezeichnet als Gesetze setzen, das Leben kiesen den Menschenkindern, und das Schicksal verkünden. Sie wirken die Fäden des Lebens, sie spinnen und weben. Und wie das Leben licht und dunkel ist, so sind auch die Nornen günstig und ungünstig den Menschen und die eine namentlich (im Norden *Skuld*) gilt als grimm und böse.

Dass in Deutschland ein ganz ähnlicher Glaube an solche weibliche Geister geblüht hat, beweisen die noch heute in Süddeutschland lebenden Sagen von den drei Jungfrauen. Das früheste Zeugniß gibt, freilich erst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, der Tiroler Hans von Vintler in seiner Blume der Tugend (7863 ff.): „manche Leute haben den Wahn, dass unser Leben die Gâchshepfen geben und dass sie uns hier regieren, und viele Dienern sprechen, sie richten über uns auf Erden“. Das sind also ganz die Nornen. Auch der Name Heilrätin erinnert an isländische Ausdrücke über die Thätigkeit der Nornen.

Was sich ferner aus dem Volksglauben in den altbayrischen Landen Ober- und Niederbayern, Tirol, Oberpfalz¹⁾, sowie aus Mittel- und Rheinfranken und Elsass, auch aus der Schweiz ergibt, bezeugt den Glauben an drei Frauen oder Jungfrauen, die in Berghöhlen und in der Nähe von Gewässern wohnen, spinnen und singen (es ist dabei an Zauberlieder zu denken), Fäden und Seile spannen, auf Leben und Tod der Menschen Einfluss haben, und sich namentlich bei Eheschluss und Kindersegen theilnehmend zeigen. Sie sind die eine weiss, die dritte schwarz.

Von dem festen Glauben an die drei Schicksalsfrauen in Süddeutschland zeugt ihre Aufnahme unter die kirchlichen Heiligen unter den Namen S. Einbet, S. Warbet (Walbet, Vorbet) und S. Wilbet²⁾. Sie wurden zu Gefährtinnen der h. Ursula gemacht, hatten aber das Martyrium nicht getheilt, weil sie zur Pflege der h. Aurelia in Strassburg zurückblieben. Dort starben sie auch nach der Legende und wurden in der Kirche Altsanctpeter bestattet. In Worms, wo sie auch eine alte Verehrung genossen, machte sie die Sage zu Töchtern

1) Vgl. namentlich Fr. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythol. I, 1—209.

2) Fr. Panzer, Bayrische Sagen und Gebräuche I, 6. 23. 31. 69. J. Zingerle, Sagen von Tirol (2 A.) 29—31. 596, und in der Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde II, 323. — Rochholz, Die drei Gaugöttinnen Walburg, Verena und Gertrud als deutsche Kirchenheilige. Leipzig 1870. W. Hertz, Deutsche Sage im Elsass 51.

des Burgunderkönigs Gunther und liess sie von den Hunnen wegen der Treue gegen Christus zu Tode martern. Aus dem alten Bergkloster wurden ihre Steinbilder später in den Hochchor des Doms übertragen. Grosse Verehrung geniessen sie noch heute in Ober- und Niederbayern, namentlich in Schildturn, sowie in Meransen in Tirol. Bei Dürre und in Pest- oder Seuchezeiten werden kirchliche Bittgänge zu ihnen gehalten, sie gelten aber auch in Schildturn als hilfreich bei Unfruchtbarkeit und in Geburten.

In Norddeutschland sind die Sagen von den drei Jungfern sehr verblasst und nicht häufig.

Dass der Glaube an diese Schicksalsgöttinnen auch in England bestund, bezeugen die drei *weirdsisters* in Shakespeares Macbeth und in andern Quellen des 16. und 17. Jahrhunderts, worin sie auch *weirdelves* heissen (J. Grimm, D. Mythol. 378).

An die römischen Parzen, die griechischen Moiren (die im neugriechischen Volksglauben lebendig blieben) brauche ich nur zu erinnern, um damit anzudeuten, dass es nicht bloss im germanischen Wesen liegt, die Schicksalsgeister sich weiblich vorzustellen. Wie die Fäden des Flachses gesponnen und daraus durch knüpfen und schlingen das Gewebe wird, so spinnen sich die Tage einer nach dem andern fort und knüpfen sich an einander, bis das Leben fertig ist. Oft bricht der Faden ab, wie das Leben jäh abreisst. Aus solcher Vergleichung entstand das Bild der Schicksalsspinnerin „und Weberin“ ¹⁾, natürlich nicht die Idee des Schicksals selbst.

Wir dürfen für die germanischen Schicksalsfrauen auch nicht auf die hohe Schätzung des ahnungsvollen und weisen Theils der Frauennatur besonderes Gewicht legen, da diese dämonischen Wesen nicht bloss germanisch sind. Die bedeutendste, Wurd, ist eine Personification der aus der Erfahrung erwachsenen Idee vom dem tragischem Menschenlose,

¹⁾ In dem Corrector des Burchard von Worms XIX, c. 5, ist eine der Beichtfragen an Frauen, ob sie beim Weben Zaubersprüche gebraucht, um Unheil anzurichten (Friedberg. Aus deutschen Bussbüchern, S. 85).

vom Entstehn und Vergehn. An sie schlossen sich (damit kehren wir zum Ausgang zurück) zu dieser Idee sich leicht fügende geisterhafte Wesen an.

Der erste Merseburger Zauberspruch ¹⁾ schildert in seinem epischen Theil die Thätigkeit überirdischer Frauen, Idisi genannt, die auf einem Schlachtfeld sich hier und dorthin niederliessen (aus den Lüften kommend) und in drei Scharen thätig sind: die einen legen Fesseln an, die anderen werfen sich den Feinden entgegen, die dritten lösen die Bande des Gefangenen, und der Lösungsspruch wird gesprochen: entspring den Haftbanden, entflieh den Feinden!

Die Idisi sind also Frauen des Walfeldes, und ihre Thätigkeit ist nur eine Übertragung in die mythische Welt von dem, was die Griechen und Römer von der Theilnahme der germanischen Weiber an den Kriegsfahrten der Männer erfahren hatten.

Während der Schlachten stunden Weiber, Mütter, Schwestern und Kinder hinter den Reihen der Kämpfer (Germ. c. 7). Es geschah, um die Tapferkeit anzufeuern und die Feigheit zu beschämen (Tac. hist. IV, 18). Als die Völker des Ariovist in der Schlacht gegen Cäsar vorrückten, flehten sie die Frauen von der Wagenburg herunter, weinend und mit ausgebreiteten Armen an, sie vor Gefangenschaft zu schützen (Cäsar, b. gall. I, 51). Als der Tag der Entscheidungsschlacht für die Wandalen kam, liess König Gelimer die Frauen mit den Kindern und allen Schätzen in die Wagenburg mitten in der Aufstellung des Heeres bringen, um die Männer hierdurch zum äussersten Widerstande zu treiben (Procop. b. vandal. II, 2).

In den Schlachtruf der Männer mischte sich das ermunternde Geschrei der Weiber (Tacit. hist. IV, 18). Wandte sich das Gefecht unglücklich, wichen die ihren, so warfen sich die Frauen den Männern entgegen und beschworen dieselben, sie vor Gefangenschaft zu bewahren. Dadurch

¹⁾ Aus dem 9. Jahrhundert überliefert durch Eintragung in eine Merseburger Handschrift.

ist, wie Tacitus sagt, manche Schlacht den Germanen gerettet worden (Germ. 8). Ergreifendes erzählt Plutarch im Leben des Marius von den Entscheidungsschlachten gegen die Ambronon und Kimbern. Als die Ambronon in der Schlacht bei Aquae Sextiae zurückwichen, stürzten sich ihre Weiber und Schwestern von der Wagenburg mit Schwertern und Beilen auf die fliehenden und trieben sie gegen die Römer. Im wüthenden Handgemenge mit den Feinden fielen die Frauen (c. 19). Und ebenso warfen sich die Weiber der Kimbern auf die weichenden Männer, Brüder und Väter, hieben auf sie ein, erdrosselten dann, als alles verloren war, ihre Kinder und mordeten sich selbst (c. 27). Unerschrocken zogen die Germaninnen den Tod der Gefangenschaft vor. In dem Kriege Caracallas waren viele chattische und alemannische Frauen gefangen worden. Sie durften zwischen Knechtschaft und Tod wählen, viele wählten den Tod. Als sie aber doch sämmtlich zum Verkaufe als Slavinnen abgeführt wurden, tödteten sich manche selbst und ihre Kinder (Dio Cass. 77, 14).

Da nimmt es nicht Wunder, wenn wir von Frauen lesen, die unter den Männern mitstritten. In dem ersten Feldzuge Marc Aurels gegen die Marcomannen fanden die Römer auf dem Schlachtfelde die Leichen bewaffneter Weiber (Dio Cass. 71, 3). In Aurelians Triumphzug wurden zehn Gotinnen aufgeführt, die mit den Waffen in der Hand gefangen waren; weit mehr waren in den Schlachten gefallen (Flav. Vopisc. vit. Aurel. c. 34).

Die römischen und griechischen Historiker erzählen also von den germanischen Frauen das, was die Mythen auf die Idisi, die Walküren, die Helm- und Schildmädchen Wodans, übertragen hatten. Die Folge war, dass die Amazonen von den Geschichtschreibern der späteren Zeit und des Mittelalters mit den tapferen Gotinnen in Verbindung gebracht wurden¹⁾. Selbst der Langobarde Paul Warnefrids Sohn erwähnt das Gerücht, dass im innern Germanien ein Amazonenvolk lebe (Paul. Diac. hist. Langob. I, 15).

¹⁾ Jordan. Getic. c. 7. 8. Procop. b. got. IV, 3. Eckehard. chron. bei Pertz, Monum. VIII, 120 f.

Die Idisi entsprechen den nordischen Walküren, aber der Name dieser lässt sich aus Deutschland nicht nachweisen. Doch die Spur eines verwandten gibt das ostfriesische Wort *walrider* für den Nachalp¹⁾, eigentlich der Todtenreiter, wie die Walküre die Todtenkieserin ist, und zwar eine reitende. Es liegt also sehr nahe, Walreiterin als deutschen engeren Namen neben den allgemeineren idis (oder itis, Frau, Jungfrau überirdischer Art) zu fügen.

Die skandinavischen Walküren (*Valkyrjur*²⁾ sind in ihrem Grundwesen mit den deutschen Idisi durchaus verwandt, sie haben sich aber mit dem Odinsdienst in der Wikingerzeit eigenthümlich entwickelt³⁾. Sie wurden zum kriegerischen Gefolge Odins, zu seinen Schildmädchen (*skjaldmeyjar*), Siegmädchen (*sigrmeyjar*); und weil der Sieg der Männer Wunsch ist, seinen Wunschemädchen (*óskmeyjar*). Er sendet sie aus, seinen Willen in den Schlachten zu vollführen, den Gang des Kampfes zu leiten, den Sieg zu bestimmen, diejenigen mit der Waffe zu zeichnen, welche fallen sollen, und die dem Tode bestimmten nach Valhöll, der Halle der vornehmen Todten⁴⁾, zu geleiten. Auch eine Vorbereitung des Ausganges der Schlacht ist ihnen übertragen, wie aus der Erzählung in der Níalssaga (c. 158) zu schliessen ist. Unmittelbar vor der blutigen Schlacht bei Clontarf (23. April 1014), die zwischen den Nordmännern und dem irischen Oberkönig Brian stattfand, beobachtete ein gewisser Dörruðr zu Catanes (Caithness) durch ein Fenster die Webearbeit von zwölf Walküren. Därme von Menschen waren Schuss und Einschlag, Pfeile bildeten den

¹⁾ Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen, Nr. 338, 358, und Doornkaat Koolman, Ostfries. Wörterb. III, 502 f.

²⁾ Von Dänemark aus nach England übertragen, *wālcyrigean*.

³⁾ L. Frauer, Die Walkyrien der nordgermanischen Götter- und Heldensage. Weimar 1846. W. Golther, Studien zur germanischen Sagengeschichte. 1. Der Valkyrienmythus. München 1889. Hartland, The Science of Fairy Tales. Ch. X. XI. London 1891.

⁴⁾ Todtenwählerin bedeutet *valkyrja*; *valr* (m.) Tod, die Menge der Todten, namentlich auf dem Schlachtfelde. Die Walküren nehmen die dem Schlachtengotte gelobten und gebrachten Menschenopfer in Empfang.

Kamm, Schwerter das Blatt, Menschenköpfe hingen als Gewichte am Webebaum. Die Frauen sangen dazu düstere Weisen und bestimmten aus dem Gewebe den Lauf und Ausgang der Schlacht.

Als Namen von Walküren werden genannt Geirdriful, Geirþul, Geirskogul, Geirahöð, Goll, Gøndul, Gunnr, Herfiotr, Hildir, Hialmprimul, Hiorprimul, Hlōck, Hōlk, Hrist, Hrund, Mist, Rādgrid, Randgrid, Reginleif, Sigrdrifa, Sigrún, Skeggöld, Skuld, Skogul, Sveið, Svipul, Þogn, Þryma, Þrúðr: Namen, die sie als gottgeborene, kräftige und zauberreiche, waffengeschmückte, Fesselung und Lähmung bringende, das Geschick entscheidende Frauen des Krieges bezeichnen. Aus der Helden-sage kennen wir die Walküren Brynhildr, Sigrdrifa, Grímhildr, Sigrlinn, Sigrún, Svanhvít, Sváfa.

In Valhöll¹⁾ kredenzen die Walküren den Helden den Metbecher, des Amtes als Dienerinnen des göttlichen Wirtes waltend. Auch Liebschaften entspannen sich zwischen ihnen und den seligen Kämpen²⁾. Manche ist auch, wenn sie an einem Waldsee zum Bade das Vogelgewand abgelegt hatte, in dem sie zu Schwänen oder Krähen wurde, in die Gewalt der Männer gekommen und darin geblieben, bis sie das Federkleid wieder erlangte und als Vogel entfloh. Die Grenzen zwischen dem göttlichen und menschlichen verschwimmen hier, wie bei den unteren Gottheiten und den Heroen überhaupt. Die Frauen der Wolsungen- und Helgisage: Signý, Brynhildr, Guðrún, Sváfa, Kára verrathen durchaus ihren übermenschlichen Ursprung. Der Glaube scheint auch geherrscht zu haben, dass männergleiche Heldinnen, wie es deren genug in der Wikingerzeit gab, Walküren werden konnten; ebenso dass Walküren bleibend im Gefolge berühmter Könige zogen. Sigrun, Hagens Tochter, ist ganz Walküre, obschon sie in

¹⁾ Eigentlich die Todtenhalle, aber von den Odinsgläubigen und den Dichtern zur glänzenden Königshalle ausgestaltet, die nur vornehme Todte, die durch die Waffen fielen, aufnahm.

²⁾ Die vedischen Apsaras, die Göttermädchen, die gleich den Walküren Schwangestalt annahmen, stehn selbst zu Indra in sehr vertrautem Verhältniss.

menschlichen Verhältnissen steht. Als Guðrun den Atli mit seinem ganzen Hofgesinde aus Rache in der Halle verbrennt, sterben auch Walküren (skialdmeyjar) in der heissen Lohe (Atlaqu. 45). In der Bravallaschlacht kämpfen die Schildjungfrauen Wisma, Heiðr und Vebiörg auf Seite des Dänenkönigs Harald Hilditönn und sind die Führerinnen dreier Heerhaufen¹⁾. Die romantischen Sagen von Hervör Angantýrs Tochter und Hervör Heiðreks Tochter²⁾, ihrer Enkelin, wurzeln in wirklichen Zuständen der Wikingerzeit, die mit dem Ende des 8. Jahrhunderts begann. Die Norweger nahmen ihre Frauen mit auf die kriegerisch-räuberischen Seefahrten und bewaffnete Mädchen (skialdmeyjar) haben an den Kämpfen wirklich theilgenommen (Joh. Steenstrup, Normannerne 2, 127).

Die Walküren werden als schöne Mädchen geschildert; weiss, glänzend wie die Sonne, von strahlendem Antlitz, goldgeschmückt heissen sie; dabei sind sie wissend und weise. Mit Helm und Schild, in fester Brünne, von Blitzen umspielt, reiten sie durch die Lüfte und über die Wasser. Schütteln sich die Rosse, so fällt von den Mähnen fruchtbarer Thau in die Thäler und Hagel auf die Wälder. Sie erscheinen zu drei, sechs, neun, zwölf und dreizehn.

Hat auch der Krieg in der nordischen Vorstellung das Wesen der Walküren ganz durchdrungen, so sind doch noch Andeutungen der alten elementaren Natur dieser dämonischen Mädchen in dem Thau und Hagel geblieben, den ihre Rosse abschütteln. Denn sie sind ursprünglich Geister der Wolken³⁾, die vom Wind gejagt über Land und See fliegen, Boten des Sturmgottes, leuchtend in den Blitzen, rasselnd in dem Donner.

Es hat sich ein sehr altes angelsächsisches Beschwörungslied gegen den Hexenschuss und Rheumatismus erhalten⁴⁾, das die Luft- und Wolkenfrauen bewaffnet vorführt und Pfeile und Speere sendend auf die Menschen; das Spell soll die Eisen

1) Sagabrot of fornkonungum, c. 8.

2) Hervararsaga, c. 6. 7. 18.

3) Eine Walküre heisst Mist, Nebel.

4) J. Grimm, Deutsche Mythol. 1191. 2. A. Grein-Wülcker, Biblioth. d. angels. Poesie, S. 317.

wieder her austreiben, bei Anwendung zugleich einer Salbe, die aus Butter und den Kräutern Febrifugia, rothe Nessel und Wegebrette gesotten ist.

„Laut waren sie, ha! laut, da sie über den Hügel ritten, waren einmüthig, da sie über Land ritten. Schirme du dich nun, der du von diesem Hass genesen willst: heraus, kleiner Speer, wenn er drinnen sei! — Ich stund unter Deckung, unterm hellen Schilde, da die mächtigen Weiber ihre Schar ordneten und ihre gellenden Gere entsandten. Ich will ihnen einen andern wieder senden, den fliegenden Pfeil von vorn entgegen: heraus, kleiner Speer, wenn er drinnen sei! — Es sass ein Schmied, schlug das kleine Messer heraus, kleiner Speer, wenn er drinnen sei! — Sechs Schmiede sassen, fertigten Todesspeere. Heraus Speer! nicht sei drinn, Speer! Wenn hierin sei des Eisens Theil, es soll schmelzen! — Wenn du wärst in die Haut geschossen oder in das Fleisch oder in das Blut, oder in die Glieder geschossen, nimmer sei dein Leben getroffen! Wenn es sei der Ansen Geschoss oder der Elben Geschoss oder sei der Hexen Geschoss: nun will ich dir helfen. Dies sei dir zur Heilung des Ansen Geschosses, dies für das Elben Geschoss, dies für das Hexen Geschoss: ich will dir helfen. Entweich ins Gebirge . . . helfe dir der Herr!“

Wenn eine weisse Wolke am Horizont aufsteigt, fragt der Esthe: „Welcher weisser Schwan fliegt in die Höhe?“¹⁾ Dieser bildliche Ausdruck erklärt aufs einfachste die elbischen Mädchen, die Schwanengestalt annehmen, als Wolkengeister. Legen sie die Verwandlung wieder ab, so stehn sie, nach dem durchgehenden Gesetz der Körperversandlung, das bei allen Völkern gegolten hat, in nackter menschlicher Gestalt da. Viele Sagen²⁾ erzählen davon, wie sich ihrer dann Heroen oder menschliche Männer bemächtigen und sie einige Jahre besitzen, bis das Schwanmädchen, d. i. die Wolkenfrau, wieder in ihr Reich entflieht. Dieses Wolkenreich ist zugleich das

¹⁾ Castreen, Finnische Mythol. 71.

²⁾ Grimm, Mythol. 398. fl. A. Kuhn, Westfäl. Sagen 1, 219.

Reich der vom Menschenleibe gelösten Seelen. In der Schwanrittersage¹⁾ liegt dafür ein bekanntes Beispiel vor: die geheimnissvolle Heimat Lohengrins ist die Todtenwelt.

Die Verbindung der elbischen Geister mit den Menschen ist in dem Alp- oder Martenglauben noch heute festgehalten. Im Volke lebt jetzt noch die Meinung, diese oder jene Frau, dies oder das Mädchen müsse in der Nacht in irgend welcher Gestalt als Alp oder Mart umwandeln. Der Leib liege inzwischen steif, die Seele schlüpfe aus ihm und suche andere Menschen auf und ängstige sie. Vermöge der beängstigte Mann den Alp zu fassen oder festzuhalten, so wandle sich dieser in ein nacktes Weib, werde also wieder was er war. Hier tritt ebenso wie im Hexenglauben die enge Berührung mit den Wolken- oder Schwanfrauen heraus.

Die Übergänge zwischen den einzelnen Arten der Elbinnen sind überhaupt unmerkbar. Wie sich die Wolken auf den Bergen und den Wäldern gern niederlassen und dann wieder in die Höhe schweben, so berühren sich die Wolken- und die Waldfrauen und die Elbinnen der Berghöhen sehr nahe. Die Wolken sind die Vermittler zwischen Himmel und Erde, zwischen dem göttlichen und menschlichen Reich. Die elbischen Mädchen begehren nach Verkehr mit den Männern der Menschen und bethören sie leicht, denn sie verwirren die Sinne, und die Berührung mit der Geisterwelt bringt Unheil. Die lieblichsten von ihnen sind die säligen (saligen) Fräulein der deutschen Alpen, auch Wildfrauen genannt, weise gütige Mädchen, die in den Felshöhlen wohnen, die Thiere des Gebirges schützen, schön singen und mit den Hirten gern verkehren.

Die Baumgeister bilden wieder für sich eine Schar; die einen von ihnen sind riesige Weiber, oder wenigstens mit Flechten und Moos bewachsenen Bäumen gleiche, rauhe und starke Geschöpfe; die andern ein zwerghaftes Völkchen, das

¹⁾ W. Müller, Die Schwanrittersage, in Pfeiffers Germania 1, 418—440.

von dem Sturm gerüttelt und verfolgt wird: die Holz-, Busch-, Loh- oder Moosweiblein¹⁾.

Die allgemeinen Eigenschaften der Elben tragen auch die Wasserfrauen, die Nixen, denen in der Regel das Wilde und Grausame der männlichen Wassergeister nach der Volks- sage nicht anhaftet. Es sind schöne, wohlgebildete Mädchen²⁾, die wie alle Elbinnen Gesang und Tanz lieben, unter die Menschen kommen, gern Liebschaften anknüpfen, die aber weder ihnen noch den Jünglingen Glück bringen. Wie allen Wassergeistern war auch diesen Nixen die Gabe der Weis- sagung verliehen.

Das Verlangen nach dem Verkehr mit den Menschen führt die Waldelbinnen nach Tiroler Sage oft in die Häuser und Höfe der Menschen, wo sie allem Segen bringen und rüstig schaffen, bis sie plötzlich in ihre Welt zurückgerufen werden.

Wenn in Süddeutschland den Holz- und Waldfräulein ein Ährenbüschel auf dem Felde stehn gelassen wird, so sehen wir den Übergang der Wald- in die Feldgeister. Das Oberhaupt derselben ist die Kornmutter (Kornwif, Roggen- mæme), die in sehr verschiedenen Gestalten geschildert wird³⁾, ihre echte göttliche Erscheinung aber hat, wenn sie als hohe weisse Frau durch das wogende Getreide schreitet. Sie ist die segnende grosse Erdgöttin. Gute Ernte oder Hungersnoth hängt von der Gunst der Feldgeister ab. In der Regel sind sie gute Geister, wie schon ihr alter Name Bilweisse (bilvite) bezeugt, der freilich später auf schädigende Wesen übertragen worden ist.

¹⁾ Über die Waldgeister W. Mannhardt, Wald- und Feldculte 1, 72—154. Berlin 1875.

²⁾ Über die Körpergestalt der Nixen s. meine Abhandlung in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde V, 121—133: Beitrag zur Nixenkunde, S. 122.

³⁾ Mannhardt, Die Korndämonen. Berlin 1868. Roggenwolf und Roggenhund. Danzig 1866.

Unter den eigentlichen Hausgeistern, den Kobolden, tritt das weibliche Geschlecht merkwürdigerweise ganz zurück. Sie sind Herdgötter und damit Feuerelben.

Nur in dem Schlangenpaar, das als Schutzgeist im Hause wohnt, ist das weibliche Geschlecht nicht zu leugnen. Es sind die Seelen des Ahnherrn und der Ahnfrau des Geschlechts, die in dem Hause der Familie blieben.



Dritter Abschnitt.

Die Priesterinnen, weisen Frauen und Hexen.

Aus der Fülle der mythischen Bildungen unseres Alterthums haben wir nur die Göttinnen herausgehoben, um an ihnen die germanische Vergöttlichung des weiblichen Wesens zu erkennen. Aber das Religiöse dürfen wir nicht bloss in der Apotheose des Menschlichen berühren, sondern auch insoferne die Frauen im Dienste des Göttlichen thätig sind oder aus dem Menschlichen hinaus in das Übersinnliche streben. Die Priesterinnen, dann die weisen Frauen heidnischer und christlicher Zeit verlangen Betrachtung, und das Hexenwesen knüpft sich an.

Die Germanen hatten keinen besonderen Priesterstand wie die Gallier. Jeder Hausvater vollzog die Opferungen, Losungen und Gebete für sein Haus, wie er die Rechte desselben übte und die darauf ruhenden Pflichten erfüllte. Die Heiligthümer der Dorfgemeinde, des Gaus, des Staates pflegten die gewählten Vorsteher und leiteten die gottesdienstlichen Handlungen. Allerdings erwähnt Tacitus der sacerdotes: so bei der Losung in öffentlichen Angelegenheiten (Germ. 10), bei der Wahrnehmung der Strafgewalt über die unter Gottesfrieden stehende Volksversammlung und über das zum Kriege ausziehende Volk (Germ. 7. 11). Er nennt auch einen Priester bei dem Heiligthume der Nerthus und für den Dienst der narvalischen Alcis (ebd. c. 40. 43). Wir haben darunter aber stets einen princeps im priesterlichen Amte zu verstehn. Während im Kriege z. B. die meisten principes die militärischen Führerstellen versehen, empfangen andere die wichtige

Aufgabe, den Göttern für den Sieg zu opfern, die heiligen Feldzeichen zu hüten und den Gottesfrieden, welcher über dem Volke in Waffen lag, gegen jede Verletzung durch Handhabung der Strafgewalt zu schützen. Ein solcher princeps in priesterlichem Amt und wohl auch mit priesterlichen Abzeichen war jener Libes, „der Priester der Chatten“, wie Strabo (VII, 1) ihn nennt, der ihn unter den vornehmsten Germanen im Triumphzuge des Germanicus aufführt. Er war augenscheinlich als Oberpriester des chattischen Heeres gefangen worden.

Auffallen mag, dass bei den Burgunden im 4. Jahrhundert neben dem König, der bei Misswachs oder bei Kriegsunglück vom Volke abgesetzt wird, ein unabsetzbarer Oberpriester unter dem Titel der Älteste (*sinistus-sinista*) erscheint (Ammian. Marc. 28, 5). Das ist die selbständige Abzweigung der sacralen Amtsbefugniss des Königs, die das Volk nicht den Zufällen unterwerfen wollte. In Norwegen und Dänemark sind nun auch in den letzten Zeiten des Heidenthums neben den Fürsten und Heradskönigen, die den Opferdienst für ihre Landschaft zu verrichten hatten und den Haupttempel derselben besaßen, angesehene Männer nachweisbar, die ihre eigenen Tempel hatten, und als sie nach Island auswanderten, die leicht abzubrechenden Bauten mitnahmen und drüben wieder aufrichteten. Ein solcher Tempelbesitzer sammelte um den heiligen Hof als Priester (*goði*) desselben bald eine Tempelgemeinde. Zu seinem Priesterthum fügten sich bald die weltlichen öffentlichen Rechte und Pflichten über den Bezirk, das *godord*, so dass auch in dieser nördlichen Colonie die uralte germanische Verbindung des priesterlichen und des obrigkeitlichen Amtes sich neu vollzieht¹⁾.

Die norwegisch-isländischen Quellen wissen aber auch von Priesterinnen, Tempelpriesterinnen (*gyðjur*, *hofgyðjur*) neben den Priestern. Wenn wir von der Freyspriesterin im

¹⁾ K. Maurer, Bekehrung des norweg. Stammes zum Christenthum 2, 209—220. — Zur Urgeschichte der Godenwürde, in Zeitschr. f. deutsche Philol. 4, 125—130.

schwedischen grossen Freystempel absehen, einem jungen Mädchen, das des Gottes Weib (Freys kona) hiess und mit dem Götterbilde zu den Opferschmäusen an den Freysfesten zog (j. Olafs s. Tryggvas. c. 73), so werden diese priesterlichen Frauen wohl nur für gewisse Dienste befugt gewesen sein, besonders für den Opferdienst in den Höfen der Göttinnen ¹⁾.

Für Deutschland müssen wir über die priesterlichen Frauen dasselbe sagen. Wo sie erscheinen, ist ihr Amt beschränkt: sie nehmen die Weissagung vor durch Losung, durch Deuten der Erscheinungen im Opferblute und durch die anderen dazu üblichen Mittel, um so mehr als die Germanen dem ganzen weiblichen Geschlecht die Gabe der Prophetie zuerkannten (German. 8).

Unter Kaiser Vespasian war den Römern die Bructerin Vele da bekannt worden, die weithin hoch geehrt ward, nachdem sie die Vernichtung der römischen Legionen durch die Bataver vorausgesagt hatte. Sie wohnte in einem Thurme, und zeigte sich den Abgesandten der umwohnenden Stämme nicht selbst; einer ihrer Verwandten vermittelte Frage und Antwort. Man ehrte sie durch freiwillige Geschenke. Vornehme Gefangene, besondere Triumphstücke der Beute, sandte man ihr zu. Die Römer selbst verschmähten nicht, sich an sie zu wenden und sie aufzufordern, ihren Einfluss auf die Deutschen zur Beilegung des Krieges zu verwenden. Sie soll schliesslich von den Römern gefangen worden sein ²⁾.

Als eine ältere berühmte Seherin nennt Tacitus (Germ. 8) die Albrûna, die wahrscheinlich in den Feldzügen unter Drusus und Tiberius ihr Ansehen erwarb ³⁾. Unter Domitian stund Ganna bei den Semnonen in hohen Ehren (Dio

¹⁾ Finnur Jónsson in der mir gewidmeten Festschrift (Strassburg 1896, S. 19.

²⁾ Tacit. hist. IV, 61. 65. V, 22. 24. Stat. sylv. I. 4. 90. Den Namen Vele da hat Müllenhoff, Zur Runenlehre, S. 55, als das Appellativ *vilida* (altnord. *vild*) Wohlwollen, Gnade gedeutet.

³⁾ Müllenhoff a. a. O. 51. 53.

Cass. 67, 5). Später hat bei den Langobarden nach dem sagenhaften Bericht über den Ursprung des Volkes G a m b a r a durch Weisheit und Voraussicht grossen Einfluss geübt.

Das sind berühmte Namen einzelner. Aber dem ganzen weiblichen Geschlechte wohnte nach dem Glauben der Deutschen prophetische Gabe bei (Germ. 8). Cäsar erzählt (b. gall. I. 50), dass die deutschen Hausmütter durch Losung und prophetische Kunst erkunden mussten, ob ein Treffen zu liefern sei oder nicht. Strabo (VII. 2) entwirft ein lebendiges Bild von den kimbrischen priesterlichen Wahrsagerinnen, die das Heer begleiten. Es sind grauhaarige, barfüssige Weiber in weissen Kleidern, die eiserne Gürtel umschliessen, mit Mänteln von feinem Linnen. Sie führen die Kriegsgefangenen zu einem grossen ehernen Kessel und durchschneiden ihnen über demselben die Kehle. Aus dem Blute, das in den Kessel strömt, weissagen sie. Andere prophezeiten aus den Eingeweiden den ihnen den Sieg. Während der Schlacht schlugen sie auf die abgenommenen Deckfelle der grossen Wanderwagen und machten damit gewaltigen Lärm, der die bösen Mächte abwehren sollte.

Ein paar Jahrhunderte später erzählt Eunapius (Excerpt. ed. Bon. 82) von den Westgoten, die in das römische Reich einbrachen, dass jeder Stamm (*φυλή*) die Heiligthümer aus der Heimat mit sich führte, sammt den Priestern und Priesterinnen derselben. Diese gotischen Priesterinnen (*λέραιαι*) werden wir aus den kimbrischen Seherinnen (*προμάντις*) erklären dürfen: es sind die Wahrsagerinnen, die über Wagen und Gewinnen im Kriege ihre Stimme gaben, während die Priester jene Häuptlinge sind, denen der grosse Opferdienst oblag, die Götterbilder, die heiligen Zeichen während des Kriegszuges anvertraut wurden und die den Gottesfrieden zu wahren hatten.

Mit dem Christenthum verschwanden die heidnischen Priester und Priesterinnen von Staatswegen. So wie nur allmählich der neue Glaube sich der Herzen bemächtigte und die Kirchenlehre sehr langsam zum inneren Besitz selbst der Gebildeteren ward, so wurden auch die altererbten religiösen

Riten lange noch festgehalten. Was die Kirche nicht ihren Ceremonien anglich, erhielt sich als verweltlichte Sitte oder als abergläubischer Gebrauch, bei dem die Frauen, in Fortsetzung priesterlichen Amtes und zu geheimem zauberischem Werk besonders geeignet und geschickt, stark betheiligt waren¹⁾. Die Verbote der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, die Beichtspiegel und Bussordnungen richteten sich häufig gerade gegen die Weiber.

Es gab viele in den germanischen Ländern, die im Rufe der Kenntniss der Kräfte von Worten und Dingen und der Kunst sie zu brauchen stunden. In Skandinavien hiess ein solches Weib, das mehr wusste und konnte als andre, *völva*²⁾, *spákona*, *galdrakona*, *seiðkona*, und dasich hier alles im volleren Zusammenhange erkennen lässt, als in den zerstreuten Bemerkungen der deutschen älteren Quellen, so wollen wir von diesen skandinavischen weisen Frauen ausgehn.

Zunächst ist festzuhalten, dass den bedeutenderen *völur*, namentlich der älteren Zeit, jenes *sanctum et providum* innewohnt, von dem Tacitus spricht: die Gabe der Voraussicht in den Gang des Naturlebens und in das Geschick der Menschen und Völker. Sie schauen die Zukunft in Gesichtern und Träumen; da, wo ihre Verkündigung besonders gesucht wird, unter Gebeten zu der Gottheit. Ein uraltes germanisches Mittel zur Erforschung des in der Zeit Verhüllten war das Losen, d. h. das Werfen von geschnittenen Holzstäbchen, die mit bedeutsamen Zeichen (Runen) beritzt waren. Entweder gab der Wurf an sich schon deutliche Entscheidung, oder die Zeichen bedurften noch besonderer Deutung. Die Gebete, die dabei an die Götter gerichtet wurden, erbaten die Erfüllung des durch die Losung Erforschten. So bekam das Wort *Los* (altnord. *hlaut*) neben der Bedeutung Losstäbchen den des

¹⁾ Belege der Fortdauer uralter Gebräuche, bei denen die Weiber mit Losung, Segnung und Zauber beschäftigt sind, gibt meine akademische Abhandlung *Zur Geschichte des heidnischen Ritus*. Berlin 1896.

²⁾ *völca* (*valva*) die Stabträgerin, von *valr*, dem beim Seid gebrauchten Zauberstabe: Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde* 5, 42.

wunderbaren Zeichens, des übernatürlichen Mittels. Das Zeitwort *losen* bedeutete ausser das Los werfen und durch das Los erhalten: die Zukunft erforschen, zaubern¹⁾. Denn die Erforschung der Zukunft war stets mit der Absicht verbunden, auf die Wendung der Dinge durch göttliche Kraft einzuwirken. Alle jene Frauennamen, in denen das Wort *rûn* erscheint, bezeichnen Weiber, welche Weissagung und übernatürliche Kräfte üben.

Es gab zwei Weisen, über menschliche Art hinaus auf lebendes oder todes zu wirken²⁾. Das eine, mehr geistige Mittel, war der *galdr*, das Sprechen einer Formel in gebundener Rede, die ursprünglich ein Gebet um Gewährung des Wunsches war und später zum Beschwörungs- und Zauberspruche ward. Verbunden war damit die Einritzung einer oder mehrerer Runen. Sie blieben als festigende Zeichen des *galdr* auf den zu schützenden oder zu kräftigenden Gegenständen. Der *galdr* half gegen allerlei Gefahr, feite die Waffen, sprengte Fesseln, heilte Wunden und Krankheiten, wandelte Feindschaft in Freundschaft, erweckte Liebe, beschwichtigte die Elemente, lenkte die Winde, wohin man wollte, beschwor die Todten.

Die zweite Art war der *seiðr* (Zeitwort *sida*; *efna*, *fremja*, *setja seið*). Es ist der eigentliche Zauber; über seine Ausübungsweise ist aber wenig bekannt. Zu den Zaubersprüchen kamen mancherlei Gebräuche und es scheinen mehrere Personen dabei nöthig gewesen zu sein. Während der *galdr* überwiegend eine gute, schaffende Wirkung hat, zeigt sich der *seiðr* häufig verderblich; er schafft Unwetter, schädigt Feldfrüchte, Wiesen und Vieh, bringt Schwäche, Krankheit, Wahnsinn und Tod über die Leute, gegen die er sich richtet, zwingt

¹⁾ Müllenhoff, Zur Runenlehre. 28. 42. Homeyer, Über das germanische Losen. Berlin 1854. — Im bayrischen Dialect bedeutet *loesseln* noch abergläubische Handlungen vornehmen, besonders zur Erforschung der Zukunft. Die Loesselnächte sind die Nächte, in denen das besonders geschieht, wie Thomas-, Christ- und Dreikönigsabend. Schmeller, Bayr. Wörterbuch 1, 1519.

²⁾ K. Maurer, Bekehrung 2, 122—14 f. Finnur Jónsson, um *galdra*, *seið*, *seiðmenn* og *völur* (Thrjár Ritgjördir. Kaupmannahöfn 1892, S. 5—28).

sie eilig aus weiter Ferne zur Stelle zu kommen, verwirrt durch plötzlichen Nebel und Staub, führt trügerisches Blendwerk vor, wandelt in Thiergestalt, während der menschliche Leib wie todt liegt, ruft Todte und Unholde u. dgl. Auch die Kenntniss der Zukunft und verborgener Schätze kann der seiðr geben.

Wir sehen also den ganzen Inbegriff des Zaubers durch geheimnissvolle Sprüche und Mittel im heidnischen Norden geübt, und erfahren, dass es nicht wenige Männer und Weiber gab, die als spámenn und spákonur, seiðmenn und seiðkonur, durch Wahrsagen also und Zaubern, ihr Leben fristeten. Einige der vǫlur wollen wir heraufbeschwören.

Thorbiörg¹⁾ hiess die kleine vǫlva, sie war die letzte von neun Schwestern, die sämtlich wie sie weise Frauen gewesen waren. Im Winter fuhr sie im Lande umher, und die Leute luden sie zu ihren Festschmäusen, wo sie weissagte. So ladet sie auch der reiche Bauer Thorkell ein, um zu erfahren, ob das Hungerjahr aufhören werde. Am Abend kommt sie an, von einem ihr entgegengeschickten Manne geleitet. Sie trägt einen dunkeln, mit Riemen gebundenen Mantel, der von oben bis unten mit Steinen besetzt ist, am Halse Glasperlen, auf dem Kopfe eine Mütze von schwarzem Lammfelle und mit weissem Katzenpelz gefüttert; in der Hand hält sie einen Stab mit steinbesetztem Messingknopf. Die Hände stecken in Katzenfellhandschuhen; an den Füßen hat sie rauhe Kalbfellschuhe mit langen Riemen und grossen Zinnknöpfen auf den Enden derselben. Ihren Leib umschliesst ein Korkgürtel, an dem ein Lederbeutel mit den Zaubengeräthen hängt. Da sie hereintritt, wird sie von allen ehrerbietig gegrüsst, und der Wirth führt sie auf den Ehrenplatz, den Hochsitz, der für dies Mal mit einem Polster aus Hühnerfedern bedeckt ist. Die Mahlzeit für die Seherin besteht aus Ziegenmilchgrütze und einer Speise von allerlei Thierherzen. Thorbiörg ist diesen Abend schweigsam und zum Weissagen nicht aufgelegt, in-

¹⁾ Thorfinns saga Karlsefnis. c. 3. in den Antiquit. americ. 104—113.

dessen verheisst sie den andern Tag den Wünschen zu willfahren. Als es da zum Abend ging, war alles bereit, was sie zum Zauber bedurfte; allein es fehlten Frauen, welche die Sprüche zur Schutzgeisterlockung (*vardlokkur*) verstunden, wie sie die Seherin will. Endlich findet sich eine, Namens Guðriðr, die auf Island solche Sprüche gelernt hatte; weil sie aber Christin ist, entschliesst sie sich erst nach langem Bitten, behilflich zu sein. Da schliessen die Frauen um die Wahrsagerin auf dem vierbeinigen Zauberschemel einen Kreis, und Guðriðr beginnt mit schöner Stimme ein so herrliches Lied zu singen, dass alle entzückt sind, und die Wala sagt, es seien viele Naturgeister dadurch herbeigelockt und willig geworden. Sie selbst gesteht auch, es sei ihr vieles dadurch deutlich geworden, was ihr zuvor verborgen war. Darauf weissagt sie das Ende des Hungerjahres und verkündet allen das, was sie zu wissen wünschen, und zieht dann auf den nächsten Hof, von dem bereits ein Bote nach ihr angekommen war.

Ebenso mag eine Geschichte von einer *völva* und *seidkona* Heiðr erzählt werden (*Örvarodds* s. c. 2). Sie wusste durch ihre Kunst die noch nicht gewordenen Dinge und besuchte die Gastgebote, um den Menschen über Witterung und ihr Schicksal Auskunft zu geben; im Gefolge führte sie fünfzehn Knaben und fünfzehn Mädchen. Einmal hatte sie ein gewisser Ingialdr zu Berurioðr in der norwegischen Landschaft Vik zu sich geladen. Wie einem hohen Gaste geht er ihr mit vielem Gefolge entgegen, und bittet sie nochmals in aller Förmlichkeit, in sein Haus zu treten. Als gegessen ist, lässt Heiðr die andern schlafen gehn, sie selbst bleibt mit ihrem Gesinde wach, um in der Nacht den Zauber zu üben. Am Morgen erklärt sie sich im Stande zu weissagen und heisst die Männer ihre Sitze einnehmen, und einer nach dem andern tritt zu ihr, um zu hören, wie sich sein Leben fügen werde. Dann verkündet sie noch, wie das Jahr verlaufen werde, und andres mehr. Ein unangenehmer Auftritt mit einem ungläubigen Zuhörer, Oddr genannt, beschliesst die Sitzung. Trotz seiner bestimmten Drohung jede Verkündigung, die ihn be-

treffe, zu strafen, sagt sie ihm doch in Versen sein Geschick voraus und der Trotzige wirft ihr dafür einen Stock derb an den Kopf. Heiðr lässt sogleich ihre Sachen zusammenpacken und obschon sie Ingialdr durch reiche Geschenke zu versöhnen sucht, obschon sie dieselben annimmt, lässt sie sich nicht mehr halten, und zieht weiter.

Noch manche nordische Geschichten erzählen von den Wolven. Alle berichten, wie die weise Frau, gewöhnlich von einem Gefolge umgeben¹⁾, im Lande herumwandert, bei den Herbstgastereien ein willkommener Gast ist, in der Nacht den Zauber übt und vom vierbeinigen Schemel herab ihre Weissagungen verkündet. Der seiðr, der zur Ausübung ihrer Kunst unerlässlich scheint, mag zuweilen ein Sod aus allerlei zauberkräftigen Dingen gewesen sein, der unter hersagen von Spruch und Lied bereitet ward. Aus dem Wallen des Wassers, dem Kräuseln der Zuthaten in der Hitze, vielleicht auch aus dem Bodensatze las die Frau die Zukunft. Der Zaubersessel ist von verschiedener Höhe gewesen²⁾. Es wird erzählt, wie einmal Männer in ein Haus kamen, wo Zauberer ihr Wesen trieben. Sie sehen den Schemel; einer geht unter ihn und ritzt unter schadenden Sprüchen Runen daran, die den Seid stören. Als nun die Zauberer auf den Schemel sich stellen, brechen sie mit ihm zusammen und Wahnsinn erfasst sie so, dass sie im Walde in Sümpfe und Abgründe sich stürzen (Fornald. S. 3, 319). Solcher Seidmänner wird häufig gedacht und sie spielen in den Kämpfen der ersten christlichen Könige Norwegens eine bedeutende Rolle. Die am Heidenthume und der alten freien Verfassung fest hielten, glaubten in dem Zauberwerke gegen die Bestrebungen der Bekehrer und Usurpatoren die Hilfe der alten Stammgötter zu finden. Als Harald Schönhaar Norwegen unter seine Alleinherrschaft zu bringen strebt und dabei die Bekehrung zum Christenthume als Hilfsmittel benutzt, verfolgt er die Seidmänner besonders

¹⁾ Landnâma b. III. c. 2. Eyrbyggja c. 15. Vatnsdœla c. 10. Vigaglúms. c. 12.

²⁾ Laxdœla c. 35. Vgl. über den *seiðhjallr* Finnur Jónsson a. a. O. 17.

heftig. Er lässt seinen eigenen Sohn Rögnvald Rettilbein von Haðaland, der solche geheime heidnische Künste trieb, von Erich Blutaxt überfallen und mit achtzig Seidmännern verbrennen (Fornmanna, S. 1, 10. 2, 134).

Die Stellung, welche die Weissagerinnen und Zauberinnen in der öffentlichen Meinung einnehmen, ist sehr verschieden. In der älteren, rein heidnischen Zeit genossen die Seherinnen wenigstens und auch die, welche unmittelbar auf Leben und Schicksal wirkten, wie der Glaube ging, hohe Verehrung. Später wich die Hochachtung der Scheu und Furcht. Der gewerbsmässige Betrieb der Zauberei konnte namentlich den Seidmännern ihr moralisches Ansehen nicht erhöhen. Die Annahme des Christenthums als Staatsreligion veränderte natürlich vieles auch in dieser Hinsicht. Der heidnische Glaube erlosch freilich nicht mit der Aufrichtung des Kreuzes. Indem die Heidengötter für Dämonen und Teufelsgeister von den christlichen Priestern erklärt wurden, mussten sie sich unter das Zaubervolk mischen, wie denn Snorri Sturluson in seiner Ynglingasaga Odin und die Asen als Seidmänner darstellt. Die Überzeugung von der wirklichen Macht der Wahrsager und Zauberer blühte mit ihrer Existenz fort. Theils waren es heimliche Heiden, theils offene Christen. Man hatte wohl Verachtung und Tadel für das dunkle Treiben, aber man fürchtete es. Allerdings schritt die Kirche in allen ihren sogenannten Christenrechten, ebenso die weltliche Gesetzgebung dagegen ein¹⁾. Heimliches Heidenthum, weissagendes Spruchsprechen (galdr) und Zauberkunst (fjölkyngi) galten für eins. Strafen für den Zauber waren hohe Geldbussen, bei Unvermögen Unfreiheit, kürzere oder lebenslängliche Landesverweisung, Recht- und Friedlosigkeit mit Einziehung des Vermögens.

Bei den Deutschen finden wir dieselben Zustände des Zauberwesens wie bei den Nordgermanen. Wenn in Norwegen und Schweden die finnische Zauberei als einflussreiche Nachbarin oft genannt wird, so dürfen wir vielleicht auch für die

¹⁾ K. Maurer, Bekehrung II, 415—420.

Magie in Deutschland manche Einwirkung von aussen behaupten, namentlich seit den Kreuzzügen, die enge Berührungen mit den Romanen und den Orientalen brachten.

Im Orient wie im Occident herrschte von ältester Zeit der Glaube, dass durch die Kraft gewisser Worte und stofflicher Mittel in die geheime Werkstatt der höheren Weltkräfte eingedrungen und dieselben dem Willen des Menschen nutzbar gemacht werden könnten. Schutz und Wahrung des eigenen Lebens und Besitzes, Schädigung des fremden, Gewalt über Wetter und Feldsegen, Liebeszauber, Verwandlung in Thiergestalt, Erzeugung und Abwehr von Ungeziefer aller Art, Beschwörung der Todten und Dämonen wurden bei den Orientalen, Griechen und Römern von den Wissenden und Kundigen geübt. Der Glaube an gespenstische weibliche Wesen, die *empusae*, *lamiae*, *strigae* blühte in Italien stark. Und ganz denselben Glauben finden wir überall in alter und neuer Zeit. Der Hexenglaube war und ist überall vorhanden, und ein allgemein menschlicher Wahn gewesen.

Das muss für die Frage nach dem Ursprung desselben in Deutschland nicht vergessen werden. Der feste Glaube an die Möglichkeit übernatürlicher Wirkungen, die auch den Menschen und vorzüglich den Weibern durch den Zauber möglich sei, ist die Grundlage des Hexenglaubens. Dann tritt hinzu die Überzeugung von der Möglichkeit des Gestaltenwechsels; der Glaube auch eines Überganges von den Menschen zu den göttlichen Wesen durch die abgeschiedenen Seelen. Aus diesen Elementen hat sich bei den Germanen wie bei den andern Völkern der sogenannte Hexenglaube der älteren Zeit gestaltet; den der späteren Zeit haben die Inquisitoren und Hexenrichter gemacht. Suchen wir das kurz darzulegen.

In den abergläubischen Meinungen von Weissagung und Zauber, die sich durch die Jahrhunderte in gleichen Zügen fortbewegen, treten die Frauen in Folge der Begabung, die ihnen von je dafür zugeschrieben wurde, in besonderer Thätigkeit und Rührigkeit hervor. Aber das Gesetz schützte sie zunächst gegen böswilligen Verdacht und wies leichtfertige Verfolgung ab. In der *Lex salica* (tit. 64) werden

über denjenigen Strafen verhängt, welcher einen Mann Kesselträger bei der Hexenwirthschaft (*hereburgius hoc est strio-porcio*) gescholten hat oder ein Weib eine *stria*, ohne es beweisen zu können. In dem Edict des Langobardenkönigs Rothari (197. 198. 376) wird verboten, eine freie oder unfreie *striga* oder *masca* zu schelten oder sie aus Verdacht, dass sie eine Hexe sei, zu tödten.

Darin liegt kein Schutz der Zauberei, sondern die gesunde Vernunft leitete die Gesetzgeber, die Anklagen wegen Zauberei im allgemeinen für Phantasiewerk zu erklären und erst auf bewiesenen Schaden oder die böse Absicht, Schaden zu stiften, Strafen zu setzen. Zauberei und Giftmischerei erscheinen am häufigsten verbunden.¹⁾ In diesem Sinne bestätigte Karl d. Gr. die Satzungen der Paderborner Synode von 785, can. 6, dass der Glaube an menschenfressende Hexen heidnischer und teuflischer Aberglaube sei, und er setzte Todesstrafe auf die Verbrennung einer vermeintlichen Hexe. Ganz ebenso wird in dem sogenannten *Ancyranum canon episcopi*, das sich zuerst in der Visitationsordnung des Abt Regino von Prüm († 915) findet, den Bischöfen und Pfarrern aufgetragen, mit allem Nachdruck gegen die teuflische Weissagung und Magie (*sortilegam et magicam artem*) zu verfahren und die solcher Künste verdächtigen aus ihren Sprengeln zu verjagen. Aber es heisst weiter: manche nichtswürdige Weiber glaubten durch Verblendung des Teufels, dass sie in der Nacht mit Diana oder Herodias und vielen Frauen auf Thieren reitend über weite Länder flögen und in gewissen Nächten zum Dienst jener heidnischen Dämonen berufen würden; in dem Volke fände dieser Aberglaube auch viel Anhang. Die Geistlichkeit aber habe zu predigen, dass solches Lügen seien. Wer jenes glaube, oder

¹⁾ H. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 2, 674 ff. Leipz. 1892. — Im 13. Jahrhundert sind *luppe* (Gift) und *zouber* formelhaft verbunden; *lupperinne*, *luppelarinne* bedeutet ohne weiteres Zauberin; auch *luppe* an sich wird für Zauber gebraucht, wie schon das gotische *lubjaleisci* (Gal. 5, 20) gleich dem gr. *φαρμακεία* Giftmischerei und Zauberkunde zugleich ist.

auch glaube, dass jemand seine Gestalt verwandeln könne, der habe den rechten Glauben verloren und sei schlimmer als ein Heide, er sei zu excommuniciren.

Es ergibt sich schon hieraus, dass die Kirche die Bestrafung des Glaubens an Zauberei und der Fälle erwiesener Hexerei an sich genommen hat. Die karlingische Gesetzgebung¹⁾ hatte den kirchlichen Behörden die Verfolgung heidnischer Gebräuche, des Zaubers und der Wahrsagerei überlassen, und in den Beichtstühlen und von den Synoden ward demgemäss verfahren. Kirchliche Bussen traten also an die Stelle der Leibes- und Lebenstrafen. Einen interessanten Einblick gewähren die Bussordnungen²⁾, und vor allem das 19. Buch der Canonessammlung Bischofs Burchard von Worms († 1025), welches für den deutschen Aberglauben des mittleren Westdeutschlands jener Zeit ungemein lehrreich ist, und überall kirchliche Bussätze, für leichtes Vergehen Fasten bei Wasser und Brot, verhängt³⁾.

Dann entwickelte sich der Teufelsglaube stärker. Man glaubte fest daran, dass der Satan in allerlei Gestalten unter den Menschen wandle, um sie zu verführen und zum Abfall von Gott zu bringen, und dass er dazu namentlich bei Männern die Gestalt eines schönen Weibes, bei Frauen die eines stattlichen Mannes annehme. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert verbreitet sich der schon früher nachweisbare Glaube von Verträgen des Menschen mit dem Teufel. Der Doctor ecclesiae, Thomas von Aquino (Quodlib. XI, art. 10), erklärte die Teufel für wirkliche Wesen, die mit den Menschen fleischliche Gemeinschaft eingehn, ihnen auch schaden und Wetter machen könnten.

Früh wurden die ketzerischen Secten, welche seit Anfang des 13. Jahrhunderts auch in Deutschland grausame Verfolgung erfuhren, mit den Zauberern und Teufelsbündlern

¹⁾ Brunner, D. Rechtsgesch. 2, 681.

²⁾ Wasserschleben, Die Bussordnungen der abendländischen Kirche, Halle 1851.

³⁾ Vgl. die Auszüge bei Grimm, Mythol. 4. A. 3, 404 ff. und E. Friedberg, Aus deutschen Bussbüchern 81—101. Halle 1868.

zusammengeworfen und so gebietet auch der Sachsenspiegel in einem Athem, die Ketzer, Zauberer und Giftmischer, falls sie überführt würden, zu verbrennen¹⁾. Der Schwabenspiegel hat diese Bestimmung natürlich beibehalten²⁾.

Der Inquisitionsprocess gegen die Ketzer erweiterte sich in Frankreich im 13. Jahrhundert trotz der Zurechtweisungen des Papstes Alexander IV. zum Inquisitionsverfahren gegen die Wahrsager und Zauberer³⁾. In Deutschland hatte die an dem Inquisitor Konrad von Marburg, dem Beichtvater der h. Elisabeth von Thüringen, geübte Volksjustiz die Ketzerrichter scheu gemacht, und trotz jener Bestimmungen im Sachsen- und Schwabenspiegel wirkten in der geistlichen Gesetzgebung die vernünftigen Bestimmungen des Canon episcopi fort. Alles Zauberwerk ward für Aberglauben erklärt; die sich damit abgaben, verfielen den Kirchenstrafen. Die frühesten nachweislichen Hinrichtungen von Hexen (*mulieres divinatrices, incantatrices*) fallen erst in das 15. Jahrhundert: nach Hamburg 1444, Heidelberg 1446, Basel 1451, Bern 1454. Als die für Oberdeutschland und den Rhein nach 1475 bestellten Inquisitoren der Ketzerei, die Dominikaner Heinrich Krämer und Jac. Sprenger, zugleich Hexenverfolgungen anstellen wollten, stiessen sie auf den grössten Widerstand. Sie wandten sich deshalb an den Papst Innocenz VIII. und dieser erliess nun am 5. December 1484 die Bulle *Summis desiderantes*, welche die Hexenprocesse in Deutschland angeschürt und zahllose Scheiterhaufen entzündet hat. Nach dieser Bulle ist die Hexerei in dem Bündniss mit dem Teufel begründet; die Abschwörung Gottes und des Christenthums geht voraus. Mit Hilfe der Teufel schädigen die Zauberer und Hexen Leib und Leben der Menschen, das Vieh, die Baum- und Feldfrüchte und die Weideplätze. Auf Grund dieser Bulle und um den noch immer fortdauernden Widerstand der verständigeren Geist-

¹⁾ den sal men upper hort brennen Landr. II. 13, 7.

²⁾ Landr. 174. 368. J. Lassberg.

³⁾ Es ward dabei immer auf das alttestamentliche Gebot 2. Moses 22, 18, 3. Moses 20, 27 Bezug genommen.

lichen, welche den Glauben an Hexen für Trug erklärten, zu brechen, schrieb Jac. Sprenger mit Hilfe seines Gesellen Krämer und des Joh. Gremper von Konstanz die Dogmatik des Aberglaubens, den Hexenhammer: *Malleus maleficarum* (Colon. 1489 u. ö.), der von der Kölner theologischen Facultät approbirt und von den Criminalisten des 16. Jahrhunderts als das Gesetzbuch über Hexenglauben angenommen worden ist.

Die Hexerei war nunmehr zum Teufelsbund und Teufelsdienst gemacht. Die Hexe schwor Gott und Christum ab, sie ergab sich dem Teufel mit Leib und Seele, betete ihn an als Herrn und Gott, und lebte mit ihm in buhlerischer Verbindung, aber ohne Freude und Frucht. Die Hexe muss Schaden und Unheil stiften, wie ihr der Teufel gebietet. Sie bedient sich allerlei Mittel hierzu: der Zauberformeln mit rituellen Gebräuchen, des bösen Blickes, gebrauter Tränke, Pulver, Kräuter, Salben, und fliegt entweder in eigener nackter Gestalt in die Lüfte oder wandelt sich dazu in allerlei Vogel- form (namentlich in Gans, Ente, Elster, Eule) oder in die eines raschen Thieres (Pferd, Wolf, Hase, Katze, Geiss), das auch mit einem Stabe, Besen oder einer Ofengabel wechseln kann¹⁾.

Bei den grossen Versammlungen, die nicht bloss zu Walpurgis und auf dem Brocken (der nur für Niedersachsen Hexenberg war), sondern zu allerlei Zeiten auf Bergen und Wiesen statt hatten, geht es zu, wie den Ketzerversamm- lungen, ja wie den Liebesmahlen der ersten Christengemeinden nachgesagt ward: zuerst wird die Teufelsmesse gehalten, dann folgt ein Mahl, und darauf die wildeste Unzucht²⁾.

¹⁾ Von dieser Verwandlungsfähigkeit hiessen die Zauberinnen altnorw. isl. *hamhleypur*.

²⁾ J. Grimm, *D. Mythol.* 991—1058. Soldans *Geschichte der Hexenprocesso*. Neu bearbeitet von H. Hepp. 2. Bde. Stuttgart 1880. In beiden Werken wird auch weitere Litteratur angeführt. Nur wenig will ich hier zufügen: L. Rapp, *Die Hexenprocesso und ihre Gegner aus Tirol*. Innsbruck 1874. J. Zingerle, *Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe*, und Mathias Perger, *der Lauterfresser*, Innsbruck 1858. Fr. Müller, *Beitr. zur Geschichte des Hexenglaubens und des Hexenprocesses in Siebenbürgen*. Braunschweig 1854. Fr. Ilwof

Wir ziehen den Schleier über das unsägliche Elend der Hexenprocesse, über die haarsträubende Verworfenheit der Hexenrichter und Hexenspürer, über die Roheit der Henker, und heben nur hervor, dass das gescholtene finstere Mittelalter keinen Theil daran hat. Das 16. und 17. Jahrhundert sind die tollsten Zeiten der Hexenprocesse und es sind ungezählte Tausende jedes Alters, jedes Standes und beider Geschlechter gemartert, geschändet und verbrannt worden in allen Ländern Europas, nicht zum wenigsten in Deutschland, ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses. In dem allgemeinen Wahn wagten nur wenige, aber um so mehr zu rühmende Männer, als Gegner der Hexenverfolgungen aufzutreten. Genannt müssen werden die drei Jesuiten Adam Tanner, Paul Leymann und Friedrich von Spee. Grosse Wirkung machte etwas später der Holländer Balthasar Bekker mit seinem rasch und weit verbreiteten Buche *De betoverde Wereld* (Leuwarden 1691—93) und nicht minder Christian Thomasius in Halle mit seinen kurzen Lehrsätzen von dem Laster der Zauberey (1701). Die Hirnseuche liess allmählich nach und die Regierungen begannen dagegen einzuschreiten. In Preussen schaffte Friedrich Wilhelm I., in Österreich Kaiserin Maria Theresia die Hexenprocesse ab. In den geistlichen Fürstenthümern aber blühten sie mit aller Nichtswürdigkeit weiter. Am 21. Juni 1749 ward die Nonne Maria Renata Sänger von Unterzell bei Würzburg als Hexe gerichtet. Der Fürstbischof hatte sie zur Enthauptung begnadigt, ihr Leichnam aber ward verbrannt. Die letzte gerichtete Hexe auf deutschem Reichsboden war eine arme Bauerndirne, Anna Maria Schwägelin im Stifte Kempten. Sie ward nach dem vom Fürstabt von Kempten bestätigten Urtheil am 11. April 1775, enthauptet.

Der Hexenglaube ist freilich nicht erloschen. Noch heute kommen hier und da merkwürdige Ausbrüche dieses Volkswahns zum Ausbruch, und mancher fanatische Orthodox

Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1897). — Über die orgiastische Natur der Hexenfeste = alter Opferfeste der Weiber, vgl. meine akadem. Abhandlung zur Geschichte des heidnischen Ritus. Berlin 1896, S. 15 f.

möchte noch jetzt den Teufelsglauben sammt dem Hexenwahn zum Kennzeichen echter Religiosität machen¹⁾).

Das älteste überlieferte germanische Wort für ein dämonisches Wesen war unhulþō, womit Wulfla das griechische *δαίμων*, *δαιμόνιον* übersetzte; weit seltener braucht er das Masculinum unhulþa dafür, das ihm sonst als Übertragung von *διάβολος* dient. So verbreitet muss auch bei den Goten der Glaube an weibliche Dämonen gewesen sein. Althochdeutsch ist nur das Masculinum unholdo, d. i. der Teufel, belegt, und nur höchst spärlich. Dass aber auch das Femininum vorhanden war, beweist das vom 11./12. Jahrhundert ab häufige diu unholde für teuflisches Weib, Nachtfahrerin, Zaubrerin, das bis ins 17. Jahrhundert bräuchlich war und dann hinter das Wort Hechse, Hexe zurücktritt.

Das uns geläufige Wort Hexe ist ein altes westgermanisches Wort. Es lautet althochdeutsch hâzus hâzusa, voller hâgazzusa, hegezisse, mittelniederländisch hagetisse haghedisse, angelsächsisch hâgtesse hâgtis, im Mittelhochdeutschen hekse, hexse, hexe und ist entweder von dem Adjectivstamm haga (altnord. hagr geschickt, klug) abzuleiten: das kluge, verschmitzte Weib (Grimm, Mythol. 992), oder ist aus dem Substantiv hac Wald, Hain, zu erklären: das Waldweib (Weigand, Deutsches Wörterb. I, 804). Die alte Verbindung der elbischen Waldfrauen und der weisen Frauen erklärt die Benennung.

In Oberdeutschland, besonders im bajuvarischen Gebiete, ist Drud, Trud, bis heute üblicher als Hexe. Die mittelhochdeutsche Wortform ist *trute*, *trutte*; es scheint nicht zu altn. þrúðr, þrúða, Jungfrau, und dem Walkürennamen þrúðr

¹⁾ Über den heute noch nachweisbaren Hexenglauben gibt eine Übersicht Ad. Wuttke, Der deutsche Volksglaube der Gegenwart. 2. A. Berlin 1869, in vielen Paragraphen. vgl. S. 475 f. Auch U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern (Festschrift der Gesellschaft für Pommersche Geschichte. Stettin 1886). J. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, S. 31—35. Innsbruck 1857.

zu gehören, da es im bayrischen nie zu Draud, Traud ward, sondern kurzes *u* behielt¹⁾.

Bilwiss, Bilweisse, das ursprünglich einen guten elbischen Geist, dann einen Feldzauberer bezeichnete (Grimm, Mythol. 441), findet sich im 15.—17. Jahrhundert auch für Hexe gebraucht²⁾.

Andere deutsche Benennungen der Hexen, die ihren verschiedenen Eigenschaften entsprangen, sind:

Wettermacherin, -katze, -hexe. Wolkengüsse. Nebelhexe. Blitzhexe, Strahlhexe. Donnerkatze. Zessen- (Sturm)macherin.

Nachtfahre (altnord. *queldrida* Abendreiterin; *myrkrida*, Nachtreiterin). Mantelfahre. — Dechselrite (Rockenreiterin). Besen-, Gabelreiterin (altnorw.-isl. *túnrida*, *gandreid*).

Feldspinnerin. Questenpinderin³⁾.

Milchdiebin, -zauberin. Molkenstehlerin, -töversche.

Mausschlägerin.

Teufelsbraut, -bule.

Wenn die germanische heidnische Seherin in die Zukunft blickte, enthüllten sich ihr nicht bloss die Gesicke der Menschen und Völker, sondern sie schaute auch, da wir dem eddischen Gedichte *Völuspá* vertrauen und es nicht für eine blosse Nachbildung sibyllinischer Prophetie halten, in die Zukunft der Götter und der von ihnen gegründeten Ordnung.

Die Unholden und Druden haben schwerlich ähnliche Gesichte gehabt und verkündigt, wie die nordische Wala jenes Gedichts. Erst als das Teufelswesen sie umspann, glaubte wohl manche der Frauen, die sich selbst übernatürliche Kräfte zutrauten, an Verrückungen in das Reich des Teufels und meinte den Fürsten der Hölle in seiner infernaln Umgebung zu schauen.

¹⁾ Grimm, D. Wörterb. 2. 1453 ff. Schmeller, Bayr. Wörterb. 1², 648 f.

²⁾ Sleigertüchl. 244, 14. In schlesischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts (so auch bei Andr. Gryphius) häufig.

³⁾ Wird wohl Besenbinderin bedeuten; Quast, Queste ist ein Laub- oder Zweigbüschel.

In den Himmel aber strebten die christlichen Seherinnen. Sie stehn auf dem festen Grunde des Kirchenglaubens. Ihre Seele aber verlangt nach dem persönlichen Schmecken und Schauen des Göttlichen und die Phantasie trägt sie auf den Flügeln der theologischen Bildung ihrer Beichtväter in die Kammer des himmlischen Bräutigams.

Himmel und Hölle beschäftigen die christliche Einbildungskraft früh, und dass gerade die rege Phantasie asketischer Weiber in diesen Bildern sich gerne bewegte, ist natürlich. Bonifaz berichtet (ep. 147) von einer englischen Nonne, welche sich in Gesichten über die Freuden des Himmels und die Qualen der Hölle erging und magnetische Aussagen über ihr ganz unbekannte Personen und Verhältnisse machte. Die eigentliche Heimat dieser Gesichte von dem Lande der Verheissung und von der Welt der Seligen war Irland, von wo sich eine Visionenlitteratur in das übrige Abendland verbreitete.

Besonders beliebt ward im 12. und 13. Jahrhundert die Vision des irischen Ritters Tundalus. Drei Frauen des St. Paulsklosters in Regensburg, Otageba, Heilka und Gisel, liessen sich eine Abschrift des lateinischen Buches von Tundalus machen, die ein Regensburger Geistlicher Alber dann in deutsche Verse übertrug¹⁾.

Die erste grosse geistliche Seherin Deutschlands war die heilige Hildegard von Beckelheim (geb. 1098, gest. 1179), Äbtissin des von ihr 1148 gestifteten Klosters auf dem Ruprechtsberge bei Bingen, eine geistreiche, erweckte und sehr gelehrte Frau. Sie hat einige Heiligenleben verfasst, und über Sprachliches, Medicinisches und Naturwissenschaftliches geschrieben²⁾. Ihr bedeutendstes Werk nach dieser Richtung

¹⁾ Gedruckt bei K. A. Hahn, Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Quedlinb. 1840, S. 41—66. Visio Tungdali, lateinisch und deutsch, von A. Wagner. Erlangen 1882.

²⁾ Ein Verzeichniss ihrer Schriften gab v. d. Linde in den Handschriften der k. Landesbibliothek in Wiesbaden 1—96. Eine Ausgabe der meisten gibt der 197. Band der Patrol. christ. von Migne, mit

waren die neun Bücher Physica, eine Zoologie, Botanik und Mineralogie. Aber in höherem Ansehen als hierdurch stand sie durch ihre Klugheit und Weisheit. In ihren Offenbarungen wurden ihr nicht bloss die himmlischen Zustände, sondern auch die weltlichen eröffnet. Wie eine christliche Weleda wirkte sie weithin. Mit zwei Königen und Kaisern (Konrad III. und Friedrich I.), mit mehreren Päpsten, vielen Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen, stand sie in einflussreichem Briefwechsel. Papst Eugen III. schätzte und approbirte ihre Schriften.

Der persönliche Verkehr mit Gott oder Christus ist ein wesentliches Element der Enthüllungen Hildegards. Derselbe erhält seine Richtung durch die Ausdeutungen des Hohenliedes. Wie diese den Klosterfrauen besonders durch die Beichtväter vermittelt wurden, kann unter andern ein hübsches, noch dem 12. Jahrhundert angehöriges Lehrgedicht zeigen, das in einer Adelnhauser Handschrift enthalten ist¹⁾.

Eine jüngere Zeitgenossin Hildegards war die gleich ihr heilig gesprochene Elisabeth von Schönau (geb. um 1129, gest. als Meisterin im Kloster Schönau bei Oberwesel 1164), deren Offenbarungen, Mahnreden und Briefe ihr Bruder Egbert († als Abt von Schönau 1184) aufgezeichnet und geordnet hat²⁾. In drei Büchern Offenbarungen erzählte Elisabeth ihr geistiges Leben in den Jahren 1152—1161, auf Bitten ihres Bruders und auf Befehl ihrer Oberen, auch durch einen Engel von Gott selbst dazu geheissen. An die Welt wendet sich ihr späterer Liber viarum Dei, eine Reihe Busspredigten und ernster, selbst drohender Mahnungen, vorzüglich an die

Einleitungen von F. A. Reuss. — *Analecta S. Hildegardis opera spicilegio Solismensi parata* edid. Pitra. 1882. — Schmelzeis, *Leben und Wirken der h. Hildegard*. Freiburg 1879.

¹⁾ Gedruckt in den altdutschen Blättern 1, 343—347. Das Benedictinerinnenkloster Adelnhausen lag damals vor Freiburg i. Br.; das Gebäude ist später zur Stadt selbst gezogen.

²⁾ Die Visionen der h. Elisabeth und die Schriften der Äbte Ekbert und Emecho von Schönau. Herausg. von F. W. E. Roth. Brünn, 1884. 2. A. 1886. Dazu Ph. Strauch in dem Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur. Berlin 1886. Bd. XII, S. 25 ff.

Geistlichkeit, reich an poetischen Anschauungen und schönen Bildern, oft von heiligem Zorn getragen. Ihr letztes Werk gab Enthüllungen über die h. Ursula und die eilftausend Jungfrauen. Elisabeths Werke wurden in vielen Handschriften verbreitet, und hatten auch schon im 13. Jahrhundert Einfluss auf verwandte Kreise in Norwegen und auf Island.

Es kam dann das 13. Jahrhundert mit seinem Drange, ein neues, auf den innersten Menschen gebautes religiöses Leben zu schaffen. Die Ketzersecten, die darin wurzeln, das eifrige Wirken der neuen Orden der Franziskaner und Dominikaner, die philosophische Bewegung unter den Theologen brachte frischen Sauerteig in das abendländische Christenthum und nicht zum wenigsten in Deutschland. Es kam eine epidemische religiöse Erweckung unter die Weiber im Limburger Land und in Brabant: Christine von S. Trond († um 1224), Margarethe von Ipern (1216—1237), Ludgard von Tongern († 1246)¹⁾ sind die bedeutendsten dieser begnadigten Frauen. Im obern Deutschland folgten die bayrischen Weiber nach, wie der Regensburger Franziskanerdichter Lamprecht in seiner Tochter Syon (v. 2838 ff.) bezeugt²⁾. Es waren nicht die vornehmen und gebildeten, sondern Weiber aus dem niederen Volke, meist im Leben vorgerückte, welche von der Ekstase ergriffen wurden. Lamprecht ruft darum aus: *herre got, waz kunst ist daz, daz sich ein alt wîp baz verstêt dan witzige man!* Wir haben auch kurze Berichte von einer Dorfmagd und einer Müllerin, welche durch ihr inneres religiöses Leben bekannt wurden und die Aufmerksamkeit der Predigermönche, zum Glück für sie ohne Ketzergeruch erregten³⁾.

Die Dominikaner waren es überhaupt, welche die ekstatische Bewegung unter den deutschen Frauen, besonders den geistlichen, unter ihre Pflege nahmen. In den Klöstern der

¹⁾ Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, S. 44—69.

²⁾ Vgl. meine Anmerkung hierzu in meinem Lamprecht von Regensburg, Paderborn 1880, S. 523.

³⁾ German. XVIII. 196 f.

Dominikanerinnen¹⁾ und Benedictinerinnen, dann unter den Beginen fasste mystische Religiosität tiefe Wurzeln. Es sind thüringische und magdeburgische Nonnen, die sich namentlich begnadigt zeigen: Mechthild von Magdeburg, Gertrud und Mechthild von Hackeborn, Gertrud von Helfta.

Die geistig bedeutendste ist die Magdeburger Mechthild, in der man Dantes Matelda sieht²⁾. Geboren 1212, entwich sie ihren Eltern, von Verlangen nach religiösem Leben getrieben, um 1235 nach Magdeburg und ward Begine; ihr jüngerer Bruder Baldewin ward Dominikaner in Halle. Von grosser Bedeutung ist für sie die Bekanntschaft mit dem Lector des Neuruppiner Dominikanerklosters, Heinrich von Halle, um 1256 geworden. Schon seit 1250 hatte sie begonnen, ihre Erfahrungen und Offenbarungen aufzuzeichnen; fünfzehn Jahre setzte sie das fort. Heinrich ordnete das Ganze und versah es mit einer Vorrede. Ein anderer Lector Heinrich hat nach Mechthilds Tode eine freie lateinische Übersetzung gemacht und in dieser Gestalt mag Dante Mathildes Offenbarungen kennen gelernt haben. 1270 ging sie in das Benedictinerinnenkloster Helfta bei Eisleben, das unter der Äbtissin Gertrud von Hackeborn stand. Sie fügte hier ihren sechs Büchern Offenbarungen ein siebentes hinzu. In Helfta ist Mechthild von Magdeburg um 1282 gestorben.

Ihre Aufzeichnungen nannte sie ein fließendes Licht der Gottheit. Es ward von ihr in ihrer niederdeutschen Muttersprache verfasst. Erst Heinrich von Nördlingen hat es um 1344 in das Alemannische übertragen³⁾, worin wir es

¹⁾ Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden, Freiburg 1861.

²⁾ Purgator. XXXIII, 119. Böhmer im Jahrbuch der deutschen Dantegesellschaft III, 103 ff. Preger, Dantes Matelda, München 1873. Lubin, La Matelda di Dante Alighieri. Graz 1860, suchte Dantes Matelda in Mechtild von Hackeborn.

³⁾ Preger in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. der Wissensch. 1869. II, 151 ff. Offenbarungen der Schwester Mechtild von Magdeburg, herausgeg. von G. Morol. Regensb. 1869. Die lateinische Übersetzung findet sich zusammen mit dem liber specialis gratiae im 2. Band der Revelationes Gertrudianae et Mechtildianae. Pictavii (1877).

kennen. In sieben Büchern enthält es bunt durch einander die mannigfachsten Ergüsse der geistreichen, dichterischen, vom Feuer der Gottesliebe durchleuchteten Nonne. Das mystische Grundthema der Brautschaft der Seele mit Gott klingt überall durch, und wird in den verschiedensten Variationen vorgetragen. Betrachtungen über das rechte Leben, scharfe Ermahnungen an Geistliche und Laien, Visionen von Himmel und Hölle und den letzten Dingen, alles was in langen Jahren vor die Erfahrung und das innere Gesicht der erweckten geist- und kenntnissreichen Jungfrau trat, sind in kürzeren und längeren Ausführungen, oft in regelloser poetischer Form, gewöhnlich sinnig und dichterisch, zuweilen auch mit stark hervorsprudelnder Kraft, die über weibliches Maass geht, ausgesprochen. Es ist ein merkwürdiges schönes Denkmal des deutschen geistlichen Frauenlebens in dem 13. Jahrhundert¹⁾.

Das Kloster Helfta bei Eisleben, in das sich Mechthild von Magdeburg zurückzog, war durch seine Äbtissin Gertrud, aus dem edlen thüringischen Geschlecht von Hackeborn²⁾, zu einer Stätte geistlichen Lebens und gelehrter Frauenbildung erhoben worden. Gertrud forderte von den Nonnen Lernen des Lateins, fortdauernde Beschäftigung mit der heiligen Schrift und Versenken in inneres religiöses Leben. Die Bibliothek vermehrten fleissige klösterliche Schreiberinnen. Die Meisterin Mechthild von Wippra stand der Äbtissin treu zur Seite. Durch vierzig Jahre waltete Gertrud von Hackeborn segensreich ihres Amtes († 1292).

Ihre zehn Jahre jüngere Schwester Mechthild von Hackeborn war bereits mit sieben Jahren in das Kloster aufgenommen und von ihrer Schwester erzogen worden. Früh wurden ihr viel Offenbarungen zu Theil. Zur Aufzeichnung derselben kam es aber erst nach dem Tode der Äbtissin Gertrud während längerer Krankheit Mechthilds durch zwei Mit-

¹⁾ Vgl. auch Preger, Geschichte der deutschen Mystik I, 91—112. Ph. Strauch, Allgem. deutsche Biographie 21, 154 f. und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 27, 368 f.

²⁾ Preger in der Allgem. deutschen Biographie 9, 73.

schwestern, deren eine wahrscheinlich die jüngere Gertrud gewesen ist. Nach Mechthilds Tode (19. November 1299) liess die Äbtissin Sophia von Querfurt das anfangs ohne Mitwissen der Urheberin lateinisch niedergeschriebene und vor ihrem Scheiden noch durchgesehene Werk, den *Liber specialis gratiae*, veröffentlichen. Er fand grosse Verbreitung. Noch im 16. Jahrhundert ward er lateinisch und in deutscher Bearbeitung (Buch geistlicher Gnaden) öfter gedruckt. Ihre prophetischen Gaben, ihre Klugheit und ihr liebeiches Wesen hatten Mechthild von Hackeborn schon bei Lebzeiten weithin Verehrung verschafft¹⁾.

Die Freundin Mechtilds von Hackeborn, die Nonne Gertrud von Helfta, auch die grosse Gertrud genannt (geb. 1256), war im Kloster Helfta von früher Jugend an ganz in der gelehrten und frommen Zucht der Äbtissin Gertrud von Hackeborn aufgewachsen. In ihrem fünfundzwanzigsten Jahre ward sie zu innerem Leben erweckt. Sie ward ebenso eine begeisterte Lehrerin der heiligen Schrift als eine hochbegabte Empfängerin und Verkünderin visionärer Erlebnisse, die in ihrem *Legatus divinae pietatis* (dem sogenannten Gertrudenbuche), den sie 1289 aufzuzeichnen begann und den eine Freundin fortsetzte, geschildert sind. Schöne Gebete enthalten die *Exercitia spiritualia*²⁾. Sie scheint um 1301 gestorben zu sein. Im 17. Jahrhundert ist sie heilig gesprochen worden.

Was das 13. Jahrhundert begonnen, setzte das 14. Jahrhundert fort. Wir kennen aus dieser Zeit eine Reihe oberdeutscher und schweizer Nonnenklöster von ekstatischem

¹⁾ Ph. Strauch, Allgem. deutsche Biographie 21, 156 f. und in der Zeitschr. für deutsches Alterth. 27, 376 f. — Der latein. Text des *Liber spec. grat.* zuletzt gedruckt in den *Revelationes Gertrudianae et Mechtildianae*. II. Pictavii 1877.

²⁾ S. Gertrudis Magnae *Legatus divinae pietatis*. *Accedunt ejusdam Exercitia spiritualia*. *Opus nunc primum integre editum Solesmens. monachorum cura et opera* (Bd. I der *Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae*), Pictavii 1875. — Preger, Geschichte der deutschen Mystik I, 74 ff. Strauch in der Zeitschrift für deutsches Alterth. 27, 373.

Geiste erfüllt: Adelnhausen zu Freiburg i.Br., Unterlinden zu Kolmar, Katharinenthal im Thurgau, Toess bei Winterthur, Diessenhoven, Ötenbach in der Schweiz, ferner Wiler bei Esslingen, Medingen bei Dillingen und Ebenthal in Franken.

In Toess lebte als Dominikanerin Elsbeth Stigel aus Zürich, die geistliche Tochter Heinrich Seuses, des tiefpoetischen Epikers der Gottesminne. Ihrer Aufzeichnung nach seinen mündlichen Mittheilungen und nach den Briefen, welche er ihr schickte, verdanken wir das erste Buch des sogenannten Exemplares Seuses¹⁾, worin „die heilige, erleuchtete Person, die gar mühselig und leidend war in dieser Welt“, wie Seuse die Elsbeth nannte, das Anfangen und Zunehmen seines geistlichen Lebens beschrieb. Seine Briefe sammelte sie besonders²⁾, diese Zeugnisse der liebeichsten Wirksamkeit eines hochbegabten Seelsorgers.

Dasselbe Verhältniß wie zwischen Seuse und Elsbeth bestund zwischen Heinrich von Nördlingen und Margarete Ebner. Heinrich war Weltpriester, Freund Seuses und Taulers und pflegte den Verkehr durch Wanderungen und Briefe unter den Erweckten. Er sah namentlich auch in der Einwirkung auf begnadigte Frauen seine Aufgabe. Um 1344 übertrug er das Fliessende Licht Mechthilds von Magdeburg aus dem Niederdeutschen ins Oberdeutsche. — Margarete Ebner (geb. 1291, † 1351) war Nonne im Kloster Maria Medingen bei Dillingen in Schwaben und gehörte vielleicht dem Nürnberger Geschlechte der Ebner an. Ihre Beziehungen zu Heinrich bezeugen die

¹⁾ Die deutschen Schriften Heinrich Seuses, herausgegeben von P. Denifle. I, S. XVII.

²⁾ Seuse vernichtete zwar seine Handschrift der vollen Sammlung, nachdem er für das vierte Buch seines Exemplars (Denifles Ausg. I. 573–623) einen Auszug gemacht hatte. Da aber mehr Handschriften vertheilt waren, ist jenes ursprüngliche Briefbuch nicht untergegangen. Einige Handschriften sind aus dem vollständigen und dem gekürzten Briefbuche gemischt, so die, welche Preger für seine Ausgabe: Die Briefe H. Seuses (Leipz. 1867) benutzte. Vgl. Denifle in Haupts Zeitschr. für deutsches Alterth. XIX, 346–371. XXI, 89–142. Über Elsbeth Stigel auch Ph. Strauch in der Allgem. deutsch. Biographie, Artikel Suso.

Briefe desselben¹⁾ an seine geistliche Tochter; ausserdem sind ihre Aufzeichnungen über ihr eigenes inneres Leben erhalten.

Als Margareta starb, ging Heinrich, der Zeuge ihres Todes war, nach dem fränkischen Kloster Engelthal, wo die berühmte Nonne Christine Ebner lebte²⁾. Dieselbe (geb. 1277) war als Kind in jenes Kloster gegangen, von innerster Sehnsucht getrieben, wie wir es bei Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta sahen. Sie hatte sich den strengsten asketischen Übungen ergeben und hatte seit dem fünfzehnten Jahre Gesichte gehabt, deren Mittelpunkt natürlich ihre Braut-
schaft mit Jesu ist, die sie im Styl des Hohenliedes fühlt und schildert. Allmählich verbreitete sich der Ruf von ihr, sie ward eine berühmte Begnadigte. Die Geisler kamen und sie musste zu ihnen von dem Herrn reden; 1350 kam König Karl IV. mit vielen Grossen nach Engelthal und liess sich von ihr segnen. Ende 1351 suchte Heinrich von Nördlingen sie auf und sie hatte in seiner Gegenwart viele Entzückungen und Offenbarungen. Der ekstatische Zustand dauerte bis in ihr 76. Jahr. Sie starb am 27. December 1355, dem Tage, der ihr schon in ihrer Jugend als Todestag verkündet worden war. Tagebuchartig hat sie ihr inneres Leben bis in ihr hohes Alter beschrieben³⁾.

Unter den nicht wenigen erweckten Dominikanerinnen von Engelthal, über welche das Büchlein von der Gnaden Überlast chronikartig berichtet, zeichnete sich auch Adelheid aus dem Langemannschen Geschlecht von Nürnberg aus. Sie war jünger als Christine Ebner und starb 1375. Ihr Bericht über die Wunder, die Gott an ihrem Leben gewirkt

¹⁾ Heumann, Opuscula, S. 331 ff. 351—404. Nürnberg 1747. Dazu: Preger in der Zeitschr. f. hist. Theol. XXXIX, 79 ff.

²⁾ Der Überlieferung nach war Christine eine ältere Schwester der Margarete. Die Verwandtschaft hat sich aber bis jetzt nicht erweisen lassen: Lochner, Leben und Gesichte der Christine Ebnerin. Nürnberg. 1872, S. 7.

³⁾ Auszugsweise herausgegeben von Lochner, vgl. vorige Anmerkung. Es wird ihr auch das Büchlein „der Nonne von Engelthal Büchlein von der Gnaden Überlast“ (herausg. von C. Schröder, Tübingen 1871) von manchen zugeschrieben.

und über die Gesichte, die sie hatte¹⁾, bewegt sich ziemlich in gleicher Weise wie die Lebensbeschreibung ihrer Mitschwester. Ihr geistlicher Freund war Abt Ulrich von Kaisheim, des Cistercienserordens, ein Freund Heinrichs von Nördlingen und Taulers.

In verwandter Art werden sich die bis jetzt ungedruckten Visionen und Tagebücher der Dominikanerinnen von Katharinenthal bei Diessenhofen, Ötenbach in Zürich, Wiler und der Clarissin Magdalena von Freiburg halten²⁾. Denn das Verlangen des Gemüthes, sich in persönlichen Verkehr mit Gott zu setzen, ist überall das gleiche. Die Wege, auf denen die Seele die Vereinigung mit dem himmlischen Bräutigam sucht und findet, waren von S. Bernhard, von Hugo und Richard von S. Victor und von den anderen grossen mystischen Theologen des 13. und 14. Jahrhunderts gewiesen. Die Vermittelung dieser Kenntniss übernahmen die geistlichen Berather jener Frauen³⁾ und es verbreitete sich jene entzückte und überschwengliche Stimmung des inneren Menschen, in welcher die Gottesminne die ganze Natur überwältigte und das Überirdische mit allen Sinnen wahrgenommen ward.

Angedeutet mag nur werden, dass die Frauen in den mannigfachen ketzerischen Secten des 13. und 14. Jahrhunderts gewöhnlich stark vertreten waren. Auch die Beginen⁴⁾, jene niederdeutschen barmherzigen Schwestern ohne Ordensgelübde, kamen in den Verdacht, viele unter sich zu haben, die vom rechten Glauben abgewichen seien. Der

¹⁾ Die Offenbarungen der Adelheid Langemann, herausgeg. von Ph. Strauch. Strassburg 1878.

²⁾ J. Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1887, S. 213 ff.

³⁾ Predigten und Abhandlungen mystischen Inhalts sind nicht selten an geistliche Frauen gerichtet: W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten und Gebete. Basel 1876, S. 381.

⁴⁾ Von Lambert Beghe († 1187) in Lüttich gestiftet. — Mosheim, de Beghardis et Beguinabus, Lips. 1790. Hallmann, Gesch. des Ursprungs der belgischen Beghinen. 1842. Seibertz, Beghinen und Begharden in Westfalen (Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Nürnberg 1863, S. 313 ff).

Grund liegt in dem auch unter ihnen sich äussernden Verlangen nach einem möglichst persönlichen Verhältniss zu Gott ¹⁾).

Die folgenden Jahrhunderte entbehren der Prophetinnen und der Begnadigten nicht. Auch bei diesen späteren „gottseeligen Jungfrauen“ bricht die bräutliche Stimmung hervor; tiefsinnige Sprüche gehn den Weissagungen über die Ereignisse in Staat und Kirche und über die letzten Dinge gerade so zur Seite als bei den Mechthilden und Gertruden des 13. Jahrhunderts.

Das sanctum et providum ist in den deutschen Frauen im erlöschenden Mittelalter noch nicht erloschen.

¹⁾ Der Erfurter Satyriker Nicolaus von Bibra (Ende des 13. Jahrhunderts) sagt von ihnen v. 1626: accidit hoc quod earum quedam ducuntur extra se vel rapiuntur ut videant Christum: vulgus jubilum vocat istum.



Vierter Abschnitt.

Das Mädchen.

Von den Göttinnen und weisen Frauen treten wir hinein in den Hausraum der Wirklichkeit. Dort wandelten wir unter Gestalten religiöser Verehrung und begeisterter Erhebung über das Menschliche; von hier ab verkehren wir mit der Frau unter der Lust und Last des Lebens, mit dem Mädchen, der Gattin, der Mutter. Wir begleiten sie von der Wiege durch die Jahre der Jugend und Liebe in die Zeiten der Sorge und des Verarmens, wir winden ihr den bräutlichen Blumenkranz und reichen ihr den Witwenschleier.

Die dunkle Seite der Stellung des Weibes, seine sächliche Bedeutung im Alterthum, bildet die Grundlage dieser Verhältnisse. Könnten wir tiefer hinab in die Vorzeit unseres Volkes dringen, so würden der Beweise noch mehr werden, dass auch bei den Germanen das Weib einmal jene tiefe Stellung einnahm, in der es bei allen Völkern auf niedriger Bildungsstufe erscheint.

In dem Alterthume trat der Einzelne hinter die Gesamtheit zurück. Wie selbst die Dichtkunst nicht als eine Gabe zu Lust und Nutz des Einzelnen galt, sondern der Dichter nur der Mund schien, durch welchen der Volksgeist seine Poesie ausströmen liess, so war auch in allen übrigen Verhältnissen die Gesamtheit der lebendige Quell, aus dessen Fluth der Einzelne bald Leben bald Tod schöpfte. Das Leben des Einzelnen hat in solchen Zuständen keine hohe Bedeutung, sondern wenn die Gesamtheit es zu vernichten beschliesst, so muss es erlöschen. Dem Staate, der auf der Männer Stärke gebaut war, musste daran liegen, diese sich zu wahren; darum tritt überall im Alterthume das Streben

hervor, einen schwächlichen Nachwuchs zu unterdrücken und jedem freien Vater wird das Recht ertheilt, schwache Knaben bald nach der Geburt auszusetzen. Das Leben der Mädchen war völlig dem Gutdünken des Vaters überlassen.

Diese allgemeinen Bemerkungen sind auch für die Germanen als richtig anzunehmen. Wir räumen damit jener Mittheilung des Tacitus, dass die Zahl der Kinder irgend zu beschränken, unter ihnen für verbrecherisch gelte (Germ. 19), nur eine bedingte Wahrheit ein¹⁾. Auch bei den Germanen hat es einst als Recht gegolten, die Kinder auszusetzen²⁾. Als gewöhnlicher Anlass erscheinen Theuerung und Hungersnoth. Namentlich die isländischen Zustände sind uns deutlich. Die Unfruchtbarkeit der Insel machte es zur strengsten Pflicht, die Entstehung eines Proletariates zu verhüten. Die Mittel, die man ergriff, waren streng und hart wie die Natur und die Menschen der Insel. Bei einer Hungersnoth ward einmal beschlossen, alle Alten und Erwerbsunfähigen zu tödten (Fornmannas. 2, 225)³⁾. Mit gutem Rechte waren aber die Ehen der Armen der gesetzlichen Fürsorge unterworfen. Heiraten sich zwei, die nicht ein bestimmtes Maass des Vermögens nachweisen können, und die Ehe ist fruchtbar, so müssen sie sammt den Kindern aus dem Lande; ja sogar der gesetzliche Verlober der Frau und der, in dessen Haus der Brautkauf vor sich ging, werden verbannt, wenn nicht

¹⁾ Künstliche Beseitigung der Frucht wird in den Volksrechten an denen, welche den Trank gaben, im Salischen Recht (19, 4. Cod. 5) mit hoher Geldbusse, im bayrischen Gesetz mit Verlust der Freiheit (VIII. 18), im westgotischen Recht mit dem Tode (VI. 3, 1) bestraft.

²⁾ Grimm, Rechtsalterthümer 455—460. K. Maurer, die Wasserweihe des germanischen Heidenthums, S. 10 ff., 71 f. Bekehrung des norwegischen Stammes 1, 433. 2, 181. f. 2, 273. 275. Weinhold, Altnord. Leben. Berlin 1856, S. 260 f.

³⁾ Dieser Beschluss hängt mit der Sitte zusammen, die sich aus dem Alterthum aller Völker nachweisen lässt: vgl. u. a. P. Sartori, Alten- und Krankentödtung in Andrees Globus LXVII. Nr. 7, 8. Rud. Steinmetz, Endokannibalismus in d. Mittheil. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien XXVI, 1—60. (1896).

jener die Ernährung der Kinder übernimmt. Das Paar darf erst zurückkehren, wenn es das bestimmte Vermögen nachweisen kann, und die Möglichkeit fernerer Vermehrung verschwunden ist (Grågås Festath. 12). Über die Erhaltung der erwerbsunfähigen oder verarmten Glieder einer Familie fanden sich ebenfalls genaue Bestimmungen, die alle darauf ausgingen, dem Staate die Last einer Armenernährung zu ersparen, und natürlich jeden darauf denken liessen, sich keine Familienarme irgendwie heranzuziehen.

Als im Jahre 1000 auf Island das Christenthum durch Beschluss der allgemeinen Volksversammlung angenommen wurde, war die Annahme von der Minorität an die zwei Bedingungen geknüpft, nach wie vor Pferdefleisch essen zu dürfen, und die Kinder wie im Heidenthum aussetzen zu können. Bald jedoch ward die letztere Forderung beschränkt und nur die Tödtung ganz verlassener und verwaister Kinder gestattet. In den skandinavischen Ländern ward bald mit der staatlichen Einführung des Christenthums das Kinderaussetzen ohne alle Ausnahmen bei Friedens- und Vermögensverlust oder Landesverweisung verboten¹⁾. Die Sorge für die mutterlosen und ganz armen Kinder wurde der Landschaft übertragen (Frostath. 2, 2. Biarkeyjarr. c. 3.) Übrigens ward auch auf Island schon in der letzten heidnischen Zeit das Gefühl milder, und selbst den Unvermögenden wurde es verargt, wenn sie die Kinder aussetzten (Gunnlaugs s. c. 3. Fornmannas. 3, 111).

Ausser der Armuth konnte noch anderes zu dem harten Verfahren bestimmen. Wie bei anderen Völkern waren oft Träume der Anlass, ein Kind, von dem sie Unheil verkündeten, auszusetzen. Der Isländer Thorstein, Egils Sohn, ein reicher Mann, träumte, seine Frau solle ein Mädchen gebären, das

¹⁾ Es ward dabei zwischen der Tödtung ungetaufter und getaufter Kinder insofern unterschieden, als die Strafe für die Beseitigung eines ungetauften Kindes durch das halbe Wergeld des Kindes und eine Geldbusse an den Bischof abgekauft werden konnte. K. Magnus Erlingsson hob den Unterschied auf: K. Maurer, Wasserweihe 71.

viel Unglück bereiten werde. Als die Zeit der Niederkunft naht und er zur grossen Volksversammlung reisen muss, befiehlt er seiner Frau Jófrid, wenn sie ein Mädchen gebären sollte, es auszusetzen. Sie entgegnet ihm aber, dass solches für ihn eine Schande und Thorheit sei, da er selbst reich sei und auch reiche Verwandte habe. Da sie nun in seiner Abwesenheit eines schönen Mädchens genest, braucht sie eine List, indem sie dem bestimmten Willen des Mannes nicht offen zu trotzen wagt. Sie lässt den Befehl nur scheinbar ausführen; Helga bleibt am Leben und durch ihre Schönheit erfüllt sich des Vaters Traum. Davon erzählt die anziehende Geschichte des Skalden Gunnlaug Schlangenzunge. — Sehr erklärlich ist die Ausführung der alten Sitte, wenn von der Familie eine Schmach abgewendet werden sollte, die ihr durch die Geburt eines Kindes drohte. Nicht selten war auch das Kinder- aussetzen ein Mittel zur Rache, dessen sich leider selbst die Mütter gegen die Väter des Kindes bedienten. Eine Isländerin beschloss aus Wuth darüber, dass ihr Mann Asbiörn eine Tochter ohne ihr Mitwissen verlobt hatte, keine Kinder mehr aufzuziehen und liess ihr nächstes Kind aussetzen. Sie erklärte dem verzweifelten Vater nach der That, sie wolle keine Kinder erziehen, die gegen ihren Willen weggegeben würden (Finnbogas. c. 2).

Ohne weiteres dürfen wir annehmen, dass das Aussetzen vorzüglich die Mädchen traf, da es den Armen immer leichter ward, einen Knaben aufzuziehen. Auf den Söhnen ruht das Leben und die Hoffnung des Hauses, in ihnen winkt den Eltern die Aussicht auf vermehrte Ehre oder auf spätere Erleichterung ihrer Lage. Die Mädchen, über deren Geburt sich in Volksgebräuchen weit weniger Freude bekundet als über die Knaben ¹⁾, konnte das harte Geschick schon dann treffen, wenn in der Familie keine oder nur wenige Söhne und viel Töchter geboren wurden. Einen Beleg dafür gibt die Lebensbeschreibung des heiligen Liudger. Liafburh, Liudgers Mutter, war als neu-

¹⁾ J. Grimm, Deutsche Rechtsalterth. 403. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel 281.

gebornes Kind in grösster Lebensgefahr, denn ihre Grossmutter war in Zorn, dass sie lauter Enkelinnen und keinen Enkel erhielt. Sie gab also den Befehl, das Kind ins Wasser zu werfen¹⁾. Allein eine mitleidige Nachbarin zog es zeitig genug heraus und flüchtete es in ihr Haus, wo sie Zeit gewann, ihm etwas Honig auf die Lippen zu träufeln. Nun war das Kind gerettet; denn sobald ein Kind Speise genossen, war es nach heidnischem Satz unerlaubt, dasselbe zu tödten (Pertz Scr. 2, 406). Im heidnischen Norwegen und auf Island durfte kein Kind, das bereits mit Wasser benetzt war und einen Namen erhalten hatte, ausgesetzt werden²⁾.

Trotz der Verbote der weltlichen Gesetze und der Kirche erlosch übrigens weder im Norden noch in Deutschland die Kinderaussetzung ganz. Es gab ja stets Verhältnisse, in denen die Geburt eines Kindes unbequem oder von Nachtheilen begleitet, geradezu auch verderblich erschien, und die Aussetzung blieb dann immer noch milder als der Mord. Man hoffte, dass die ausgelegten, ausgesetzten Kinder, die *funtkint* (fündelkint, fundelinc), wozu sie wurden, falls man sie fand, die Barmherzigkeit erwecken würden. In der Legende (Judas Ischariot, Gregor auf dem Steine, Albanus) und in dem Heldenepos (Wolfdietrich) begegnen wir solchen Findelkindern, den Früchten ungesetzlicher Verbindungen³⁾.

Einem glücklichen Zufall und der Milde der Finder blieb das Leben der armen Verstossenen überlassen. Zogen sie den Findling auf, so gehörte er ihnen durchaus zu eigen; wenn sie ihm kein andres Recht gaben, als Höriger. Im Schwabenspiegel findet sich die Bestimmung: wer ein Kind aufhebt, das seine Eltern ausgeworfen haben, und es erzieht, bis es stark geworden, dass es dienen kann, dem muss es dienen, weil er ihm zu seinem Leben geholfen hat. Erhoben später seine Eltern oder der Herr, dessen Eigenleute die Eltern waren,

¹⁾ Nach altfries. Recht (1. Fris. V, 1) war die Tödtung eines Kindes durch seine Mutter unmittelbar nach der Geburt straflos.

²⁾ K. Maurer. Wasserweihe 71. Weinhold. Altnord. Leben 261.

³⁾ Über Sagen von ausgesetzten Kindern Grimm, Rechtsalt. 455.

Ansprüche auf den Findling, so musste dem Findelvater mindestens das Kostgeld ersetzt werden¹⁾.

Erst in den aufblühenden Städten wurden Stiftungen für die ausgesetzten Kinder gemacht, wie es scheint, zuerst im 14. Jahrhundert. Die Kinder wurden gewöhnlich vor die Kirche oder vor das Rathhaus gelegt, vor die Häuser der Geistlichen, auch vor ein Nonnenkloster, und wo Findelhäuser waren, vor diese. Ihr Leben schien damit der aussetzenden Mutter gesichert. Aber es war auch sehr verlockend, namentlich für leichtfertige und gewissenlose arme Mütter geworden, sich eines Kindes zu entledigen, ohne es zu tödten. Der Baseler Rath sah sich deshalb zu Anfang des 15. Jahrhunderts zu dem Beschluss genöthigt: *welch frow das hinnantfür tût und sich das erfindet, das man die in den Rin werfen sol*²⁾.

Die Aussetzung blieb immer die Ausnahme, die Regel war, dass das Kind in das Leben hinein wuchs, in das es geboren war.

Die Niederkunft der Mutter geschah in ältester Zeit meist auf dem Fussboden des Hauses, das eben nur einen einzigen, von den Wänden und dem Dach umschlossenen Raum hatte, daher noch die spätere Rechtsbestimmung stammt, dass das Kind als lebend zur Welt gekommen galt, das die vier Wände und das Dach beschrieen (angeschrieen) hatte. Da lag das Neugeborene, bis der Vater es aufheben liess und damit in seinen Schutz und in die Sippe aufnahm. Der Name Hebamme³⁾ stammt wohl von diesem Brauche und bezeichnet wahrscheinlich die Helferin, die das Aufheben und dann auch das sich anschliessende Baden besorgte, woher sie auch (seit dem 15. Jahrhundert) *padmueter*, *Bademutter*, *Bademume* hiess. Im Pinzgau im Lande Salzburg war es noch am Ende des 18. Jahrhunderts Sitte, dass nach dem stärkenden Mahle (eine Eierspeise und

¹⁾ Schwabenspiegel, Landr. 298 (Wackernagel). Im Sachsenspiegel ist nichts davon enthalten.

²⁾ Baseler Rechtsquellen I, 111.

³⁾ ahd. *hefianna*, *hevanna*, mhd. *heramme*, *hereamme*, *hebemuoter*, *heremüter*, nl. *heremoeder*.

ein Glas Brantwein), das die Wöchnerin gleich nach der Geburt erhielt, das nackte Kind eine Viertelstunde, auch wohl länger, über ein ausgebreitetes Tuch auf den Fussboden gelegt ward¹⁾. Den Brauch, das neugeborene Kind sofort unter die Stubenbank zu legen, bezeugt Rochholz aus der Schweiz²⁾.

In ältester Zeit war das erste Bad des jungen Menschen nicht warm. Aristoteles hatte gehört, dass viele Barbarenvölker die Kinder gleich nach der Geburt in kaltes Flusswasser tauchten, und der Arzt Galenus (2. Jahrhundert n. Chr.) nennt ausdrücklich die Germanen als solche, welche diesen grausamen Brauch übten³⁾. Weil es eine Sitte war, muss sie auch einen festen Namen gehabt haben, wahrscheinlich *daupjan*, tauchen, womit Wulfila auch ohne Scheu die christliche Taufe, das *βαπτίζειν* übersetzte. Auch die westlichen Deutschen behielten *dōpjan*, toufan dafür nach ihrer Bekehrung und liessen es durch kein kirchliches Wort, wie bei anderen Kulthandlungen, verdrängen.

Die erste Nahrung erhielt das Kind naturgemäss an der Mutterbrust. Auch Honig dem Neugeborenen auf die Lippen zu träufeln war uralte Sitte⁴⁾. Das Kind, das Nahrung genossen, durfte nicht mehr getödtet werden. Den Abschluss der Aufnahme unter die Menschengemeinde machte dann die Namengebung; dadurch ward das Kind zur Persönlichkeit und das halbe Wergeld (Mannbusse), das ihm das Gesetz zuerkannte, erhob sich nun zum ganzen. Nach den Angaben im salischen und ribuarischen Gesetz und auch nach dem alemannischen Recht⁵⁾ geschah die Namengebung innerhalb der ersten neun Nächte.

¹⁾ L. Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstenthums Salzburg 2, 694 (Salzburg 1796).

²⁾ Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel 279 f.

³⁾ Müllenhoff im Anzeiger f. deutsch. Alterth. 7, 408.

⁴⁾ Grimm RA. 457. A. Kuhn, Herabholung des Feuers 137.

⁵⁾ l. Sal. 24, 4. l. Ribuar. 36, 10. Pact. Alam. 2, 31. l. Alam. Hloth. 79. — An den lange erhaltenen Scherz: Die Schwaben lägen die ersten neun Tage blind, an den römischen dies lustricus am neunten Lebenstage, sei nur erinnert.

Bei den Nordgermanen dagegen schloss sich diese Handlung unmittelbar dem Begiessen des Kindes mit Wasser (ausa barn vatni), also dem ersten Bade an¹⁾. In Skandinavien trat sonach der Neugeborene sehr rasch nach dem Eintritt in das Leben auch in sein volles Wergeld ein.

In der Regel wird der Vater als geborener Vormund dem Kinde den Namen gegeben haben. Es war immer nur ein einziger Name. Dass er sich darüber zuweilen mit seiner Frau oder den Verwandten berieth, ist bei der Bedeutung, die unsere Vorzeit mehr als die Gegenwart den Namen beilegte, erklärlich. Auch ist, in Skandinavien wenigstens, die Namensgebung mitunter einem andern anwesenden Manne als Ehrenbezeigung überlassen worden²⁾.

Der gegebene Name ward nicht aufs Geratewohl oder nach irgend einer Liebhaberei gewählt, sondern hauptsächlich mit der Rücksicht, die verwandtschaftlichen Beziehungen anzudeuten. Da es in der längsten Zeit des Mittelalters noch keine erblich geführten, den Einzelnamen stetig zugefügten Familiennamen gab, die erst seit dem 12. Jahrhundert sehr allmählich und auch landschaftlich beschränkt Eingang fanden, so war jene Rücksichtnahme um so wichtiger.

Man hatte verschiedene Weisen, die Verwandtschaft in den Namen zu bezeichnen³⁾. Eine sehr alte, in unseren ältesten Namen bereits spärlich erscheinende, war die Abwandlung der Namen durch Ablaut: der Vocal des Namens erschien entweder gesteigert oder geschwächt. Die Mutter z. B. hiess Ada, die Tochter Ôda (Uota), die Mutter Adalhilt, die Tochter Uodalhilt, die Mutter Baba, die Tochter Buoba.

Ebenfalls alt war die Bindung der Namen der Geschlechtsgenossen durch den gleichen Anlaut, also den Stab-

¹⁾ K. Maurer, Über die Wasserweihe des germanischen Heidenthums. S. 5. ff.

²⁾ Weinhold, Altnord. Leben 262. Maurer. Wasserweihe 8.

³⁾ Mone in seinem Anzeiger für Kunde t. Vorzeit V, 104—107. Weinhold, Altnord. Leben 264—269. Stark, Kosenamen der Germanen 161 f.

reim. So ist Thusnelda mit dem Sohne Thumelicus gebunden, eine Mutter Atha mit der Tochter Abba (769. Cod. Lauresh. I. 110), eine Mutter Waltpurc mit dem Sohn Wolferim (861. Herrgott geneal. austr. dipl.). Es genüge nur noch, an die allitterirenden Namen der Burgundenkönige Gibich, Günther, Gernot, Giselher, und an Hildebrand mit dem Sohn Hadubrand zu erinnern.

Auch ward voller vocalischer Reim gebraucht. In einer fränkischen Urkunde von 635 (Pardessus n. 270) finden sich die Brüder Ado Dado Rado, auf Island die Brüder Gaukr und Haukr (Halfdans. Eysteinson. c. 27).

Die Namen enthielten ferner im ersten oder im zweiten Theil der Composition denselben Wortstamm:

In dem mythischen Welsungengeschlecht ging das bedeutungsvolle *sigu* durch die Namen hindurch: von Sigi dem Odinssohn, nach skandinavischer Sagenüberlieferung, stammen die Urenkel Sigmund und Signy. Signy ist mit Siggeir vermählt, Sigmunds Sohn ist Siegfried, Sigurðr. In den letzten Gliedern der ostgotischen Amalungen klingt *theuda* (diet, das Volk) überall durch: des grossen Theuderich Tochter war Theudagotho, sein Neffe Theudat, dessen Kinder Theudanantho und Theudagisil hiessen. Diese Art, die Blutsverwandten durch einen Namen zu verbinden, war im Süden und Norden Germaniens verbreitet. Ich will nur wenige Belege aus Deutschland anführen: eine Mutter hiess Deotwich, die Tochter Deotswind; der Vater Isanhart, die Tochter Isanpirig; der Vatersbruder Wuldarrich, die Nichte Wuldarniu; der Vater Ilprant, die Tochter Ilpurg. Auf diesem Wege sind nicht wenig zusammengesetzte Namen entstanden, die an sich keinen rechten Sinn geben.

Die Übereinstimmung des zweiten Compositionstheiles ward fast noch häufiger zur Andeutung der Verwandtschaft gebraucht. Von einem fränkischen Ehepaare Rainarius und Amalgardis entsprossen die Söhne Raganharius und Amalharius, sowie die Töchter Raingardis, Angilgardis (Polypt. Irm. 255). Von einem bayrischen Paare Deotniu und Hrôdni

der Sohn Nahniu, und die Töchter Chrimhilt und Kisalni (806. Meichelbeck hist. Frising. I, 203). In einer andern bayr. Urkunde von ungefähr 783 stehn die Brüder Alprich und Ascrich mit den Schwestern Marchrât, Waltrât und Angilrât (ebd. 70). Ein elsässischer Vater Uodalrich hatte die Söhne Adalrich und Wisarich (799. Schöpflin Alsat. diplom.).

Die Beispiele liessen sich ohne Ende häufen. Auch dasselbe Suffix ward beliebt: So hatte ein Vater Pirhtilo die Söhne Tuotilo, Fritilo, Cözzilo, Petilo (791. Meichelbeck I, 81). Wir finden die Brüder Bernicho und Biricho, Gundolt und Gêrolt u. s. w.

Zuweilen wurden auch verwandten Leuten Namen gleicher Bedeutung gegeben. So stehn die Namen des bekannten Heldenpaars Hildibrant und Hadubrant zu einander. Aus Nordgermanien sind die Brüder Hrafn und Krâkr, Kôtt und Kisi anzuführen.

Aber es begegnen auch dieselben Namen. Der Name des Grossvaters ward gern dem Enkel gegeben: wir finden in einer bayrischen Urkunde den Grossvater Îsanhart mit einem Enkel Îsanhart (836. Meichelbeck I, 309), in einer alemanischen die Grossväter Wolfkis und Horscwin mit gleichnamigen Enkeln (818. 826 Neugart I. 172. 186). Auch Vater und Sohn, Bruder und Schwester (nur mit verschiedener grammatischer Endung, z. B. Odo, Oda), Vatersbruder und Neffe hiessen gleich. In Nordgermanien war derselbe Brauch, der sich bis in unsere Gegenwart oft genug nachweisen lässt. In manchen Geschlechtern (man denke an die Fürsten Reuss) wird derselbe Vorname ununterbrochen fortgeführt, oder es ist üblich, denselben Namen wenigstens als Nebennamen durchzuführen.

Der Name, sagte ich vorhin, macht das Kind zur Persönlichkeit. Er ist kein Lautschall, sondern ein Wort mit Inhalt, er hat Bedeutung und Macht. Nenne ich den Namen, so denke ich an das Wesen, das ihn trägt und dieses Wesen wirkt auf mich. So hat sich Scheu und Ehrfurcht, Widerwille und Hass auf den Namen übertragen und in allen Völkern eine Menge von Vorstellungen und Glauben oder Aberglauben

mit den Namen verbunden¹⁾. Für uns kann genügen, auf einiges unmittelbar an diese Stelle gehörige zu erinnern.

In Norwegen ist noch jetzt die Meinung, wenn eine schwangere Frau von einem Verstorbenen träumt, dass dieser „nach dem Namen gehe“, das heisst sich einen Namensvetter suche. Es wird das Kind dann nach ihm genannt, weil es Glück bringt²⁾. Das hängt, wie Konr. Maurer nachgewiesen³⁾, mit dem altnorwegisch-isländischen Glauben zusammen, dass ein Sterbender oder auch ein Todter Vorthail davon habe, wenn ein zu erwartendes Kind nach ihm benannt werde, so wie auch das Kind Nutzen davon ziehe. Schon in alten wie in neueren isländischen Quellen wird von Traumerscheinungen Verstorbener zu diesem Zweck berichtet.

Nach Frühverstorbenen wurden auf Island nicht gern Kinder benannt. Das galt und gilt auch in Deutschland, wo man es für unheilvoll hält, nach einem verstorbenen Geschwister ein später geborenes zu nennen. Das verstorbene zieht das jüngere nach.

Aus Norwegen und Island wird die Sitte bezeugt, der Namengebung ein Geschenk, die Namenfestigung (nafnfestr), folgen zu lassen⁴⁾. Reiche und Vornehme gaben ihren Knaben Landbesitz, Ringe, Waffen. Dürfen wir die Patengeschenke als Fortsetzung hievon nehmen, so hätte diese Namenfestung auch im deutschen Volke bestanden. Häufig sind diese Gaben in nordischen Quellen erwähnt, wenn einem Erwachsenen ein Beiname⁵⁾ aus irgend welchem Anlass zugelegt ward. Dafür haben wir auch ein altes deutschheidnisches Beispiel in der langobardischen Sage, dass Wodan, als er dem Volke der Winilen den Namen der Langbärte gegeben, er auf Freas

¹⁾ R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttg. 1878, S. 165–184. Kr. Nyrop, Navns Magt. Köbenhavn 1887.

²⁾ Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879. P. 311.

³⁾ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1, 111. 5, 99. Maurer, Bekehrung 1. 234.

⁴⁾ Weinhold, Altnord. Leben 263. K. Maurer, Wasserweihe 8.

⁵⁾ Eine Sammlung dieser Beinamen (kenningarnöfn) in meinem Altn. Leben 277 ff.

Forderung „so wie du ihnen einen Namen gegeben, so gieb ihnen den Sieg“, als Namengeschenk ihnen den Sieg verlieh¹⁾.

Angeschlossen werde hier gleich, dass das Kind noch ein Geschenk erhielt, wenn der erste Zahn durchbrach, nordisch das Tannfé (Zahngeld) genannt²⁾. Dass noch heute dieses Ereigniss von deutschen Müttern als sehr wichtig betrachtet wird, ist bekannt. Die Wärterin oder Amme erhält gewöhnlich ein Geschenk dabei.

Wieweit die vom Oberrhein, namentlich aus dem Aargau, nachgewiesene Sitte zurückgeht, in der Geburtsstunde des Kindes einen Baum in den Garten zu pflanzen, als Lebens- und Schicksalsbaum, weiss ich nicht. Die von Geiler von Kaisersberg in seiner Emeis (1508) erzählte Geschichte von den drei Schusterkindern, die sich bei Beziehung eines neuen Hauses in dem Garten jedes einen bestimmten Baum als Schicksalsbaum wählten, zeugt nicht für den Geburtsbaum, sondern für die weitverbreitete und alte Vergleichung des menschlichen Lebens mit dem der Pflanzen, namentlich der Bäume, die zu manchen sinnreichen Gebräuchen geführt hat³⁾.

Sobald das Kind das erste Mal gebadet war, wurde es in Thierfelle, in späterer Zeit in Tücher gehüllt; bei den Armen blieb es wohl ganz nackt auf dem bereiteten Lager liegen. Das altnordische Gedicht Rígsthula, das von der Wanderung des Gottes Heimdallr (Rígr) auf der Erde erzählt und wie er der Vater der drei Stände des Volkes wurde, berichtet von Thraels (des Unfreien) Geburt bloss, er sei mit Wasser begossen und Thraell genannt worden; Karl (der

¹⁾ Prol. ed. Rothar., Paul. diac. 1, 8.

²⁾ Weinhold, Altnord. Leben 284.

³⁾ Rochholz, Alemannisches Kinderlied 284. Mannhardt. Wald- und Feldkulte 1, 49. Über Baumpflanzung zur Aussteuer der Töchter R. Andree in d. Mittheil. der anthropolog. Gesellsch. in Wien. 1884. 8. April.

freie Mann) dagegen wird nach der Namengebung in ein Tuch gehüllt, Jarl (der Fürst) in Seide¹⁾. Die Umwindung mit Binden oder Bändern ist früh üblich gewesen. Auf der Trajanssäule sind dakische Frauen abgebildet, welche ein Wickelkind in einer Art Mulde auf dem Kopfe tragen²⁾. In den Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts werden die mit leinenen oder seidenen Binden gewickelten Kinder öfter erwähnt, und auf Bildern des 14. und 15. Jahrhunderts sieht man das Kind von Hals bis Fuss in ein weisses Tuch gehüllt, das kreuzweise mit rothen Bändern umwunden ist, in der Wiege liegen³⁾. Eine Art Wiege mag früh in Gebrauch gewesen sein. So wie bei den Skridhfinnen⁴⁾, wird auch bei den Germanen das Kind in Thierfellen oder in einem Tuche zwischen zwei Bäumen oder Stangen aufgehängt worden sein. Im 9. Jahrhundert⁵⁾ waren Wiegen in unserer Art üblich, schaukelbare, hölzerne Bettgestelle⁶⁾. Zur Sicherung des Kindes wurden Bänder kreuzweise darüber gezogen; wenigstens sieht man das auf Bildern vom Ende des 13. Jahrhunderts⁷⁾. Zum Schmucke, aber auch wohl zum spielen für das Kind streuten die Ammen Blumen auf das Wiegenbettchen (Grieshaber Pred. 2, 3). Frauen, die draussen auf dem Felde zu arbeiten hatten, nahmen das Kind sammt

¹⁾ So heisst es auch von dem kleinen Wolfdietrich (B. I. 141): *alsô daz kindel kleine wart ûz dem bade erhaben, Man wantz in schoeniu (var. sîdîn) tüecher, daz wil ich iu sagen, Ein palmûtsîdîn küssîn man umb daz kindel want, Und ein gürtel sîdîn was sîn windelbant.*

²⁾ Colonna Trajana, ed. Arosa-Fröhner. Taf. 105.

³⁾ Engelhardt Staufenberg 90. 98.

⁴⁾ Procop. b. got. II, 15.

⁵⁾ ahd. waga wiga; mhd. wage wige wiege.

⁶⁾ In der Constanzer Biblia pauperum (Ende des 13. Jahrh., herausg. von Laib und Schwarz, Zürich 1867. Bl. 1) ist eine Wiege zu sehen, ein kleines Kinderbett mit Wiegebogen.

⁷⁾ Engelhardt Ritter v. Staufenberg, 98. Das Waglseil, Wiegen-seil, Deiselseil ward der Wöchnerin von Freundinnen geschenkt: Rochholz, Alemannisches Kinderlied 290.

der Wiege mit sich¹⁾. Doch mochten manche es auch in ein Tuch legen, das zwischen zwei Bäumen aufgehängt werden konnte, gleich einer Hängematte. Wenigstens kann man das noch jetzt in deutschen und slavischen Gegenden sehen.

Zum Schutze des Kindes gegen alles Unheil wird der Wiege in heidnischer Zeit ein Runenzeichen eingeritzt worden sein. Später und noch jetzt wird der Drudenfuss gegen die Hexen daran gemalt²⁾. Auf einem Kupferstiche des Israel von Meckenem (A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, S. 181. Fig. 227) sieht man die mit Bändern kreuzweise überzogene Wiege mit dem Pentagramm am Fussende.

Jede deutsche Mutter nährte ihr Kind an ihrer Brust, wie Tacitus (Germ. 20) gegenüber den Römerinnen rühmt, welche ihre Kinder Ammen und Mägden überliessen. In den vornehmeren Kreisen änderte sich aber das allmählich, und gewisse kirchliche Bestimmungen scheinen darauf gewirkt zu haben, dass manche Frauen die Kinder entweder gar nicht säugten oder bald entwöhnten³⁾. Im allgemeinen ist es wie in der Gegenwart gehalten worden, dass die kräftigen und die ärmeren Mütter ihre Kinder selbst nährten, schwächere und namentlich reichere sie einer Amme übergaben⁴⁾. Die

¹⁾ J. Grimm, Reinhart Fuchs 351. Vgl. eine bildliche Darstellung von Adam und Eva aus dem 14. Jahrhundert, auf der Adam mit der Hacke arbeitet und Eva am Rocken spinnt, ein Wickelkind in niedriger Wiege zu Füßen: Anzeiger d. Germ. Museum. XXVII, 175.

²⁾ Rochholz, Alem. Kindersp. 289. Zeitschr. d. V. f. Volksk. 6, 253.

³⁾ Augustin, der Apostel der Angelsachsen, fragt bei Papst Gregor an: *post quantum temporis mulieri enixae vir suus possit in carnis copulatione conjungi?* Der Papst antwortet: *ad ejus concubitum vir suus accedere non debet, quoadusque qui gignitur ablactetur.* Beda h. eccl. 1, 27.

⁴⁾ Dafür Belege aus den Gedichten des 12. u. 13. Jahrhunderts zu sammeln, ist überflüssig. Bedeutungslos auch ist, dass in der dem Original näher stehenden Berliner Hs. von Werners Marienleben die Kinder bei den Ammen schlafen (Fundgruben II. 209, 147), während die stärkere Überarbeitung der Wiener Hs. (4312. Feifalik) sie bei den Müttern liegen lässt.

Gedichte des höfischen Kreises erwähnen aber auch, dass selbst Königinnen ihre Kinder an die eigene Brust nahmen (Parz. 113, 9. Lanzel. 88).

War es nicht möglich dem Kinde Muttermilch zu geben, so ward es mit Thiermilch aufgezogen, die man ihm durch ein Hörnchen einflösste¹⁾.

Ausser der Amme hatten in der hohen Gesellschaft noch andere Frauen das Kind in Pflege zu nehmen: erfahrene ältere Weiber und schöne junge Mädchen²⁾. An Verzärtelung und mancher üblen Sitte fehlte es dabei nicht und Bruder Berthold von Regensburg fand Stoff genug, verkehrte Kinderzucht im 13. Jahrhundert zu rügen (Predigten I, 33 — 36. II. 58).

Eine solche Verzärtelung und ebenso die Menge der bezahlten Pflegerinnen war natürlich unserem Alterthum ganz fremd. Unter den Deutschen zu Tacitus Zeit, auch wohl noch später und ebenso in Skandinavien waren die Kinder, Knaben wie Mädchen, ausser der Obhut der Mutter gewöhnlich in Gesellschaft unfreier Kinder, mit denen sie gleich behandelt, in gleichem Spiel und gleicher Beschäftigung die Kindheit verlebten (Germ. c. 20). Dieselben wurden ihnen öfters, wie nordische Quellen bekunden, bei der Namensgebung zum Eigenthume geschenkt³⁾ und blieben das ganze Leben in ihrer nächsten Umgebung, folgten den Bräuten als Theil der Mitgift und theilten mit den Witwen den Tod. Als sich Brünhild nach Siegfrieds Ermordung selbst ersticht, ordnet sie an, dass neben ihr eine Zahl ihrer Knechte und Mägde, und auch die Eigene, welche mit ihr erzogen wurde (fóstrman), verbrannt würden (Sigurðarqu. in skamma 70). Dieser Brauch, der sich auch bei anderen Völkern findet und noch in der heutigen Prinzenerziehung etwas ähnliches hat, beweist übrigens schon allein, wie mild in vieler Hinsicht das Alter-

¹⁾ Ynglingasaga. c. 29. Gute Frau 1671. Thomas Platter Selbstbiographie 4. Stellen aus französ. Gedichten bei Alw. Schultz, Höf. Leb. I, 150. 2. A.

²⁾ Gudrun Str. 25. 198. Lanzel. 93.

³⁾ Weinhold, Altnord. Leben 285.

thum die Unfreien behandelte. Wir wissen dies bekanntlich auch aus des Römers Bericht (Germ. c. 25). Das freie oder edle Kind, das mit einem unfreien unter denselben Herden und auf demselben Boden aufwuchs, das mit ihm Speise und Trank, Lust und Sorge theilte, konnte die Genossen desselben nicht schmähhlich behandeln. Zu einer Ausgleichung der äusseren Verhältnisse und Unterschiede wirkte ferner die im Norden wenigstens allgemeine Sitte (Altnord. Leben 235), dass die Eltern ihre Kinder Verwandten oder Freunden zur Erziehung (fóstr) übergaben, und dazu gern geringere als sie waren wählten. So übergibt König Eiríkr von Hördaland seine Tochter Gyða einem reichen Bauer (Fornm. s. 1, 2). Dieser Erzieher (fóstri) übernahm die leibliche Pflege und sonstige Ausbildung des Ziehkindes (fóstr), suchte ihm alles, was er verstund, zu lehren, und seine Erfahrung und Gewandtheit ihm anzueignen. Lebensklugheit und der Anstand, die Zucht, waren hierbei gewiss Hauptsache; bei den Knaben kam natürlich die Ausbildung in körperlichen Fertigkeiten und in der Waffenführung hinzu. Wie das oben angeführte Beispiel zeigt, wurden die Mädchen auch Männern anvertraut, ja König Hergeir soll seine einzige Tochter Ingigerd einem unverheirateten Manne, dem Jarl Skuli, zur Erziehung (Fornaldars. 3, 521) übergeben haben.

Nach der Gemeinschaft, die sich in vielen Dingen zwischen Skandinavien und Deutschland nachweisen lässt, müssen wir auch bei den deutschen Stämmen die Sitte, die Kinder in andern Häusern erziehen zu lassen, vermuthen. Ist sie nicht bezeugt, wenn wir im Gedicht von Gudrun lesen, dass diese junge Fürstentochter zu ihren Verwandten in Dänemark zur Erziehung (durh zuht) geschickt wird und dass man ihren Bruder Ortwin dem alten Wate von Sturmlant übergibt (Gudr. 574)? Eine Spiegelung höfischen Brauches ist es doch, wenn in Pleiers Tandareis (618) die indische Königstochter Flordibel von den Eltern zur feinen Erziehung an Artus Hof geschickt wird. Söhne wurden in Skandinavien gern den Brüdern ihrer Mutter anvertraut (Altnord. Leben 285). Das ist die enge Verbindung zwischen Oheim und Neffe, die Ta-

citus (Germ. 20) hervorhebt und die auf der uralten Schätzung der Verwandtschaft durch Mutterblut beruht.

Sitte war es unter den Karolingern, den sächsischen und den fränkischen Königen, dass die Söhne der Vornehmen mehrere Jahre am Königshofe erzogen wurden; und Gleiches geschah wieder mit den Söhnen ihrer Vasallen an den Höfen der Landfürsten.

Nach der Bekehrung der deutschen und skandinavischen Völker zum Christenthum erfolgte die Namengebung durch den Priester bei der Taufhandlung. Die Eltern bestimmten den Namen, zuweilen mit Rücksicht auf die Paten. Die Kirche forderte, dass die Taufe ohne Verzug geschehe; meist ist sie am Tage nach der Geburt vollzogen, und das gilt als Regel bis heute bei den katholischen Christen.

In reichen und vornehmen Kreisen bot die Taufhandlung Gelegenheit zu Festen; die städtischen Obrigkeiten erliessen bereits im 13. Jahrhunderte Verordnungen zur Einschränkung des dabei entwickelten Luxus. Man übertrieb auch die Zahl der Taufzeugen. Nach kirchlicher Satzung genügte ein Pate¹⁾. Bruder Berthold von Regensburg nannte daher schon zwei sehr viel, drei überviel und tadelte scharf, dass bis zwölf gebeten würden (Bertholds Predigten I, 23. II, 57, 15). In Köln ward bei zehn Mark Busse verboten, dass mehr als zehn Frauen zum Kintkirsten (Taufen) zu Kirche gingen (Ennen, Quellen I, 27). Wie noch heute veranlasste manche ärmere Eltern das Geschenk, welches die Paten dem Kinde gaben, wobei auch der Anne schon damals nicht vergessen ward, möglichst viel zu laden.

Brauch war, die Wöchnerin im Kindbette zu besuchen. Aber der Luxus machte sich auch hier im späteren Mittelalter breit und kostbare Gastereien wurden in den Städten

¹⁾ Ahd. *toto* adpater, *tota* admater; *gota*, admater mhd. *gote göte*, Pate, Patin und auch das Patenkind (lautlich dem got. *gudja*, altn. *godi*, Priester, entsprechend); mhd. (seit dem 12. Jahrhundert) *bate* Pate (aus pater entstellt). Zu Gote Göte vgl. Schmeller 1², 962. Lexer, Kärntn. Wörterb. 119.

bei diesen Besuchen Sitte, den sogenannten Kindbetthöfen, gegen welche Polizeiverordnungen erlassen wurden, ebenso gegen übertriebene Geschenke, die von den Gästen der Kindbetterin auf das Bett gelegt wurden¹⁾.

Nicht minder sahen sich am Ausgange des Mittelalters die städtischen Obrigkeiten veranlasst, gegen das Gepränge einzuschreiten, wenn die Mutter, das möglichst geschmückte Kind auf dem Arme, nach Ablauf der sechs Wochen zur Einsegnung zu Kirchen ging. Auch in der höfischen Gesellschaft ward der Kirchgang festlich gehalten. Dabei ward in den vornehmen Häusern zuweilen erst die Taufe vorgenommen (Tristan 1953 ff., j. Titur. Str. 1079), obschon die Volksprediger, wie Bruder Berthold, gegen die Verzögerung der Taufe eiferten, weil die Seligkeit des Kindes dadurch gefährdet werde (Pred. I, 31 f., II, 57).

Das siebente Jahr war die Zeit, in der die Übergabe in fremde oder wenigstens in männliche Hände geschah²⁾. In westerlauwerschen Friesland war es später gesetzlich gestattet, dass der Sohn einer Witwe, sobald er sieben Jahre alt wurde und sich zur Selbständigkeit vor dem Richter befähigt erklärte, nicht bloss selbst ohne Vormund sein durfte, sondern auch die Mundschaft über seine Mutter übernehmen konnte. Er gab ihr dann den Schutzlohn, fünf Schilling für das Jahr (Westerlaw. ges. 420*, 25 Richthofen). Erklärte sich der Knabe mit sieben Jahren noch nicht für mündig, so hatte er der Mutter bei seiner Verheiratung den Schutzlohn für die ersten zwölf Jahre zu zahlen, dafür dass er behütet wurde vor dem Zahne des Schweines, dem Schnabel des Huhnes, dem Bisse

¹⁾ Jäger, Ulm, S. 520. Nürnberger Polizeiverordnungen, S. 70. Hüllmann, Städtewesen IV, 161. Weist. 1, 489. Michelsen-Asmussen, Archiv I. 1, 95. Grand et Roquefort vie privée 3, 192. A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert 181—185. Eine alte symbolische Gabe an die Wöchnerin scheinen Eier gewesen zu sein, in Thüringen Droheier = Gedeiheier genannt: Regel in Kuhns Zeitschrift f. vergl. Sprachf. 10, 137.

²⁾ Grimm, Rechtsalterth. 410 f. Wackernagel, Lebensalter. Basel 1862. S. 48 ff. S. Palaye (Klüber) 1. 2, 177. 211. Gudr. 24. Biter. 2028. Trist. 2055.

des Hundes, dem Hufe des Hengstes, dem Horne des Rindes, vor Feuer, wallendem Wasser, Brunnen, Graben und scharfen Waffen (Richth. 389^a). Nach einem der altschwedischen Gesetze (Gutalag 18) war die Mutter nur die ersten drei Jahre für des Kindes Pflege verantwortlich. Da muss sie es in die Wiege legen, auf dem Schosse oder im Bette haben, und bei ihm schlafen. Kommt es wegen nachlässiger Beaufsichtigung durch Jemand zu Schaden, so hat dieser keine Busse zu zahlen.

Um die Wiege oder das Bettchen des Kindes stunden nach altem Glauben bald, nachdem es geboren, die Schicksalfrauen und spannten die Fäden des Gewebes seines Lebens. Man lud wohl auch weise Frauen ein, um sein Geschick zu weissagen¹⁾. Auch deutsche Sagen berichten von den drei Jungfrauen, die sich bei dem Neugeborenen einfinden und seinen Lebensgang bestimmen (oben S. 39). Aber das Beste war und wird sein das sorgende Auge und die pflegende Hand der Mutter. Das Mutterherz wacht über dem stärken- den Schlaf des Kleinen und mit kosenden Worten und leisem Gesang lullt sie es in den Schlaf, murmelt wohl auch einen Spruch gegen die Unterirdischen oder die Wassergeister, die in den ersten Nächten (im Christenthum vor Taufe und Einsegnung) darnach trachten, ihre hässlichen Kinder mit den kleinen Menschen zu vertauschen.

Die Wiegenliedchen²⁾ sind noch heute überall im Volke ein besonderer Theil der Kinderpoesie und manches reicht ziemlich weit hinauf. So liess es auch die Geistlichkeit zu, dass in der Christnetze eine Wiege mit dem Jesuskind auf den Altar gestellt und von Maria und Joseph gewiegt ward,

¹⁾ Weinhold, Altnord. Leben 283 f.

²⁾ In allen Sammlungen von Kinderliedern zu finden, so in Simrocks Deutschem Kinderbuch, in E. Meiers Kinderreimen aus Schwaben, bei Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, Fiedler, Volksreime aus Anhalt-Dessau, in den Kinder- und Ammenreimen (Bremen 1836), in Frischbiers Preuss. Volksreimen, bei Firmenich Germaniens Völkerstimmen und sonst.

die dazu ein Susanne (Schlafliedchen) sangen¹⁾. Bis in neue Zeit hat sich in katholischen und lutherischen Kirchen dieser Christnachtbrauch mancher Orten erhalten; Mütter und Kinder freuten sich daran.

Durch das ganze Kinderleben gehn die Reime und Liedchen, mit welchen Mütter und Ammen die allmählich „sich versinnenden“ Kleinen spielend ergetzen. Und wenn wir sie auch nicht in Aufzeichnungen weit vergangener Zeiten verfolgen können, so beweist doch die Übereinstimmung der deutschen aller Landschaften vom Elsass bis Siebenbürgen, von den Deutschen am Monte Rosa bis nach Schleswig, mit den Kinderreimen und Liedern in Dänemark, Norwegen, Island, in England und Schottland, dass hier allgemein germanisches Erbe erkannt werden muss, das eben deshalb in seinem echtsten Bestande uralt ist. Von jenen gemachten, altklugen, lehrhaften und deshalb albernen Reimen neuer Erfindung scheidet die altererbten die Naivetät, kindisch scherzende Tumpheit und herzige Wärme²⁾. Die Schoss- und Knieliedchen, die Ammenscherze mit Hand und Fingern des Kindes, mit dem ganzen kleinen Körper, dann die Zählreime, die Verschen, womit die Aufmerksamkeit des erwachenden Geistes auf die Natur gelenkt wird, machen einen kleinen Schatz aus³⁾. Dazu treten dann die mit Gesang und Handlung begleiteten Spiele, von dem Ringelreihen an, den selbst Drei- und Vierjährige mittreten und -singen, bis

¹⁾ H. Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. 2. A. Hannover 1854, S. 416 ff. Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder, Grätz 1853, S. 48 ff.

²⁾ Sinnig hat W. Grimm Über Kinderwesen und Kindersitten, in der Einleitung zu den Kinder- und Hausmärchen, 1819, Bd. II, gehandelt; wiedergedruckt in den kleinen Schriften von W. Grimm I, 358—405.

³⁾ Das Deutsche Kinderbuch von K. Simrock ist eine umfassende Sammlung davon. Ein (zu vervollständigendes) Verzeichniss der Litteratur gibt H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. 2. A. Plauen, 1894. S. IV—VII. Die romanischen und die slavischen Völker sind nicht minder reich an dieser Kinderpoesie als die germanischen.



zu ausgeführteren und für grössere Kinder geeigneten Spielen, einer Erbschaft, die von den Grossen einer verschwundenen Welt auf die Gegenwart gekommen ist, in den Jahrhunderten abgeschliffen und oft entstellt, für den Forscher von hohem Interesse. E. L. Rochholz hat in seinem Alemannischen Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz (Leipzig 1857) am ausführlichsten darüber gehandelt: Die vielen Sammlungen der Kinderreime geben reiches Material. Was sich aus unserm Mittelalter dafür aufspüren lässt, hat Ignaz Zingerle (Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, 2. A. Innsbruck 1873) sinnig dargestellt. Auch hier bieten sich aus England und Skandinavien, sowie von andern Völkern überall Vergleichen¹⁾.

Werfen wir nun einen Blick auf das Spielzeug ohne Reim und Sang, mit besonderer Rücksicht auf die Mädchen.

Berthold von Regensburg spricht davon, wie die Mädchen alle ihre Liebe auf eitle Sachen würfen wie kleine Vögel und Hündchen, Puppen, Glasringe, Kränze u. dgl.²⁾. Er deutet damit auf die verschiedenen Arten des kindlichen Spielzeuges.

Sehn wir zunächst ab von der Unterhaltung, welche sich die Kinder von jeher mit Obst und Eiern³⁾, Nüssen⁴⁾ und Bohnen bereitet haben, dann von der Klapper, die sich aus Thon gebrannt in süddeutschen wie in Lausitzer Gräbern heidnischer Zeit gefunden hat, so sind es lebendige Thiere, mit denen sie spielten oder an denen sie sich erfreuten. Der Hund ist der treue gute Geselle, der sorgsame Schützer der Kinder stets gewesen. In der höfischen Zeit wurden aber auch Stuben- und Schosshündchen von den Damen viel gehalten

¹⁾ Ich führe nur an: Al. Bertha Gomme. The traditional Games of England, Scotland and Ireland, with tunes, singing-rhymes and methods of playing. London 1894. Esquien. Les jeux populaires de l'enfance. Rennes 1890. Ein bibliograph. Verzeichniss der ital. Giuochi e Canzonette infantili bei Pitré. Bibliografia delle tradizioni popolari d'Italia. Torino 1894. Cap. III.

²⁾ Latein. Predigt, citirt von M. Haupt, Neithart, S. 124.

³⁾ Zingerle. Kinderspiel 4. 49.

⁴⁾ Berliner. Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter. Berlin 1871. S. 11.

und damit Luxus getrieben¹⁾, auch übertriebene Liebe an sie verschwendet.

Neben den Hündchen waren Hermeline, ja selbst Wiesel, Eichhörnchen und Marder Spielzeug der Mädchen und Frauen²⁾. Dass die Katze in gleicher Weise als Stuben- und Lieblingsthier in dem Mittelalter gehalten wäre, ist mir nicht bekannt. Als mäusefangendes gezähmtes Thier wird sie erst seit dem 11. Jahrhundert in Deutschland erwähnt³⁾.

Besonders beliebt waren die zahmen Vögel⁴⁾. Unser weidlustiges Mittelalter hatte an der Vogelweide, dem Vogelfange, seine besondere Freude. Das walddreiche Land bot den geflügelten Thierchen in Berg und Ebene überall Herberge. Die Höfe, welche den Namen Vogelweide führen, von deren einem der herrliche Sänger Walther den Beinamen trägt, die vielen Orte, welche Vogelsang heissen und nach Wäldern benannt sind, die voll singender Vögel waren, bezeugen schon an sich die Aufmerksamkeit, welche unsere Vorfahren den fliegenden Sängern schenkten. Und mögen auch die Ortsnamen Vogelsang sich nur bis zum 13. Jahrhundert verfolgen lassen⁵⁾, mag auch in unserer poetischen Litteratur erst von Anfang des 12. Jahrhunderts ab (Annol. 47—50) der Vogelsang neben den Blumen gefeiert werden, so geschieht es doch gleich in so vollen Tönen, dass der grüne Wald und das Lied der Vögel, die Wiese mit den Blumen und die Schönheit und die Liebe eine unzertrennliche Kette bilden, die jeder Dichter

¹⁾ Trist. 15873. Wigal. 11. 19. 60. 24. Frauend. 114. 23. gr. Wold. 1374. 3. Virginal 130. 9. 138. 9. 662. 5. 671. 12.

²⁾ gr. Wold. 1374. 3. Virgin. 138. 11. 352. 7. 560. 11. 659. 9. 848. 7.

³⁾ Dümmler über Otloh von S. Emmeram. Sitz.-Ber. d. Berliner Akad. d. W. 1895, S. 1097.

⁴⁾ *spilvogel* Vögel mit denen man spielen kann. Altsw. 161. 29. übertragen auf Kinder, das Spielzeug der Mutter, Mart. 23. 8., auf die Geliebte. Hätzl. II, 85. 47.

⁵⁾ Ed. Jacobs in den Beiträgen zur deutschen Philologie. Halle 1880, S. 216 ff.

schmiedet. Das weist doch auf eine angeborene Empfindung hin ¹⁾.

Im Käfig oder dem Vogelhaus hielt man Singvögel im 12. und 13. Jahrhundert ²⁾; Walther von der Vogelweide führte nach dem typischen Bilde der Liederhandschriften ein Vogelbauer im Schilde. Gleiche Freude hatte man an sprechenden Staren, Raben, Elstern ³⁾ und Sittichen (Papageien) ⁴⁾.

Dass Vögel auch Spielgesellen der Kinder waren, bezeugt mehr als eine Stelle unsrer alten Gedichte (Zingerle a. a. O. 6. 7.). Zur Vergleichung sei erwähnt, dass in einem altperuanischen Kindergrabe neben der kleinen Mumie in Tücher gehüllt ein Papagei lag, der mit Korallenhalsband und an den Füßen mit Zieraten geschmückt war (Berl. Mus. f. Völkerkunde. Peruan. Abth. Nr. 7341).

Dazu kamen die Jagdvögel: daz vederspil; voran der edle Falke, den vornehme Frauen pflegten und schmückten und der zum Bilde des Geliebten in der lyrischen Poesie der höfischen Zeit ward ⁵⁾; dann auch der Sperber ⁶⁾.

Seltener mögen abgerichtete Mäuse gewesen sein, welche Hug von Trimberg im Renner (2750) als Kinderspiel erwähnt; sie wurden vor einen winzigen Wagen gespannt und mussten ihn ziehen.

¹⁾ Dass man im 13. Jahrhundert Sommerspaziergänge in den Wald machte, sich an den Blumen und dem Vogelsang zu erfreuen, beweist u. a. Warnung 1875 ff., 2019 f., 2075 f., 2376 ff. Vom Füttern der freien Vögel spricht aus dem 10. Jahrhundert Thietmar v. Merseburg I, 21. IV. 36.

²⁾ Zingerle, Kinderspiel 12. Ein Verzeichniss der namentlich von den Dichtern genannten Vögel ebd. 9.

³⁾ Egbert, *Fecunda ratis* 67. 1109. Rudlieb 8, 14. Morungen in Minnes. Früh. 127, 23. 132, 8. 35. Megenberg 219, 28.

⁴⁾ M. F. 127, 23. 132, 8. Wigal. 68, 13. 74, 22. Megenberg 221, 31.

⁵⁾ M. F. 8, 33. 9, 5. 37, 8. Nibel. 13, 2. 14, 3. Rother 3854. Müglin M. L. 6, 1. Ursprünglich ist der Falke das Bild des scharfäugigen und scharf den Feind packenden Helden; so noch jetzt in der süd-slavischen Poesie. Die Montenegriner nennen sich mit Stolz die Falken der Crnogora. Der Falke (*sokol*) ist das Wappenthier Bosniens und der Herzegowina.

⁶⁾ Hagen, Ges. Abent. no. XXII.

Die Kinder der Vorzeit spielten auch mit Thierbildern, die aus Thon, Holz und Metall gemacht waren. Irdene erwähnt die Legende von der Kindheit Jesu; durch uralte Funde und mittelalterliche Ausgrabungen werden sie bezeugt. Hölzerne bemalte Vögel kennen wir wenigstens aus einem altfranzösischen Gedichte¹⁾ und metallene Thierbilder lassen sich aus Island nachweisen²⁾. Derartige Nachbildungen, oft sehr einfacher und alterthümlicher Art und zum Kinderspiel bestimmt, haben sich bis in die Gegenwart forterhalten. Nicht minder die kleinen thönernen oder gläsernen Gefässe, mit denen die Mädchen schon im Mittelalter³⁾ die Küchenwirthschaft der Mutter nachahmten.

Ein interessanter Fund von über hundert Thonfigürchen aus dem 14. Jahrhundert ward 1859 in Nürnberg unter dem Strassenpflaster gemacht: es waren weibliche Gestalten, gepanzerte Reiter, nackte Kindlein, Wickelkinder, auch einige heilige Figuren, dann kleine Töpfe, Kannen, Schalen, Hörner und ähnliches irdenes Spielzeug für Kinder. Einige der Frauenbilder hatten eine runde Vertiefung auf der Brust, in welche etwa ein Gulden passt. Die meisten hatten ein Loch, das zum einstecken eines Lichtes bestimmt scheint. Diese werden allerdings für Leuchter zu nehmen sein. Ganz ähnliche Frauenbildchen aus gebranntem Thon, in der Tracht der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hatte man früher auf der Burg Tannenberg in Franken gefunden⁴⁾. In Schlesien sind kleine, etwa 9 Centimeter hohe Frauenfigürchen aus Kalkstein ausgegraben, die nach der Tracht dem späteren 14. Jahrhunderte angehörten⁵⁾.

Das Kreisel- oder Topftreiben, Schnellkügelchen und Holzstückchen (meize und zölle) schieben war auch im Mittel-

1) A. Schultz, Höf. Leben. 2. A. 1, 155.

2) Weinhold, Altnord. Leben 293.

3) Elisab. 3610 f.

4) Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. Nürnberg 1859. Sp. 210.

5) Schlesiens Vorzeit. Breslau. III, 497.

alter Unterhaltung der kleinen Welt¹⁾. Frühzeitig mag die Tocke auch bei den deutschen Mädchen beliebt gewesen sein, wie sie es bei den römischen war, die sie beim Heranreifen der Venus opferten²⁾, und bei den hellenischen. Schöne und rührende Darstellungen geben Kindergrabsteine des 4. und 5. Jahrhunderts v. Chr. aus dem Piräus, die Kinder mit Puppe oder Vogel in der Hand, einen Hund vor sich, abbilden. Die Puppen sind häufig ohne Arme und Beine, zuweilen aber auch schöne weibliche, kleine, nackte Figuren. Vielleicht war die Tocke durch die Römer in Deutschland bekannt worden, vielleicht auch nicht; die Versuche, Götterbilder in Teig und Holz zu bilden, können auch die Erfindung dieses Spielzeugs veranlasst haben, das wir in alter und neuer Zeit und bei den verschiedensten Völkern finden³⁾. Genug, im 9. und 10. Jahrhundert war es in Deutschland allgemein bekannt und die Gedichte des 13. Jahrhunderts schildern uns mehrmals die Freude der Mädchen an vielen und schönen Puppen. Sie behandelten gleich den heutigen Kindern die Tocke wie die Mutter ihr Kind, legten sie in die Wiege und übten in leichtem Kindessinn sich zur schweren Mutterpflicht vor. Bis in die erwachsenen Jahre spielten sie gern damit⁴⁾. Dem Mädchen in seiner stillen, sinnigen und lieblichen Art ist solches Vorspiel der mütterlichen Sorge angeboren und es träumt sich auch gern voraus in die eigene Häuslichkeit.

Die Kinder spielten im kleinen mit vollen Schreinen und Kasten, mit Hausgeräthe und Putz, und der arme Heinrich von Aue weiss seinem Gemahl, dem freundlichen Meiertöch-

¹⁾ Zingerle a. a. O. 28.

²⁾ Ahd. tocha, mhd. tocke, nhd. Tocke, Docke (wahrscheinlich ursprünglich ein Holzklötzchen bedeutend) ist das alte deutsche Wort für Puppe und noch in Oberdeutschland und Schlesien üblich. Grimm, Wörterb. II. 1208—1213. Nachweise über mhd. tocke in den Wörterbüchern von Benecke-Müller und Lexer; vgl. ferner Ign. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter. 2. A. Innsbr. 1873, S. 19—22. Das Wort Puppe stammt aus lat. pupa, mlt. buppa.

³⁾ Vgl. u. a. Fewkes, Dolls of the Tusayan Indians. Leiden 1894. (Internationales Archiv f. Ethnogr. VII.)

⁴⁾ Neithart v. Reuenthal, her. von M. Haupt, 124, 18.

terlein. nichts lieberes als Lohn des Mitleids mit seinem Elend zu geben, denn Spiegel und Haarbänder, Gürtel und Ringelein ¹⁾.

Zu dem Spielzeug der Kinder wie der erwachsenen Mädchen gehörten die Würfel, das Brettspiel und das Schach.

So vortheilhaft Tacitus die Germanen auch schildert, das Laster des Spiels hebt er doch scharf heraus, verwundert darüber, wie ein sonst so tüchtiges und reines Volk das Würfelspiel sogar im nüchternen Zustande bis zur Leidenschaft treiben könne. Haben sie alles verspielt, so setzen sie auf den letzten Wurf Leib und Freiheit; der verlierende wird sammt Weib und Kind Sklave und darauf von dem Gewinner möglichst bald verkauft, der die Schmach eines solchen Gewinnstes sich gern aus den Augen rückt (Germ. 24). Das Würfelspiel (würfelspil, topelspil, hashart) ²⁾ blieb das ganze Mittelalter hindurch bei den Deutschen beliebt, und auch die Frauen trieben es eifrig. Glossen, Concilienbeschlüsse, Edicte der Könige und Stellen verschiedener Gedichte beweisen es. Dass das Würfelspiel beliebter Zeitvertreib junger megle war, ersehen wir aus Konrads von Würzburg Trojanerkrieg (15886 ff.). Es war auch ein gewöhnliches Mittel zur Unterhaltung der Gäste, wenn dieselbe den Töchtern des Hauses übertragen war. So lesen wir im Gedichte von Rudlieb (IX, 62. XV, 24) wie Rudliebs Neffe mit der Tochter des Hauses, in dem er mit dem Ohm einkehrte, sich zum Würfelspiele setzt und Ring und Herz verspielt. Auch den Mönchen und Nonnen war diese Unterhaltung sehr angenehm und dauerte trotz strenger Verbote unter ihnen fort. Um sie von solcher weltlicher Lust einigermaßen abzuziehen oder dieselbe möglichst geistlich zu machen, erfand der Bischof Wibold von Cambray (972) ein besonders kunstreiches und auf die christlichen Tugenden umgedeutetes Würfelspiel, eine Alea regularis, das viel verbreitet gewesen zu sein scheint (Pertz mon. 9, 433). Indessen wurde

¹⁾ Hartmann v. Aue, Armer Heinr. 335. — Über die Ringe als Spielzeug später.

²⁾ Aus dem arab. jasara. würfeln, nach Diez.

der weltliche Würfel dadurch nicht verdrängt, und Concilien wie Synoden haben stets vergebens dagegen gekämpft¹⁾.

Die Würfel waren von Bein oder von Elfenbein²⁾; in dem Morfund von Süderbrarup in Schleswig fand sich sogar ein Würfel aus Bernstein³⁾, der mehr oblong als viereckig war. Die Würfelaugen hiessen mit romanischen Namen essi, esse; dūs, taus; tria, drie; quater; zingo, zinke; ses. Reinmar von Zweter, der ehrenwerthe Spruchdichter des 13. Jahrhunderts, hat die teuflische List des Erfinders der Würfel dargelegt, der durch scheinbar fromme Bedeutung der einzelnen Zahlen die Spieler um so sicherer berücken wollte (MSH. II. 196^b, Nr. 109). Ein Strafgedicht über das Würfelspiel verfasste im 14. Jahrhundert Peter Suchenwirt (Cl. Hätzlerin, S. 203).

Forderte das Würfelspiel⁴⁾ die Leidenschaft der Menschen heraus und verführte sie zu Trug und Zank und zu den bösesten Verirrungen⁵⁾, so war das beim Brettspiel (bickelspil, bretsphil, zabelspil; in oder ûf dem brete spiln oder zabeln) weit weniger zu befürchten. Dasselbe ist sehr früh zu den Germanen gekommen; schon auf einem der beiden Tondernen Goldhörner, die 300—350 n. Chr. gesetzt werden, waren zwei Männer mit einem Brett abgebildet, das an den vier Seiten mit Steinen belegt ist. Es entspricht im ganzen unserem

¹⁾ Das stets auf Geldgewinn gerichtete zabeln ward nicht bloss in Privathäusern, sondern auch in öffentlichen Spielhäusern, zabelhūs Warnung 1308, getrieben, oder in der taberne, dem lithūs. vgl. Haupt zu Parz. 82, 13 ff. in s. Zeitschr. XI, 53 ff.

²⁾ M. Boica VII, 502. Bisch. Wolfgers v. Passau Reiserechn. S. 3. Konrads von Haslau Jüngling 292.

³⁾ Engelhardt, Thorsbjergens Mosefunden 22.

⁴⁾ Von dem Fall der Würfel (cadentia, frz. chance, deutsch übernommen als schanze) bildeten sich übertragene Redensarten auf den Glücks- und Zufall.

⁵⁾ tessera materies est omnis perditionis, tessera deponit hominem summæ rationis. sunt comites ludi mendacia iurgia nudi, rara fides furta macies substantia curta. Carmina burana no. 183. prefice, scribe, lude, sed non cum tessera lude. predigt Nicolaus v. Bibera dem vagus scholaris, v. 1291.

Damspiel oder Damenziehen (*jeu de dés*), und ward mit den bickel- oder zabelsteinen auf dem zabelbret gespielt. Die runden Steine waren von Holz, von gewöhnlichem Bein oder Elfenbein und bei kostbarem Stoffe auch durch Schnitzerei verziert. Ein dem 11. Jahrhundert zugeschriebener Brettstein mit einer Scene aus dem Apolloniusroman liegt in der fürstlichen Sammlung in Sigmaringen¹⁾, ein anderer aus dem 12. Jahrhundert mit einem ritterlichen Kampfbilde in der mittelalterlichen Sammlung zu Basel²⁾. Aus dem 13. Jahrhundert und aus späterer Zeit sind mehrere erhalten³⁾. Die Mädchen und Frauen spielten gern im Brett um kleine Werthsachen oder um Neckereien (Konrad, Trojan. Kr. 15897 ff.), und die bickelsteine werden unter ihren Besitzthümern genannt⁴⁾.

Sobald auf dem Brett mit Würfeln gespielt ward, durch deren Würfe die Steine herausgeworfen und wieder gewonnen wurden (wurfzabelspiel; *buß*) ging es heftiger um Gewinn. Streitscenen, die beim Brettspiel entstehn, sind morgen- und abendländischen alten Romanen wohl bekannt.

Von dem Aufwand, der in der reicheren Gesellschaft mit Zabelbrett und Steinen getrieben ward, geben noch manche erhaltene Bretter Kunde. Besonders zu erwähnen ist eins, das in einem Altar zu Aschaffenburg als Reliquienbehälter gefunden ward, dessen Felder aus Jaspis und Bergkrystall bestehn, unter denen allerlei Figuren romanischen Styls auf Goldgrund liegen. Der Deckel ist von Krystall mit Silberzierat⁵⁾.

Eine besondere Art des Brettspiels war die *mîle* oder das *milen*⁶⁾. Ob es unserem Mühle ziehen entspricht, oder

¹⁾ v. Hefner-Alteneck, Kunstwerke und Geräthe. Taf. 38 D. Die Deutung des Bildchens durch Messmer im Anzeig. f. K. d. Vorz. XXVI, 132 ff.

²⁾ Abgebildet im Führer durch die ma. Samml. in Basel, S. 36.

³⁾ Schultz, Höfisches Leben I. 533. (2. A.)

⁴⁾ Häslein in Hagens Ges. Abent. XXI, 91. Dieffenbach, Gloss. 252.

⁵⁾ v. Hefner-Alteneck. Kunstwerke und Geräthe des Mittelalters II, 62—65; ein ähnliches in der Ambraser Sammlung zu Wien, E. v. Sacken, Die Ambraser Sammlung II. 117.

⁶⁾ Eilhart Trist. 6365. Krone 641.

mit Würfeln gespielt ward, lässt sich schwer entscheiden; denn das Bild in der Heidelberger Handschrift des Eilhartschen Tristan, auf dem drei Karten und zwei Häufchen Brettsteine vor den spielenden liegen, kann nichts gelten, da es erst aus dem 15. Jahrhundert ist.

Das von Hug von Trimberg im Renner 16733 genannte *trütscheln* mit *pretspil* und mit *kriachelin* scheint ein Knöchelspiel zu sein ¹⁾.

Alle diese Spiele übertraf an Ansehen das königliche Schachspiel, *egregius scachorum ludus* (Carm. Burana no. 185), ein *herren spil* (Virginal 514, 11) genannt, weil es recht eigentlich als Spiel der vornehmen Kreise galt ²⁾.

In Indien als Kriegsspiel im 6. Jahrhundert erfunden, war es von dort nach Persien und um das 8. Jahrhundert nach Arabien gekommen, wo es seine rechte Pflege und Ausbildung erhielt ³⁾. Durch die Araber ist es nach dem Abendlande gebracht worden. Das älteste Zeugniß für Italien gibt ein Brief des Peter Damiani von 1063 etwa, worin über das weltliche Leben des Clerus und dabei über die Leidenschaft des Würfel- und Schachspiels (*alearum in super furiae et schachorum*) geklagt wird. Für Spanien zeugt eine bekannte, gegen Ende des 11. Jahrhunderts fallende Stelle in der *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi VI, 8, worin den sieben freien Künsten der Gelehrten die sieben ritterlichen Künste (*probitates*) reiten, schwimmen, bogenschiessen, Faustkampf, Vogelstellen, Schachspiel (*scacis ludere*) und Verse machen gegenüber gestellt werden. Älter als jener Brief des Peter Damiani ist ein Zeugniß für das Schachspiel in Ober-

¹⁾ Elsässisch *Drüsch*, die Knöchel, Frommann, Zeitschr. für d. Mundarten IV, 9. Renner 17531 wird *trütscheln* neben *bozzern* und *scheiben* als die rechte Lust der Scholaren gerühmt.

²⁾ W. Wackernagel, Über das Schachspiel im Mittelalter: Kleine Schriften I, 107—127.

³⁾ A. v. d. Linde, Geschichte und Literatur des Schachspiels. Berlin 1874. I, 64 ff. Über die Verbreitung nach Europa, ebd. 134 ff. A. v. d. Linde, Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels. Berlin 1881.

deutschland, das in der lateinischen Novellendichtung Ruodlieb (II, 185 ff.) sich findet, wonach der Held derselben auch ein ausgezeichneter Schachspieler war. Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts¹⁾ ist hiernach das edle Spiel in Süddeutschland schon bekannt gewesen und viel früher ist es nicht zu uns gekommen. In den althochdeutschen Sprachdenkmälern findet sich das Wort scâch noch nicht; in dem 12. Jahrhundert begegnet es oft und eine Menge Redensarten, die aus dem Spiel stammen, werden in der Sprache auch der Dichter gebraucht²⁾.

Die ältesten erhaltenen Schachfiguren gehören dem 12. Jahrhundert an³⁾; es sind schwere, faustgrosse Stücke aus Elfenbein oder Hirschhorn, die unter Umständen recht gut als Wurfstücke dienen konnten, wie sie die schöne Antikone brauchte, als man sie mit Gawan in zärtlicher Einsamkeit überraschte (Parz. 408, 29 ff). Nach den Angaben französischer Dichter wurden die Figuren auch aus Edelsteinen geschnitten. Am gewöhnlichsten aber waren sie aus Holz; Wirnt von Gravenberg in seinem Wigalois (10580; 270, 1) beklagt das freilich, da Elfenbein prächtiger sei. Das Schachbrett (scacarium, schâchzabel, entstellt zu schâchzagel oder schâfzabel) war den Figuren entsprechend einfach oder kostbar.

Die mittellateinischen Namen der schâchzabelgesteine waren rex, domina oder femina oder virgo oder regina, eques,

¹⁾ Gegen die ältere Datirung durch Schneller hatte schon W. Grimm, Z. Geschichte des Reims 142 f., Einwendungen erhoben; vgl. auch Müllenhoff-Scherer, Denkmäler, S. 363, 2. A. Seiler stellt den Ruodlieb um 1030. Von Seiten des Schachhistorikers ist über das Alter des Ruodlieb gehandelt durch v. d. Linde a. a. O. II, 142—149.

²⁾ Die früheste Erwähnung des schâchzabels in einem deutschen Gedichte, Rolandl. 22, 17. Stellen aus Gedichten hat v. d. Linde gesammelt a. a. O. II. 164—169, wozu W. Müllers und Lexers Wörterbücher zu vergleichen sind. Eine schachspielende Dame sieht man auf dem Bilde des Markgrafen v. Brandenburg in der Manessisch-Heidelberger Liederhandschrift.

³⁾ v. d. Linde a. a. O. II. 311—321. — Massmann, Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels. Quedlinburg 1839. Taf. I—X. A. Schultz, Höfisches Leben I, 539 f. Weinhold, Altnordisches Leben 425.

alficus alpinus oder senex, roccus, pedites; die deutschen künec, küneginne, ritter, alte, roch, venden (oder vuo zgengen); die nordischen konúngr, drottning oder frú, riddari, biskupr, hrokr, peð¹⁾.

In welchem Ansehn das Schachspiel im 13. und in den folgenden Jahrhunderten als ernstes inhaltreiches Spiel stand, beweist am schlagendsten, dass ein Dominikaner, Jacobus de Cessoles²⁾, über das Schachspiel eine Reihe von Predigten hielt, in denen er nach der symbolischen und allegorischen Auslegekunst jener Zeit die Figuren und die Regeln des Spiels auf die sittlichen und die gesellschaftlichen Pflichten und Lebenssatzungen der einzelnen Stände auslegte. Wenn diese von Jacobus um 1300 in Buchform gebrachten Predigten für die Geschichte der abendländischen Spielart des Schach sehr wichtig sind, so zeigen sie andererseits, wie tief verwachsen dasselbe mit dem ganzen Leben des Occidents geworden war. Das *Solatium ludi Scacchorum scilicet regiminis ac morum hominum et officium virorum nobilium*, oder wie der Titel auch heisst *Liber de moribus hominum et de officiis nobilium super ludo scaccorum* des Jacob von Cessoles fand lateinisch und in Übertragungen die weiteste Verbreitung³⁾.

Ausser prosaischen Übersetzungen in das Deutsche sind vier poetische deutsche Bearbeitungen zu erwähnen. Die älteste scheint die von Heinrich von Beringen⁴⁾, einem Alemannen aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts; dann folgte die von Konrad von Ammenhusen, Leutpriester zu Stein am Oberrhein (1337 vollendet), welche später (1507) Jacob Mennel

— — —
¹⁾ Die altfranzösischen waren roy, roine oder fierge (= fers), chevalier, auphin, roch, péons.

²⁾ Nach v. d. Linde, Geschichte und Litteratur des Schachspiels. Berlin 1874. I. Beil. S. 31, war Jacob ein Lombarde und fällt zwischen 1250 und 1300.

³⁾ v. d. Linde a. a. O. Beilage 2 zu Band I.

⁴⁾ Das Schachgedicht Heinrichs von Beringen. herausg. von P. Zimmermann. Tübingen 1883.

ausbeutete¹⁾. Im östlichen Mitteldeutschland hat ein ungenannter Geistlicher, der Pfarrer zum Hechte, 1355 den Cessoles in deutsche Verse gebracht²⁾; eine niederdeutsche gereimte Bearbeitung hat ein Dorpater Schulmeister Stephan zwischen 1357 und 1376 ausgeführt³⁾.

In den polizeilichen Spielverordnungen städtischer Obrigkeiten wurden Schachspiel und Brettspiel vom Verbot ausgenommen, freilich auch das Kartenspiel, wenn es zu keinem hohen Einsatz gespielt war. Die Spielkarten sind eine chinesische Erfindung vom Jahre 1120 n. Chr. Geb. und haben dann den Weg über Arabien nach Spanien und Italien genommen, wie aus dem span. Namen *naipes*, dem italien. *naïbi* für Karten geschlossen wird. Vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheinen die Spielkarten in keinem der Hauptländer des Occidents verbreitet gewesen zu sein, bald aber das einschreiten der Obrigkeit nöthig gemacht zu haben. Aus Regensburg, Nürnberg und Ulm stammen die ältesten Verbote, also aus Städten, die mit Italien in lebhafter Handelsverbindung standen⁴⁾. Nach Basel kam das Kartenspiel 1377 aus Frankreich. Ulm ward namentlich der

1) Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhusen. Nebst den Schachbüchern des Jac. von Cessole und des Jac. Mennel, herausg. von Ferd. Vetter. Frauenfeld 1892.

2) Her. von E. Sievers, Z. f. d. Alt. 17, 161—388.

3) Nach dem Lübecker Druck hersg. von Schlüter. Norden 1889.

4) Regensburg 1378, 1393 nach Gmeiners Chronik, citirt bei Schmeller, Bayr. W. 2, 286. 1, 284. St. Galler Rathssatzungen v. 1379. Im Nürnberger Pflichtbuch zu 1388. Ulm 1397. 1400. 1406. — Es genüge über die Karten zu verweisen auf v. Eitelberger, Über Spielkarten, in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission Wien (1860) V, 93—102. 140—147. — Collectio Weigeliana, Die Anfänge der Druckerkunst von T. O. Weigel und Zostermann. Leipz. 1866, II. 173—213. Jeux de cartes du XIV. au XVIII. siècle représentés en 100 planches. Paris 1844. — (Merlin) Origine des cartes à jouer. Paris 1869. — Lehrs, Die ältesten deutschen Spielkarten. Dresden 1885. — Bierdimpfl, Die Spielkarten des Bayr. Nationalmuseums. München 1884. — Katalog der im Germ. Museum befindlichen Spielkarten und Kartonspiele. Nürnberg 1886. — Wilshire, A descriptive catalogue of playing and other cards in the British Museum. 1879.

Hauptort für die fabrikmässige Anfertigung gemalter Karten (worunter freilich nicht bloss Spielkarten zu verstehn sind). Die Venetianer Maler litten unter Einführung dieser deutschen Erzeugnisse und führten 1441 hierüber Klage. Aber Ulm beherrschte den Kartenmarkt; in kleinen Fässern wurden diese Fabricate bis Sicilien und von dort weiter im 15. Jahrhundert ausgeführt.

Wir haben die Herstellung der Karten, die zunächst durch Handmalerei, seit Mitte des 15. Jahrhunderts durch Patronendruck, später auch durch Kupferstich geschah, hier nicht zu verfolgen. Uns geht nur an, dass auch das weibliche Geschlecht in Deutschland gern Karten spielte. Im 15. und 16. Jahrhunderte hatten die reichsstädtischen Damen Spielkränzchen, sogenannte Karthöfe; eine neuverheiratete musste sich bei ihren Freundinnen und Verwandten dadurch vorstellen. Auch die Karthöfe wurden unter die Luxusordnung gestellt¹⁾. Wie leidenschaftlich durch diese Zeiten das Kartenspiel unter den Frauen gepflegt ward, kann Fischarts spöttische Bemerkung im Gargantua (c. 25) bezeugen: „dann er must gespilt haben. Kart war sein Morgengab, wie der Augsburgischen Weiber“.

Auch das Kartenspiel unterlag geistlicher Moralisation. Bald nachdem es in Basel bekannt worden, schrieb ein dortiger Dominikaner Johannes einen Ludus cartularum moralisatus, darin er das Spiel beschrieb und für Vornehme und Geringe dann moralisch auslegte. Und ein späterer Predigermonch, der Elsässer Ingold hat in seinem Goldenen Spiel²⁾ 1432 ausser über das Schach in Predigtweise über das Bretspiel, das Kartenspiel, das Würfelspiel, das „Dantzenspil“

¹⁾ Jäger, Ulm 518. 539. Über das Spielen unter den Juden deutscher Städte: Berliner. Aus dem Leben der deutschen Juden S. 10 f. Über moralisirende und symbolisirende Auslegungen des Kartenspiels: v. d. Linde. Geschichte und Litteratur des Schachspiels. 1. Beil. S. 147. Über das Spiel vom Rechtsstandpunkt: H. Schuster, Das Spiel, seine Entwicklung und Bedeutung im deutschen Recht. Wien 1878.

²⁾ Neu herausgegeben von Edw. Schröder. Strassburg 1882.

(darin er laufen, springen, ringen begreift), zuletzt über das „Schiessenspiel“ (kugeln, bolen, ballen, kegeln) moralisch-symbolisch gehandelt. Eine Menge sprachlicher Wendungen sind aus dem Kartenspiel auf Verhältnisse des Lebens übertragen worden¹).

Vom Spiel zum Ernst! Wir wollen jetzt die Weise der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in unserem Mittelalter darzustellen suchen. Dabei werden wir freilich über die unteren und ärmeren Schichten des Volkes so gut wie nichts aus den Quellen schöpfen können. In ihnen ging es her, wie etwa noch im vorigen Jahrhunderte unter der Landbevölkerung, als der Schulen auf den Dörfern wenige stunden und der Unterricht selbst in den Schulen der Kirchorte dürftig und wenig regelmässig war. Die Mädchen wurden auch damals noch zuerst zum Hüten der Gänse, zu kleinen Arbeiten im Hause und Felde angeleitet, lernten nothdürftig den Katechismus, kaum lesen, schreiben selten, und wurden dann bei wachsenden Kräften die Mägde des elterlichen oder brüderlichen Hauses und dadurch zur Stellung als Hausfrau vorbereitet. So ist es auch in dem Mittelalter gewesen.

Anders freilich stand es um die Erziehung in der reichen und vornehmen Gesellschaft.

Die Töchter der Vornehmen wuchsen entweder bei Pflegeeltern auf oder wurden der Obhut einer Erzieherin übergeben, Meisterin oder Zuchtmeisterin (meisterinne, zuchtmeisterinne, zuchtmuoter, magezoginne) genannt, die zugleich über die gesammte weibliche Umgebung des Fräuleins gesetzt war. Fürstentöchter waren nämlich von einer Schaar junger Mädchen aus den besten Geschlechtern des Landes umgeben, die ihre Gespielen und die Genossen der Lehre und Unterhaltung waren²). Die Meisterin unterwies in weiblichen Arbeiten, in der Anstandslehre und zuweilen auch in Musik; ausserdem war sie die Ehrendame der Pfleglinge. Neben ihr stand ein

¹) R. Hildebrand in Grimms D. Wörterb. V. 235 ff.

²) Epist. Alcuin. 199. Monach. Sangall. II, 12. Angilbert III, 182 ff. (Pertz. Monum. II, 396 ff.). Gudr. 566. Lanzel. 4067.

hoher Hofbeamter, der Kämmerer, als Schutz und Hüter der jungen Fürstentöchter, dem es verstattet war, in die Erziehung einzugreifen und zu rügen und bessern, wo es ihm nöthig schien (Gudr. 411. 1528. Engelh. 1843).

Einen Blick in die Erziehungsart der vornehmen Mädchen gestattet Einhards Bericht über die Weise, wie Karl d. Gr. seine Töchter Rottrud, Berhta, Gisela, Rothaid, Theotrada unterrichten liess (Einhardi Vita Kar. M. c. 19). Selbst bestrebt, sich in Wissenschaften noch spät auszubilden, liess er das bei ihm früher versäumte bei seinen Kindern wohl wahrnehmen. Söhne wie Töchter wurden in allen Kenntnissen, die er selbst zu gewinnen suchte, unterrichtet. Die Töchter mussten ausserdem weben und spinnen lernen, damit sie die Mussestunden nützlich verbrächten, und wurden zu dem, was zur Zucht und Sitte gehört, angeleitet. Aber schon vor Karl des Grossen Zeit ist in Neustrien ein gewisser wissenschaftlicher Unterricht der Mädchen nachzuweisen. Als Chlothar das thüringische Reich zerstört hat (529), lässt er Radegund, des letzten Königs Ermanfried Nichte, zur feineren Erziehung nach Francien bringen, wo sie im lesen und schreiben (in litteris) unterrichtet wird (Venant. Fortunat. vita Radeg. 2). Bei den Ostgoten hatte das Vorbild der römischen Bildung auf die Erziehung der Mädchen Einfluss. Theoderich konnte dem thüringischen König Ermanfried die Bildung seiner Nichte, die er demselben vermählte, nicht genug rühmen¹⁾; und Amalasvinth, seine Tochter, galt für eine Gelehrte.

Den wissenschaftlichen Theil des Unterrichtes leitete immer ein Weltgeistlicher oder ein Mönch, denn sie waren die einzigen Gelehrten der Zeit. An den Höfen übernahm der Kapellan die Lehrstunden; zuweilen auch wurden die Mädchen gleich den Knaben in Klosterschulen gegeben. In England kam dies bald nach der Bekehrung des Landes in Brauch;

¹⁾ Cassiodor schrieb an Ermanfried: habebit felix Thoringia quod nutrit Italia, literis doctam, moribus eruditam, decoram non solum genere quantum et feminea dignitate, ut non minus patria vestra istius splendeat moribus quam suis triumphis. Cassiodor. var. 4, 1.

da es aber anfangs an guten Klöstern fehlte, wurden die Kinder, die besonders sorgfältig unterrichtet werden sollten, in französische Klosterschulen geschickt. Das dauerte, bis der ostanglische König Sigebert mit Hilfe kentischer Priester Klosterschulen nach gallischem Muster in seinem Lande gründete, die nach dem Antritte des Erzbischofs Theodorus (668) in Blüte traten. In den englischen Frauenklöstern wurden auch klassische Studien getrieben, so weit diese eben gingen. Am ausgezeichnetesten scheint das Kloster Winbrunn gewesen zu sein. Dort machten die Nonnen sogar lateinische Verse und in diesem Kloster wurde auch Lioba (Leobgyð), eine Verwandte des heil. Bonifaz, gebildet, welche für die deutschen Frauenklöster wichtig ist. Sie folgte nämlich dem Rufe von Bonifaz nach Deutschland und ward Vorsteherin des Klosters Bischofsheim an der Tauber, im Würzburger Sprengel, das von dem grossen Missionär zur Musterbildungsstätte der deutschen Nonnen bestimmt war. Die litterarische Bildung scheint freilich auf das Lesen der heiligen Schrift beschränkt gewesen zu sein.

Auf den Grundlagen, welche hier und anderwärts durch die englischen Nonnen gelegt waren, baute die Folgezeit weiter, und die Frauenklöster wurden die gewöhnlichen Erziehungsanstalten der reicheren Mädchen. Kenntniss des Katechismus, der Gebetformeln, kirchlicher Gesänge und einiger biblischer Geschichten und Legenden nebst weiblichen feineren Arbeiten haben von jeher diese Klosterbildung ausgemacht, welche nicht im mindesten unseren Anforderungen an die Frauenerziehung genügt, im Mittelalter aber ihren Werth beanspruchen darf. Die Klausnerin Liutbirg, die in der Nähe von Halberstadt lebte und unter Ludwig dem Jüngeren (876 bis 882) gestorben ist, unterrichtete junge Mädchen im Psalmen-singen und in Handarbeiten. Erzbischof Ansgar von Hamburg schickte ihr Schülerinnen zu¹⁾. Auch die h. Hildegard hatte ihren ersten Unterricht von einer Klausnerin erhalten.

¹⁾ Vita, c. 35 (Pertz, Scr. IV, 164).

Der Unterricht begann wie heute ungefähr mit fünf Jahren. Ansgar ward als fünfjähriges Kind in die Schule geschickt (Pertz 2, 690), Bruno der heilige mit vier Jahren (929) dem Bischof Balderich von Utrecht übergeben (Pertz 6, 255). Der junge Flore des Romans ist fünf Jahre alt, da lässt ihn sein Vater „zu den Büchern setzen“, eingedenk dass den Kindern, sobald sie etwas verständig werden, die Lehre am besten eingehe. Der Knabe kann sich aber von seiner Gespielin, der gleich alten Blanscheflur, nicht trennen, und weiss es bei seinem Vater durchzusetzen, dass sie, die Tochter einer Sklavin, an dem Unterrichte theilnehmen darf. Um den Kindern mehr Lust und Eifer zu machen, lässt seine Mutter noch sechzig kleine Mädchen mit in die Schule gehn (Konrads Flore 1395). Eraclius erhielt mit fünf Jahren Unterricht im lesen, Gregor der *quote sündære* mit sechs Jahren, Alexius mit sieben¹). Sieben Jahre waren das gewöhnliche Alter für den Eintritt der Knaben in die Schule. Auch in die Schulen der Nonnenklöster wurden die Mädchen mit sieben Jahren aufgenommen. Im Norden scheinen sieben Jahre, also der Zeitpunkt, wenn der Knabe der mütterlichen Erziehung ferner trat, ebenfalls den Anfang des Unterrichts gegeben zu haben. Der Jarl Hakon lässt seinen Zögling, den Königssohn Hakon, als er sieben Jahre alt ist, zu den Büchern setzen (Fornmanna s. 9, 241). War das Kind sieben Jahre geworden, so trat an seine Eltern oder an die Paten die Pflicht heran, dasselbe die Glaubensformel und das Vaterunser zu lehren (Berthold, Pred. I, 44).

Die Unterweisung in den Elementen der Wissenschaft fand indessen bei den Germanen, wenigstens in Bezug auf die Knaben, nur schwer Eingang. Dem Manne gehörten die Waffen, sie führen zu lernen, und die Glieder des Leibes und damit die Seele zu stärken, war seine Erziehung²); das Weib allenfalls mochte sich die geheimen Künste des Lesens und des

¹) Eracl. 396. Hartmanns Gregor 986. Alexius A. 168.

²) Altnord. Leben 293—320.

Schreibens aneignen, so dachten und sprachen sie. Wir lernen diese Ansichten aus dem Streite kennen, in den Amalasvinth, die Tochter des grossen Ostgotenkönigs Theoderich, mit den Vornehmen ihres Volkes gerieth. Sie liess ihren Sohn, den jungen König Athalarich, von einem römischen Grammatiker unterrichten und hatte ihm ausserdem drei alte Goten zu Erziehern gesetzt. Darüber ward das Volk unwillig und beantragte durch Abgeordnete die Änderung der Erziehung. König Theoderich habe keine Kinder der Goten in die Schule schicken lassen; Gelehrsamkeit entfremde dem Manne männlichen Sinn, denn er werde dadurch furchtsam und weibisch. Dem Knaben gehöre der Ger und das Schwert zur Übung. Amalasvinth musste diesen Vorstellungen nachgeben und gesellte fortan statt der Greise ihrem Sohne gotische Knaben als Gefährten (Procop. b. goth. 1, 2). Seltsame Ironie ist es übrigens, dass demselben Athalarich in einem Edicte durch seine römischen Räte Fürsorge für die Grammatiker und eine überschwängliche Lobrede auf die Grammatik eingegeben ward ¹⁾. Zu beachten bleibt auch bei diesem Widerstreben der gotischen Patrioten gegen die römische Bildung, dass von Theodat, dem Mitkönige der Amalasvinth, berichtet wird, er sei in lateinischer und griechischer Litteratur und in theologischer Wissenschaft bewandert gewesen ²⁾.

Karl d. Gr. verordnete, nachdem er schon 786 und 789 unter Alcuins Beirath die Errichtung von Schulen für die Erziehung des Clerus befohlen, auf dem Aachener Reichstage von 802 (c. 12), dass jeder Laie seine Söhne in die Schule schicken solle, damit sie lesen lernten. In Mainz 813 (c. 45) wird die Forderung wiederholt, mit Betonung des lernens der nothwendigsten Katechismusstücke. Aber die Verordnungen halfen wenig, denn an wenig Orten im grossen Frankenreich gab es Schulen, selbst nur für die nöthigste Bildung der Cleriker. Und nun erst für die Laien! Der Widerstand gegen

¹⁾ Es heisst unter anderm in diesem Edicte: hac (grammatica) non utuntur barbari reges: apud legales dominos manere cognoscitur singularis. Cassiod. var. IX, 21.

²⁾ Cassiod. var. X, 3.

die elementarste Schulbildung blieb auch das ganze Mittelalter hindurch unter den deutschen Männern; sie kam ihnen pfäffisch oder weibisch vor. Die Klage des Kapellans König Konrads II., des gelehrten Wipo, dass die Deutschen jede Bildung nutzlos und schmäählich dünke, während sie in Italien gesucht und angesehen sei¹⁾, können wir über unser ganzes Mittelalter erheben. Es gab auch unter den Laien stets einzelne Männer, die Bildung und Wissenschaft ehrten; die Menge des Adels aber glich jenen Vettern Ulrichs von Hutten, die über den gelehrten Verwandten spöttisch die Achsel zuckten. Ganz im Geiste Wipos, aber ebenso vergebens rieth der unbekannte geistliche Dichter der Warnung (v. 1495 ff.) im 13. Jahrhundert den Rittern, ihre Kinder lesen lehren zu lassen, damit sie aus den Büchern das Recht lernten und die Liebe zu Gott²⁾, ein Rath, den wir in einem französischen Doctrinal des 13. Jahrhunderts fast mit denselben Worten den Junkern ertheilt sehen³⁾.

Die Grundvoraussetzung der modernen Bildung ist lesen und schreiben. Schon aus dem über den Jugendunterricht im allgemeinen bemerkten ergab sich, dass diese Künste mit der Gründung der Nonnenklöster in Deutschland auch den Mädchen und Frauen zugänglich wurden. Lioba (Leobgyd), die Verwandte des h. Bonifaz, die Äbtissin von Bischofsheim

¹⁾ Tetralog. in honor. Heinric. III. (1041 verfasst). Wipo fordert den König auf, ein Gesetz zu erlassen, dass die Vornehmen ihre Söhne in die Schule schicken müssen, gleich dem italienischen Adel. Heinrich III. selbst hatte auf Betrieb seiner Mutter Gisela eine gelehrte Erziehung genossen, unter ihm blühten die Studien im Reich. Auch Heinrich IV. und Heinrich V. waren gebildet; von Heinrich IV. wird gerühmt, dass er die einlaufenden Briefe selbst habe lesen können. Am Hofe der fränkischen Kaiser wurden vornehme Knaben noch erzogen und unterrichtet: Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 2, 3 ff. (6. A.)

²⁾ Die Klagen über die Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit des deutschen Adels gegen die Wissenschaften dauern in der Folge fort. Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 2, 5 (6. A.)

³⁾ F. Wolf in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissensch. XIII, 182.

an der Tauber, dürfen wir daher als eine der ersten Lese- und Schreibmeisterinnen deutscher Jungfrauen nennen. Wie diese neue Kunst von den Nonnen nicht bloss zu kirchlichem Dienst geübt ward, sondern auch zur Aufzeichnung weltlicher Liedchen, welche sie sich unter einander zusendeten, beweist das kirchliche Verbot von 789¹⁾.

Wenn unter den Frauen sich der Trieb nach Bildung äussert, so geht er zunächst auf die Aneignung von lesen und schreiben. Königin Mathilde, die Witwe König Heinrichs I., hatte sich nach des Gemahls Tode diese Kenntnisse erworben und hielt darauf, dass ihre ganze Dienerschaft, männliche und weibliche, lesen und schreiben lernte²⁾. Auch einsichtige Mütter liessen ihre Töchter in diesen Elementen unterweisen³⁾.

Ein Hauptzweck für die Lesekunst des weiblichen Geschlechts war, den Psalter mit eigenen Augen geniessen und auswendig lernen zu können. Albert von Stade berichtet, die h. Hildegard († 1179) habe bis zu ihrer Erleuchtung nach der Sitte der adlichen Mädchen nur den Psalter gekannt und gekonnt, den sie eine Klausnerin gelehrt hatte. Dann habe sie plötzlich durch ein Wunder sämtliche Bücher des alten und neuen Testaments auswendig gewusst. Wir haben früher schon von ihrer Gelehrsamkeit und ihrer geistigen Bedeutung gesprochen (S. 68). Gisela, die Gemahlin Kaiser Konrads II., liess sich die notkersche Übersetzung der Psalmen und des Buches Hiob abschreiben⁴⁾. Der Psalter (*salter*, *salterbuoch*) war das gewöhnliche Andachtsbuch der Frauen und zählte zu den vorzugsweise weiblichen Erbstücken: *saltere unde alle bûke, die tô godes dêneſte hôret, die vrowen pleget tô lesene*,

¹⁾ nullatenus ibi *winileodes* scribere vel mittere praesumant. Capit. general. v. 789, c. 3. Dass *winileot* überhaupt den Gegensatz zu den geistlichen Psalmen und Hymnen bezeichnet und die Gesänge weltlichen Inhalts umfasst, nicht bloss Liebesliedchen, ergibt sich aus den lat. Glossirungen dieses Wortes.

²⁾ Widukind. III, 75 (Pertz V, 466).

³⁾ Pertz V, 336.

⁴⁾ Pertz, Mon. II, 58.

waren Bestandtheil der Gerade¹⁾. Otfried schon lässt die Jungfrau Maria bei der Verkündigung aus ihrem Psalter singen (I. 5, 10)²⁾ und nach den Gedichten des 13. Jahrhunderts höfischer und volksthümlicher Haltung ist der Psalter der stete Begleiter der Frauen, aus dem sie beten³⁾ und mit dessen verschiedenen Stücken sie wohl auch nach Frauenart Segen und Beschwörung treiben⁴⁾. Diese täglichen Gebetbücher, in kleinem Format, trugen die Frauen mittels eines Riemens am Gürtel, oder auch in einem Beutel oder Körbchen bei sich⁵⁾. Gerade die Psalmen wurden seit dem 9. Jahrhundert fortwährend in das Deutsche übersetzt, sicher deshalb, weil sie das weibliche Erbauungsbuch waren und blieben. So konnten denn auch die Prediger, wie Bruder Berthold von Regensburg mehr als einmal that, in ihren Reden die Frauen auf die Bibelstellen verweisen, die sie in dem Psalter gelesen hatten. Einem unbegabten, dürftigen Scholaren wird in einem lateinischen Gedicht des 13. Jahrhunderts geraten, die Horen und den Psalter gut zu lernen und dann eine Mädchenschule zu halten (Zeitschr. f. deutsche Philol. 5, 183).

Weiteres für die Lesekunde des weiblichen Geschlechts im 12., 13. und 14. Jahrhundert ergibt sich in Bezug auf die Klosterfrauen aus den zahlreichen lateinischen und deutschen Handschriften, die zum gottesdienstlichen Gebrauch der Nonnenklöster bestimmt waren. Für die weltlichen vornehmen Frauen kann zunächst die Gräfin von Cleve zeugen, welcher Heinrich

¹⁾ Sachsensp. I. 24, 3, dazu Grimm, Rechtsalterthümer 577—583. Aufbewahrt wurden die Bücher in einem Schrein. Steinmar fragt das Mädchen, dem er für seine Gunst u. a. einen schrin verheissen, als es ihn mahnt: waz sol der schrin? wiltu eine salterfrouwe wesen? MSH. II, 158a.

²⁾ Das Auswendiglernen des Psalters gehörte zu den Elementen des Unterrichts bei Geistlichen und Laien: Fr. A. Specht, Gesch. des Unterrichtswesens in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts Stuttg. 1885, S. 60 f. 66.

³⁾ Parz. 438, 1. Flore 6223. Siegfried des Dorferers Frauentr. 68. Sperber 151. Roter Mund 176. Virginal 130, 9. Ortnit 523 (Mone).

⁴⁾ Wackernagel, Die mittelalterliche Sammlung in Basel, S. 9.

⁵⁾ Wattenbach, Schriftwesen. 3. Aufl. S. 401.

von Veldeke die Handschrift seiner noch nicht vollendeten Eneide¹⁾ zum lesen und schauen (also eine mit Bildern gezierte Handschrift) lieh. Der Jungfrau aber, welcher das Buch zur Verwahrung anvertraut war, entwendete es Graf Heinrich Raspe und nahm es nach Thüringen mit sich. Ferner jene Frau Bele, welche sich die geistlichen Gedichte Wernhers vom Niederrhein und des Wilden Manns abschreiben liess²⁾. Gewiss dürfen wir annehmen, dass viele jener zierlichen, mit reichen Initialen oder auch mit Miniaturen geschmückten Handschriften, die von den Dichtungen beliebter Poeten gefertigt wurden, im Besitze reicher Frauen gewesen sind³⁾. Aus solchen Büchern lasen dann die Töchter ihren Eltern (Iwein 6455), Hoffräulein ihren Gebieterinnen vor (Wigal. 2710 ff. oder 73, 9)⁴⁾; und auch zum eigenen, stillen lesen waren sie bestimmt. Swelh sinnic wip diz maere geschriben siht, spricht Wolfram von Eschenbach (Parz. 337, 3); und Thomasin von Zirclaere empfiehlt in seinem Welschen Gast den Jungfrauen bestimmte Gedichte, um sie anzuhören oder selbst zu lesen (1026 ff.)⁵⁾. Dass späterhin wenigstens in jenen Nonnenklöstern, in denen das erregte mystische Leben blühte, von dem wir gesprochen haben, die Kunde des Lesens zu Hause war, bedarf kaum eines Wortes.

¹⁾ Eneide, herausg. v. Behaghel 134, 45 ff.

²⁾ Wernher v. Niederrhein, herausg. v. W. Grimm, S. V.

³⁾ Die Kölner Wigaloishandschrift, im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts geschrieben, besass im 15. Jahrhundert eine Gräfin von Castel, Pfeiffer Wigalois, S. IX. Eine spätere berühmte Büchersammlerin war Mathilde, Tochter des Churfürsten Ludwig IV. von der Pfalz, in erster Ehe mit Graf Ludwig von Württemberg († 1450), in zweiter mit Herzog Albrecht dem Verschwender von Österreich († 1463) vermählt, an welche Püterich von Reicherzhausen seinen Ehrenbrief richtete, in dem er seinen Bücherschatz mit dem ihren verglich. Über Mathilde Uhlands Schriften 2, 249 ff. E. Martin, Erzherzogin Mechthild, Freiburg 1871.

⁴⁾ Entsprechende Stellen aus französischen Gedichten bei A. Schultz, Höf. Leben I, 160. (2. A.)

⁵⁾ Von Isot heisst es: *die lërter* (der geistliche Lehrer) *dô und allewege beide buoch und seitespil* Trist. 7730. *si kunde schriben unde lesen* 8145.

Freilich fehlt es auch nicht an Andeutungen, dass die Frauen der vornehmen Gesellschaft des 13. Jahrhunderts der Buchstaben unkundig waren¹⁾; konnten doch selbst Wolfram von Eschenbach, der tiefsinnige, grosse poetische Stoffe geistig durchdringende Dichter, ferner Ulrich von Lichtenstein, der reiche steirische Ritter († 1275), und weit später Graf Hugo VIII. von Montfort († 1423) nicht lesen, obgleich sie die gesellige Bildung ihrer Zeit besaßen und als Dichter gefeiert waren. Lesen und Schreiben lernen hielt der deutsche Ritter für die Einleitung zum geistlichen Stande und liess es daher die Söhne, die nicht Geistliche werden sollten, nicht lehren. Für die Frauen der niederen und ärmeren Schichten wird gewiss jedes Buch mit sieben Siegeln verschlossen gewesen sein²⁾.

Die Schreibekunst setzt die Kenntniss des Lesens voraus, ist aber selbst eine höhere Stufe der Bildung. Dass die deutschen Nonnen im 8. Jahrhundert recht gewandt zu schreiben verstunden, beweist jenes Verbot der Aufzeichnung und gegenseitigen Mittheilung weltlicher Gedichte (S. 117).

Ausserdem wissen wir, dass die Nonnen von Maaseyk damals schreibkundig waren und dass neun Nonnen für den gelehrten Erzkaplan Karls d. Gr., Hildebald von Köln, Handschriften fertigten³⁾.

Aus dem 12. Jahrhundert kennen wir die Benedictinerinnen vom Nonnberge in Salzburg, von Admont in Obersteiermark und die Frauen des Niedermünsters in Regensburg als damit beschäftigt, für ihr Kloster oder für ihre geistlichen Väter und Brüder Werke lesbar und zuverlässig abzuschreiben⁴⁾. Besonders genannt als Schreiberinnen werden aus

¹⁾ Rosengarte C. 974. Ernst B. 349.

²⁾ Bruder Berthold von Regensburg konnte in einer seiner Predigten (II. 233, 6) geradezu sagen: *wan ir leien niht lesen kunnet als wir pfaffen, sô hât iu got ouch zwei grôziu buoch geben, dâ ir alle die saelde an lesen möhtet, der iu ze libe und ze sêle nütze waere. daz eine ist der himel, daz ander diu erde.*

³⁾ Wattenbach, Das Schriftwesen im Mittelalter. 445 ff. (3. A.)

⁴⁾ Specht, Geschichte des Erziehungswesens 272 f. Auch die Nonnen Gertrud, Sibia u. a., welche für die Domini Monasteriensis einen Codex abschrieben, Zarncke, Comment. de epistola presb. Johann. S. 5.

jener Zeit Diemuot von Wessobrunn, Gutta von Schwarzen-
tann und Liutkart von Mallersdorf in Bayern¹⁾. In einer Hand-
schrift aus dem Stift S. Lamprecht in Obersteiermark hat
die ungeübte Hand einer weiblichen Schreiberin auf die Ränder
ein Gedicht noch im 12. Jahrhundert geschrieben²⁾. Wir haben
ferner an die tagebuchartigen Aufzeichnungen der ekstatischen
Nonnen des 13. und 14. Jahrhunderts über ihre Gesichte
und mystischen Empfindungen zu erinnern. Von der Cister-
cienserin im Rotenmünster Constanzer Sprengels Katherine
zu Brugg (1366) hat sich ein Antiphonar erhalten³⁾. Als gute
Schreiberinnen waren die Nonnen von Zinna (zum Magde-
burger Erzbisthum gehörig) im 15. Jahrhundert bekannt⁴⁾.
Auch mit Malereien nach dem Geschmack der Zeit ihre
Handschriften zu schmücken, verstunden manche Kloster-
frauen. Ein jetzt im Pester Museum bewahrtes prachtvolles
und sehr grosses Missale ist das Werk der Regelsonne Mar-
garethe von Merode im niederrheinischen Kloster Schillings-
kapellen (Archiv für österreichische Gesch. 42, 514) aus der
zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Daneben gab es im
15. Jahrhundert auch weltliche Lohnschreiberinnen, die für
Liebhaber Handschriften fertigten, z. B. die Augsburger
Bürgerin Clara Hätzler⁵⁾, die für Jörg Roggenburg allerlei
Gedichte 1470/71 zusammen schrieb, und von der ein Schwaben-
spiegel im Kloster Lambach liegt.

In der höfischen Zeit galt die Schreibkunst auch für
eine feingebildete weltliche Frau sehr empfehlenswerth. La-
vinia schrieb den Namen des geliebten Eneas mit goldenem
Griffel auf die Wachstafel (Eneit 10621). Die unglückliche

¹⁾ Rockinger in den Abhandl. der bayr. Akademie d. W. XII, 2,
173. Oberbayr. Archiv I, 355—373. Mon. Boica XV, 249. 260. Watten-
bach 445.

²⁾ Schönbach in Haupts Z. f. d. A. XX, 154.

³⁾ Wattenbach a. a. O. 446.

⁴⁾ Jacobs und Ukerts Beiträge zur älteren Litteratur II, 24.

⁵⁾ Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausg. von C. Haltaus,
Quedlinburg 1840. — Über Clara Hätzlerin Herberger in Baracks
Katalog der Fürstenbergischen Bibliothek zu Donauschingen, Nr. 830.

Mutter Gregors des guten Sünders verzeichnet auf die elfenbeinerne, mit Gold und Edelsteinen verzierte Tafel ihre und des Kindes unheilvolle Geschichte (Hartmanns Gregor 547 ff.) Isot, das Muster eines fein erzogenen vornehmen Fräuleins aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, kann auch schreiben und lesen (Gotfr. Trist. 8141 ff.). Durch Ulrich von Lichtenstein wissen wir, dass nicht bloss jene Romanheldinnen, sondern auch lebendige deutsche Frauen die Schreibkunst übten: seine Dame schrieb ihm einmal einen Brief in Prosa, ein andermal ein Gedicht und sandte es ihm zu (Frauend. 31, 30. 59, 20. 60, 25).

Auf dem Bilde Reinmars von Zweter in der Manessischen Liederhandschrift¹⁾ sitzen zu Füßen des dictirenden Dichters ein Mädchen, das mit der Rohrfeder auf die lange Pergamentrolle schreibt, und ein Knabe, der mit dem Griffel in die Wachstafel gräbt.

In der heidnischen Zeit wurden die Runen in Holz, Bein, Stein und Metall geritzt oder geschnitten. Dass gar manche Frauen diese geheimnissreiche, mit tiefen Wirkungen verknüpfte Kenntniss besaßen, ist früher gesagt. Grosse Aufzeichnungen waren es gewöhnlich nicht; oft genügte eine einzige Rune. Aber es gab später auch längere Inschriften in Runenstäben. So fordert nach der Egilssage (c. 78, 27) Thorgerð ihren Vater Egill auf, seinen Schmerz um den ertrunkenen Sohn in einem Gedichte (dem Sonartorrek) zu lösen. Sie wolle es dann in einen Stab ritzen.

Mit der lateinischen Schrift kamen auch die Schreibstoffe der römischen Welt nach Deutschland: Pergament, dann Papier, mit Tinte und dem Schreibrohr oder der Feder²⁾. Daneben blieben zu flüchtigeren Aufzeichnungen und zu Übungen³⁾ die mit Wachs überzogenen Tafeln in Gebrauch, auf welche

¹⁾ v. d. Hagen, Bildersaal altdeutscher Dichter, Taf. 41.

²⁾ Wattenbach, Schriftwesen des Mittelalters 96 ff., 113 ff., 222 ff., 233 ff. (3. A.)

³⁾ Hug v. Trimberg im Renner 17394 nennt tavel und griffel als das, was in schuoler hende gehört; vgl. auch Specht, Gesch. des Unterrichtswesens, S. 70.

mit dem Griffel oder einem Stäbchen geschrieben ward. Die Tafeln waren von Holz oder für Reiche von Elfenbein mit Schnitzwerk und Goldverzierungen¹⁾; die Griffel in einfachster Art von Holz oder auch von Glas, die kostbaren von Elfenbein mit und ohne Schnitzwerk oder von Gold oder Silber²⁾. Diese steckten in einem Griffelfutter; neben ihnen die Stäbchen zum tilgen der Schrift und glätten der Wachfläche. Wurden briefliche Aufzeichnungen für Entfernte auf Wachtafeln geschrieben, so kamen sie in ein verschliessbares Behältniss³⁾. So schickte Elisabeth Staglin dem Heinrich Seuse ihre Lebensbeichte nach Constanx, geschrieben auf eine Wachtafel und verschlossen⁴⁾.

Die auf Pergament, und seit dem 14. Jahrhunderte mehr und mehr auf Papier geschriebenen Briefe wurden zusammengefaltet, beschnitten, auswendig mit der Adresse versehen und gesiegelt. Bei den Pergamentbriefen zog man zuweilen einen schmalen Pergamentstreifen durch den Brief und setzte das Siegel hierauf, so dass der Streifen zerschnitten werden musste, um den Brief zu öffnen. Das Briefformat war Querquart. Aufbewahrt wurden die Briefe in einer Lade (Virginal 247, 1. 482, 12), wie das auch in den Archiven geschah. Die Boten trugen die ihnen anvertrauten Briefe in einer Tasche (Virgin. 454, 13) oder am Gürtel in einer Büchse (pyxis, Virgin. 930, 1. Konr. Troj. Kr. 980), die auch briefvaz genannt wird (Ges. Abent. Nr. 6, 48. Enikel, Weltkr. 27026).

Seitdem die Germanen mit anderen Völkern in öftere und genauere Berührungen kamen, erlangten sie auch die Kenntniss fremder Sprachen. Es kann natürlich für die

¹⁾ Gregor 547. Flore 828. Abbildungen von diptychengleichen Tafeln in der Weingartener Liederh. (herausg. v. Fr. Pfeiffer, S. 89) und in der Manessischen (v. d. Hagens Bildersaal. Taf. 4. 41. 42).

²⁾ Eneide 10619. Flore 829. 2358. Neith. 48, 11. Wattenbach, Schriftwesen 219—222. (3. A.) Über den häufigen Gebrauch der Wachtafeln im Mittelalter und selbst bis in neuere Zeit: Wattenbach, ebd. 59—89.

³⁾ Eneide 10809. Eracl. 1680—1685. Virgin. 442, 1. 482, 11.

⁴⁾ Seuses Exemplar I. 2. c. 36.

ältesten Zeiten kein schulmässiger Unterricht darin vorausgesetzt werden; der Gebrauch und der gegenseitige Verkehr waren die Sprachmeister. Slaven und finnische Stämme sind uralte Nachbarn der Germanen im Norden und Osten gewesen, die Kelten im Westen und Süden; die Kenntniss ihrer Sprachen wird im Wechselverkehr oft erworben sein. Seit Ariovist vermittelte die gallische Sprache zunächst den Verkehr der Deutschen mit den Römern, bis sie auch Latein lernten. Das Griechische und Lateinische gewannen dann weit grössere Bedeutung als jene; die südlichen Ostgermanen erfuhren von Byzanz, die Westgermanen von Rom jene Einwirkung, welche überlegene Geistes- und Lebensbildung stets ausübt. Gotische Jünglinge lernten in Konstantinopel griechisch, wie sehr viele junge Westdeutsche in Rom und in dem römischen Heere sich schon früher römische Rede und Sitte angeeignet hatten. Auch die Frauen mögen nicht selten mit den Männern in solcher Kenntniss gewetteifert haben. Wie lieblich plauderte in römischer Rede die Swebin Bissula mit ihrem Herrn und Freunde Dec. Magnus Ausonius († 396)! Von Amalasvinth, des grossen Theoderichs Tochter, rühmt Cassiodor, dass sie neben grosser Gewandtheit im Gotischen in attischer Zunge beredt gewesen sei und sich in römischer prächtig ausdrückte (Var. 11, 1. 10, 4). Der spätere Anschluss der meisten Germanen an die römische Kirche und die Anlehnung des fränkischen Königthumes an die römischen Staatsformen seit Chlodwig gaben der lateinischen Sprache eine grosse Macht in den deutschen Völkern. Dass einer der merovingischen Könige, Chilperich I. († 584), der auch für den Schulunterricht der Knaben im Latein Fürsorge trug (Greg. Tur. hist. Franc. 5, 44), als lateinischer Dichter genannt wird, ist bekannt¹⁾. Auch in Nonnenklöstern ward schon damals lateinisch gelehrt; eine Nonne Baudonivia verfasste in merovingischer Zeit eine Lebensbeschreibung der heiligen Radegund; im 8. Jahrhunderte schrieb in dem Kloster Heidenheim im Eichstätt

¹⁾ Unter den Wandalen versuchten sich einige als lateinische Dichter, Anthol. lat. ed. Meyer n. 545—557.

Sprengel eine englische gelehrte Nonne das Leben der ihr verwandten Bekehrer Willibald und Wynnebald¹⁾. Unter Karl dem Grossen nahm das alles einen höheren Aufschwung. In seiner Hofschule, die sich bald zu einer Akademie mit praktischen Zwecken entwickelte, war er selbst ein Schüler; seine Töchter, seine Hofleute mussten seinem Beispiele folgen. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig hatte in seiner Jugend Griechisch und Latein gelernt und auch lateinische weltliche Dichter gelesen; wollte aber später nichts mehr von diesen wissen und wollte sie auch in den Schulen nicht mehr lesen lassen (Thegan. Vita Ludov. c. 19)²⁾. Paul Warnefrieds Sohn lehrte hier das Griechische, er, der früher am langobardischen Hofe die Königstochter Adelperga unterrichtet hatte, für die er zur Ergänzung von Eutrops Breviarium, das er mit ihr gelesen, seine römische Geschichte schrieb. Unter die Beschlüsse des Aachener Concils von 817 ward eine Bestimmung über die Erziehung der Nonnen aufgenommen (c. 22, de sanctimonialibus), die auf dem Briefe des h. Hieronymus an die Laeta fusste, und durch welche ausser Lesen und Schreiben auch Grammatik (natürlich lateinische) und Kenntniss der h. Schrift, wenigstens einiger Bücher derselben, namentlich der Psalmen, für den Unterricht vorgeschrieben wurde.

Die sächsischen Kaiser schritten in der Theilnahme für höhere Bildung auf Karls Bahn fort. Kaiser Ottos zweite Gemahlin Adelheid, aus dem burgundischen Hause und Witwe König Lothars von der Lombardei, war eine hochgebildete Frau, und nicht minder Otto des II. Gemahlin, die Griechin Theophano. Die Verbindungen mit Byzanz öffneten auch der griechischen Sprache das Thor. Die Tochter Herzog Heinrichs I. von Bayern, Hedwig, die Nichte König Ottos I., war mit dem griechischen Kaiser Constantin als Kind verlobt und hatte von Kämmerlingen, die deshalb nach Deutschland kamen, griechisch gelernt. Später als junge Witwe des Herzogs Bur-

¹⁾ Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands 2, 356 f. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen 1, 137. (6. A.)

²⁾ Vgl. Braune in den Beitr. zur Gesch. der deutschen Spr. u. Litt. XXI, 6.

kard von Schwaben lernte sie von dem Sangaller Mönche Ekehard auf ihrer Feste Hohentwiel lateinisch und las mit ihrem Lehrer Virgil und Horaz. Sie lehrte den jungen Klosterschüler Burkard etwas Griechisch¹⁾. J. V. Scheffel hat diese gelehrte und bedeutende Frau, sowie ihren Lehrer durch den Zauber der Dichtung für die Gegenwart auferweckt.

Hedwigs Schwester Gerbirg war Äbtissin des sächsischen Stiftes Gandersheim (ungefähr von 957 bis 1001) und durch ihre Gelehrsamkeit und Weisheit würdig der königlichen Abkunft²⁾; ihre Schülerin war Hrotsvith. Sie führte dieselbe in die schwierigeren lateinischen Schriftsteller ein und durch sie erreichte Hrotsvith jene Herrschaft über den lateinischen Ausdruck, die sie schmückt. Das erste Zeugnis ihrer erworbenen Kenntnisse waren fünf Legenden, denen sie noch drei folgen liess. Dann wagte sie sich an eine Folge von sechs Komödien (962—967), die sie dazu bestimmte, den leichtfertigen Terenz aus den Schulen zu verdrängen. Gleich darauf dichtete sie nach der Aufforderung ihrer Äbtissin Gerbirg das Lobgedicht auf deren grossen Oheim König Otto I. (968) und sandte es dem Kaiser wie dessen Erbsohne zu. Den Beschluss ihrer schriftstellerischen Thätigkeit machte die Erzählung der Anfänge des Klosters Gandersheim. Den historischen Gedichten kann auch die nach mündlicher Überlieferung von Hrotsvith verfasste Leidensgeschichte des h. Pelagius zugezählt werden, die im übrigen unter die Legenden gehört. Legendarisch ist der Charakter sämtlicher Dichtungen der Hrotsvith. Wie sie die Geschichte, welche sie vorträgt, als Wunderwerk fasst, das an dem sächsischen Hause gewirkt ward, so sind auch ihre Komödien dramatische Darstellungen legendarischen Stoffes, den sie der Gegenwart möglichst nahe bringen will, indem sie Menschen und Leidenschaften nach dem Leben ihrer Zeit bildet. Ihre Stellung zur Frage der Moralität vergleicht sich derjenigen der Verfasser der englischen Familienromane des

¹⁾ Ekehard, IV. cas. S. Galli (Pertz, Mon. II, 122—125). Über die geringe Kenntniss des Griechischen in jener Zeit bei den Deutschen Specht, Gesch. des Unterrichtswesens, S. 108 f.

²⁾ R. Köpke, Hrotsvith von Gandersheim. Berlin 1869, S. 35 f.

18. Jahrhunderts, die gleich Hrotsvith die bedenklichsten Charaktere und Situationen schilderten und die Rechtfertigung dafür in dem endlichen Siege der Tugend fanden.

Es ist für die Zeit der Ottonen bezeichnend, dass in den Frauenstiften ihres Hauses wegen der darin herrschenden Bildung und des Sinnes für Wissenschaft vornehme Knaben, die zum geistlichen Stande bestimmt waren, erzogen wurden¹⁾. Herford und Quedlinburg zeichneten sich im 10. Jahrhundert auch nach dieser Seite aus.

In Quedlinburg verfasste (970—987) Hazecha, die Schatzmeisterin des Stiftes, eine Schrift zu Ehren des h. Christoph.

Ebendort hatte Agnes von Weimar, Gattin des Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen († 1037), eine ausgezeichnete Erziehung genossen (MG. Scr. X, 142).

Auch noch des letzten Sachsen, Kaiser Heinrichs II. Gemahlin Kunigunde, besass eine gute litterarische Bildung und war in kirchlichen und Profanschriftstellern bewandert.

Unter den Kaiserinnen des fränkischen Hauses sind Gisela von Burgund, Konrads II. Gemahlin, und Agnes von Poitiers als gebildete, geistigem Leben geneigte, bedeutende Damen zu rühmen. Ein Zeugniß für die Kunde des Lateinischen bei süddeutschen Nonnen des 11. Jahrhunderts ist das an befreundete Klosterfrauen gerichtete Lehrgedicht Hermanns des Lahmen von der Reichenau über die acht Hauptsünden (1044—1046 gedichtet)²⁾. Von der gelehrten und visionären Äbtissin vom Ruprechtsberg bei Bingen, der h. Hildegard (1098 bis 1179), haben wir bereits früher gesprochen.

An wissenschaftlicher Bildung ihr verwandt war Richlint, die von dem Kloster Berg bei Neuburg a. d. Donau durch Herzog Friedrich von Schwaben, den späteren König und Kaiser, um 1140 zur Äbtissin auf die Hohenburg (Odilienberg) in den Vogesen berufen ward, um das verfallene Stift zu bessern.

¹⁾ Wattenbach, Geschichtsquellen 1, 321. 337. 356 (6. A.). Specht, Gesch. des Unterrichtswesens 282.

²⁾ Dümmler in Haupts Z. f. d. A. XIII, 432. Die Bildung der Nonnen dieser Zeit ist eine Rückstrahlung des geistigen und gelehrten Lebens des Clerus unter Kaiser Heinrich III.

Unter Richlint bildete sich Herrad von Landsberg, die 1167 ihre Nachfolgerin ward¹⁾. In ihrem anmutigen Garten, Hortus deliciarum zu Latein, stellte sie ihren Conventualinnen auf dem weit hinüber zum Schwarzwald und südwärts zu den Alpen schauenden Kloster eine Art von Conversationslexikon im Sinne des 12. Jahrhunderts zusammen, das durch Bilderschmuck, Poesie und Musik noch grösseren Reiz erhielt²⁾.

Aus dem bayrischen Kloster Tegernsee stammen jene drei lateinischen Liebesbriefe mit eingesprengten deutschen Sätzen und dem deutschen Volksliedchen ‚Du bist mîn, ich bin dîn‘, die einem Mädchen in die Feder gelegt sind (Minnesangs Frühling von Lachmann und Haupt, 221—224). Ich zweifle durchaus an dem weiblichen Ursprung; wenn sie aber auch ein Mönch als Specimen seiner stilistischen Gewandtheit und zur Vergnügung seiner verliebten Seele verfasst hat, so können sie doch bezeugen, dass man Frauen damals Übung im Lateinschreiben zutraute.

Aus dem 13. Jahrhundert leuchtet das Benedictinerinnenkloster Helfta bei Eisleben als eine Wiege lateinischer Sprachkenntniss und biblischen Studiums, nicht bloss durch seine geistreichen, erweckten Seherinnen hervor. Wir haben davon schon früher (S. 72 ff.) gesprochen. Solche Frauenklöster sind später nicht mehr zu entdecken.

Der lebendige Verkehr der Deutschen mit den benachbarten romanischen und slavischen Völkern in Krieg und Frieden hat unzweifelhaft seit der Zeit Karls des Grossen die Kenntniss dieser lebenden Sprachen vielen nöthig gemacht.

¹⁾ Dass das sogenannte Hohenburger Hohelied (herausgeg. v. Jos. Haupt. Wien 1864) nicht von den Äbtissinnen Richlint und Herrad verfasst ist, wie der Herausgeber behauptete, ist von Bech (Germania IX, 352 ff.) und Hayner (Paul und Braune, Beiträge III, 491 ff.) erwiesen.

²⁾ Engelhardt, Herrad von Landsperg und ihr Hortus deliciarum. Mit 12 Kupfertafeln. Stuttgart 1818. — Hortus deliciarum par l'abbesse Herrade de Landsperg. Réproduction héliographique, Strassb. 1879 ff. — Ch. Schmidt, Herrade de Landsberg. Strassb. 1896.

Von König Otto I., der nicht lateinisch verstund und der nur sein sächsisches Deutsch redete¹⁾, wissen wir, dass er französisch und wendisch konnte, wenn auch nur selten sprach (Widukind. II, 36).

Dann kamen die Kreuzzüge und steigerten das Bedürfniss der abendländischen Völker, namentlich der Deutschen und der Franzosen, sich zu verstehn. Im 12. Jahrhundert beginnt die grosse Einwirkung der französischen Lyrik und Epik auf die deutsche; schon aus litterarischen Interessen lernten nicht wenige aus den höheren Kreisen französisch und provenzalisch. Die Kenntniss der provenzalischen Lyriker ist bei mehreren deutschen Dichtern des 12. Jahrhunderts sicher erwiesen; die der französischen Dichter steht für sehr viele fest. Frankreich war das Vorbild der modernen Cultur geworden, französisch galt als die Sprache der vornehmen Welt. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurde es bei den norddeutschen Grossen Brauch, Franzosen an ihren Höfen zu halten und ihre Kinder französisch lernen zu lassen²⁾. Die politischen Beziehungen Deutschlands zu Südfrankreich, Italien und England müssen auch auf die Kenntniss der Sprachen dieser Länder bei den Deutschen gewirkt haben, so wie wir auch das umgekehrte annehmen müssen. Im Romane Cléomadès

¹⁾ Flodoard. a. 948. Liudpr. hist. Otton. c. 11. Eckeh. cas. S. Galli, c. 16 (Mon. II, 139). Otto II. verstund Latein; seine Mutter Adelheid, Tochter Rudolfs von Burgund, las ihm die einlaufenden lateinischen Schreiben vor.

²⁾ Beweis ist eine Stelle in Adenès Roman de Berte. Adenès schildert natürlich nicht die Zeit Karls des Grossen, sondern seine eigene:

Tout droit à celui temps que je ci vous devis
Avoit une coustume ens el Tyois país,
Que tout li grant seignor li conte et li marchis
Avoient entour aus gent françoise tous dis
Pour aprendre françois leur filles et lor fils.

Einen Beweis, dass das nicht so allgemein war, gibt Herzog Rudolf von Österreich, König Rudolfs (v. Habsburg) Enkel, der, mit Blanca von Frankreich verlobt, als er nach Paris zur Hochzeit kommt, kein Wort mit der Braut sprechen kann, nach Ottokars Chron. 75425. 75628.

wird von dem jungen Herrn erzählt, dass er mit grossem Gefolge nach Cöln zog, um hier deutsch (tyois) zu lernen. Interessant, wenn auch nicht beweisend, sind die Zeugnisse der Dichter über die Sprachenkunde der vornehmen Gesellschaft. So wird der irischen Königstochter Isolde die Kenntniss der Sprache von Dublin, des Französischen und des Lateinischen nachgerühmt (Trist. 7988). Von Beafloer rühmt ihr Vater seinem Gaste, sie sei so wohl erzogen (kurtois), dass sie jedes französische Gedicht ihm vorlesen und mit ihm Brettspielen (zabelen) könne (Mei 230, 30). Eine französische Jungfrau, Dorame, soll nach dem Romane von Karl dem Kahlen französisch, lateinisch, lombardisch, romanisch (rommion), bretonisch, limosinisch, in allem vierzehn Sprachen verstanden haben¹⁾. Einem Provenzalen, Vileme de Nevers, einem Inbegriffe aller ritterlichen Vollkommenheiten, wird im Roman de Flamenca Fertigkeit im Burgundischen, Französischen, Deutschen und Bretonischen beigelegt²⁾. Genug, wir sehen, dass der lebendige Volksverkehr jener Zeit auch in dieser Hinsicht seine Früchte trug. Die Kriege, Reisen und längerer Aufenthalt in fremden Ländern gaben den Männern die Fertigkeit in andern Zungen; Knaben und Jünglinge wurden zu diesem Zwecke auf Reisen geschickt³⁾. Als Tristan sieben Jahre alt ist, sendet ihn sein Vater mit einem verständigen Manne aus, damit er die Sprachen der Fremde lerne (Gottfrieds Trist. 2061)⁴⁾. Überhaupt galt das Reisen schon damals als ein treffliches Bildungsmittel, wenn es auch oft genug eine eitle Modesache blieb und sich an manchem jungen Herrn die Verse des Schulmeisters Hug von Trimberg (Ende des 13. Jahrhunderts) bewährten: *manger hin ze Paris vert, der wênic lernt und*

¹⁾ Monmerqué et Michel, Théâtre français, S. 601.

²⁾ Raynouard lex. rom. 1, 22.

³⁾ Cäsar von Heisterbach erzählt V, 42 von einem Ritter Mengoz, der als Jüngling nach Frankreich gegangen war, um französisch zu lernen.

⁴⁾ In Eilharts Tristan 194 ff. will der junge Tristan nur *vremde lant beschawen*. Parz. 144, 20. heisst es mit Anspielung auf Tristans Bildungsweise von dem jungen Parzival: *er kunde kurtosie niht, als ungevarnem man geschicht*.

vil verzert; sô hât er doch Paris gesehen (Renner 13390). Der Sangaller Mönch Tuotilo (9. Jahrhundert) machte zu künstlerischen und wissenschaftlichen Zwecken weite Reisen (*multas propter artificia simul et doctrinas peragraverat terras* (Eckeh. cas. S. Galli 39). Im skandinavischen Norden war das Reisen ein wesentlicher Theil der Erziehung¹⁾. 15 Jahre alt, bittet Gunnlaug Ormstunga seinen Vater, ihn auf Reisen zu schicken und drei Jahre später macht es ihm der Vater seiner geliebten Helga zur ausdrücklichen Bedingung der Verlobung, vor der Heirat noch anderer Lande Sitten kennen zu lernen (Gunnl. s. Ormst. c. 4). Bei solchem Leben in der Weite konnten sich auch in dem abgeschlossenen Norden Sprachkenntnisse mannigfacher Art verbreiten und ausser dem Finnischen, das manche schwedische Mädchen in Finnland selbst lernten, mochten das Deutsche, das Angelsächsische so wie keltische und romanische Dialecte je nach Umständen bekannt sein²⁾.

Das Bildungsmittel des Reisens war freilich den Frauen meist verschlossen und sie waren auf den Unterricht im Hause oder im Kloster beschränkt, wenn sie nicht in ihrer Jugend ins Ausland zur Erziehung geschickt waren. Auch für die Sprachen wurden geistliche Lehrer bestellt³⁾. Neben den Geistlichen traten die Spielleute, namentlich in der höfischen Zeit, als Sprachmeister auf, diese leichten Zugvögel, welche mit der bunten Waare, die zur Unterhaltung begehrt ward, von Volk zu Volk zogen. Die provenzalischen und französischen schweiften von Spanien bis in die Lombardei und Deutschland, und auch die deutschen versuchten sich in der Fremde. Deutsche Spielleute waren in Italien, deutsche Geiger namentlich

¹⁾ Erii disquisitio de peregrinatione Islandorum. Lips. 1755. Altnord. Leben 112. 360—363.

²⁾ Altnord. Leben 405—407.

³⁾ Isot, die Mutter, war von einem Geistlichen unterrichtet worden, auch in *seitspil* und fremden Sprachen. Die junge Isot erhält denselben Meister, Trist. 7700 ff. Auf dieser Grundlage baut der Unterricht des Spielmanns, in den sich Tristan versteckt hat, weiter: *der bezzerte sie sêre*, ebd. 8004 ff.

in Frankreich im 13. Jahrhunderte sehr beliebt¹⁾. Die Spielleute waren zugleich für ihre Schülerinnen wie überhaupt für Frauen und Männer die Vermittler der Poesie des Tages. Sie ersetzten mit dem lebendigen Wort und Sang die Bücher und verringerten die Schwierigkeit, schriftlich die poetischen Erzeugnisse der Gegenwart kennen zu lernen. Indem sie zugleich mehr oder minder die alten volksmässigen Dichtungen im Besitze hatten, waren sie recht dazu angethan, allseitig den poetischen Schatz der Zeit aufzuschliessen oder wenigstens den Schlüssel dazu in die Hand zu geben.

Wie ein fruchtbarer Boden, den die Sonnenstrahlen bescheinen und den darum Blumen bunter Farbe schmücken, liegt das Gemüth und der Geist unserer Frauen der Vorzeit vor unseren Augen. Dem höchsten vertraut und mit Blicken in die Zukunft oder in die himmlischen Geheimnisse begnadigt, klug und lernbegierig, empfänglich und feinsinnig, wie sie waren, konnte den Frauen das Reich der Poesie sich nicht verschliessen. Freilich, der Gott der Dichtkunst, wie die Nordgermanen ihn gestaltet hatten, war männlichen Geschlechtes; aber Saga, die Göttin der Erzählung, war ein Weib, und unsere alte Poesie war überwiegend episch und berichtete weit mehr von dem, was geschehen war, als dass sie die gegenwärtige Stimmung des Gemüthes in kunstreiche Rede gesetzt hätte.

Doch treten gerade in Skandinavien eine Reihe von Frauen auf, zwar nicht als skaldengleiche Dichterinnen, aber doch mit einzelnen Strophen, die sie rasch nach Umständen und Gelegenheit erfinden, gleich den Dirnen unsrer Alpen, welche ihre Liedchen um die Wette mit den Männern zu reimen wissen. In den Sögur werden solche im Augenblicke gefundene Frauenstrophen öfter erwähnt und mitgetheilt²⁾.

¹⁾ Roman de Cléomadès: Michel, Théâtre français 105. Poeti del primo secolo 2, 175.

²⁾ Egilss. c. 48. 74. Örvaroddss. c. 2. Hardar s. Grimkelss. c. 7. 11. Vigastyrss. c. 22. Fornmannas. IV. 12, 60.

In den spärlichen Trümmern unsrer deutschen Poesie heidnischer Zeit, ebenso in den Anfängen unsrer mit der Feder geschriebenen poetischen Litteratur ist nichts, das auf Betheiligung des weiblichen Geschlechtes wiese. Hrotsvith, die lateinische geistliche Schriftstellerin der Ottonenzeit, haben wir dort erwähnt, wo ihr Name zu stehn hat; als deutsche Dichterin findet sie keine Stelle. Die erste mit Namen genannte Poetin in deutschen Versen ist eine fromme Frau des österreichischen Alpenlandes, Ava, welche in den Todten- und Zeitbüchern von Klosterneuburg, Melk, Zwettel, Garsten und St. Lamprecht eingetragen ist als im Jahre 1127 am 8. Februar verstorben und die als Klausnerin bezeichnet wird¹⁾. In der Vorauer Handschrift sind drei Gedichte von ihr überliefert²⁾: eines von den sieben Gaben des heiligen Geistes und wie sich dieselben mit dem Leibe und der Seele des Menschen mischen. Das zweite handelt von den letzten Zeiten, in denen der Antichrist herrscht. Das dritte spricht von dem jüngsten Tage: nach den fünfzehn Vorzeichen und wenn Stein und Holz und Wasser und Berge in Feuer stehn, kommt plötzlich der jüngste Tag; die Todten werden erweckt und Christus erscheint als gewaltiger Herrscher, er, der ehemals heimlich in die Welt gekommen war. Er hält Gericht und die guten empfangen die Krone. Der Teufel aber mit seinen Gesellen fängt die Sünder, die keine Busse gethan und führt sie zu seinem Gesinde. Mit der lebendigen Schilderung der himmlischen Freuden schliesst das Gedicht, auf welches die Anmerkung folgt, dass Ava dieses Buch dichtete, die Mutter zweier Söhne, welche ihr die Gedanken zu der Dichtung gaben. Der eine wird als schon todt beklagt. — Ohne diese Mittheilung würde man eine Frau nicht als Verfasserin der drei Gedichte erkannt haben³⁾, deren erstes besonders auf

¹⁾ Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Wien 1849, S. XIV f.

²⁾ a. a. O. 276, 4—279, 29. 280, 1—282, 26. 283, 1—292, 23.

³⁾ Wenn Scherer, Geistliche Poeten 2, 75 sagt, die Reihenfolge der untreuen Paare, in denen Frau und Magd voranstehe, beweise, dass kein Mann der Dichter sei, so ist das ein schwacher Beweis.

Bekanntheit mit theologischer Wissenschaft der Zeit deutet. Auch in dem Schlusse des dritten zeigen sich die gelehrten Söhne. Die Mutter Ava hat aber, was ihr diese gaben, in jenem eigenthümlich anmuthenden Tone unsrer geistlichen Poeten des 11. und 12. Jahrhunderts vorgetragen, in dem sich gläubige Wärme und innige Frömmigkeit mit der Frische und Herbigkeit der Volksdichtung verschmolzen hat.

Etwas jünger als die Gedichte der Österreicherin ist der ohne Anfang und Schluss erhaltene Arnsteiner Marienleich, eine lyrische Dichtung in sehr ungleichen Strophen, welche Preis und Anrufung der h. Jungfrau um Reue und Gnade enthält und nur einmal kurz an Jesus den Herrn sich erinnert. Die Dichterin¹⁾, fromm und gelehrt, also wohl eine Klosterfrau, hat ihrem Dialect nach im Lahngau ihre Heimat.

Ein kleineres fragmentarisch überliefertes gereimtes Gedicht ist das Gebet einer bedrängten Frauenseele zu Gott um Trost und um Hilfe²⁾. Es wird von einer Frau verfasst sein, denn es tritt nicht wie etwas nachgemachtes, auf gegebene Formel geschriebenes auf, sondern ist tief empfunden. Im übrigen mögen die deutschen Gebete des 12. und 13. Jahrhunderts³⁾, die für den Gebrauch von klösterlichen und weltlichen Jungfrauen und Weibern bestimmt sind, gleich den lateinischen zuweilen die Beichtväter zu Verfassern haben. Freilich wissen wir auch, zu welcher Höhe religiöser Poesie sich die deutschen Frauen des 13. und 14. Jahrhunderts erhuben, und wollen

Der Reim auf *getriwe* veranlasste die Heranziehung von *diuwe*, sowie 281, 24 durch den Reim auf *crefte* der Herr und der Knecht vorantritt. Auch die Worte 286, 2 *nusken unde bouge, daz gesmide der fröwen* treten aus der übrigen Umgebung nicht so scharf hervor, dass sie nur eine Frau gebraucht haben könnte. Auf die weiblichen Hörerinnen oder Leserinnen sollen sie wirken.

¹⁾ Müllenhoff-Scherer, Denkmäler, N. XXXVIII. V. 123. 157 f. 219.

²⁾ Diemer, Deutsche Gedichte 375—378.

³⁾ z. B. Graff, Diut. II. 288 ff. Wackernagel, Altd. Predigten 222 f., 379. Diemer a. a. O. 379—383. Haupts Z. VIII, 298—302 (dazu Bech, German. VI, 222. E. Schröder in Haupts Z. XXVIII, 20 f.).

auch für die lateinischen Gebete an die *Exercitia spiritualia* der grossen Gertrud erinnern (S. 73).

Von geistlichen Dichterinnen wäre dann nur noch aus dem 14. Jahrhunderte die Verfasserin eines Alexius zu nennen¹⁾, deren Name verborgen ist.

Wie steht es aber um die weltliche Poesie, die Epik und Lyrik des 12., 13. und 14. Jahrhunderts, und um die thätige Betheiligung der deutschen Frauen? Haben sie nur durch Auge und Ohr empfangen, nur durch Schönheit und Liebreiz die Sinne der Dichter erregt, haben sie nicht mitgedichtet an Lied und Märe?

Unter den zahlreichen epischen grösseren und kleineren Dichtungen ist keine unter dem Namen einer Frau überliefert und schwerlich eine auf eine Dichterin mit überzeugendem Grunde zurückzuführen.

Dagegen finden sich unter den ältesten erhaltenen lyrischen Liedern des 12. Jahrhunderts eine Reihe von Strophen, zum Theile namenlos, zum Theile unter dem Namen ältester Lyriker überliefert, welche in den Mund und die Empfindung von Frauen gelegt sind. Von der Ansicht ausgehend, dass in der älteren Zeit tieferes Liebesgefühl nur den Frauen zuzutrauen sei, hat W. Scherer²⁾ eine grössere Zahl jener Liedchen für weibliche Erzeugnisse erklärt; Müllenhoff aber hat auf die Reigen und Gesänge der Mädchen hingewiesen, gegen welche die Geistlichkeit seit dem 9. Jahrhundert zu eifern hatte; in ihnen seien die ungeschriebenen ältesten Liebeslieder, welche augenblickliche Stimmung den Mädchen und Frauen eingab, erklingen. Wenn nun aber von Müllenhoff selbst dafür Zeugnisse beigebracht wurden, dass auch der rauheren Heldenzeit alle Tonarten der Zärtlichkeit zu Gebote stunden, so ergibt sich daraus, dass an und für sich nicht jede tiefere Liebesempfindung als Zeichen weib-

¹⁾ S. Alexius Leben, herausgeg. v. Massmann 45—67.

²⁾ Sitz.-Ber. d. Wiener Akad., LXXVII, 440 ff., unter Zustimmung Müllenhoffs (Denkmäler deutscher Poesie und Prosa 2, 154. 3. A.).

lichen Ursprungs einer alten Strophe anzumerken ist, selbst wenn die Verse einer Frau in den Mund gelegt wurden. Es ist in dem ältesten Geschlechte der mit Namen hervortretenden ritterlichen Lyriker des 12. Jahrhunderts ganz in Übereinstimmung mit der Stellung, welche noch im grössten Theile des 12. Jahrhunderts die Männer zu den Frauen behaupteten¹⁾, üblich gewesen, „Frauenstrophen“, wie gerade nicht glücklich gesagt wird, zu dichten. Meinloh von Sefflingen, die Burggrafen von Regensburg und Rietenburg bezeugen es; Heinrich von Veldeke (Minnesangs Frühling 57, 10. 67, 17) und Friedrich von Hausen (M. F. 54, 1) waren die letzten, die es thaten. Später erhielt sich nur der Wechsel noch, der Dialog zwischen Mann und Frau. Es ist nach allem diesem zweifelhaft, ob auch nur eine jener Frauenstrophen wirklich einer Dichterin gehört. Nur Möglichkeit, nicht Gewissheit lässt sich behaupten²⁾.

Die künstlerisch entwickelte ritterliche Lyrik des Mittelalters kennt keine Frau als Dichterin. Der Frauendienst als Motiv der Liebeslieder schloss sie von selbst aus; auch der politische und gnomische Spruch gehört nicht in das Bereich des Weibes. Manches Mädchen, wohl auch manche junge Frau, wird noch in alter Weise ein kleines Liedchen zum Reigen und bei geselliger Lust erfunden haben; doch fand sich kein Schreiber dafür, wie für jenes in manchen Spielarten noch bis heute fortklingende

*Du bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
du bist beslozzē
in mînem herzen:
verlorn ist das slüzzelîn:
du muost immer drinne sîn*

das dem ersten von drei lateinischen, einem Mädchen in die

1) Vgl. unsern 5. Abschnitt.

2) Am ausführlichsten hat Scherer a. a. O. darüber und dafür gesprochen. Dagegen H. Paul in Paul-Braunes Beitr. 2, 414. F. Brachmann in der Germania 31, 443—461. Jeanroy, Les origines de la poésie lyrique en France 284 f. Paris 1889.

Feder gegebenen Liebesbriefen in einer Tegernseer Handschrift des 12. Jahrhunderts angefügt ist¹⁾).

Als im 14. und 15. Jahrhundert das fromme Lied aus der lebendigen persönlichen Religiosität deutscher Männer herausblühte, sind die Frauen nicht stumm geblieben. Mehr als eines jener von lebhaftem Liebesverlangen nach Jesus durchglühten Lieder, die sich gern an weltliche Gesänge als ihre Contrafactur anlehnen, ist sicher von einer klösterlichen Jungfrau gedichtet. So die Lieder: Wer hilft mir, dass ich den begrife, Nach dem min herze sich versent etc. etc. — Weine herze, weinet ougen, Weinet blütes trehene rôt etc. etc. — Ich wil jârlanc nummê sunden, Sprach ein frouwelîn gemeit etc. etc. — Aus gotes herzen ein wort entsprang, Es was und ist ôn anefang etc. etc. — Wol ûf im geist gôn Baden, Ir zarten frowelîn etc. etc.

Als das Mittelalter zu Ende ging und die alten epischen Stoffe noch einmal in neuen Formen aufblühten, sind es einige vornehme, dem Auslande entstammte Frauen gewesen, welche sich an der Übersetzung fremder Romane in das Deutsche betheiligten. Elisabeth, dem Grafen Philipp von Nassau in erster Ehe vermählt, eine Tochter des Grafen Friedrichs von Vaudemont, Bruders Karls I. von Lothringen, übersetzte den Roman Lothar und Maller aus dem französischen Original, das ihre Mutter Margarete 1405 hatte verfassen lassen, und später den Hugschapler, dessen französische Gestalt ihr Sohn ihr verschaffte. Eleonore, des Königs Jacob I. von Schottland Tochter, seit 1448 Gemahlin des Erzherzogs Siegmund des Einfältigen von Österreich, verdeutschte den Roman Pontus und Sidonia. Sie und ihr Gatte waren Gönner des fleissigen Übersetzers Heinrich Steinhöwel. — Aus dem pfalzgräflichen Hause in Heidelberg, in dem seit Mitte des 14. Jahrhunderts Liebe zur Litteratur und Kunst hervortrat, ging die Pfalzgräfin Mechthild (1418—1482), Tochter Ludwigs III.

¹⁾ Gedruckt mit den latein. Briefen in Minnesangs Frühling, S. 223. Zu der Fortdauer des fast formelhaften Liedchens R. M. Meyer in Zeitschr. f. d. Alterth. 29, 133. Bolte, ebd. 34, 161. Berger in Zeitschr. f. d. Philol. 19, 464.

und der Gräfin Mechthild von Savoyen, hervor, die als Witwe des Erzherzogs Albrecht VI. von Österreich in Rottenburg am Neckar einen glänzenden Hof hielt. Sie war eine Gönnerin des Dichters Hermann von Sachsenheim und des Bücherfreundes Püterich von Reichertshausen¹⁾. Auch ihre Schwägerin Margareta von Savoyen, von 1445—1449 mit Mechthilds Bruder Ludwig IV. vermählt, war eine Freundin deutscher Litteratur. Nicolaus von Wyle rühmt sie und Elisabeth von Brandenburg, Tochter des Markgrafen Albrecht Achilles, Gemahlin des Grafen Eberhards des Jüngeren von Württemberg, als des höchsten Lobes werth. Elisabeths Base Barbara, Tochter des gelehrten Markgrafen Johannes Alchymista von Brandenburg, seit 1433 mit dem Markgrafen Ludwig Gonzaga von Mantua vermählt, hatte den Ruhm, eine der gebildetsten und ausgezeichnetsten Frauen Italiens zu sein. Sie verstund griechisch, schrieb elegante lateinische Briefe in die deutsche Heimat, ward aber auch von den deutschen Schriftstellern Albrecht von Eyb und Nicolaus von Wyle hoch gepriesen²⁾.

Auch am Münchener Hofe unter den Herzögen Albrecht III. († 1460) und seiner Gemahlin Anna von Braunschweig, sowie unter Albrecht IV. († 1508) lebte Theilnahme und Freude an der Litteratur. Michael Beheim, Johann Hartlieb, zuletzt Ulrich Füeterer fanden hier Aufnahme. An Ulrich Füeterers Bemühungen, die Gral- und Tafelrundabenteuer noch einmal der Gegenwart vorzuführen, erfreute sich Albrecht IV., der Freund dieser alten Geschichten aus einer untergehenden Zeit.

Zu den geschätzten Fertigkeiten einer wohlerzogenen Frau gehörte im Mittelalter so gut wie heute die Kunst des Gesanges und des Spieles auf einem Instrumente.

¹⁾ Über Mechthild E. Martin, Erzherzogin Mechthild. Freiburg 1871. — Ph. Strauch, Pfalzgräfin Mechthild in ihren litterarischen Beziehungen. Tübingen 1880.

²⁾ B. Hofmann, Barbara von Hohenzollern, Markgräfin von Mantua. Ansbach 1881. (Jahresbericht des historischen Vereines für Mittelfranken.)

Singen ist eine Naturgabe, die nicht jeder menschlichen Kehle verliehen ist; die Ausbildung geschieht nach dem zeitlichen Stande der Musik.

Wie es um die germanische Musik in ältester Zeit, ehe die römische Kunst durch die Kirche einwirkte, bestellt war, hüllt sich in Dunkel. Gesungen aber ward von den Deutschen, wie die Römer uns berichten, bei festlichen Gelagen wie beim Vorrücken zum Gefechte, und auch die festlichen Umzüge der Götterbilder so wie andere heilige Handlungen sind von Liedern begleitet worden. Gebildeten fremden Ohren klang freilich dieser Germanengesang wie das Krächzen wilder Vögel (Julian. misopogon II, 56). Es war einstimmiger Gesang der Menge, Chorgesang, an dem wohl auch die Weiber sich betheiligten, die selbst im kriegesischen Lager den Männern nahe waren, wie wir im zweiten Abschnitte ausgeführt haben (S. 41 f.). Einer mochte vorsingen und die Menge wiederholte dann die Verse oder fiel mit einem Rundgesange oder Kehrreim nach jeder Strophe ein.

Es wäre sehr falsch, unsere modernen Volksliederweisen als Nachfolgerinnen der ältesten germanischen Gesänge herbeizuziehen. Selbst die Melodien des 15. und 16. Jahrhunderts sind Erzeugnisse einer späteren musikalischen Kunst, die durch Vermittlung des Kirchengesanges ihre Wurzeln in der römischen und griechischen Musik hat. Sie starben aber im 17. Jahrhunderte ab und unsere heute noch gesungenen Weisen gehn höchstens bis zum Beginne des achtzehnten zurück¹⁾. Wir können jenen ältesten vorhistorischen Gesängen etwa die eigenthümlichen Lieder südslavischer Stämme, z. B. der Kroaten und Slovenen, vergleichen, wie sie abendlich von den Weibern vor den hochgelegenen Hütten in die Thäler hinaus gesungen oder gerufen werden, denn Gesang will unseren Ohren dieses Getöne so wenig erscheinen, als dem Kaiser Julian der Galm seiner deutschen Feinde.

Auf eines muss hier nachdrücklich hingewiesen werden, dass nämlich unsere alte Dichtung nicht gelesen, sondern

¹⁾ Fr. Böhme, Altd deutsches Liederbuch. Leipzig 1887, S. LXX.

gesagt und gesungen ward, d. h. sie war auf den getragenen, in melodischem Tonwechsel sich bewegenden Vortrag berechnet, der von selbst strophemässige Abtheilungen forderte. Dieser Gesang konnte entweder ganz frei schweben oder durch sehr einfache Instrumentalbegleitung gestützt werden. Erst aus dem singen und sagen hat sich das bloss sagen oder lesen, d. h. der recitirende Vortrag der unstrophischen erzählenden Gedichte herausgebildet¹⁾.

Wenn wir also von lebendiger Betheiligung der Frauen an der weltlichen Poesie der vorhöfischen Zeit hören, von ihrer Liebe zu den Liedchen, welche die Geistlichkeit von Amtswegen schelten musste, von ihrer Leidenschaft für Tanz und Reigen, die immer durch Gesang begleitet wurden, dann wissen wir von selbst, dass sie sangen. Gerade der Tanz, über den wir später handeln werden, gab den Frauenkehlen die meiste Gelegenheit, sich hören zu lassen, und das dauerte auch in der höfischen Zeit fort. Die Lyrik überhaupt blieb in der alten Verbindung mit der Musik: Wort und Weise, d. h. Text und Melodie, waren untrennbar; ein nicht gesungenes, sondern bloss gelesenes Tanz- und Liebeslied wäre undenkbar gewesen.

An der Singkunst dieser späteren Zeit werden sich die Einflüsse des Kirchengesanges fruchtbar erwiesen haben, der zuerst durch Karl den Grossen, dann durch König Otto I. mittels italienischer und aquitanischer Meister gebessert worden war. Die Kunst der Gregorianischen Sängerschule wurde in den Kirchen des fränkischen Staates zum Muster erhoben. Liegt in dem Gregorianischen Gesange überhaupt das Streben nach Melodie, indem an Stelle des rhythmischen und metrischen Principes der Ambrosianischen Singschule der steigende und fallende Wechsel der Töne gesetzt ward, so erhub sich nun auch die Forderung eines guten Vortrages. Raban Maurus verlangte von dem Sänger Lieblichkeit; seine Stimme solle nicht rauh, krächzend, dissonirend klingen,

¹⁾ Lachmann, Über Singen und Sagen. 1833. (Kleinere Schriften zur deutschen Philologie 461—479.) F. Wolf, Über die Lais Sequenzen und Leiche 13 ff.

sondern hell, angenehm, deutlich und geläufig (de institut. clericor. III, 48). Weitere Förderung brachte dann Guido von Arezzo (1020—1040) durch Verbesserung der Notenschrift und durch Bemühungen um die Ausbildung der Harmonie. Die Melodie hat sich erst ein paar Jahrhunderte später im mehrstimmigen Satze unseren Begriffen genähert, nachdem die Harmonie zuerst in Frankreich, dann in Italien und vor allem in den Niederlanden kunstreich ausgebaut worden war.

Aus dieser Hinweisung auf die spätere, ausserhalb der Grenze des eigentlichen Mittelalters fallende Entstehung des melodischen Liedes ergibt sich von selbst, dass die einstimmigen Weisen, welche die lyrischen Dichter des 12. bis 14. Jahrhunderts ihren Worten unterlegten, uns sehr wenig gefallen haben würden. Inwieweit die einzelnen den damaligen musikalischen Kunstforderungen entsprachen, wird nicht leicht zu beurtheilen sein; dass sie aber nur Naturerzeugniss¹⁾ und keine Kunstproduction waren, muss geleugnet werden. Die in der Jenischen und der v. d. Hagenschen Handschrift überlieferten Melodien der Minne- und Meistersinger, in denen wir doch wohl Wiedergaben alter Weisen sehen müssen, zeigen einen nach Melodie ringenden Wechsel höherer und tieferer Töne, ohne dass der Text den Rythmus bestimmte. Die Dichter mussten sich, da sie auch die .weise (Melodie) zu dem tône (Metrum) erfanden, eine musikalische Bildung aneignen, gleich der Technik der Wortdichtung: sie lernten *singen unde sagen*. Gehörte es doch in der höfischen Zeit, auch zur feinen Erziehung der Knaben und Mädchen, kunstmässig singen zu lernen²⁾, denn dieses wie das Saitenspiel diente

¹⁾ Forkel, Allgem. Gesch. der Musik. 2. Thl. S. V f. — Konr. Burdach in dem Excurs über die musikalische Bildung der deutschen Dichter im 13. Jahrhundert in seinem Reinmar und Walther (Leipz. 1880, S. 174—182) will die Musik der Minnesinger in melodischer wie in rhythmischer Hinsicht von der geistlichen Kunstmusik unabhängig wissen. Der Gesang der Minnesänger sei naturalistisch gewesen. Erst bei dem Marner, noch mehr bei Frauenlob sei Einwirkung der musikalischen Kunst zuzugeben.

²⁾ Alexand. 212. Lanzel. 266. Gottfr. Trist. 3523, 8000. Wigam. 344. Müllers Samml. 3, XXVIII. a.

zur Unterhaltung so gut wie heute. Was in einer französischen Anstandslehre für Damen (Chastoiement des dames 447—462) gesagt wird, gilt auch für die Deutschen: „der Gesang ist ein Trost in der Einsamkeit, in Gesellschaft macht er beliebt. Wird man gebeten zu singen, so lasse man sich nicht lange bitten, singe aber auch nicht zu lange, denn das nehme dem schönsten Gesange seinen Werth. Singe man zu einem Instrument, so müsse man laut singen“. Es gab auch im 13. Jahrhunderte Mädchen und Frauen, die auf ihr *wol singen* eitel waren; Bruder Berthold von Regensburg tadelt sie um diese Hochfart¹⁾. Einen kunstreichen Gesang schildert eine Stelle in dem um 1300 verfassten Reinfried von Braunschweig (23080—97): bei dem Empfange der Fürstin ertönt ein Gesang, bald laut bald leise, Quinte und Discant lassen sich angenehm vernehmen, dann zieht sich im Falset die Octave zur Quarte und steigt dann wieder zur vollen Octave auf, d. h. die Begleitung der Melodie geht in der Quinte, dann in der Octave, fällt zur Quarte und steigt wieder zur Octave. Die Melodie bewegt sich in B dur und in B moll; einen Todten hätten diese Noten erwecken können²⁾.

Seit Ende des 12. Jahrhunderts war der mehrstimmige Satz gefunden.

Aus der Mitte des 15. Jahrhunderts haben wir dann die ältesten aufgezeichneten, contrapunktisch bearbeiteten dreistimmigen Melodien von deutschen Liedern in dem Lochheimer Liederbuche³⁾, zugleich mit einer Mischung der Stimmgattungen, die auf den Inhalt der Texte sorgsam und verständig Rücksicht nimmt. Die Melodie ist von der Stimme zwischen Discant und Bass, von dem Tenor, geführt. Eine

¹⁾ Predigten, herausg. v. Pfeiffer I. 83, 22. 192, 9. 527, 10.

²⁾ Ähnliche Stellen enthält die um 1400 verfasste Minneregel des Eberhard von Zersen, namentlich 420 ff. sind zu vergleichen. Vgl. dazu die Erläuterung von Ambros in Wöbers Ausgabe, S. 247 ff. und über *Be molle* und *discantus* auch Jacobsthal, Über die musikal. Bildung der Meistersänger in Haupts Zeitschr. f. d. A. XX, 69 ff.

³⁾ Herausg. v. Arnold und Bellermann in Chrysanders Jahrbüchern für musikal. Wissenschaft. Bd. II. Leipzig 1867.

schöne Blüthezeit begann damals für das deutsche Lied, die durch das 15. Jahrhundert bis 1575 dauerte, und es zugleich zu einem edlen Mittel geselliger Unterhaltung machte¹⁾. Von 1576 ab wird durch italienischen Einfluss das contrapunktische Lied zurückgedrängt und die Accordenbegleitung der Melodie dringt durch. Das beliebteste begleitende Instrument war im 16. Jahrhundert die Laute.

Über die musikalischen Instrumente möge folgendes genügen.

Das älteste Tonwerkzeug, das mit künstlerischer Absicht zum Gesange gebraucht ward, war wohl die Harfe: Jordanes (Getic. c. 5) erzählt, dass die Goten die Thaten ihrer Vorfahren in Liedern zur Cithar sangen: unter der cithara haben wir aber die Harfe zu verstehn, welche Venantius Fortunatus VII. 8. als deutsches Instrument der römischen Lyra gegenüberstellt²⁾, und die er als Begleiterin der barbarischen (fränkischen) Lieder (leudi) nennt (carm. praef.). In den Beowulfliedern und in anderen angelsächsischen Dichtungen, ebenso in den altnordischen Heldenliedern erscheint die Harfe (hearpe, harpa) als das Instrument, welches die Helden und Sänger schlagen und welches Freude und Wonne erweckt, wenn ein Lied dazu aufsteigt. Als der letzte Wandalenkönig Gelimer von den Byzantinern eng belagert war (533), erbat er sich von dem feindlichen Feldherrn Pharas als letzte Gabe ein Brot, einen Schwamm, eine Harfe; diese um dazu das Lied zu singen, das er auf sein Unglück gedichtet hatte (Procop. b. vand. II. 6). König Günther aber, als der Schwager Etzel (Atli) ihn in den Wurmgarten hatte werfen lassen, schlug die Harfe (Atlamál 66), um die giftigen Schlangen zu beschwichtigen. Die Harfe blieb das beliebteste Instrument zur Begleitung der Lieder bis in die höfische Zeit, in der sie von der

¹⁾ R. v. Liliencron, Über das erste Auftreten selbständiger Musik als Gegenstand der Unterhaltung in Deutschland: Sitz.-Ber. der Münchener Akademie. 1873, S. 660 ff.

²⁾ Romanus lyra plaudat tibi, Barbarus harpa. In den Glossen wird harpha harfe, durch chelys und cithara gegeben, harphaere ist citharoedus, citharista.

modernerer Rote verdrängt ward¹⁾. Die niederen Spielleute, auch wohl die Kirche haben sie niemals aufgegeben.

Die Harfe war mit Drahtsaiten verschiedener Länge bezogen und hatte eine dreieckige deltaartige Gestalt von verschiedener Grösse²⁾. Die Saiten, deren Zahl nach der Breite des Instrumentes verschieden war und die sich allmählich, wie jene zunahm, vermehrt haben, wurden entweder nach antiker Art mit einem Stäbchen (dem plectrum, Trist. 3556) oder mit den Fingern von beiden Seiten des Instrumentes gerührt³⁾.

Eine Harfenart war die *salmharpha* (psalterium), auch psalterie genannt, eine mit Resonanzboden versehene zehn- oder mehrsaitige, beim spielen horizontal gehaltene Harfe⁴⁾.

Die Rote (*rota*, *rote*, *rotte*, *hrotta*, *chrotta*, *crota*, ags. *crud*, engl. *crowd*, gadhel. *cruit*, kymr. *crwth*), welche in der höfischen Zeit als modernes Instrument die deutsche Harfe zurückdrängte, war ein ursprünglichritisches Tonwerkzeug⁵⁾, das als eine mit gleich langen Saiten bezogene sechssaitige kleinere Harfe erscheint. Aber auch ein mit gewölbtem Resonanzboden versehenes Instrument wird als Rote (*crwth*, *cruit*) bezeichnet, das auf vier Darmseiten mit dem Bogen, auf zweien, die niedriger lagen, mit dem Daumen gespielt ward. Die Rote ist also eine Vermittlung zwischen Harfe und Geige⁶⁾. Die dreisaitige, mit dem Bogen gespielte Rote hiess

¹⁾ W. Wackernagel, Litteraturgesch. § 43, Anm. 21. — Bei Thomas spielt Tristrem die Harfe, bei Gottfried zuweilen statt der Harfe die Rote: Heinzel, Zeitschr. f. d. A. 14, 436.

²⁾ Eine besondere Art war die *cithara anglica*, die englische harpfe, kelt. *clarseach* genannt; im Parzival (623, 20. 663, 16) und j. Titur. (2946) heisst die englische Harfe *swalwe*.

³⁾ *die harphen rüeren unde slahen* (Trist. 3551. 8068), ags. *hearpan grêtan*, altn. *hörpu knúa*, *sveigja*.

⁴⁾ Vgl. Ambros in Wöbers Ausgabe von Eberhards Minneregel, S. 245, der darauf hinweist, dass die Italiener das Hackbrett noch jetzt *saltiero tedesco* nennen.

⁵⁾ *Romanus lyra plaudat tibi, Barbarus harpa, Græcus Achilliaca, crotta Brittanus canat*, Venant. Fort. VII. 8.

⁶⁾ F. Wolf Lais, Sequenzen und Leiche 242—248. Wewerten, Über *crwth* und *rotte*, Monatshefte für Musikgeschichte XIII, Nr. 7 bis 12 (1881).

Rebec (afr. rebec, rubebe, ital. ribeba, deutsch rebebe, rebebli, nl. rebebie), ein ursprünglich arabisches geigenartiges Instrument, das in England und Frankreich gern zur Begleitung des Gesanges von den Spielleuten gebraucht ward, in Deutschland aber nur selten und erst im 14. Jahrhunderte erwähnt wird¹⁾.

Gerade nicht häufig erscheint die lira, lire, unter der bald die antike, mit den Fingern oder dem Plectrum gerührte gleichschenklige kleine Harfe (Trist. 7995), bald ein fidelartiges Instrument gemeint ist²⁾, wie es scheint, also der Rote sehr verwandt.

Die Laute, ein arabisch-spanisches, der Guitarre verwandtes Instrument, wird vor dem 15. Jahrhunderte in Deutschland nicht erwähnt. Sie ward geschlagen (lütenslahen: Netz, 1733) oder „gezwickt“. Die fünfsaitige Laute hiess Quinterne.

Das beliebteste, mit dem Bogen gestrichene Saiteninstrument war die Fiedel (videle, ahd. fidula, mlt. vidula, vitula, von den fides, den Saiten, benannt). Otfried schon nennt sie (V. 23, 198) neben lira, suegala, harpha, rotta unter den Instrumenten des himmlischen Concertes. Sie ward ebenso das beliebteste Tonwerkzeug der gewerbsmässigen Spielleute als der ritterlichen Dichter, mit welchen sie ihre Lieder begleiteten. Volker von Alzei verherrlicht in der Heldensage die ritterlichen videlaere, und bezeugt mit seinem Spiel, dass auch ohne Gesang dieses Instrument zur Geltung kam. Manche andere Stellen der Gedichte beweisen das ebenfalls.

Von der Fiedel bald unterschieden, bald gleichbedeutend mit ihr erscheint die Geige, aber in Deutschland wird sie erst im 12. Jahrhunderte genannt (Diemer, Vorauer Ged. 139, 11). Die Fiedel hat zwei durch Seitenwände verbundene Deckbretter.

¹⁾ Seuses Exempl. I. 2. c. 38. Eberhard, Minneregel 415.

²⁾ Wolf Lais 246. Ambros a. a. O. 242 f. — Verschieden davon ist die lyra mendicorum, das ältere organistrum, deren Saiten durch ein gedrehtes Rad in Schwingung gebracht wurden. Sie hiess auch symphonie oder chifonie, Wolf 245, zuweilen auch vielle.

Von den Blaseinstrumenten werden Horn (hauru) und Schwegelpfeife (svigl, ahd. swegala, mhd. swegele swegel) schon gotisch genannt. Sie wurden später gleich der busüne, der floite, phife, schalmie, dem licion (mlt. licinia), dem tambûr (tabûr), der trumme, bunge, sumber, pûke, zimbel, von den Spielleuten zur rauschenden Musik gebraucht¹⁾.

Die Spielweiber, d. i. die weiblichen Gefährtinnen der herumziehenden Musikanten, haben alle die genannten Instrumente spielen gelernt. Für die gesellige Unterhaltung waren bei Männern und Frauen nur die Saiteninstrumente beliebt und wurden auch nur von ihnen erlernt: in früherer Zeit also die Harfe, auf der mehrere Helden der Dichtung als Meister gerühmt werden²⁾, dann die Rote, die Fiedel oder Geige, zuweilen wird auch die Lire genannt. Die Unterweisung der Knaben und Mädchen erstreckte sich hierauf³⁾. Die erlernte Kunst ward theils zur Begleitung des Gesanges und Tanzes, theils zum selbständigen Spiel verwerthet. Für das letzte geben die Stellen aus Rudlieb und aus Gottfrieds Tristan vollen Beweis.

Den Unterricht in der Musik ertheilten den vornehmen Fräulein und edlen Knaben in der Regel gebildetere Spielleute.

¹⁾ Zusammenstellungen über die von den französ. und niederländ. Spielleuten gebrauchten Instrumente im 12. bis 14. Jahrhundert gab Hoffmann von Fallersleben *hor. belg.* VI, 190–200. Ambros bei Wöber, Eberhards *Minnelehre* 239–247. Über die irischen Musikinstrumente Sullivan in s. *Introduction zu O'Curry, Manners and customs of the ancient Irish*, vol. I. p. CCCCLXXXVI–DCXXXIV und O'Curry, *ebd.* vol. III, 212–409. Abbildungen bei A. Schultz. *Höfisches Leben I*, 552–562. *Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert*, S. 518 ff.

²⁾ Rudlieb 8, 30 ff. Trist. 3545 ff.

³⁾ Alexand. 207 ff. Eilh. Trist. 132. Gottfr. Trist. 2094. Lanzel. 262. Wigam. 342. — Trist. 7731. 7991. Konr. Weltl. 26 ff. Heinr. Apollon. 15158. Auch hier kann Isot als das Ideal der höfisch gebildeten Dame gelten, welche *videln, die liren rüeren, die harphen slahen* und *pasturêle, rotruwange, rundâte, schanzûne, reflait und folâte* singen konnte, Trist. 7991 ff., 8062 ff.

Spielmann Tristan, welcher die junge Isot in fremden Sprachen und in der Musik unterrichtete (Trist. 7991 ff.), suchte ihr noch andere Kenntnisse zu eigen zu machen, „die Moralität“. Man verstund darunter die Kunst der schönen Sitten oder des tadellosen Benehmens nach der gesellschaftlichen Vorschrift¹⁾. Solche Moralität war natürlich eine unerlässliche Eigenschaft der feinen Frauenzimmer und auf sie war der Fleiss aller Zuchtmeister und -Meisterinnen gerichtet.

Dass sich bei dem geselligen Verkehre feste Satzungen ausbilden müssen, ist natürlich. Es muss geltende Vorschriften geben über das Benehmen in den verschiedenen Lagen des Lebens, über das Betragen als Wirth und Gast, gegen Männer und Frauen, bei Tische und beim Tanze; die Sitte muss den Leidenschaften einen Zügel überwerfen und wer den Anstand verletzt, muss eine Rüge erfahren. So hohl und bedeutungslos zuweilen das gesellige Gesetz scheint, das Leben kann ohne dasselbe die feinere, ruhigere Haltung nicht bewahren.

Wer das Mittelalter einigermaßen kennt, weiss, wie streng geregelt in ihm das Benehmen war, wie die Haltung des Körpers, das Tragen der Kleider, das Reden genauen Vorschriften unterlag, so dass etwas gleichmässig abgemessenes durch die Menschen ging, das uns freier gewöhnten nicht selten ein Lächeln abzwingt. Schon Jacob Grimm hat als anschauliche Zeugnisse dafür die Bilder der Handschriften angeführt²⁾, und es ist in der That sehr anziehend, noch auf den Holzschnitten der fliegenden Blätter und Bogen des 16. Jahrhunderts dieselben Haltungen und Stellungen wahrzunehmen wie in den Miniaturen und an den Bildwerken des 10. und der folgenden Jahrhunderte³⁾. Wenn sich auch erst

¹⁾ *môrâliteit: diu kunst diu lêret schoene site -môrâliteit daz sœze lesen, daz ist sælic unde reine — si lêret uns in ir gebote gote und der welt gevallen.* Trist. 8008 ff.

²⁾ Wiener Jahrbücher 1825. Bd. 32, S. 232.

³⁾ Die Litteratur über die Anstandslehre des MA. ist nicht unbedeutend. Für Deutschland wollen wir auf den welschen Gast des Thomasin von Zirkläre, auf den Winsbecken und die Winsbeckin, auf den Jüngling Konrads von Haslau, auf das Gedicht von der Hof-

im 12. Jahrhundert in Deutschland eine im modernen Sinne feine Gesellschaft ausbildete, so weist doch genug darauf hin, dass früh unter den germanischen Völkern eine feste Meinung über das Wohlanständige gebot. Zu der „Moralität“ der höfischen Zeit bedurften jedoch die deutschen Männer erst fremder Anleitung und es fiel ihnen schwer genug, sich in die galanten Vorschriften der Welschen einzustudiren. Dass Italienern und Franzosen die deutsche Sprache roh wie Gekreisch der Vögel und Hundegebell vorkam, grade wie einst dem Kaiser Julianus Apostata, darüber wollen wir uns nicht wundern. Eine fremde Sprache, die schwer zu lernen ist, beurtheilt man selten gerecht. Aber auch die Sitten der Deutschen erschienen den westlichen Nachbarn plump. In den lateinischen Bearbeitungen der Thiersage, Ecbasis, Isengrimus und Reinardus, reden und benennen sich die feineren Thiere französisch, die plumperen, wilden und dummen, wie Wolf und Esel, werden als Deutsche geschildert. Solche Meinung von den Deutschen herrschte im französischen Flandern wie in Süd-Frankreich. Ein so hirnerkrankter Narr, wie der Troubadour Peter Vidal, erlaubte sich zu sagen, er finde die Deutschen ungeschliffen und tölpelhaft (*deschauzitz e vilas*); wenn einer sich einbilde, höflich zu sein, sei es zum sterben; ihre Sprache gleiche dem Gebelle der Hunde; er wolle lieber in der Lombardei als Sänger bei seiner blonden Dame bleiben denn über Friesland Herr sein (Raynouard 5, 339)¹). Die Ausbildung des Ritterthums in Frankreich und der Provence, die

zucht bei Keller, Altd. Gedichte, n. 5.; für die Niederlande auf das *boek van seden* bei Kausler, Denkmäler altniederl. Sprache II, 561 ff. verweisen; die französischen einschlägigen Gedichte verzeichnete Gaston Paris, *La littérature française au moyenage*, § 103.

¹) Andere Stellen, in denen die Provenzalen sich feindlich gegen die Deutschen äussern, bei v. d. Hagen, *Minnes.* IV, 5–7. Übrigens sagte ein deutscher Stamm dem andern auch gerne allerlei nach, das nicht fein war, vgl. W. Wackernagel, *Die Spottnamen der Völker* bei Haupt, Z. VI, 254–261. C. Fr. von Posern-Klett, *Aus der Vergangenheit der deutschen Stämme*. Leipz. 1861. R. Peiper im *Anzeig. f. K. d. Vorzeit* 1874. 101–106.

Annahme der ritterlichen Gesetze und Formen durch die deutschen Herren ward entscheidend seit dem 12. Jahrhundert.

Wie die französische Sprache und Litteratur im 13. Jahrhundert in Deutschland hohe Geltung hatte, so ward auch die „Moralität“ wesentlich den Nachbarn abgeborgt; nur wenig in der Anstandslehre lässt sich als echt deutsch behaupten. Doch dieses wenige gerade ist ein Zeugniss deutscher Zucht und beweist, wie keusch das Verhältniss zwischen den beiden Geschlechtern lange geblieben war.

Was die Hand eines fremden Mannes berührt hatte, durfte die Frau nicht anfassen (Parz. 512, 16). Noch strenger untersagte die Sitte den Frauen, Männerkleider zu tragen. Die drei Fürstentöchter, die mit dem jungen Hagen von Irland auf der Greifeninsel gelebt hatten, sind, als sie erlöst wurden, ohne Kleider; und doch nehmen sie nur widerstrebend und durch die Noth gedrungen die Gewänder an, welche ihnen die Schiffer bieten (Gudr. 114). Als Gudrun und Hildburg am Wintermorgen für die böse Gerlint am Meere waschen müssen, nur von einem Hemde bedeckt, und ihnen Herwig und Ortwin nahen und Mäntel anbieten, da schlägt Gudrun trotz Scham und Frost sie aus, denn niemand solle an ihrem Leibe Manneskleider sehen (Gudr. 1232. 33). Erlaubte sich eine Isländerin Hosen zu tragen, so konnte sich ihr Mann von ihr scheiden (Laxdoelas. c. 35).

Die Cardinaltugend des mittelalterlichen Lebens, namentlich der höfischen Zeit, war die *Māze*, das richtige Masshalten im Gefühl und im Handeln, die sittliche Besonnenheit, welche alles anstössige und übermässige vermeidet. Auch die Kirche pries die *Temperantia* als eine moralische Haupttugend¹⁾ und unterstützte damit die Forderungen der weltlichen Gesellschaft. Muoter aller tugende wird die *Māze* in einem ihr gewidmeten Gedicht des 12. Jahrhunderts genannt (Germania VIII, 97—103). Aller werdekeit ein füegerinne, daz sit ir zewære, frowe *Māze*, er sælic man, der iuwer lère hât, ruft

¹⁾ Meine Anmerkung zu Lamprechts v. Regensburg Syon, V. 2963.

Walther v. d. Vogelweide (46, 32); sie verleiht die Fröhlichkeit der Guten und schützt gegen Hölle und Teufel (Warnung 325—356). Überall bei den Dichtern der Zeit zeigt sich, wie das ganze Leben unter dem Gebote dieser Tugend des Anstands und der Sitte stund. Vor allem den Frauen war die *Mâze* noth und darum betet Wolfram von Eschenbach zu Gott für die treuen, reinen Frauen, dass *rehtiu mâze* sie durchs Leben begleite¹⁾; er könne um kein grösser Glück für sie bitten (Parz. 3, 3—6)²⁾.

Wer die Gesetze der modernen Gesellschaft kannte und beobachtete, alles, was denselben entsprach, hiess seit dem 12. Jahrhundert hövisch. womit das französische *curtois* übertragen ward. Hövescheit (frz. *curtoisie*, prov. *cortezia*) war die Eigenschaft des fein gebildeten, in der besten Gesellschaft sich gut darstellenden Menschen, der in Kleidung und Manieren untadelhaft, alle geselligen Künste und Tugenden besass und in keiner Lage einen Paragraphen der Standesehre verletzte. Den Gegensatz bildet das rohe, unfeine Wesen der ausser der guten Gesellschaft stehnden, die dörperheit, französisch *vilanie*.

Für die Frauen der ritterlich-höfischen Zeit galten wesentlich folgende Regeln. Einen Mann lange und starr anzusehen, verbot die dem Gefühle entsprechende Sitte³⁾. Indessen durfte das keine Frau bestimmen, auf einen Gruss entweder gar nicht oder nur sehr herablassend zu danken. Gegen arme wie reiche, so lautete die Vorschrift, müsse man gleich artig und freundlich sich zeigen⁴⁾. In einem französischen Doctrinal des 13. Jahrhunderts wird den Edelfrauen gelehrt, nur die Ritter mit Worten und Kopfneigen zu grüssen, alle übrigen

¹⁾ Vgl. hierzu Winsbekin 6, 1 *scham unde mâze sint zwô tugen, die gebent uns frouwen hôhen pris*.

²⁾ Namentlich ist Welscher Gast 9886—9992 herbeizuziehen. *Mâze* ist nicht bloss der äussere Anstand, sondern auch die Gesinnung, in der er wurzelt.

³⁾ Welscher Gast 400. Nibel. 382, 2. Chastoiem. d. dames 139—162.

⁴⁾ Lichtenst. Frauenb. 597, 28. Konr. Troj. Kr. 15002. Chastoiem. d. dames 76—90.

dagegen bloss durch beugen des Hauptes. Fräulein (damoyseles) dürfen nicht zuerst grüssen und haben nur den Kopf zu neigen¹⁾. Aus einer späteren Lehre eines Vaters für seine Töchter von dem Ritter dela Tour²⁾ ergibt sich, dass damals die Damen beim Grusse ihre Haube abnahmen.

Für das Ausgehn der Frauen gab es manche Regeln. Sie durften weder zu grosse noch zu kleine Schritte machen, mussten leise auftreten und sich nicht auffallend bewegen³⁾. Die Gedichte vergleichen die schmucke Erscheinung des sich öffentlich zeigenden züchtigen Weibes den glatten, sauber gestrichenen Falken, Sperbern und Sittichen⁴⁾. Den Daumen der linken Hand in die Spange oder das Schnürlein geschlagen, das den Mantel über dem Busen zusammenhielt, mit zwei Fingern der Rechten den Mantel emporziehend und ihn geschlossen unter der Brust haltend, so schritt eine höfische Frau einher (Trist. 10942)⁵⁾. Ohne Mantel auszugehn galt für unschicklich. Koketten trotzten indessen oft der Sitte, denn mit dem blossen Kleide konnten sie lockender spielen, indem sie es theils höher als gewöhnlich hinaufzogen, so dass die Füsse sich zeigten, theils indem sie den Schlitz des Kleides

¹⁾ F. Wolf, Denkschriften der Wiener Akademie XIII, 182.

²⁾ S. Palaye (Klüber), Ritterwesen 1, 188. Über das Hutabnehmen in unserm Alterthum, J. Grimm, Mythol. 1, 29, Anm. 2. R. Hildebrand in Pfeiffers Germ. XIV, 123.

³⁾ Welscher Gast 417. Trist. 10993. Krone 29371. Frauend. 282, 32. Troj. Kr. 7518. 27744. Walth. v. Rheinau 27, 33. Chastoiem. d. dames 65—70.

⁴⁾ Trist. 10998. Konr. Troj. Kr. 7536. 20297. Fragm. 19. Rom. de la Rose 13736—13778. Hoffärtiger Gang ward mit den Kranichschritten verglichen: Walther 19, 31. Freidank 30, 18 (vorsichtig tastend Irregang 336); der schleichende Pfauentritt zeigt Trauer an (Walther 19, 32), aber auch Gleissnerei und Hinterlist (Wilmanns zu Walther 19, 32).

⁵⁾ Beim stehn ward die Brust vom Mantel frei gemacht und der rechte Flügel desselben unter der linken Brust von dem linken Arm in Faltenwurf festgehalten: Weingartner Liederhandschrift, her. v. Fr. Pfeiffer, S. 122—128.

an Brust und Seiten zu zeigen strebten¹⁾. Eine züchtige deutsche Frau hielt es freilich für die grösste Schande, wenn ein Mann ihre blossen Füsse sah²⁾. Adalgisa, die Gattin des Langobarden-Fürsten Sighart, begleitete einmal ihren Gemahl auf einem Kriegszuge und sass da eines Tages die Füsse badend im Zelte. Da ging zufällig ein vornehmer Langobarde vorüber und sah die Fürstin. Ausser sich darüber, befiehlt Sighart der Frau des Vornehmen die Kleider bis an die Waden abzuschneiden und sie also durch das Lager zu führen. Die Folge ist, dass sich jener mit einem andern des Volkes, dessen Weib Sighart schwer beschimpft hatte, verbindet und den Fürsten ermordet³⁾. Ging eine Frau auf der Strasse oder sonst öffentlich, so musste sie vor sich hinsehen und die Blicke nicht hin und her fliegen lassen, denn das verrieth unsteten, leichtfertigen Sinn. Sie durfte sich natürlich auch nicht oft umsehen; allein ein wenig rückwärts blicken gehörte zu den unverbotenen Künsten eines schönen Weibes. Wie der Falke auf dem Aste weder starr hinblickt noch beweglich den Kopf wendet, so sollte der Blick einer Frau sein⁴⁾.

Beim ruhigen stehn hielt sie, wie das auch Männerbrauch war, die Hände übereinander in der Höhe der Weiche. Die Brust ward zurückgezogen, der Unterleib mehr nach vorn getragen⁵⁾. Beim Sitzen galt es für Frauen unschicklich, die Beine zu kreuzen (Welsch. Gast 411). Die Haltung des Mantels, dieses nothwendigen, im Sommer und Winter

¹⁾ Welscher Gast 451. Konr. Troj. Kr. 15134. Rom. de la Rose 9331. 13756. Chast. d. dam. 183.

²⁾ Rother 2084.

³⁾ Chron. Salernit. c. 76 (Pertz 5, 505). Auch für einen Mann war es eine Schande, barfuss gesehen zu werden: Chron. Salern. c. 83. Kaiserchron. 6694 f.

⁴⁾ Walth. 46, 14. Welscher Gast 459. Winsbokin 5, 9. 7, 1. 8, 4. Konr. Troj. Kr. 15010. Fragm. 19. Philipp Marienl. 800. Chast. d. dam. 75.

⁵⁾ Haupt z. Engelh. 3678. — Wigal. 1552. Rother 2799 und die Bilder vieler Handschriften, z. B. Manessische Liederhandschrift bei v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 13. 16. 18. 19. 46. Weingartner, Liederhandschrift, S. 25. 47. 122. 128.

gleich getragenen Toilettenstückes, war im Sitzen ziemlich der im Stehn gleich. Er wurde über dem Schoss zusammengeschlagen, der linke Arm ruhte auf dem Knie, der rechte ward freier gehalten, so dass von dem Untergewand ziemlich viel hervorsah.

Trat ein Mann grüssend an die sitzende oder in das Zimmer, so erhob sich die Frau vom Sessel und wäre sie die mächtigste Königin gewesen¹⁾. Sie verneigte sich vor dem Grüssenden und lud ihn ein, wenn er edlen oder ritterlichen Standes war, sich neben sie zu setzen²⁾.

Ob der Mann rechts oder links der Frau sass, scheint sich nach Umständen gerichtet zu haben. Krimhilt sitzt rechts von Etzel (Nib. 1298). An den christlichen nordischen Höfen war der Sitz der Königin auf der linken Seite des Hochsitzes, rechts vom König sass der Bischof³⁾. Vor Einführung des Christenthums mag ihr Sitz rechts gewesen sein. Übrigens sehen wir auf Miniaturen des Festlandes eine ähnliche Rücksicht auf die Geistlichkeit, indem, falls ein vornehmer Priester in der Gesellschaft ist, dieser rechts und die Frau links sitzt⁴⁾.

Besondere Sorgfalt ward dem Benehmen bei Tische zugewandt und darüber eine umständliche Lehre gebildet, die in besondern Gedichten vorgetragen wurde⁵⁾. Vorzüglich ward

¹⁾ Nib. 343, 2. Gudr. 334. 1631. Mei u. Beaf. 217, 30. Bruder Berthold I. 330, 35 ff. Staufenberg 301. Vgl. Nib. 397. 1125. 1658. 1718. 1719. 1724. MSHagen 2, 192. Berthold I. 364, 39.

²⁾ Eneide 4953. Parz. 187, 5. Wilh. 291, 4. Wigal. 14, 11. Mei 63, 11.

³⁾ Fornmannas. 5, 332. Niäls s. c. 35. — Auf der zweiten Bankreihe (*nordri* oder *úacdri becker*) waren die Sitze der Frauen zur rechten des Hochsitzes. Vgl. Gunnlaugss. Hafn. 1775, not. 93.

⁴⁾ Pertz, Monum. germ. hist. VIII, tab. I.

⁵⁾ Disciplina cleric. XXVIII, 7 ff. Tannhausers Hofzucht bei Haupt, Zeitschr. für d. A. VI, 488, dazu VII, 174. Tischzucht im Rosenton Altd. Blätter 1, 281 ff., eine andere ebendas. 111. Keller, Altd. Erzähl. S. 541 f. M. Geyer, Altdeutsche Tischzuchten, Altenburg 1882. Siegburger Tischzucht in Z. f. d. Alt. 28, 64. Contenance de table, Altd. Bl. 1, 266. Jacob Köbels Tischzucht ebd. 288. S. Brants Narrensch. c. 110. Dedekindi Grobianus et Grobiana I, c. 2—10. II. III. c. 5. Grobianus, Tischzucht. 1538. Kurtze Tischzucht für die

den Frauen eingeschärft, nicht zu viel bei Tische zu sprechen und im Essen und Trinken nicht unmässig zu sein¹⁾. Der linke Arm ruhte auf dem Tische.

Geschwätzigkeit und vorlautes Wesen, zu starkes und rasches Sprechen, Rufen, Lachen oder Fluchen bezeichnete die Sitte, wie sich von selbst versteht, als unschicklich²⁾. Die Frau muss Maass halten, denn nur so vermag sie Anmuth und Würde zu bewahren, ohne die keine Weiblichkeit besteht.

Den Fürstentöchtern ward über eine Tugend besondere Unterweisung gegeben, über die Freigebigkeit (*mitte*). Man muss sich die Hofhaltung der germanischen Stammfürsten oder der Könige vergegenwärtigen, wie sich eine Schaar kampftüchtiger Männer um sie vereinigt, in ihrer Methhalle von Morgen bis Abend zecht und in allem auf den Schatz des Fürsten angewiesen ist³⁾. Soll ein kriegerischer Zug, ein festliches Unternehmen angegriffen werden, so bedürfen die Gefährten, die ihnen zu Sieg und Tod folgen, der Waffen, des Rosses, der Kleider, des Schmuckes; und kehren sie zurück, glücklich und siegreich, so empfangen sie den Lohn. War der Herr mild oder konnte er freigebig sein, so war die Zahl der Gefährten um ihn gross; daher strebten die Fürsten oft auf eine uns störende Weise nach Reichthum; nur dieser war das Mittel, ihr Geschlecht und Volk gross und ruhmreich zu machen. Bei dem Einflusse, den sich die Frauen häufig auf die öffentlichen Unternehmungen des Gatten zu verschaffen wussten, war ihre Gesinnung, ob karg, ob

ungehöfelten Grobianusknechte. 1594 (Heysses Bücherschatz no. 1833—1835). Vgl. ferner Welsch. Gast 471—526. Clara Hätzlerin 276* Chast. d. dam. 491—532. Bonvesin de quinquaginta curialitatibus ad mensam (Berliner akadem. Monatsbr. Febr. 1851).

¹⁾ Chast. d. dam. 297—336. Rom. de la Rose 13629—78. Letztere Stelle beruht zum Theil auf Ovid. de arte amandi III. 765 ff.

²⁾ Nith. 69, 20. Welsch. Gast. 405. Gudr. 1474, 1. Konrad, Troj. Kr. 15016—22. 15052. Walth. v. Rheinau 27, 47. Chast. d. dam. 14—20. 199. 249. 295.

³⁾ Tacit. Germ. 14 über die Leistungen der altgermanischen principes an ihre comites.

freigebig, von Bedeutung. Auch sie spendeten an das Gefolge und an die Heergenossen Gaben, und namentlich an den grossen Festen trat ihre Milde zur Schau, für welche sie nicht nur den Hofstaat neu zu kleiden und zu schmücken hatten, sondern auch den Gästen, den vornehmsten wie den geringsten, eine Gabe reichen mussten: bald ein kostbares Gewand, bald einen Armring, oder ein anderes Kleinod. Das Geschenk kauft in das Herz ein; zog eine neuvermählte Fürstin in das Land des Gatten, so suchte sie durch reiche Gaben die grossen Herren des Landes und die Frauen des Hofes für sich zu gewinnen, und es war darum der Väter Sorge, die Töchter mit dem nöthigen Schatze zu versehen. Allein sie mussten auch wissen, wie und wem sie geben sollten; darum ward in die Erziehung aufgenommen, wie man auf rechte Weise geben und wem man versagen solle¹⁾. Wie übertrieben und wahnsinnig hier und da die Freigebigkeit geübt ward, lässt sich kaum ahnen. Je mehr verschwendet und nutzlos für irgend jemand vergeudet wurde, um so höher glaubten manche ihren Ruhm zu steigern²⁾. Die nimmersatten fahrenden Sänger, Spielleute und Gaukler trugen natürlich dazu bei, im 12. und 13. Jahrhundert die Hoffeste zu wahren Weihnachtsbescherungen zu machen, denn nicht allein der Wirth und die Wirthin gaben, sondern auch die vornehmen Gäste, und natürlich wem vornehmlich, als dem unersättlichen Volke der Fahrenden mit der spitzen Zunge, das alles nahm, was es bekommen konnte: getragene Kleider, Pferde, Waffen, Geld. Diese Leute machten die Tugend zu einer Nothwendigkeit, denn der karge, das heisst derjenige, welcher ihren Heisshunger nicht stillte und ihre Blösse nicht deckte, ward durch sie in allen Landen geschmäht und verspottet, und wenige Fürsten nur hatten Muth genug, wie Rudolf von Habsburg, den in die Lande hinaus gesungenen Vorwurf ruhig hinzunehmen.

¹⁾ Vgl. u. a. Graf Rudolf v. Welscher Gast 13565—14626. Freidank, Cap. 33. Wernh. v. Elmend. 333—345. Reinmar v. Zweter, Spr. 118—121.

²⁾ F. Diez, Leben der Troubadours, S. 397.

Bei den Königen des deutschen Reiches waren es freilich nicht bloss die Leute der armen diet, die heischten. Grössere Forderungen erhuben die Fürsten und die anderen Grossen, und ein Gut, ein Recht ums andere musste ihnen aus politischen Gründen überlassen werden. Die Staufer verbluteten daran. Echte, rein menschliche Tugend des Gebens hat damit nichts zu thun, und sie zu üben ist vor allem der Frauen Beruf. Die deutschen Frauen haben das niemals vergessen, nicht die armen, nicht die reichen. Der Schmuck der Milde und der Barmherzigkeit ist der schönste Stern auf der weiblichen Brust.

Zu dem Wissen und Können, das die germanische Frau unserer Vorzeit besitzen musste, wenn sie die besten Anforderungen an ihr Geschlecht befriedigen wollte, gehörte auch die Heilkunst. Natürlich ist darunter keine medicinische Wissenschaft zu verstehn, sondern jene Kenntnisse und Fertigkeiten, die wir heute etwa mit dem Namen Volks- und Hausmedizin belegen, und die theils in der Anwendung geheimwirkender Worte und symbolischer Handlungen, theils in dem Gebrauche heilkräftiger Kräuter, Steine und anderer Stoffe, theils in einfacher chirurgischer Hilfe besteht.

Wie alle Völker auf einer gewissen Bildungsstufe, hielten auch die Germanen die Krankheiten für die Wirkung böser, übermenschlicher Wesen oder erzürnter Götter. Diese mussten durch Gebet und Opfer versöhnt werden, sollte der Kranke genesen: Gebetformeln, Beschwörungssprüche, Segen, sinnbildliche Gebräuche, die Anwendung gottgeweihter Kräuter und Steine (der Donnerkeile namentlich), sämmtlich Mittel, die vom Heidenthum her bis in unsere Tage üblich sind, entstammen jener Vorstellung¹⁾.

Es ergibt sich zugleich, dass die Priester und jene weisen Frauen, die wir ja den Priesterinnen vergleichen können, in der heidnischen Zeit die ärztliche Kunst übten.

¹⁾ M. Bartels, Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893. J. Grimm, Deutsche Mythologie, Cap. 36. 37. 38. M. Bartels, Über Beschwörungsformeln, Z. d. Vereins f. Volkskunde 5, 1—40.

Das Sprechen der Gebete und Segen, dazu das Ritzen von Runen, die Anwendung sonst als kräftig geltender Mittel war ihr Amt. Sie wandten sich mit den Gebeten an die Götter, in deren Bereich das betreffende Leiden gehörte: bei Wunden wohl an den Kriegs- und Schwertgott, in den Nöthen der Weiber an Frigg, im Norden auch an Freyja und Menglöd. Um Hilfe gegen böse Dämonen ward der Donnergott Thórr im Norden allgemein angerufen, dessen heiliges Zeichen, der Hammer, als Amulet häufig getragen oder zum Schutz eingeritzt ward.

Bei den Deutschen schrieb man den elbischen Wesen besonderen Einfluss auf die Gesundheit der Menschen und Thiere zu; plötzliche Lähmungen namentlich wurden ihnen zugemuthet. Sie konnten aber auch die Menschen heilen, und noch unsere Heldensage kennt die wilden wip, die Wald- und Wasserfrauen, als heilkundig. Von einem wilden wibe hatte der alte Wate der Gudrunlieder seine ärztliche Kenntniss gelernt (Gudr. 529—531); ein Meerweib heilte den Held Abor (Haupt, Z. V, 6 ff.), und Dietrich von Bern genas durch ein wildez fröuwelîn von seinen Wunden (Eckentl. Str. 172 ff.). Die äusseren Mittel, welche diese wilden Weiber nach den genannten Gedichten dabei anwenden, sind Kräuter in Verbindung mit Bädern und Umschlägen, ausserdem Pflaster; und gleich den wilden kannten auch die häuslichen Frauen dieselben. Dazu kamen die durch lange Erfahrung erlernten Handgriffe bei Verrenkungen, Brüchen, Quetschungen. Man legte sich im 14., 15. Jahrhundert Sammlungen von Segenformeln und Heilmittelrecepten handschriftlich an. Als Beispiel sei auf die Wolfsturner Handschrift (Tirol, 15. Jahrhundert) hingewiesen, deren hierher gehöriger Theil in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1, 172 f. 315 f. gedruckt ist.

Bei dem kriegerischen Leben unsers Alterthums versteht es sich von selbst, dass die Behandlung der Wunden sich durch reichliche Erfahrung früh entwickeln musste. Bei den Frauen, welche die Heere und Völker begleiteten, fanden die Verwundeten die nächste und beste Hilfe (German. c. 7)

durch Verband und Waschung der verletzten Glieder, Auflegung von Kräutern und Pflastern, Besprechung und Segen. So blieb es auch in der Folgezeit. Zogen auch die Weiber nicht mehr mit in das Feld, sie verstunden sich noch auf Heilung der Wunden. Nach dem blutigen Kampfe am Wasgenstein verbindet Hildgund die verstümmelten Glieder der drei überlebenden Helden (Walthar. 1405). Die nordischen Sagas erzählen von mehr als einer Frau, welche die im Gefecht oder im Holmgang verletzten verband und chirurgisch behandelte¹⁾, und die ritterlichen Gedichte erwähnen sehr oft, dass die vornehmsten Frauen, verheiratete und unverheiratete, den wunden Rittern hilfreich waren durch Verband, Auflegen von Kräutern und Pflastern, Anwendung der Arzneien und Wundsegen²⁾. Daneben gab es gewerbsmässige Ärztinnen (Trist. 1275. Eracl. 2974)³⁾ und natürlich auch Ärzte (über die wir hier nicht zu handeln haben). Ausserdem gehörte es zu den Eigenschaften eines vollkommenen Ritters, sich auf die Behandlung der Wunden zu verstehn⁴⁾ durch Verband, Salben und Wundsegen.

Dabei wurden auch edle Steine gebraucht, deren Berührung oder Bestreichung das Mittelalter heilende Kraft zuschrieb⁵⁾. Im Norden kannte man einen Lebensstein, der Gift und Entzündung aus den Wunden zog und den man deshalb

¹⁾ Weinhold, Altnord. Loben 389 f.

²⁾ Die h. Hildegard († 1179) sammelte in ihren *Physicis* allerlei medicinische Kenntnisse. — Eilh. Trist. 951. Gottfr. Trist. 7077. 9440. Erech 5147. 7206. Iw. 5609 ff. 7776. Wilh. 99, 19. Krone 6721. 9539. g. Frau 2681. Wigam. 5266. Roseng. C. 1996. — S. Palaye, *Ritterwesen* (übers. v. Klüber) 1, 189. Weinhold, Altnord. Leben 386—392.

³⁾ Eine Augenärztin zu München, 1351 schon todt, Mon. boic. XXXV. 2, 94.

⁴⁾ Erech 4252 ff. Reinhart 1813 ff. Parz. 165, 5. 506, 5. 507, 21. Krone 6648 ff. — Walewein 10157 und dazu Joncbloet in s. *Ausg. des Walew.* II. 27 f.

⁵⁾ Iwein 2953. Lanzel. 8525. f. Flore 1660. 2891. 4763. 6722. Wigal. 796. Biter. 7047. Walew. 10157 ff. Volmers *Steinbuch* 133 ff. 229 ff. 259 ff. 407 ff. Die medicinische Behandlung geschah sprichwörtlich in *verbis herbis et lapidibus*.

bei sich trug, zuweilen in den Schwertgriff eingesetzt. Auch den Belemniten und Echiniten schrieb man Heilkraft zu und verstärkte dieselbe noch durch Runenritzung.

Unter den Heilmitteln innerer Krankheiten gedenken wir des kalten Wassers. In der Translatio S. Alexandri wird zum Jahre 851 erzählt, dass eine Friesin, Fanburg mit Namen, welche an Krampf in allen Gliedern litt, von den Frauen, die sie heilen wollten, beinahe eine ganze Stunde in kaltes Wasser gesteckt ward. Die Folge war Verkrümmung und Lähmung der Arme und Beine (Pertz, Monum. 2, 680). Die Wasserheilmethode muss aber durch das ganze Mittelalter, das die Bäder ja liebte, gedauert haben. Im Jahre 1344 nahm der Rath von Speier einen wazzerartzat als Schutzgenossen auf.

Die heilkräftigen warmen und kalten Quellen scheinen früh gebraucht, und bei den Waldbrunnen namentlich zugleich Einwirkung der Waldgeister geglaubt worden zu sein (Haupt, Z. V, 6 f.).

Die Behandlung einer wohlhabenden Fieberkranken im 14. Jahrhundert lernen wir aus der 48. Fabel Boners: Die vom Riten (Schüttelfrost) heimgesuchte Äbtissin wird fest zugedeckt; sie lässt sich dann einen heissen Ziegelstein auflegen, die Füße mit Essig und Salz reiben, das Haupt mit Rosenwasser laben, und als sie zu schwitzen beginnt, sich noch mit einem Pelz überdecken. Sie geniesst dann ein Reismus mit Mandelmilch angemacht, nimmt Zuckerviolât zur besseren Verdauung und einen Granatapfel zur Anfrischung des Mundes. Solche mit Zucker und Kräutern angemachte Säftchen waren beliebt. Der Zuckerviolât, ebenso der Zuckerrôsât, den Megenberg erwähnt (344, 34), waren angenehme, heilsame Würzen, gleich anderen Syropeln.

Die weibliche Krankenpflege ward von der Kirche wesentlich gefördert. Fromme Frauen erfüllten eine christliche Pflicht im Besuch und in der Wartung der Kranken und Siechen. Die freie, regellose Vereinigung der Beginen, die von den Niederlanden im 13. Jahrhundert ausging, stellte sich ausser der Wollenweberei auch die Krankenpflege zur Auf-

gabe und erwarb sich dadurch viel Verdienste. Sie waren im Volke durch ihren Fleiss und den unmittelbaren Verkehr mit ihnen beliebt, der Kirche dagegen wegen ketzerischer Neigungen zuweilen verdächtig. Der während des Kostnitzer Concils dichtende alemannische Verfasser von des Teufels Netz spendet ihnen das höchste Lob ob ihrer treuen Sorge für Leib und Seele der Leidenden (5974 ff.)¹⁾, während er von den arztinnen, den Weibern, die gegen Lohn mit ihren Mittelchen und mit Segen und Beschwörung heilen und büssen, nur übles zu sagen weiss. So lange es geht, *tuond si gern minnen*, nachher verkuppeln sie Männer, Witwen, Jungfrauen und Weiber (10292 ff.). Neben den Beginen haben die Tertiärinnen, d. i. die Schwestern der dritten Regel des heil. Franz von Assisi, unter fester Ordenszucht in der Krankenpflege seit dem 13. Jahrhundert gewirkt.

Ein wichtiger Theil der Erziehung, die Anleitung zu den Haus- und Handarbeiten, war die natürliche Sache der Mutter oder an ihrer Statt der Meisterin. Spinnen, weben, schneiden und sticken galten als nothwendige Fertigkeiten des deutschen Weibes, sollte es auch dereinst eine Krone tragen. Die vornehmsten Frauen stellten sich im Mittelalter nicht ausserhalb des Hauswesens; die Küche und die Nähstube waren ihnen wohlbekannte Räume, denn sie waren sich alle bewusst, dass sie nicht zum Vergnügen und zum Müssiggang da wären, sondern auch thätig sein und nützen sollten. Was frommt das Malen und Musiciren und Welschen der modern erzogenen Mädchen unserer Gesellschaft, wenn das Haus ihnen fremd bleibt und sie dem Leben rathlos gegenüberstehn, sobald es mit den gewöhnlichsten Forderungen an sie herantritt?

¹⁾ Bei ihrem offenen Verkehr mit den Einwohnern der Städte und ihrer grossen Zahl gab es auch manche von schlechter Führung unter ihnen. Nicolaus v. Bibra in seinem *carmen satyr.* v. 1605—1654 schildert die *Beginae bonae* und *malae*.

Wie heute in kleineren Haushaltungen die Mutter ihre Tochter zu allem anlernt, was für das Leben nöthig ist und sie darum zur Bereitung der Speisen anleitet, so war es von jeher. In grösseren Häusern, namentlich an den Höfen der Könige und der Grossen des Reiches, stand der Küche ein Koch mit seinen Knechten und Buben als Küchenmeister vor. Eine Köchin wird selten und erst spät erwähnt¹⁾. Die Köche erscheinen als komische Figuren in unseren Gedichten und Schauspielen²⁾ wegen ihres weibischen Geschäftes, ihrer Unsauberkeit und Zanksucht. Sammlungen von Recepten für künstlichere Speisen, sogenannte *büechlin von guoter spise*, finden sich seit dem 14. Jahrhundert³⁾, werden aber erst später häufiger. Sie entstammen zum guten Theil Klöstern. Wir werden später bei Schilderung des geselligen Lebens Speisezetteln des 13. und 14. Jahrhunderts mittheilen.

Weit mehr Zeit als die Küche forderte die Bereitung der Kleidung, denn im altdeutschen Hause ward nicht bloss geschneidert und gestickt, sondern auch gesponnen und gewebt.

Wir können freilich auch eine weit ältere Zeit erschliessen, in der das Spinnen und Weben noch nicht erfunden war, die Zeit, in welcher nur Thierfelle und allerlei, was die Pflanzenwelt geeignetes bot, zur Bekleidung diente. Die Menschen der älteren Steinzeit kannten, wie die Funde in den Renthierhöhlen beweisen, schon Kochgeschirr von Thon und rohe Knochennadeln, mit denen sie die Felle der wilden Thiere zu ihrer Bekleidung zusammennähten, und

¹⁾ Vgl. die Nachweisungen bei Lexer, Mhd. Wb. I, 1659. 1661 Ahd. kommt *kochinne* noch nicht vor.

²⁾ Meine Bemerkungen in dem Jahrb. für Litteraturgeschichte von Gosche I, 26 f.

³⁾ Das älteste bekannte findet sich in einer Würzburger Handschr. des 14. Jahrh., herausgeg. als Buch von guter Speise, Stuttg. 1844, vgl. ferner das Tögernerseer Kochbüchlein aus dem 15. Jahrh. in Pfeiffers Germ. IX, 192 ff., ein alemannisches Büchlein von guter Speise herausgeg. von A. Birlinger in den Münchener Sitzungsber. 1865. November, und die Nachweisungen ebd. S. 172 ff., ein württembergisches herausgeg. v. W. Wackernagel in Haupts Z. IX, 365 ff.

vielleicht auch Stücke von Lindenbast, feste Baumschwämme, die weich geklopft wurden, auch wohl Birkenrinden, durch Thiersehnern und Pflanzenfasern mit der Nadel verbanden. In der jüngeren Steinzeit, mit der die jetzige Menschenperiode zusammenhängt, sind diese Fertigkeiten sicher schon geübt worden. In ihr ist aber ausser dem durch die Finger bewirkten flechten von Fäden auch bereits die Webekunst bekannt gewesen, wie die Funde der schweizerischen Pfahldörfer gelehrt haben, die mehrere tausend Jahre vor Christus zurückreichen und wahrscheinlich von keltischen Stämmen herrühren. Hier hat man schon gesponnen und gewoben. Es sind also Fäden von den Fasern einer Flachsart mittelst Spindel und Wirtel gedreht und diese Fäden auf einem Webstuhl mit Schiffchen und Gewichtsteinen zum Gewebe verarbeitet worden. In der Bronzezeit ist man noch weiter gelangt. Auch die Schafwolle und die Haare von Hirschen und anderem Wild wurden versponnen und verwebt. Dabei wurden Thierhaare, die Wolle und die Pflanzenfasern auch miteinander gemischt versponnen und dieses Garn dann zum Gewebe verarbeitet. Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht die Kleiderreste, die man in den schleswigschen und jütischen Baumsärgen der älteren Bronzezeit gefunden hat, und die blondhaarigen, stattlichen, unverbrannten Leichen, von jedenfalls germanischem Typus angehörten. Sie führen bis in das dritte Jahrtausend vor Christus hinauf. Die Webekunst muss schon damals recht weit gediehen sein. Im Kieler Museum ist an den Stoffresten beobachtet worden, dass die Fäden der Kette nach anderer Richtung gedreht sind als die des Einschlags, wodurch ein recht haltbares Zeug entstand. In der jüngeren Bronzezeit (letztes Jahrtausend vor Christus) wurde in das Wollgewebe auch feiner Bronzedraht eingewirkt oder aufgenäht; auch Goldfäden haben sich in den Gräbern von Bornhöved in Holstein im Gewebe gefunden¹⁾.

¹⁾ Julie Mestorf in der Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst. Lauenb. Gesch. V, 195—204. Mittheilungen des Anthropolog. Vereins f. Schlesw. Holstein IV. 11. VII, 10. Vierzigster Ber. des Kieler Museums, Kiel 1894, S. 6.

Diese antiquarischen Beobachtungen ergänzen in sehr willkommener Weise die historischen Notizen, die uns die Römer über die südgermanischen Gewandstoffe geben. Pomponius Mela, der Geograph aus der ersten Hälfte unseres 1. Jahrhunderts, lässt die Germanen mit kurzen Wollmänteln (*sagis*) oder einem Gewand aus Baumbast bekleidet sein. Valer. Flaccus 6, 97 lässt die Bastarnen sich mit Baumbast bedecken. Strabo VII, 2, 3. berichtet von den Umhängen der kimbrischen Priesterinnen aus feinem Linnen, und Plinius (h. n. 19, 2) sowie Tacitus (Germ. 17) wissen von der Weberei der Deutschen und ihrer Vorliebe für Leinwandbekleidung. Bei den Goten waren die Linnenkleider im 4. Jahrhundert so allgemein, dass sie die Habsucht der Byzantiner reizten (Eunap. c. 6). Bei allen germanischen Völkern finden wir in der nächsten Zeit die Leinwand mit Vorliebe für die Bekleidung verwandt.

Das Zeichen des deutschen Mannes war das Schwert, das Sinnbild der Frau die Kunkel¹⁾; Schwertmagen hiessen die Verwandten väterlicher Seite, Spindelmagen die der Mutter. Nornen wie Schwanjungfrauen und Riesinnen drehten nach der Mythe feine Fäden aus köstlichem Flachs. Die Königin Berta, Karls d. Gr. sagenhafte Mutter, ward als Spinnerin noch in später Zeit gefeiert und Karl selbst hielt, wie uns sein Biograph Einhard (c. 19) erzählt, darauf, dass seine Töchter ihre müssigen Stunden mit Wolleweben und bei Spindel und Rocken verbrächten. Über dem Grabe der Herzogin Liutgart von Lothringen und Franken, einer Tochter König Ottos I., das bei St. Alban in Mainz lag, ward eine silberne Spindel aufgehängt (Thietmar. chr. II. 42)²⁾. Spindel und Rocken blieben bis zum Anfange unsers Jahrhunderts das alte schöne

¹⁾ J. Grimm, Rechtsalterthümer 163. 171. Akerman, On the distaff and the spindle as the insignia of the female sexe in former times: Archaeologia 1857. 1, 83 ff.

²⁾ Die h. Elisabeth von Thüringen spann mit ihren Frauen Wolle für die Minoritenkutteln und ernährte sich sogar nach der Legende in ihrer freiwilligen Armuth von Wollespinnen. (Ged. von d. h. Elisabeth 2341. 6986.)

Zeichen der deutschen Frau. Sie haben sich auch in manchen Landschaften ebenso lange in wirklichem Brauche unter dem Landvolke erhalten und sich durch das Spinnrad, das 1520 von dem Braunschweiger Jürgens erfunden sein soll, nicht ganz verdrängen lassen¹⁾. In dem ganzen bauerlichen Leben nahm bis in die Gegenwart das abendliche Spinnen der Hausfrau mit dem Gesinde eine wichtige Stelle ein. Der Leinen- und Wollenzeugvorrath des Hauses und Hofes wurde hier beschafft, bis die Fabriken durch billige Herstellung der Stoffe diese Hausweberei des Landmanns vernichteten. Die Rockenstuben²⁾, deren Name zuerst in einem Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts (Keller, Fastn. 386, 27) genannt wird, sind damit auch eingegangen, grade nicht zum Schaden für die Sittlichkeit der bauerlichen Jugend, aber zu bedauern, weil damit ein Schatz an alten Volksüberlieferungen zu Grunde gegangen ist, über die Fischart im Bienenkorb als über rockenstubnerisch Evangelium spottete.

In den Herren- und Frohnhöfen des Mittelalters finden wir diese Verhältnisse im selben Grundzuge, aber erweitert. Den zu befriedigenden Ansprüchen gemäss ward hier die Zeugfertigung ins grosse getrieben; die vielen unfreien Mägde und Töchter der Ministerialen und Hörigen, welche auf bestimmte Zeit am Herrenhofe frohnen mussten³⁾, wurden in dem Frauenhause (*screona*, *gynæceum*, *genitium*, *genicium*, *genez*) und dem Werkgadem⁴⁾ wesentlich mit Spinnen, Weben und der Anfertigung der Kleider, Wäsche und anderer

¹⁾ Eine geschichtliche Übersicht der Spinnergeräthe gibt das Werk von H. v. Rettich, Spinnradtypen. Eine Sammlung von Spinnergeräthen. Mit 144 Abbildungen. Herausgegeben vom k. k. Ackerbau-Ministerium. Wien 1895.

²⁾ K. A. Barack in der Zeitschr. für deutsche Culturgesch. IV, 36 f. (1859).

³⁾ G. L. v. Maurer, Geschichte der Frohnhöfe I, 115. 135. 241 f., 394 f., II, 387 f., III, 325.

⁴⁾ Ein eigenthümliches *wergadem*, worin dreihundert Mädchen arbeiten, ist Iwein 6186—6406 geschildert. Diese als Kriegszins hineingegebenen Frauen arbeiten auf den Verkauf und erhalten von dem Pfunde Gewinn 4 Pfennige zu ihrem dürftigen Unterhalte.

Nähtereien für die Wirthschaft beschäftigt. Den Stoff aber gaben nicht bloss die Schafschuren und Flachsernten der eigenen Güter, sondern auch die Abgaben und Lieferungen, welche von den Unfreien und Zinsleuten an den Hof jährlich gegeben werden mussten. Karl d. Gr. ordnete für seine Meier- und Musterhöfe im Capitulare de villis regis c. 43 an, dass zu bestimmten Zeiten an die Werkstätten (*genitia*)¹⁾ Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Wollkämme, Karden geliefert würden, woraus und womit dann die Mägde und Frohnarbeiterinnen Leinwand, Wollenzeug und Kleider zu machen hätten. An allen grossen und kleineren Höfen, ebenso bei den reicheren Klöstern war es so, und nur durch diese Menge dienstbereiter und geübter Frauenhände erklärt es sich, dass zu den grossen Festen des eigenen und der fremden Häuser oft sehr rasch die erforderlichen Kleider gefertigt werden konnten, welche für den Anzug der fürstlichen Personen und ihrer Umgebung sowohl, als für die Geschenke²⁾ an die Gäste und die Gehrenden gebraucht wurden. Die Gewandkammern wurden dann stark in Anspruch genommen. Bei Stiftungen von grossen Kirchen oder Klöstern zeichneten sich vornehme Frauen nicht selten aus, indem sie die ganze Ausstattung an Linnen-, Wolle- und Seidenarbeiten übernahmen und selbst mit den eigenen Mädchen oder auch durch Dienstleistung der Frauen und Töchter der Ministerialen und Zinsleute herstellten.

Die Tracht war bis in das 14. Jahrhundert bei Männern und Frauen einfach genug, so dass weibliches Geschick leicht damit fertig werden konnte. Das zuschneiden (*snîden*), wie das Zusammennähen (*naejen*) musste jedes tüchtige Weib verstehn. Die Chroniken selbst berichten von vornehmen Frauen, die durch ihre Schneiderkunst weitberühmt waren, so im 11. Jahrhundert von Mathilde, der Schwester des Bi-

¹⁾ Die Frohnarbeiterinnen in diesen Frauenwerkstätten hiessen lateinisch *feminae geneciae* (*genitiae*), *geneciariae*, *gadales* (von *gadem*), *ancillae pensiles*, *pensilariae*.

²⁾ Über die mittelalterliche Sitte, fertige oder auch getragene Kleider als Geschenke zu geben, Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 127—130.

schofs Burkard von Worms († 1025), und von Adela¹⁾, der Gemahlin des Grafen Balderich von Geldern. Die Witwe König Heinrichs III., Agnes von Poitiers, arbeitete, als sie sich in das Kloster zurückgezogen hatte, dort Tag und Nacht mit eigener Hand Kleider für die Armen²⁾. Auch die Gedichte der höfischen Zeit erwähnen, dass Fürstinnen die Gewänder, welche von ihren Mädchen genäht wurden, selbst zuschnitten und die Arbeit leiteten³⁾. Von Gutta, der Gemahlin König Wenzels IV. von Böhmen, Tochter Rudolfs von Habsburg, berichtet die Königihof Chronik, dass sie ihre Hoffräulein nicht müßig gehn liess, sondern sie im Weben, Spinnen und Nähen unterrichtete.

Eine feine, saubere Naht galt natürlich schon damals viel; besonderes Lob war, dass man sie gar nicht bemerkte (Herbort 8475).

Was die Nadeln betrifft (nâdala, mhd. nâdele, nâlde, got. nêplô, die Näherin), so haben wir früher der groben Knochennadeln der Steinzeit erwähnt. In dem Bronzealter sind die Nadeln von Erz und haben gewöhnlich das Öhr in der Mitte. Sie haben sich häufig in Frauengräbern jener Periode gefunden und staken stets in einer Hülse von Holz oder Bronze. Im älteren Eisenalter kommen neben den bronzenen eiserne Nähadeln auf; das Öhr ist nun in den Kopf verlegt. Die Hülse bleibt zunächst noch von Erz. Später kamen auch beinerne Nadelbüchsen (nâdelbein MSH. II, 279^{b)}) in Brauch. Die Frauen trugen sie gleich den Schlüsseln immer bei sich, und auch in das Grab nahmen sie sie mit, wie wir vorhin erwähnt haben.

Manche Nähte, besonders die an den Säumen und in den Ecken der Kleider, wurden mit Borten besetzt⁴⁾, die zur

¹⁾ Vita Burchard. episc. bei Pertz, Monum. VI, 837. Alpert. de diversit. tempor. I, 2. (Pertz, Mon. VI.)

²⁾ Bernold. annal. ad a. 1077 bei Pertz VII, 303.

³⁾ z. B. Nibel. 353, 4. Parz. 127, 1, Wilh. 63, 4. Weinhold, Altnord. Leben 322.

⁴⁾ Borte, mit Bord, der Rand verwandt, bezeichnet an sich Rand, Einfassung (mhd. borte; ahd. borto), Saum, Besatz. — Ein porte ob ieglicher nât, Servat. 492.

Verzierung der Gewänder, sowie der Kopfbedeckungen im Mittelalter viel verwendet wurden.

Das Wirken dieser seidenen, mit Goldfäden durchzogenen ¹⁾ Bänder an der Rahme (g. Frau 1945. Mart. 22, 19) gehörte zu den Kunstfertigkeiten der Frauen; in Skandinavien war *borda skogul* eine dichterische Bezeichnung des Mädchens. Die Werkzeuge zum Bortenwirken (*briden*, *slahen*, *dringen*) waren die *drihe* und die *spelte*; dann kam auch die Nadel in Anwendung, besonders um die edeln Steine zu festigen, welche zur Erhöhung der Pracht noch auf die Borten gesetzt wurden ²⁾, ebenso wie auf die Kleider von edlem Stoffe, von Seide oder Sammt.

Mit der Nadel stickten ferner die Frauen; sie nähten also mit leinenen, seidenen und goldenen Fäden allerlei Verzierungen und Bilder auf Gewandstücke und Tapeten. Die Rahme diente auch hier zum Aufspannen der Stoffe. Die kirchlichen Gewänder ³⁾ verpflanzten die römisch-byzantinische Stickkunst in das Mittelalter; in den Klöstern befanden sich die Stickschulen und geistliche Frauen waren die Lehrerinnen der weiblichen Jugend in künstlichen Handarbeiten, wie das bis in die Gegenwart in katholischen Ländern noch häufig ist. Die Klausnerin Liutbirg († um 870) hatte durch ihre Fertigkeiten weiten Ruf und galt nach den Worten ihres Biographen (Pertz, Mon. IV, 160. 163 f.) für eine Daedala. Ansgar schickte junge Mädchen zu ihr, damit sie dieselben im Psalter und in künstlichen Arbeiten unterweise. In ähnlicher Schule war die Königin Gisela von Ungarn, Gemahlin des h. Stephans I. und Schwester Kaiser Heinrichs II., gewesen, die nach einer noch vorhandenen gemalten Casula

¹⁾ weben, naegen, spinnen, siden mit golde zinnen, Walth. v. Rheinau 23, 16.

²⁾ Nib. 31. 32. 349. Gudr. 1379. Wilh. 60, 4. Gesammtabent. XX, 147. 281. — Ein besonders verzierter Borte war das Bracken-seil, das Titur. 137—143 beschrieben wird.

³⁾ Fr. Bock, Geschichte der liturgischen Gewänder, I, 125 ff. E. Dümmler bei Haupt, Z. XIV, 264 f.

von feinem Byssus ein prächtiges Messgewand stickte, das später als ungarischer Krönungsmantel gedient hat¹⁾.

Eine bayrische entsprungene Nonne, die sich von Lohnstickerei nährte, hatte, so sagt der Dichter, jene schöne Haube des Meiersohns Helmbrecht genäht, die uns in dem anziehenden Gedicht Wernhers des Gärtners (Mitte des 13. Jahrhunderts) beschrieben wird²⁾. Sie erhielt dafür ein ganzes Rind und ausserdem Eier und Käse. In der Mitte zog sich ein Streif hin, der mit Vögeln bestickt war; auf der rechten Hälfte sah man die Belagerung und Zerstörung Trojas sammt Eneas Flucht; auf der linken die Thaten König Karls und seiner Gesellen Ruland, Turpin und Oliver. Zwischen den Ohren stund die Rabenschlacht, in der Witege Helches beide Söhne erschlug; dazu war von einem Ohr zum andern mit glänzender Seide ein Tanz genäht: zwischen je zwei Frauen trat ein Ritter und die Fiedler spielten dazu. Alles das befand sich auf der Haube und man weiss nicht, soll man die Stickerei oder den grossen Schädel des jungen Helmbrecht mehr bewundern, auf dem alte und neue Geschichte und Vögel und Tänze Platz hatten.

Bilder aus der Heldensage, die überhaupt für die Künste des Mittelalters Motive gab³⁾, stickten auch die nordischen Frauen auf Decken und Wandumhänge. Eine solche Tapete arbeitete nach dem zweiten Gudrunliede Gudrun (Krimhilt), als sie nach Sigurds (Siegfrieds) Ermordung sieben Halbjahre

¹⁾ Mittheil. der k. k. Central-Commission II, 146. — Der unter den deutschen Krönungskleinodien in der Wiener k. k. Schatzkammer verwahrte Mantel (pallium) ist 1163 in arabischer Werkstatt für den König Robert Guiskard verfertigt worden. Er hat reichste Gold- und Perlenstickerei und ist mit Filigran-, Emaill- und Niellostücken verziert.

²⁾ Meier Helmbr. 33—103. 109 ff. Eine mit Vögeln bestickte Haube eines Bauern Neith. 86, 7. Hirsche und Hunde auf der mit Borten besetzten Haube, Wolfdiet. B. 24. Die goldnen und silbernen Hauben waren Prachtstücke der vornehmeren Männer bis in das 16. Jahrh.; die Luxusordnungen ergingen auch gegen sie.

³⁾ Siegfriedbilder beschrieben und erklärt von C. Säve, übersetzt und mit Nachträgen versehen von Julie Mestorf, Hamburg 1870.

in Dänemark bei Hakons Tochter Thora verweilte, zusammen mit dieser. Sie stellten die deutschen Säle und die dänischen Männer dar, und bildeten die roten Schilde der fränkischen Recken und das behelmte schwertgegürtete Volk ab, das den Geliebten umgab. Sie griffen in die Geschichte der Vorfahren Siegfrieds und stickten Siegmunds Schiffe, wie sie vergoldet und mit Schnitzwerk geschmückt vom Strande fuhren und wie sich Siggeir und Sigar südwärts in Fühnen schlugen. Unter den Schätzen, die Grimhild ihr zur Sühne für Sigurð bietet, sind auch hunische (fränkische) Mädchen, welche künstlich zu weben verstehn und mit Gold zu sticken (Guðrúnarqu. II, 14—16. 26). Auch Brünhild wird in der Volungasaga c. 24 in Mitten ihrer Jungfrauen als kunstfertige Stickerin geschildert: sie näht mit Goldfäden am Rahmen, wie Sigurðr den Drachen schlug, darauf den Schatz erwarb und den Regin tötete.

Die deutschen und die englischen Frauen waren im Ausland wegen ihrer Kunstfertigkeit berühmt und ihre Männer wurden wegen der kunstreich gestickten Kleider oft bewundert. Ein bedeutender Rest solcher alten Stickereien normännischer Frauen ist in einer leinenen Tapete erhalten, welche 63 Meter lang und 46 Centimeter breit in der Kathedrale von Bayeux bis 1870 aufbewahrt ward und in 72 Bildern, die 530 Figuren mit vielen Inschriften enthalten, den Sieg Wilhelms II. von der Normandie über den Grafen Harald von Kent in der Schlacht bei Hastings darstellt. Sie soll von der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, Mathilde († 1084), herühren, nach andern von Mathilde, der Tochter Heinrichs I. von England, der Mutter Heinrichs II.¹⁾ Man sieht, wie grossartig diese Arbeiten betrieben wurden und wie sie zugleich

¹⁾ Die Abbildung eines Theiles der Stickerei gab Lancelot im 6. Bande der *Mémoires de l'academie des inscript. et bell. lettres* (1724), das ganze im 8. Bande; dann bei Montfaucon, *Hist. de la monarchie franç. par les monumens*. I. II. 1730: eine Nachbildung im kleinen bei d'Agincourt, *Hist. de l'art par les monum.* Taf. 167. Vgl. A. Jubinal, *Tapiserie de Bayeux*. — Labarte, *Arts industriels* IV. 349. — *The Bayeux-Tapestry reproduced in autotype-plates with historic notes* by Fr. Rede Fowke. London, Arundel Society 1875.

eine nicht geringe Bedeutung hatten. Sie dienten den Frauen zur Verherrlichung ihres Geschlechtes und Volkes oder stellten einen Gegenstand dar, welcher im Geiste der Zeit Anklang fand, wie die Erinnerungen an Karl und seine Paladine und an die antiken Sagenstoffe. Diese Arbeiten hatten also eine höhere Bedeutung, die in den neueren Damenstickereien vergebens gesucht wird.

Sehr lebendig tritt diese Frauenarbeit, die ebenso zum Schmuck der Wandbehänge als der Tafeltücher und kleinerer Tücher und Gewandstücke diente, in dem Gedicht *Wolfdieterich* vor Augen. Der junge Held *Hugdieterich* weiss nicht anders zu der in einem Thurme von ihrem Vater gegen die Bewerber verschlossenen schönen *Hilburg* von *Salnecke* zu gelangen, als durch Verkleidung in ein kunstreiches vornehmes Weib. Deshalb lernt er nähen, spinnen und an der Rahne sticken, und lehrt dann wieder zum Beweis seiner weiblichen Art und Kunst zwei Jungfrauen der Königin *Liebgart* von *Salnecke* ein schönes breites Tischtuch sticken, worauf allerlei Vögel und mancherlei wilde jagdbare Thiere im Walde mit Gold gebildet waren. Für den König selbst stickt er mit gesponnenem Golde eine reiche Haube, die mit breiten und schmalen Borten eingefasst ist¹⁾.

Von solchen Stickereien hat sich manches erhalten und wird in den Sammlungen jetzt hoch geschätzt und zu Musterstücken für die Gegenwart benutzt. Die mit Leinen- oder Wollfäden, mit Seide, mit Gold und Silber auf Linnenstoff eingestickten Darstellungen sind auf grösseren Stücken, wie *Tafellaken* und *Wandteppichen*, mit Vorliebe beliebten Romanen und Novellen des Mittelalters entnommen²⁾, oder geben

¹⁾ *Wolfdieter*, B. 22—24. 60—67.

²⁾ Vgl. u. a. den *Wienhauser Wandteppich* aus dem Anfange des 14. Jahrh. mit niederdeutschen Sprüchen, bei *Mithof*, *Archiv f. Niedersachsens Kunstgesch.* II. Taf. 6, und das *Erfurter Tafeltuch* aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh., mit Wolle im Plattstich gestickt, mitteldeutsche Sprüche, *Anzeiger f. K. deutsch. Vorz.* 1866. Sp. 15 ff.; beide mit einer Scenenreihe aus dem *Tristanroman*. Auf einem *Regensburger Wandteppich* des 14. Jahrh. sind 24 Medaillons mit Scenen aus Romanen gestickt, *German.* XVIII, 276.

Vögel und Jagdthiere wieder mit dem stylisirten Laubornament, welches Bäume und Blumen darstellen soll. Die Kirchenparamente sind mit symbolischen Figuren, mit biblischen und legendaren Gestalten und stylisirtem Laubwerk reich verziert. Auch hier zeichnen sich die Linnenstickereien durch die Wirkung der einfachen Mittel oft sehr aus. Ich will nur auf eine Pultdecke des 14. Jahrhunderts im Germanischen Museum in Nürnberg aufmerksam machen (Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum I, Taf. 17).

Auch die Kleider wurden mit Stickereien verziert. In einem Grabhügel, dem Bierringhøi im Kirchspiel Mammen bei Wiborg in Jütland, welcher der letzten heidnischen Zeit angehört¹⁾, fanden sich Reste eines Mantels oder Überkleides von ziemlich feinem wollenem Stoff, bestickt mit Blattornamenten, mit Menschenköpfen, die durch Hände verbunden werden, mit Löwen oder Leoparden, die durch einen kandelaberähnlichen Gegenstand getrennt werden, alles sehr geschickt mit Wollengarn ausgeführt. Auch ein paar Zieraten von Goldblech fanden sich, welche das Gewand geschmückt haben mochten, ferner Wollen- und Seidenstücke mit eingewebtem Golddraht; namentlich verdienen eine Art Manschette und zwei Stücke eines Seidengürtels die höchste Beachtung.

Auch die ritterlichen Wappenröcke, sowie die Decken über die Streitrosse (covertiure) gaben zur Anbringung bildlicher Darstellungen durch Stickerei und Weberei viel Gelegenheit. Ausser dem Wappenbilde, womit sie gerne bestreut waren, liebte man allerlei bildliche Darstellungen, namentlich Thiere und Blumen²⁾ darauf anzubringen. Zuweilen ward

¹⁾ Der Fund ist von Worsaae beschrieben in den Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1869, S. 203—218, dazu die Abbild. namentl. auf Taf. 4. 5. 6.

²⁾ Engelhart 2535 ff. — Die Bilder Hartmanns v. Aue in der Weingartner und Manessischen Liederhs., Albrechts v. Heigerloh, Walthers v. Klingen, Heinrichs v. Rugge, Hiltbolts v. Schwangau, Walthers v. Metz. — „undersniten waehe mit vil fremder spaehē“ (Erek 10026) konnte man von Wappenrock, Covertiure und Banier oft sagen.

das Wappenschild von anderem Zeug ausgeschnitten und auf Rock und Decke genäht (Parz. 14, 17. Wigal. 3893). Seit dem 13. Jahrhundert wurden auch Buchstaben, theils einzelne, theils zu Sprüchen verbundene, auf die Kleider, den Gürtel und das Reitzeug gestickt oder gewoben¹⁾. Ende des 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts stickte man auch ganze Lieder samt der notierten Melodie schwarz auf weisse Linnen-tücher. In der burgundischen Bibliothek zu Brüssel liegen vier solche Tücher in dem Liederbuche, welches der Herzogin Margarethe von Parma, der Tante Kaiser Karls V., gehört hat; ein jedes enthält eine Strophe des Liedes „Mag ich dem glück nit danken vil“²⁾).

Wie heute gab es Vorzeichner (bildaere) für die Stickerinnen, da nicht jede im Stande war, die Zeichnungen auf die Stoffe sich selbst zu entwerfen (Helbling 8, 208 f.).

Die üblichste Art des Stickens war der Kreuzstich; erst in der letzten Zeit unserer Periode kam der Plattstich auf. Die Goldfäden wurden mit Überfangstichen festgenäht. Noch später ist der Drellstich angewandt.

Noch im 16. Jahrhunderte dauerte die alte Stickerei auf Leinen- oder auch auf Handgeweben mit verschiedenfarbigen Fäden von Leinen-, Woll- und Seidengarn, mit gesponnenem Gold und Silber fort³⁾ und auch die Stylisirung der Zeichnung erinnert meist noch an das Mittelalter.

¹⁾ Engelh. 2553. Troj. Kr. 20126. anon. Leobiens. bei Pez ser. rer. austr. I. 947. Die Deutung einzelner Buchstaben, wie sie im 14. Jahrh. Sitte wurden, gibt das Gedicht n. 77 in Lassbergs Liedersal. Vgl. das Bild Herzog Heinrichs v. Breslau und des Schenken von Limpurg in der Manossischen Liederhandschr.

²⁾ Mono, Anzeiger VI, 422.

³⁾ Olafsen und Povelsen, Reise durch Island, S. 99 (Kopenhagen 1774), wird erzählt, dass die vornehmen Isländerinnen Tücher, die zu verschiedenen Zwecken verwandt wurden, mit Thieren, Vögeln, Blumen und allerlei Figuren in verschiedenen Farben ausnähten. Auch in Schleswig-Holstein und Jütland erhielt sich diese Stickerei lange. Beweise dafür enthält u. a. das Thaulowmuseum in Kiel und das Hamburger Gewerbemuseum.

Neben dieser Handstickerei kamen die gewebten Umhänge (Wandteppiche), Tisch- und Handtücher mit Ornamenten und Figuren mehr und mehr in Brauch, die später in den flandrisch-burgundischen Gobelins, namentlich denen von Arras, zur hohen Kunstblüte gediehen. Die Kirche war auch hier die Vermittlerin der römischen teppichartigen Tücher gewesen, die zum Abschlusse der einzelnen Hausräume dienten. Durch die Kreuzzüge hatten die abendländischen Krieger die morgenländischen Teppiche kennen gelernt; auch die spanischen Araber mit ihren Webereien lieferten treffliche Muster. Das reicher sich ausstattende mittelalterliche Haus brauchte die grossen Gewebe, um bei festlichen Gelegenheiten die nicht immer bemalten Wände der Säle bunt und anmuthig zu bekleiden. Unsere Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts erzählen an vielen Stellen von den umbehängen und rüchelachen, von Seide und Gold durchzogen, wenn sie besonders kostbar sein sollten; die durch Ringe an Stangen befestigt und verschiebbar von der Höhe des Saales oder der Palaszimmer, zuweilen auch, wie es scheint, aussen am Palas herabhängen¹⁾. Bilder aus beliebten Erzählungen wurden am liebsten darauf gesehen. So konnte ein rheinpfälzischer Dichter vom Ende des 12. Jahrhunderts, Blicker von Steinach, dessen Gottfried von Strassburg als eines noch lebenden rühmend gedenkt, die Schilderung eines Umhanges zur Einkleidung seines Gedichtes nehmen, worin er eine Reihe Liebesnovellen des griechischen Alterthums vortrug²⁾. In Frankreich sind aus dem zwölften und den folgenden Jahrhunderten eine Anzahl von Wandbehängen mit ähnlichen Darstellungen er-

¹⁾ Vgl. die Stellen in Benecke-Müllers *Mittelhochd. Wb.* I, 612 und in Lexers *Mhd. Wb.* II, 1731; namentl. die Beschreibung eines umbehanc Alexand. 5949 ff.

²⁾ Das Gedicht ist leider verloren. Frz. Pfeiffer, *Zur deutschen Litteraturgeschichte* 1—18, glaubte allerdings in einem Fragment (Mone, *Anzeig.* IV, 314—321) einen Rest des Umhangs zu erkennen, allein die Annahme ist durchaus nicht sicher, vgl. Joh. Schmidt in Paul und Braunes *Beitr.* III, 173—181.

halten¹⁾, und auch in Deutschland fehlte es, wenigstens vom 12. und 13. Jahrhundert ab, nicht an bilderreichen Umhängen, welche durch die eingewebten deutschen Inschriften ihren deutschen Ursprung bezeugen. Mit entschiedener Vorliebe wurde weltliches Leben darauf dargestellt: Szenen der geselligen Unterhaltung, Bilder aus Romanen und aus volkstümlicher Sage. Einer der ältesten erhaltenen, nach meinem Wissen, ist ein jetzt auf der Wartburg befindlicher Wandteppich, in horizontal liegender Kette gewebt, mit nachhelfendem Kettenstich, der die Belagerung einer von Wildenmännern vertheidigten Burg durch ein anderes Wildmännleinheer darstellt; die Lanzen und Pfeile gehn in Rosen oder Lilien aus, die Zeichnung ist lebendig und reich²⁾. Der Styl ist frühgotisch.

Das germanische Museum in Nürnberg besitzt einen gewirkten Wandteppich aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, welcher auf einem reichen Hintergrunde von Architektur und Landschaft ein sehr bewegtes Bild aus dem Gesellschaftsleben der höheren Stände gibt³⁾. In dem 15. Jahrhundert blieben diese Darstellungen beliebt⁴⁾. Der Gebrauch der Wandteppiche hat sich in das 16. und 17. Jahrhundert fortgepflanzt.

An der Teppichweberei oder -Wirkerei waren die Frauen in Deutschland auch betheiligt. In den Steuerregistern von Basel werden 1453 und 1454 gewerbsmässige heidenschwerkerinnen aufgeführt. Auf einem Teppiche des 16. Jahrhunderts im Münchener Nationalmuseum, die Anbetung der h. drei Könige darstellend, sieht man eine Nonne an einem Teppich weben. In Paris aber waren die Weiber im 13. und 14. Jahrhundert von der Teppichwirkerei ausgeschlossen. Die Statuten der *tappessiers de tapis sarazinois* bestimmen, dass

¹⁾ Fr. Michel, *Récherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent et autres tissus précieux*. Paris 1852—1854. II. 383 ff. 397. 407 ff. 480 f.

²⁾ Anzeiger f. K. d. Vorzeit 1870, Sp. 92 ff. mit Abbildung.

³⁾ Anzeiger f. K. d. V. 1857, Sp. 325, mit Abbildung.

⁴⁾ Ebd. 1855, Sp. 316 f. 1869, Sp. 260 f. Heyne, *Führer durch die mittelalterliche Sammlung in Basel*, S. 20 f.

wegen der Schwere und Gefährlichkeit des Handwerks Frauen nicht darin arbeiten dürfen¹⁾; es wird dabei auf das herrichten und auseinandernehmen des Webstuhles Bezug genommen.

An dem geschlossenen Handwerke²⁾ überhaupt sind in Deutschland Mädchen und Frauen seit dem 13. Jahrhundert mehr oder minder betheiligt gewesen. Das Augsburger Stadtrecht von 1276 spricht von Lehrmädchen im Handwerk im allgemeinen mit Bezug auf Streitigkeiten über den Lohn, und diese Bestimmung kehrt fast formelhaft noch in Stadtrechten des 16. und 17. Jahrhunderts wieder³⁾.

In den Ordnungen der einzelnen Handwerke und den Zunftbüchern des 14. und 15. Jahrhunderts wird ferner häufig erwähnt, dass jeder Meister seine Frau und Tochter, zuweilen auch seine Magd zur Hilfe bei der Arbeit nehmen könne. Einzelne Gewerke schlossen diese Befugniss aber aus, so die Tuchscherer und Hutmacher zu Köln im 14. Jahrhundert. Die Lübecker Schneiderrolle von 1370 verbot dem Schneider, seine Magd mit zum nähen zu setzen, während er die Ehefrau mitarbeiten lassen durfte.

Bei einigen Handwerkern, so bei den Lein- und Wollwebern und bei den Schneidern, die als Zunft seit dem 13. Jahrhunderte in Blüte kamen, ist die Betheiligung des weiblichen Geschlechts in grösserem Umfange durch die Natur der Arbeit gegeben. Das Spinnen⁴⁾, Garnziehen, Woll-

¹⁾ Stahl, Das deutsche Handwerk, 1, 61 Giessen 1874 nach Boileau, Réglemens sur les arts et métiers de Paris 405 ff.

²⁾ Unzünftige Lohnnäherinnen, Stickerinnen u. s. w. hat es im ganzen späteren Mittelalter gegeben. Über jüdische Weberinnen, Stickerinnen und Putzmacherinnen, Berliner, Deutsche Juden im Mittelalter 7 f.

³⁾ Stahl a. a. O. 46 f. — Von lérdiernen oder lértöhtern wird ausdrücklich gesprochen in der Münchener Weberordnung des 14. Jahrh. und der Ordnung der Weber zu Speier von 1360.

⁴⁾ Das Spinnen ward freilich auch von Männern betrieben. Die Ulmer Weber hielten eine Menge von Knechten und Mägden zum spinnen, Jäger, Ulm 634. Es warf dürftigen Lohn ab: Berthold Pred. 108, 4.

kämmen, die Vorarbeiten für die Gewandbereitung, lagen von je in weiblicher Hand. In Schlesien gab es im 14. Jahrhundert eine besondere Zunft der Garnzieher, in der Männer und Frauen gleich berechtigt waren¹⁾. In Köln war das Garnmachergewerk ausschliesslich weiblich²⁾, ebenso das der Goldspinnerinnen.

Als grosse weibliche Genossenschaften entwickelten sich seit dem 13. Jahrhundert die Beginen den Rhein entlang von Nieder- bis Oberland und nach Mitteldeutschland hinein. Sie waren in manchen Städten wie in Köln und in Basel viel hundert stark und ernährten sich meist von Spinnen und Weben, aber auch von Sticken und Nähen. (In kurzem Überblick Norrenberg, Frauenarbeit und Arbeiterinnenerziehung im deutschen Mittelalter. Köln 1880.) Auch die Tertiärerinnen des h. Franziskus trieben im 15. und 16. Jahrhunderte in ihren Conventen Linnen- und Wollenweberei.

Entspannen sich zwischen den zünftigen Webern und den unzünftigen Weberinnen Streitigkeiten, so verfügte in Strassburg der Rath 1330 auf Klage der Weber, dass die Frauen, welche mit Hilfe von Knechten (Gesellen) wollene Zeuge und Stuhllaken fertigten, der Zunft beitreten müssten. Im Jahre 1430 klagten die Weber über die Schleier- und Leinweberinnen beim Rath, der dahin entschied, dass dieselben nach der Zahl ihrer Stühle einen Beitrag zur Zunftbüchse geben sollten³⁾.

In den Statuten der deutschen Schneiderzünfte aus dem 14. und 15. Jahrhundert gilt als Grundsatz, dass jede Nähterin, sobald sie ihr Gewebe handwerksmässig, d. i. mit Lehrmädchen und Mägden betrieb, der Zunft beitreten und Bürgerin werden musste⁴⁾. Beschränkungen kamen örtlich vor. In den oberrheinischen Städten musste jede Schneiderin bei der Zunft sich einkaufen; von der Höhe des eingezahlten Geldes hingen

¹⁾ Ordnungen von Striegau 1358, Breslau 1377, Liegnitz 1382, Schweidnitz 1396 im Cod. diplom. Siles. VIII.

²⁾ Ennen, Geschichte von Köln II, 629. 635.

³⁾ Schmoller, Die Tucher- und Weberzunft in Strassburg 412.

⁴⁾ Stahl a. a. O. 80 ff.

ihre Befugnisse ab, so auch die, Lehrlinge zu halten. In Köln durften die Näherinnen im 14. Jahrhundert nur Frauenkleider, gestickte Wappenröcke und Untergewänder fertigen. Die Schneider trachteten im 15. Jahrhundert überhaupt danach, die Nähterinnen in ihren Befugnissen zu beschränken und auf Leinwandnähterei zu verweisen. Es sind dies die Vorzeichen der mit dem Ende des 17. Jahrhunderts abgeschlossenen Bewegung, wonach das männliche Geschlecht Bedingung zum Eintritte in ein Handwerk ward. Bis 1500 aber erscheinen die Frauen nirgends von einer Zunft ausgeschlossen oder den männlichen Arbeitern im Rechte nachstehend, sobald sie nur ihren vollen Beitrag zur Zunftkasse leisten wollen.

Auch Handelsgeschäfte sehen wir im Mittelalter von Frauen betrieben. Der Hausierhandel mit Gewürz und Kleinwaaren, Messern, Ringlein, Hefteln, Tisch- und Handtüchern, Kopfbändern u. dgl. nährte gar manches koufwip¹⁾. Ausserdem handelten die kouflerinnen in den süddeutschen Städten (z. B. Ulm, Augsburg, Nürnberg) mit alten Sachen. Weder sie, noch die Hausiererinnen erfreuten sich eines besonderen Rufes; theils war ihre Ehrlichkeit nicht zweifellos, theils spielten sie die Gelegenheitsmacherinnen und Kupplerinnen.

Auch die Beginen beschäftigten sich, wenigstens im Lüttichschen, mit Handelsgeschäften. Auf der Lüttichschen Synode von 1287²⁾ ward beschlossen, dass die Beginen, welche mehr als zehn Mark Handelscapital hätten, nicht die Steuerfreiheit ihrer Mitschwestern geniessen sollten.

Wir würden von den Verhältnissen germanischer Mädchen kein vollständiges Bild erhalten, wenn wir nicht ihre rechtliche Stellung uns deutlich zu machen versuchten.

¹⁾ Strickers Erzählung in Hagens Germania VIII, 299. v. d. Hagen MS. II, 304^b. Lassberg, Lieders. n. 166, 300. Jäger, Ulm 685 f.

²⁾ Cap. 29, 2. Hartzheim conc. III, 717.

Germanischer Grundsatz war, dass nur derjenige ein selbständiges und vollberechtigtes Glied des Volkes sein konnte, der alle Pflichten, welche der Staat auferlegte, zu erfüllen vermochte. Damit ist die rechtliche Stellung der Weiber bezeichnet und zugleich bestimmt, dass sie ursprünglich keinen Landbesitz haben konnten, weil auf diesem alle öffentlichen Rechte und Pflichten ruhten. Die Germanen waren aber zu billig, als dass sie das Weib persönlich rechtlos machen wollten; es ward ihm daher eine rechtliche Vertretung und Vertheidigung seiner Person gegeben, welches Verhältniss *munt* (lat. *mundium*), d. i. Schutz (Vormundschaft), hiess¹⁾. Auch der Knabe stund so lange, bis er wehrhaft gemacht war und liegendes Eigen zu selbständiger Verwaltung empfing, unter der Mundschaft; das Weib aber entwuchs ihr in der alten Zeit nie²⁾ und nur ausnahmsweise trat es in ein freieres Verhältniss.

Wir haben zwei Stufen der Unmündigkeit zu scheiden: auf der ersten befand sich das Weib, so lange es unerwachsen war; auf die zweite freiere trat es, sobald es zu seinen Jahren kam, sobald es mannbar (vollzeitig, *fulltíða*) wurde³⁾. Die nordgermanischen Rechtsbücher geben dafür das fünfzehnte, die isländischen das sechzehnte Jahr an; bei den südgermanischen Stämmen scheint das zehnte, zwölfte, vierzehnte oder sechzehnte Jahr der Punkt, wo das Kind, namentlich der Knabe, einige Selbständigkeit erlangte. Sie bezog sich theils auf eine gewisse rechtliche Handlungsfähigkeit, theils auf das Vermögen.

Nach norwegischen Gesetzen konnte ein fünfzehnjähriges Mädchen sein Erbe übernehmen⁴⁾; nach isländischen kam der

¹⁾ Die verschiedenen Worte für das Schutzverhältniss und den Schützer (Vormund) bei Kraut, Die Vormundschaft 1, §. 1.

²⁾ Edict. Roth 205 *nulli mulieri liberae sub regni nostri ditione lege Longobardorum viventi liceat in suae potestatis arbitrio i. e. selb-mundiae vivere, nisi semper sub potestate viri aut potestate curtis regiae debeat permanere.*

³⁾ J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer 411 ff.

⁴⁾ *er komin til fírhalds*, Frostathings b. 9, 23. Gulath. 128.

unverheirateten Frau mit sechzehn Jahren der volle Niessbrauch ihres Vermögens zu, die freie Verfügung darüber jedoch erst mit zwanzig. Die Verheiratung, auch wenn sie vor sechzehn Jahren erfolgte, gab ihr beides (Grágás arfath. 4). In dem norwegischen Frostathingsgesetz ist der Satz aufgestellt, dass Weib wie Mann ihr Vermögen so lange selbst verwalten dürfen, als sie die Kraft haben, auf dem Hochsitz des Hauses zu sitzen¹⁾. Eine zu weite Auslegung der weiblichen Selbstständigkeit müssen wir aber zurückweisen; denn sobald es einen Kauf oder Verkauf oder sonst welche rechtliche Verfügung über das Vermögen galt, so war die Zustimmung und die öffentlich erklärte Erlaubniss des Vormundes, für die Ehefrau also ihres Mannes, unumgänglich erforderlich. Nur wenn sich die berufenen Vertreter nachlässig bewiesen, konnte die Frau, wenigstens nach dem Frostathingsgesetze (11, 17), ganz selbständig handeln; Unzucht allein verwirkte ihr dies Recht.

Auch bei den südgermanischen Stämmen trat mehrfach eine Lockerung der alten strengen Bevormundung des Weibes früh ein. Bei Güterverkäufen, welche Frauen unter salischem, langobardischem, alemannischem oder auch römischem Rechte vornehmen, steht in Urkunden des 11. Jahrhunderts die Unterschrift der Frau voran; die Bestätigung durch den Mann darf freilich nicht fehlen²⁾. Einen nicht geringen Grad von Selbstständigkeit verräth sodann der süddeutsche Brauch, dass die Freilassung eines Leibeigenen durch ein sechzehn- oder vierzehnjähriges Mädchen vollkommen giltig war³⁾. Gab ein Mädchen unter vierzehn Jahren einen Unfreien los, so war die Handlung nicht rechtskräftig (Schwabenspiegel, Landrecht 72, Lassberg). Nach ripuarischem Gesetz (LXXXI) konnten von fünfzehn Jahren ab die Mädchen gerichtlich klagen und ebenso verklagt werden. Nach westgotischem Recht (II. 4, 11)

¹⁾ *sialfr skall hverr ráða fé síno medan hann má sitja i öndvegi síno svá kona sem karlmadr*, Frostath. 9, 29.

²⁾ Muratori antiquit. dissert. 22 (II, 267).¹

³⁾ Vierzehn Jahre waren durch die Gewohnheit den gesetzlichen sechzehn gleichgestellt worden.

durften Mädchen und Knaben mit vierzehn Jahren ein rechtsgiltiges Zeugniß ablegen ¹⁾).

Mochte die Vormundschaft strenge oder locker sein, ohne dieselbe lebte kein altgermanisches Weib. Wem aber kam sie zu? — Ursprünglich war es die ganze Sippe. Die Spuren davon zeigen sich noch im angelsächsischen Recht, auch im dänischen und norwegischen ²⁾).

Dann trat der nächste Schwertmag als Vormund ein, also der Vater, so lange er lebte; er hatte für Söhne und Töchter einzustehn, wo zu büßen war, einzutreten, wenn sie an Leib und Ehre verletzt wurden, und seine Einwilligung zu allem zu geben, was ihre Person und ihr Vermögen betraf. Nach seinem Tode folgte für die weiblichen Mitglieder des Hauses und die jüngeren Söhne wieder der älteste Schwertmag, also der älteste Sohn des verstorbenen Hauptes der Sippe. Nach einigen Rechten fiel das Mundium der Mutter zu ³⁾. Es bestund dies jedoch fast allein in dem Rechte, die Tochter zu verloben, denn die väterlichen Verwandten hatten einen näheren oder ferneren Theil an der Vormundschaft und führten namentlich die Oberaufsicht über das Vermögen (vgl. Östgöta. giptab. 18); ebenso mussten sie in allen Fällen der Klage eintreten. War der älteste Sohn selbst noch nicht zu seinen Jahren gekommen, so übernahm der nächste Verwandte väterlicher Seite die Geschlechtsvormundschaft. Nach deutschem Rechte war dies der Bruder des Vaters, nach nordischem stund dieser Schwertmag ferner und die Grossväter und die Grossmütter, zuweilen auch die Mutterbrüder gingen ihm

¹⁾ In gewissen Fällen war das Zeugniß der Frauen vor Gericht ebenso giltig wie das der Männer; so in Sachen wegen Todtschlag und Unzucht (Frostath. 4, 39. Uplandslag VIII, 11. Borgarthings kristenr. II, 14). Über Zauberei ist ihr Zeugniß entscheidend (Gulath. c. 28). Sollte festgestellt werden, ob ein bald nach der Geburt gestorbenes Kind wirklich gelebt habe, so galt ein Frauenzeugniß gleich zwei Männerzeugnissen (Uplandsl. III, 11).

²⁾ Brunner, Deutsche Rechtsgesch. I, 89.

³⁾ L. Wisigoth. III. 1, 7. IV. 2, 13. L. Burgund. 59. 85, 1. Freiburg. Stadtr. 32. Uplandsl. III. 1, 7. Sjellands l. 1, 47. 48.

voran¹⁾. Die Vormünder traten überhaupt nach dem Grade der Verwandtschaft ein²⁾, in dessen Bestimmung sich bei den verschiedenen Rechten grosse Abweichung kund thut. In den einen sehen wir nämlich die Cognaten den Agnaten ziemlich gleich stehn, so dass sie gemischt folgen; andere lassen die weiblichen Verwandten auf die männlichen folgen; nach andern sind die Verwandten mütterlicher Seite ganz ausgeschlossen, und der Grundsatz, dass nur Schwertmäge Vormünder sein können, ist so weit ausgebildet, dass der Richter beim Ausgehn der väterlichen Verwandten mit Übergehung der Spillemage einen Vormund kürt, wobei er jedoch jene berathen muss³⁾. Indessen scheint hier und da der Familie mütterlicher Seite eine Mitaufsicht zugestanden zu sein; so haben nach ostgotländischem Gesetze (giptab. 20) die mütterlichen Verwandten das Recht der Kinder, wo sie es beeinträchtigt meinen, wahrzunehmen und sie gerichtlich zu vertreten, ob schon im übrigen die Vormundschaft bei den Agnaten steht.

Die gebornen Mundwalte sind die ältesten und natürlichsten; die Wahl eines Vormundes durch den Vater ist eine junge Einrichtung (Schwabensp. 323, 2). Älter ist, dass das Staatsoberhaupt, wenn geborne Vormünder fehlen, die Mundschaft mit allen Rechten an Bussen und Erbe übernahm. Es beruht dies auf der natürlichen Verbindung von Geschlechtern und Staat. War nämlich ein Geschlecht in seinen wehrhaften Gliedern ausgestorben, so musste der Vorsteher der Gemeinde den Schutz der wehrlosen an sich nehmen, bis sie irgendwie zur Bildung eines vollständigen Geschlechtes wieder gelangt waren. Hieraus entwickelte sich die Obervormundschaft des Königs über alle unmündigen und schutzbedürftigen.

¹⁾ L. Saxon. 7, 5. Nordfries. ges. 568ⁿ, 9. L. Wisigoth. III. 1. 7. Grâgâs festath. 1. Uplandsl. III, 1. Sjellands. l. 1, 47. 48. Jydske lov 1, 33.

²⁾ Die Vormundschaftsordnung hängt mit der Erbenfolge zusammen.

³⁾ Magdeburger Schöffennurtheil bei Kraut, Vormundschaft 169.

Die Pflichten des Vormundes bestanden in der Verwaltung des Vermögens seines Mündels oder der Beaufsichtigung der Verwaltung; sodann in der Wahrnehmung der persönlichen Interessen, namentlich bei der Verlobung; endlich in der rechtlichen Vertretung desselben: einmal also in der Pflicht, die Klage zu erheben, das andere Mal, ihr zu antworten. In der nahen Verwandtschaft des Vormunds lag zugleich die Entschädigung für seine Mühen, denn er trat nach dem etwaigen Tode des Mündels mit bedeutendem Erbansprüche ein und hatte auch nach verschiedenen Rechten Theil an den Bussen, welche für Verletzung der bevormundeten geleistet wurden.

Es liesse sich allenfalls annehmen, dass die Germanen Verletzungen des Weibes nicht leichter beurtheilten als die des Mannes, dass also Wergeld und Busssätze für Mann und Frau gleich waren. So finden wir es auch im friesischen, angelsächsischen, in den meisten nordischen und unter Umständen selbst im westgotischen Rechte, ebenso noch spät in einem hessischen Weisthume¹⁾. Andere Stämme huben jedoch die Wehrlosigkeit des Weibes hervor und fassten deshalb seine Verletzung schwerer, setzten darum auch die Bussen höher an: so unter den friesischen Landrechten die Westergöer Gesetze (463, 23) um ein Viertel, die Brockemer (178^a), die Emsiger (15. 28) und noch andere (Richthof. 281^b, 30. 318^b, 14) um ein Drittel, das Fivelgöer Landrecht (II, 12. 27), ferner das upländische, alemannische, bayrische, burgundische Recht um die Hälfte²⁾. Die lex Saxonum (XV) gibt der Jungfrau doppelte Compositio; jedes Weib, das schon geboren hat, setzt sie dem Manne gleich. Das bayrische Gesetz be-

¹⁾ Add. sapient. in l. Fris. V. Adelb. döm. 73. Gräg. vigsl. c. 48. Östgöta. dräpab. 9. Gulath. c. 159. Weist. 3, 325. In der l. Wisig. IV. 4, 3 steht das Weib über 50 Jahren dem Manne gleich, im Alter von 15—20 Jahren gilt es 100 sol. mehr. Wilda, Strafr. 572 bemerkte, dass die ausdrückliche Erwähnung in der Grägäs und im friesischen Volksrecht, das Geschlecht mache keinen Unterschied, auf eine frühere abweichende Meinung deute.

²⁾ l. Alemann. LXVIII, 3. LXIX. l. Bajuuv. III. 13, 2. 3. l. Burg. LII. Uplandsl. IV, 11.

stimmt, dass ein Weib durch Waffentragen das ihm sonst gebührende doppelte Wergeld verliere, ebenso das langobardische (ed. Roth. 381). Ein dreifaches Wergeld geben dem Weibe die Langewolder Küren von 1282 (§. 34) und für das fruchtbare Alter auch das salische Gesetz (XXXIV, 2. LXXIV).

Wie die Germanen in ihrer Auffassung des Weibes mehrfach von der Kirche abwichen, so auch hier. Die Geistlichkeit, geneigt, die Frau als ein unreines und niedriges Wesen zu betrachten¹⁾, wobei Evas Sündenfall als Hauptgrund dienen musste, konnte sich mit der germanischen hohen Schätzung nicht vereinen und wirkte darauf, dass das Weib rechtlich allmählich an Werth verlor. So wird denn im Sachsenspiegel (III. 45, 2) und im Schwabenspiegel (Landr. 310) den Frauen nur die halbe Busse und das halbe Wergeld eines Mannes ihres angeborenen oder erheirateten Standes gegeben.

Einige Volksrechte theilen die Sätze nach den Lebensstufen des Weibes ein. Das thüringische und salische Gesetz (l. Angl. et Werin. X, 3. 4. l. Sal. XXVIII. 7—9. LXXV) stellen das Wergeld für eine Frau, die keine Kinder bekommen konnte, dreimal niedriger als für eine mannbare und noch fruchtbare. Das westgotische Recht (VIII. 4, 16) machte mehrere Unterschiede: für ein Mädchen unter fünfzehn Jahren ward nur das halbe Wergeld des Mannes gezahlt, von 15—20 Jahren war es um 100 sol. höher, von 20 bis 50 Jahren seltsamerweise 50 sol. niedriger, von 50—65 stund es gleich; über diesem Alter erhielt die Frau die Hälfte des nächst vorangehenden Satzes. Auch für die verschiedenen Jahre der Männer sind verschiedene Sätze genommen. Wie im sächsischen Gesetz die Jungfrauschaft auch im Wergeld berücksichtigt wurde, ist schon erwähnt. Von selbst versteht sich, dass, seitdem die Standesunterschiede stark hervortraten, auch die Bussen und Wergeldsätze nach dem Stande verschieden waren.

¹⁾ Vgl. Riezler, Gesch. der Hexenprocesse in Bayern, S. 185 f.

Die einzelnen Bussätze anzuführen, wird man mir gern erlassen. Ausser der Busse für die Tödtung (wergelt, ags. leódgilde, altn. manngiöld, mannbót) bestunden feste Bestimmungen, wie körperliche oder sittliche Verletzungen gebüsst werden sollten. Der älteste Grundsatz: Leben um Leben, der durch den Brauch der Blutrache hindurchgeht, trat zurück hinter den, dass der freie Mann Gewaltthaten, an denen kein sittlicher Makel haftete, durch Bussleistung an den Verletzten oder seine Sippe, und durch eine Strafe für den Friedensbruch, ablösen könne. Unsere Volksrechte, deutsche wie nordische¹⁾, sind hierin sehr ausführlich und gewähren durch die Einzelheiten manchen Schluss auf die sittlichen Zustände des betreffenden Volksstammes.

Waren Unmündige an Leib, Ehre oder Gut geschädigt, so hatte der Vormund die Klage zu erheben, und ward sie bewiesen und der verklagte überführt, so wurde die Busse geleistet. Dass dieselbe dem Vormund übergeben ward, unterliegt keinem Zweifel; welchen Theil er aber von ihr zog, ist nicht fest bestimmt. In den Fällen natürlich, wo eine Schädigung seines Rechtes geschehen war, wie bei unrechtmässiger Verlobung, Entführung und unrechtmässigem Beiliegen, kam ihm die volle Busse zu²⁾. Bei eigentlichen Verletzungen des Mündels aber zog er nach nordischen Rechten entweder gar nichts (Sjell. I. II, 20. III, 38) oder nur die Hälfte oder gar nur ein Drittel (l. Fris. 9, 9. Ostgöth. vadham. 14. Gråg. vïgsl. 54). Lag Todtschlag vor, so theilte sich der Vormund als Verwandter mit den übrigen nächstberechtigten Magen bald von der Schwertseite allein, bald auch von der Spilleseite in das Wergeld. War der Vormund selbst der Thäter, wie dies bei Verletzungen der Frauen

¹⁾ Grimm, Rechtsalterth. 404 ff. Wilda, Strafrecht der Germanen 398—438.

²⁾ L. Fris. 9, 11. 13. l. Sax. XL. l. Liutpr. 121. Bajuv. VII. 10. Sjelland. I. III, 38. Gulath. c. 51. Uplandsl. III. 1. Zusatz zu Vestgöth. II. (Collin och Schlyter corp. jur. Sveogoth. ant. I, 239). Im longobard. Recht (ed. Roth. 139) wird die Busse zwischen die beiden Mundschaftsbehörden, den König und den Vormund, getheilt.

durch ihre Männer vorkommen konnte, so wurde nach nordischen Rechten die Klage und Busse von ihrem nächsten Schwertmagen, der ihr Verlober gewesen war, erhoben und die Busse zu der Mitgift gelegt (Ostgötal. vadham. 10. Vestgötal. II. fridb. 8).

Gewiss ist ferner, dass das Weib Theil am Wergelde eines Verwandten haben konnte. Die weiblichen Glieder der Familie waren nicht von der Pflicht zur Blutrache ausgeschlossen — man erinnere sich, wie Kriemhild diese Pflicht erfüllte! — es musste ihnen also auch das Recht auf das Wergeld zugestanden werden. Als der Riese Thiasi von den Göttern erschlagen ist, macht sich seine Tochter Skadi nach Âsgard auf und droht mit der Blutrache, wenn ihr nicht genügende Sühne geboten werde. Als Dag den Helgi getödtet, bietet er seiner Schwester Sigrun Wergeld für den Gemahl (Helgaqu. Hundingsb. II, 28 ff.). Das isländische Recht theilt den Frauen ein Drittel des Wergeldes zu (Grág. fest. 20. vigsl. 54), wovon sie aber den dritten Theil dem Vormund abgeben müssen. Eigenthümlich sind die Verhältnisse im norwegischen Gulathingsbuch (c. 221). Hier treten die Mutter, die Tochter, die Schwester und die Frau des erschlagenen in den Genuss einer Geldsühne (kvengiaver); allein dieselbe ist von dem Wergelde verschieden, denn dieses wird von ihren nächsten Schwertmagen, also hier von dem Vater der Mutter des erschlagenen, vom Sohne der Tochter oder Schwester, in Empfang genommen (Gulath. b. c. 225 f.). Ebendort sind die Spillemage des Mörders zur Wergeldleistung verpflichtet (c. 227. 231. 232. 235. 245). Es bestund also nach diesem Recht wie nach dem angelsächsischen (Älfrêds ges. c. 27) die Einrichtung einer Familienbürgschaft¹⁾, von der die Frauen nicht ausgeschlossen waren. In einem gewissen Falle sehen wir sogar im isländischen und norwegischen Rechte die Verpflichtung und das Anrecht der Frauen auf das Wergeld ganz bestimmt heraustreten. Hinterlässt nämlich der getödtete nur eine Tochter und ist niemand näher als sie

¹⁾ Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 1³, 74—78.

zur Hauptbusse (höfuðbaugr) berechtigt, so nimmt sie dieselbe gleich einem Sohne. Ebenso ist die Tochter des Mörders, im Falle kein Sohn lebt, zur Erlegung des Wergeldes verpflichtet. Beides gilt indessen nur von den unverheirateten Töchtern, denn mit der Vermählung gehn Recht und Pflicht auf die nächsten Schwertmage über (Gråg. vigs. 114). Im norwegischen Gulathingsbuch (c. 275) hat die Schwester dasselbe Recht wie die Tochter¹⁾.

Aus skandinavischen Sagas ergibt sich ferner die Ansicht, dass der Tochter oder der Witwe eines erschlagenen voller Ersatz für den Vater oder Gatten durch Verheiratung mit dem Todtschläger geleistet würde; freilich zeigt sich dabei auch, dass die Frauen sittlichen Widerstand hiergegen bekunden²⁾. Es war das ein altgermanischer Brauch, denn auch die Asen bieten der Tochter des von ihnen erschlagenen Riesen Thiasi Busse für den Vater durch Verheiratung mit einem von ihnen: Skaði ward dadurch Gattin Niðrðs. Wir müssen auch die Ehe zwischen dem Langobardenkönig Albwin und Rosimund, der Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, den Albwin in der Schlacht erschlug, auf dieselbe Sitte zurückführen. Fast alles weist demnach darauf, dass die Weiber in sehr alter Zeit Theil am Wergeld hatten, und das thüringische und langobardische Recht haben sich also, indem sie das Wergeld den Schwertmagen allein zutheilen, von dieser ursprünglichen Auffassung bedeutend entfernt (l. Angl. et Wer. I, 3. 6. l. Liutprandi 13)³⁾.

Aus dem uralten Glauben, dass der Meineid eines Geschlechtsgenossen den Fluch der Götter auf das ganze Ge-

¹⁾ Vgl. auch Frosthath. 6, 4.

²⁾ Magnusars. c. 46. Ans s. bogasveigis c. 7. Halfdanars. Eysteinss. c. 3.

³⁾ Nach l. Angl. Wer. I, 9 würde die Tochter nach dem Ausgange der fünften väterlichen generatio mit dem Eintritte in das liegende Erbe gemäss I, 6 auch die ultio proximi et solutio leudis übernehmen. In der l. Liutpr. 13 wird ausdrücklich gesagt: filiae ejus eo quod femineo sexu esse provantur, non possunt fildam ipsam levare.

schlecht herabrufe, erklärt sich auch eine Bestimmung der burgundischen Lex Gundobada 8, 1, wonach die Frau oder auch die Mutter des Schwörenden zur Eideshilfe herangezogen wird¹⁾. Erforderliche Eide mussten von den Frauen selbst geleistet werden²⁾. Ward die Entscheidung in gegen sie erhobenen Klagen einem Gottesurtheil überlassen und dabei auf Zweikampf erkannt, so hatte ihr nächster Schwertmag für sie einzutreten³⁾; nur in einzelnen Fällen und wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit ward den Weibern selbst der Kampf zugeschoben. Im eng anschliessenden Kleide kämpften sie mit einem Steine, den sie in den Schleier gebunden hatten, gegen den Mann, der sich halb in einer Grube mit einem Stocke vertheidigte⁴⁾. Arten des Gottesurtheils, die den Weibern häufig zuerkannt wurden, waren die Probe mit glühendem Eisen, das sie in blossen Händen neun Schritte weit zu tragen hatten, oder mit neun glühenden Pflugscharen, über die sie barfuss schreiten mussten; der Kesselfang, wobei sie einen Stein aus einem Kessel voll siedenden Wassers zu holen hatten, und die kalte Wasserprobe, die bei den Hexen im 16. und 17. Jahrhundert häufig angewandt wurde. Das Weib ward dabei an einem Seile ins Wasser geworfen und für unschuldig erklärt, wenn es unterging, für schuldig aber, wenn es sich oben hielt; denn der Glaube war, dass das Wasser nichts unreines und daher auch keinen Missethäter in sich dulde⁵⁾. Auch die Kreuzesprobe

¹⁾ Brunner, D. Rechtsgesch. 1, 89.

²⁾ Sachsensp. I. 47, 1. Schwabensp. Landr. 75. Eine Eidesformel für Frauen Weisth. 3, 777. Über den nastait s. unten.

³⁾ Vermochten die Frauen keinen ihrer Schwertmago zu stellen, so pflegten sie Miethkämpfer (campiones) anzunehmen oder mussten sich der Feuerprobe unterwerfen, l. Angl. et Werinor. de veneficiis. Vgl. Gaupp, Gesetz der Thüringer 405—407.

⁴⁾ Majer, Gesch. der Ordalien 270—274. Philipps, Die Ordalien bei den Germanen, S. 10. Ukert in Jacobs und Ukert, Beitr. zur älteren Litteratur III, 119—128. Vgl. überhaupt J. Grimm, Rechtsalterth. 908—937. Wilda, Ordalien in Ersch und Grubers Encyclopädie III. 4, 452—490.

⁵⁾ Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprocesse I, 394 ff.

scheint nicht selten bei Weibern gebraucht zu sein. Beide Parteien stunden mit erhobenen Armen während einer Messe an dem Kreuze; wer die Arme zuerst sinken liess, ward für überführt gehalten¹⁾.

War die angeklagte durch den Beweis überführt und ward auf Geldbusse gegen sie erkannt, so zahlte der Vormund die Busse aus dem Vermögen des Mündels. Reichte dasselbe nicht hin, so scheint er mit seinem eigenen Vermögen herangezogen worden zu sein; wenigstens liegt es im Wesen der Mundschaft, dass der Vormund nicht bloss schützt, sondern auch bürgt. Wo er nicht solidarisch verpflichtet ist, findet sich Abweichung von der ursprünglichen Auffassung²⁾.

Bei Kindern unter ihren Jahren und bei Wahnsinnigen durfte keine andere als Geldstrafe vorkommen, erwachsene Weiber dagegen wurden auch peinlich gestraft. Die alt-germanischen Grundsätze zeigen jedoch auch hier eine milde Beurtheilung der Frau, wie sie später in der goldenen Bulle (c. 24, §. 3) zwar ausgesprochen, aber nicht durchgeführt ist. Die nordischen Gesetze lassen wenigstens darauf schliessen; denn für Verbrechen, bei denen den Männern der Tod gewiss war, stund den Frauen Ausgleichung durch Geld mehrfach frei. Ihre Strafe war in den oberschwedischen Gesetzen schon dadurch milder, dass sie nicht friedlos werden konnten und ihr Landbesitz demgemäss nicht eingezogen werden durfte (egh ma hanna bo skiptas). Königsfriedenbruch (edhsöre), Königsbusse (ensak) und Herrenstrafe (härrathocke) konnten sie nicht auf sich laden. Ward aber ein Weib für einen verübten Mord von dem Bluträcher auf frischer That erschlagen, so lag es ungebüsst (Östgötal. dräpab. 9. vadham. 15. 22. 35).

¹⁾ Vgl. Gengler, Deutsche Rechtsgeschichte 403.

²⁾ Vgl. hierüber Kraut, Vormundschaft I. §§. 37. 38. — Zahlte der Vormund keine Busse oder hatte die Frau keinen Vormund im Lando, so verlor sie nach ostgotländ. Rechte die Freiheit, Östgötal. vadham. 35. 37. Die Weigerung des Vormunds, in der gesetzlichen Frist von fünf Tagen die Busse zu erlegen, zog ihm Friedlosigkeit und Vermögenseinziehung zu, Östgötal. dräpab. 9.

Der Lebensstrafen, die an den Weibern vollzogen wurden, gab es verschiedene. Gegen das Hängen, die uralte Todesart, die als Opfer an die Götter zu nehmen ist, sträubte sich später das Gefühl¹⁾. Wie das Uplandslag (IV, 29) bestimmt, dass kein Weib gehängt oder gerädert, sondern lebendig begraben werden solle, so setzt auch das Riber Stadtrecht von 1294 (25) fest, wegen der weiblichen Ehre (*for en quindeligh aeraes schyld*) solle kein Weib gehängt, sondern lebendig begraben werden²⁾. Das ostgotländische Gesetz (*vadham.* 35) gestattete indessen für eine auf frischer That ergriffene Diebin den Strang, ebenso die Westerlawer Gesetze für eine Ehebrecherin (404^b, 11). Auch die Strafe des Rades ward in der Regel nur gegen Männer in älterer Zeit erkannt; Frauen wurden dafür verbrannt, gesteinigt oder ersäuft (Grimm, R. A. 689). Erschlug ein Mann seine Frau ohne rechtlichen Grund, so ward er in mittlerer Zeit gerädert; tödtete die Frau ihren Mann, so verfiel sie der Strafe durch die Sippe; nach Uplandsl. IV, 13 wurde sie gesteinigt. Für eine Giftmischerin, durch die jemand gestorben, bestimmte das upländische Gesetz den Feuertod (IV, 19). Kindesmörderinnen wurden später zuweilen in eine Grube gelegt und darauf gepfählt (Grimm, R. A. 691). Nicht ungewöhnlich war ferner in älterer Zeit, Frauen zur Lebensstrafe unter die Hufe der Rosse zu werfen oder sie überfahren und von Pferden zerreißen zu lassen³⁾. Die schöne Schwanhild ward auf den Befehl des Gotenkönigs Ermanrich der Sage nach von Pferden zertreten, als sie ihre Liebe dem Sohne des greisen Bräutigams schenkte (*Gûdrûnarhvöt* 16). Die Frankenkönigin Brunhild wurde mit ihren Haaren und Armen an den Schweif eines wilden Rosses gebunden und zu Tode geschleift (Pertz I, 286).

Eine besondere Rücksicht nahmen die Gesetze wie heute auf die Schwangeren. Gewöhnlich wurden die Strafen erst

¹⁾ Grimm, Rechtsalterth. 687.

²⁾ Über das Lebendigbegraben der Frauen in den Niederlanden Hoffmann v. Fallersleben, *Horae belg.* VI, 226.

³⁾ Greg. Tur. III, 7. Chron. Novalic. III, 14 (Pertz IX, 101).

nach erfolgter Entbindung vollzogen oder überhaupt gemildert. Selbst im Hexenprocess kannte man hier Schonung bis zur Entbindung.

Nachdem wir so eine Übersicht über die Mundschaftsverhältnisse des Mädchens und seine Stellung zum öffentlichen Recht zu gewinnen suchten, liegt uns noch ob, sein Erbrecht kurz darzulegen.

Altgermanischer Rechtssatz war, wie schon erwähnt wurde, dass nur der Mannesstamm den Landbesitz des Geschlechtes führte und dass die weiblichen Familienglieder allein an der beweglichen Hinterlassenschaft Theil hatten. Er beruhte darauf, dass auf dem liegenden Eigen die privaten und öffentlichen Pflichten und Rechte hafteten, deren volle Übernahme für das Weib nach seiner ganzen natürlichen Anlage unmöglich war. Bei den Salfranken wenigstens fiel bis auf König Chilperich († 584) Grund und Boden bei Abgang von Söhnen an die Gemeinde.

Erst allmählich, nachdem in der Gemeinde- und Staatsverfassung Änderungen eingetreten waren, erbten die Frauen auch Grund und Boden. Interessant ist die Vermittlung zwischen der schroffen Ausschlössung und der Gleichberechtigung zu beobachten.

War kein Sohn oder kein Sohn desselben vorhanden, so gestatteten das langobardische, alemannische, burgundische und sächsische Recht den Übergang alles Erbes auf die Töchter¹⁾. Dasselbe geschah auf Island, wo sogar ein Goðord (Hof mit Priester-, Verwaltungs- und Richterrecht) auf die Töchter erben konnte, die aber natürlich das darauf ruhende Amt durch einen Mann des Bezirkes verwalten lassen mussten²⁾. Bei den Franken traten die weiblichen Familienglieder in dem Erbe des Grundbesitzes des Hauses (der terra salica, aviatika, hereditas aviatica) gegen die männlichen entschieden zurück; es galt dies besonders für die Weiber der ent-

¹⁾ leg. Liutpr. I, 1. 4. l. Alam. 57. Burgund. XIV. 1. Saxon. 44. 46.

²⁾ Gråg. festath, 21. thingsk. 21.

fernteren Verwandtschaftskreise. Die Töchter aber und die Schwestern erhielten bei den Salfranken durch König Chilperich das Erbrecht am Landbesitz¹⁾. In merovingischer Zeit konnten aber bereits testamentarische Verfügungen zu Gunsten der Töchter gemacht werden²⁾. Bei den Angeln und Werinern erbte der Sohn die ganze Hinterlassenschaft. War kein Sohn vorhanden, so trat im Landbesitze der nächste Verwandte von der Speerseite als Erbe ein, in der beweglichen Habe (*pecunia et mancipia*) aber die Tochter, oder wenn sie fehlte, die Schwester, oder drittenfalls die Mutter. Von der Mutter erbte die Tochter nur die Gerade, d. i. Schmuck und Kleider. Erst im fünften Grade geht die ganze Erbschaft vom Speer auf die Spindel über (l. Angl. et Werinor. I, 1—9).

Auf eine Zurückstellung der Weiber hinter die Männer in der Erbfolge lässt sich auch bei den Friesen und den Angelsachsen für die älteste Zeit aus dem minderen Rechte derselben überhaupt schliessen. Seit dem 9. Jahrhundert aber trat bei den Angelsachsen die Tochter in das ganze Erbe vom Vater vor allen entfernteren Verwandten ein³⁾.

Nach dem Sachsenspiegel (I, 17) geht zwar im engeren Erbenkreise das männliche Geschlecht dem weiblichen vor, also Sohn der Tochter, Vater der Mutter, Bruder der Schwester. In dem Erbenkreise über die Geschwister hinaus aber treten die gleich nahen ohne Rücksicht auf das Geschlecht zu gleichen Theilen ein; diese Erben hiessen die Sachsen Ganerven. Nicht viel spätere Rechte und Statuten stellen Söhne und Töchter dem gesammten Erbe gleich nah, wie das von den Volksrechten schon das westgotische Gesetz (l. Wisigot. IV, 2, 1. 9) gethan hatte, und auch an das Lehngut erhalten die Weiber mehrfach denselben Anspruch wie die Männer⁴⁾.

¹⁾ Brunner, D. Rechtsgesch. 1, 195.

²⁾ Waitz, D. Verfassungsgesch. II, 191 f. v. Amira, Erbenfolge und Verwandtschaftsgliederung nach den altniederdeutschen Rechten 12 ff.

³⁾ v. Amira, Erbenfolge 95.

⁴⁾ Kraut, Privatrecht 422 f. 3. A.

In den Weisthümern erhielt sich indessen hier und da die alte Ausschliessung der Töchter. So bestimmt das Dornheimer Weisthum (östl. Schwarzwald, Grimm Weisth. 1, 378), dass die Knaben im liegenden, die Töchter im fahrenden Gute das Erbe haben sollten. Nur wenn nicht so viel fahrendes vorhanden sei, um gleiche Theile zu bilden, sollten die Mädchen durch liegendes entschädigt werden.

Besonders behandelte Theile der Hinterlassenschaft sind die wesentlich männlichen und die wesentlich weiblichen Dinge, also einerseits der Panzer (*vestis bellica* i. e. *lorica*, l. Angl. Wer. I, 6) und das Schwert, anderseits Schmuck und Frauengewand¹⁾. Das thüringische (anglich-werinische), das burgundische Gesetz und vor allem der Sachsenspiegel mit den an ihn sich anlehnenden Rechtsbestimmungen kennen diesen weiblichen Erbtheil mit dem Namen *rhedo*, *råde* oder *geråde*. Der Sachsenspiegel (I. 24, 3) nennt als Bestandtheile der *råde* Schafe, Gänse, Kasten mit beweglichem Deckel, alles Garn, Betten, Pfühle, Kisten, Leilache, Tischlachen, Handtücher, Badelachen, Becken, Leuchter, Flachs, alle Weiberkleider, Ringe, Armspangen, Schapel, Psalter und alle gottesdienstlichen Bücher, Sessel, Laden oder Schreine, Teppiche, Wandbehänge, Rücklachen und allen Kopfputz (*al gebende*); ausserdem Bürsten, Scheren²⁾, Spiegel. Alles unverschnittene Gewand und unverarbeitete Gold und Silber gehörte nicht zur Gerade. In den norwegischen und ostgotländischen Rechten erscheinen jene Geschlechtsvorausnahmen aus der Hinterlassenschaft ebenfalls³⁾.

Die Gerade erbte nach sächsischem Rechte auf die nächste weibliche Verwandte, auf die Tochter also oder auf die

¹⁾ J. Grimm, Rechtsalterthümer 566—586. Kraut, Grundriss über das deutsche Privatrecht, §. 182, 29—58.

²⁾ In den Bildern zum Sachsenspiegel dient die Schere, ausserdem zuweilen Bürsten, Schafe und Gänse als Abbildung der Gerade.

³⁾ Frostath. IX, 9. Håkonarb. c. 75. Uplandsl. III, 70. Ostgotl. giptab. 15. Hans Privil. 42.

nächste Nichte¹⁾. Waren mehrere Töchter vorhanden und eine oder mehrere von ihnen schon ausgestattet (útgerádet), so erbte die nicht ausgestattete die Gerade (Sachsensp. I, 5, 2).

Überhaupt ward später bei der Erbtheilung billige Rücksicht darauf genommen, ob die Töchter schon ausgestattet waren oder nicht. Die unverheirateten nahmen daher nach norwegischem Rechte von dem Erbe einen Theil hinweg, welcher der Ausstattung der verheirateten entsprach (Frostath. 11, 2). Ein Verlust alles Erbrechtes trat nach ältestem Recht für die Töchter dann ein, wenn sie den Vorwurf der Unkeuschheit auf sich gezogen hatten. Die isländische Grágás (arfath. 23), ebenso der Sachsenspiegel (I, 5, 2) huben diese Bestimmung auf; das ostgotländische Recht (ärfdhab. 1) machte die Verzeihung der Eltern zur Bedingung des Wiedereintrittes der Erbfähigkeit; der Schwabenspiegel (Landr. 15) sagt, ein Mädchen unter fünfundzwanzig Jahren verwirke in solchem Falle Vater- und Muttererbe; sei es älter, so könne es wohl seine Ehre, aber nicht sein Erbe verlieren. Letzterer Grundsatz galt im Sachsenspiegel überhaupt (I. 5, 2).

In dem Eddaliede Atlamál (75) wird erzählt, dass Gudrun nach dem Falle ihrer Brüder Gunnar und Högni das Erbmahl (erfi) für sie anrichtete, so wie Atli eines für seine gefallenen Treuen. Es ist ein Gedächtnissmahl der Todten, wobei der Erinnerungsbecher (minni) für sie getrunken wird.

Dieses Erbmahl war aber, wie der Name schon zeigt, nicht bloss zu Ehren der Todten bestimmt, sondern zum An-

¹⁾ Nach Sachsensp. I. 7, 3. Weisth. 3, 103 nimmt die älteste Tochter die Gerade, nach Weisth. 3, 189 (Engern) die jüngste. Vgl. auch Weisth. 1, 283. 376. 3, 102. Bei hörigen Leuten fiel sie, wenn keine unberathene Tochter da war, an den Herrn (Weisth. 1, 75. 106. 270. 3, 33. 56. 185). War aber die Tochter unberathen und sie so lebenskräftig, dass sie die vier Wände ersieht (Weisth. 1, 290), dass man sie durch die Wand schreien hört (W. 3, 148), dass sie die vier Wände beschreit (W. 3, 103), eine brennende Ampel ausblasen (W. 3, 102), auf einer Bank stehn und der Mutter Kasten aufschliessen kann (W. 3, 208), so fällt dieser die Gerade zu, vgl. Grimm, Rechtsalterth. 410. — Auch der Bruder, welcher Geistlicher ist, aber noch kein Amt (kerken oder provende) hat, erbt von der Gerade. Sie wird aber bei ihm zum Erbe, denn von seiner Hinterlassenschaft wird keine Gerade genommen, Sachsensp. I. 5, 3.

tritt des Erbes und ward mit allerlei Gebräuchen festlich begangen. Die Frauen konnten also erst in jüngerer Zeit, nachdem sie die Befähigung zum Erbe erhalten, an der Sitte wirklichen Theil haben. Ein Todtenopfer; ein Trinkgelage das sich dem Gedächtnissbecher, der durch die Bänke gekreist hatte, anschloss; Lieder, die zuerst zu Ehren des Verstorbenen gesungen wurden, aber dann auch ohne Bezug auf den Todesfall weiter ertönten; das Lied begleitende Tänze, endlich Spiele überhaupt lassen sich als Bestandtheile der allmählich ausartenden Feier durch die kirchlichen Verbote in Deutschland, wie durch die nordischen Sagas aufstellen. Nachdem der Gedächtnisbecher auf den Abgeschiedenen von dem Erben geleert war und alle ihn nachgetrunken hatten, verliess im Norden der Erbe den Schemel, auf dem er bisher gesessen hatte, und bestieg den Hochsitz des Hauses, zum Zeichen, dass er nun an die Stelle des früheren Herrn desselben trete¹⁾.

Wie die Kirche auch sonst volksthümliche heidnische Gebräuche ihren eigenen Gesetzen und Sitten anzupassen gewusst hat, so ist das auch mit dem Erbmahl geschehen. Die Zeit der tieferen Trauer, welche vom kirchlichen Todtendienst durchzogen war, fand mit dem dreissigsten Tage nach dem Tode ihren Abschluss. Auf diesen Dreissigsten wurden nun die volksthümlichen Gebräuche des Todten- und Erbmahls übertragen. Seit dem 10. Jahrhundert ist diese Feier des Dreissigsten in Deutschland zu beweisen, und da im Sachsen-spiegel die juristische Bedeutung dieses Tages für die Besitzergreifung der Erbschaft durch den nächsten Erben als altes, allgemeines Sachsenrecht erscheint, so werden wir, indem wir auch in den nordischen Rechtsbüchern einen der kirchlichen Seelamtstage für den Todten, d. i. den siebenten oder den dreissigsten, als den Termin des rechtlichen Eintrittes in das Erbe finden, die Verschmelzung des kirchlichen Todten-amtes mit deutschem oder germanischem uraltem Erbgebrauche für unser Mittelalter bewiesen erachten dürfen.

¹⁾ Weinhold, Altnord. Leben 500 f. G. Homeyer der Dreissigste. Berlin 1864 (Abhandl. d. k. Preuss. Akademie d. Wissensch.) 101 ff. 118 ff. 144.

Fünfter Abschnitt.

Liebe und Frauendienst.

*Waz waere mannes wünne, des fröute sich sîn lîp,
ez entaeten schoene meide und hêrlîchiu wîp?*

Nibel. 273, 1. 2.

*Got hât gehoehet und gehêret reine frouwen,
daz man in wol sol sprechen unde dienen zaller zît.*

Walth. 27, 30.

*Swâ dû quotes wîbes vingerlîn
mügest erwerben und ir gruoz,
daz nim: ez tuot dir kumbers
buoz.*

*Swer nie leit durh liep gewan,
dern weis ouch niht, wie herze-
liebe lônên kan.*

MS. Hag. I, 302^a

*du solt zir kusse gâhen
und ir lîp vast umbevâhen:
daz gît gelücke und hôhen muot
op si kiusche ist unde quot.*

Parziv. 127, 29 ff.

*Er gewan nie manlîchen muot
der niht toerliche tuot
etswenne durh diu wîp.*

Lanzel. 1017.

In der Alexandersage findet sich das Märchen von schönen Blumen im Walde, aus deren festen rothen und weissen Blüthenknospen, wenn der Schnee zergangen ist, liebliche Mädchen herausspringen, die den Sommer in reizender Jugend unter dem Waldesschatten und dem Vogelsang hinleben. Wenn aber die Brunnen zu fließen aufhören, der Wald fahl wird und die Vögel verstummen, dann schwinden die Blumenkinder auch dahin und ihr kurzes Leben ist vergangen. Den wundersamen Blumen lassen sich die Menschenmädchen vergleichen. Ist der Vorfrühling vorbei und das junge Menschenkind aus den ersten Jahren herausgethaut, dann schiesst es auf wie jene Waldpflanzen; und wenn die Zeit der Reife genaht ist und Ahnung und Sehnen sich um die junge Brust legt, dann tritt aus der springenden Hülle des Kindes das

süsseste Wesen der Schöpfung, die Jungfrau. Aber die Brunnen der Jugend rinnen nicht immer, die Blätter der Schönheit rieseln eines nach dem andern auf die braune Erde und der Lebenston der Liebe verhallt. Da verhüllt das Weib sein Antlitz, und Heil ihm, wenn es sterben kann wie jene Frauen des Märchens.

Das jungfräuliche Weib birgt einen unnennbaren Reiz; Anmuth und hauchlose Reinheit flechten sich gleich Rosen und Myrthen zusammen und drücken dem einfachsten Weibe eine glänzende Krone auf das Haupt. Höher angelegte Völker haben vor der Jungfräulichkeit stets ehrfürchtige Scheu gehabt. Sie wussten die ersehnte Wiedergeburt der Gottheit nicht anders zu vermitteln, als dass sie den menschwerenden Gott durch eine Jungfrau gebären liessen. Sie verliehen der Jungfrau Kräfte, welche das menschliche Mass übersteigen; die Gabe der Weissagung ward ihr vertraut, und Zauber zu knüpfen und zu lösen vermochte zumeist die Reinheit des Weibes.

Wir Deutsche dürfen mit gerechtem Stolze auf unsre Vorfahren blicken, wie sie uns der Römer schilderte. Es war ein reines, kräftiges, keusches Volk, ein Volk, das rauh und ungebildet in vielem, doch das richtige Gefühl im Herzen trug. Auch ohne ausdrückliche Zeugnisse müssten wir auf eine besondere Achtung der Jungfrau bei den Germanen schliessen; denn unter den Göttinnen unseres Volkes beweist eine Reihe lieblicher Bilder, wie das Mädchen verklärt ward, und auch im Rechte finden wir die Jungfräulichkeit geachtet. Wir sehen jedoch hier einen eigenthümlichen Streit zwischen Frau und Jungfrau eintreten. Während in einigen Volksrechten (l. Sax. II, 2. Hunsingöer Busst. 12. 13) Beleidigungen der Jungfrauen höher gebüsst werden als die verheirateter Frauen, zeigen andere (l. Alam. LVIII, 3. Bajuv. VII, 8. 10—13) einen Vorzug dieser, indem sie die Verletzung der Rechte des Ehemannes höher anschlagen als die Beleidigung der Jungfräulichkeit. Das friesische Recht stellt Jungfrauen und Witwen gleich ausgezeichnet vor die verheirateten Weiber.

Selbst im Kriege haben die Germanen ihre Achtung des Weibes nicht selten bewährt, wenn die Geschichte auch gerade aus den Kriegen von Deutschen gegen Deutsche Grausamkeiten gegen Frauen und Kinder meldet. So brachten die bereits bekehrten, aber innerlich noch heidnischen Franken beim Übergang über den Po dem Kriegsgotte ein grosses Opfer von gotischen Weibern und Kindern als Erstlingen des Krieges (Procop. b. got. II, 25), und die Thüringer verübten in den Kämpfen mit den Franken an fränkischen Frauen und Kindern arge Rohheiten (Gregor. tur. III, 7). Die Wikinger pflegten bei ihren Einfällen in das Frankenreich alles, Männer, Weiber, Kinder, niederzuhauen, wenn sie siegten. Aber auch das Gegentheil lässt sich bezeugen. Als der westfränkische König Rudolf 925 die Stadt Auga (Eu) erstürmt, in die sich die Normannen unter Rollo geworfen haben, werden alle Männer niedergemacht, die Frauen aber unberührt gelassen (Richer. hist. I, 50). Gleiche Schonung hatte früher Totila den Neapolitanerinnen und Römerinnen bewiesen, und als ein vornehmer Gote sich eine Ungehörlichkeit gegen ein neapolitanisches Mädchen erlaubt hatte, liess er ihn trotz allgemeiner Verwendung hinrichten und sein Vermögen jenem Mädchen geben (Procop, b. got. III, 6. 8. 20). Die Skandinavier hatten den Frauenfrieden (quenagrid) gesetzlich festgesetzt und hielten ihn in Kriegen und Familienfehden; ebenso genossen nach deutschen Gesetzen des 13. Jahrhunderts Weiber und Jungfrauen alle Tage und alle Zeit an ihrem Leibe und Gute Friede¹⁾. Auch darin zeigt sich eine bevorzugte Stellung der Jungfrauen augenscheinlich, dass in früher Zeit als festeste Bürgschaft des Friedens zweier Völker oder Staaten vornehme Jungfrauen als Geiseln gegeben wurden²⁾. Auf diese Weise kam der Sage nach die burgundische Königstochter Hildgund an Attilas Hof.

¹⁾ Sachsensp. II. 66, 1. Henrici treuga 1 (1230).

²⁾ Germ. 8. hist. IV. 79. Sueton. Octav. 21. Dio Cass. 71, 12.

Lassen wir nun die Mädchen und Frauen unserer Vorzeit vor unsere Augen treten, wie die Schilderungen der Römer und Griechen, später die Dichtungen und Bildwerke des tieferen Mittelalters sie uns vorzaubern. In den älteren Zeiten vor allem treten uns hohe, kräftige Gestalten mit hochblondem Haare und bläulichen Augen entgegen; Leiber, die von der ungeschwächten Kraft des Stammes zeugen und die frische Farbe des Wald- und Feldlebens tragen. Die Frauen waren kernige Blondinen von jener stattlichen Erscheinung, die noch heute nicht ganz verschwunden ist. Wie sich in jedem Volke zu jeder Zeit die Schönheit einzelne Stämme und Gegenden zu Lieblingen wählt, so werden auch bei den Germanen die einen Völkerschaften die andern an leiblicher Ausstattung übertroffen haben. Die gotischen Völker zeichneten sich namentlich durch hohen Wuchs, schönes Gesicht, weisse Haut und blondes Haar aus (Procop. b. vand. 1, 2) und ihre Frauen waren allgemein so überraschend schön, dass selbst die verwöhnten Oströmer ihr Erstaunen darüber laut äusserten (Procop. b. goth. 3, 1). Auch die Wandalinnen erweckten die Bewunderung der Byzantiner (Procop. b. vand. II, 4). Im späteren Mittelalter waren in Frankreich die deutschen Männer und die flandrischen Frauen als die schönsten ihres Geschlechtes berühmt ¹⁾. In Deutschland (auch in Italien und Frankreich) gingen allerlei ungereimte und gereimte Sprüche um, besonders im 15.—17. Jahrhundert, in denen die Weiber verschiedener Länder gepriesen wurden, oder welche aus den besonderen Schönheiten einzelner Landschaften das Bild eines vollkommenen Weibes mosaikartig zusammensetzten ²⁾.

Wenn ich nun nach unseren mittelalterlichen Gedichten die Schönheit des Weibes im einzelnen zu schildern versuche,

¹⁾ Le Grand et Roquefort, *Vie privée* 3, 405.

²⁾ Sterzinger *Miscellanhandschr.* 332. Hätzlerin n. LXVIII. Lochheimer *Liederbuch*, Nr. 42. Bebel. *facet. lib.* III. Fischarts *Gargantua* 1590, S. 141 f. Fischarts *Dichtungen*, her. v. Kurz III, 436 ff. Rabelais *Gargantua*, übersetzt von Regis 2, 203. Eine provenzalische Strophe bei Raynouard, *Choix* V, 154, eine italienische bei Reinsberg-Düringsfeld, *Internationale Titulaturen* 1, 8.

so gewährt es sicher ein Interesse für die historische Ästhetik, in die Herzens- und Kunstkammer der Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts zu blicken¹⁾. Entzücken über die weibliche Schönheit spricht sich ganz natürlich in sehr vielen Versen der epischen und lyrischen Dichter deutlich aus. Es genüge hier an Walthers von der Vogelweide Strophe (46, 10. L.) zu erinnern, in der er die Erscheinung einer schönen edlen Frau schildert, wie sie in gesellschaftlichem Anzuge (wol gekleidet unde wol gebunden), in heitrer Anmuth, vor ihrer Umgebung hervorleuchtend wie die Sonne vor den Sternen einherschreitet. „Der Mai bringe uns alle seine wunderbare Schönheit, schöner ist doch ihr holdseliger Leib! wir lassen alle Blumen stehn und schauen das herrliche Weib an.“

Mehr als einer²⁾ verweilt gern und lange bei dem Preise einer schönen Frau und erklärt sich unfähig, solche Reize

1) Über die Ideale der Schönheit bei den Griechen: E. Rhode, *Der griechische Roman* 150 ff., bei den Italianern des 14.—16. Jahrh. J. Burckhardt, *Cultur der Renaissance in Italien* (1860) 342 ff. Über das deutsche Schönheitsideal im 12. und 13. Jahrh. Alw. Schultz, *Quid de perfecta corporis humani pulchritudine Germani saec. XII. XIII. senserint*. Wratisl. 1866. Über das französische Schönheitsideal der ritterlichen Zeit: L. Gautier, *La chevalerie*, S. 374 ff.

2) Zusammenhängende Schönheitsschilderungen finden sich bei Herbort, Wirnt, Konrad Flecko, bei Konrad v. Würzburg mehrfach, bei Ulrich v. Eschenbach, bei Jans Enikel, im Wigamur, Reinfried, bei Walther v. Rhoinau (Maria), in Heinzelins Minnelehre, in vielen erotischen Geschichtchen und in Dichtungen des XIV. Jahrh. In den älteren epischen Gedichten des 12. Jahrh., so in Eilharts Tristan, begegnen sie nicht, einzelne formelhafte Ausdrücke abgerechnet. Veldecko in der Eneide schildert (1687 ff.) zwar Didos Gewand, aber nicht ihre Gestalt; 5156 wird ein Anlauf zur Schilderung ihrer Reize genommen. Hartmann verhält sich im Erech ähnlich; 323—341 findet sich eine kurze Schilderung. 1540 ff. wird die Kleidung beschrieben, aber die leibliche Schönheit 1700 nur ganz flüchtig gestreift; charakteristisch ist 8926 ff. Im Iwein meidet Hartmann die Schönheitsbeschreibung absichtlich. Gotfried verhält sich im Tristan in verwandter Art; 706 ff. wird männliche, 922 weibliche Schönheit kurz beschrieben; 10890 schildert der Dichter Isotes Anzug etwas ausführlich, hat aber für ihren Körper nur wenig Worte. Wolfram geht

völlig zu schildern. Ein Beispiel gewähre Konrad Fleckes Beschreibung der schönen Blanscheflur. Goldglänzende Haare, sagt der Dichter, fielen um die Schläfe, die weisser als Schnee waren; feine, gerade Brauen zogen sich über die Augen, deren Gewalt sich keiner mit aller Kunst erwehren konnte; Wangen und Mund waren schön roth und weiss, die Zähne ohne Tadel und elfenbeinen, Hals und Nacken wie vom Schwan, die Brust voll, die Seiten waren lang und der Leib in der Mitte zart und fein. Alles war so schön, dass man zu keinem Ende des Lobes käme und lobte man auch noch so lange¹⁾.

an den weiblichen Reizen nicht stumm vorüber, aber beschreibt nicht das ganze Bild, wie das auch bei den Lyrikern der Fall ist. In formelhafter Art wird den Einzelheiten ihr Preis gegeben, bei Wolfram mit der ihm eigenen Colorirung. Das Volksepos liebt ausgeführte Schilderungen überhaupt nicht und hat daher auch keine breiten Beschreibungen weiblicher Schönheit. Es beharrt auf der älteren Enthaltensamkeit. (Vgl. über den gleichen Zug bei den Griechen: E. Rohde, Der griech. Roman 151.)

¹⁾ Flore 6873 ff., andere Stellen Eneide 5156 f., Horbort 2489 ff., Wigal. 867 ff., Krone 8177 ff., Engelh. 2966, Troj. Kr. 19902 ff., Wigamur 4905 ff., Reinfried 2107 ff., Ulr. Alex. 16978 ff. 23799 ff. 23909 ff. Altdeutsche Blätter I. 242. II, 392. Lassberg Lieders. 193, 115 ff. Hugo v. Montfort n. 21. Oswald v. Wolkenst. n. 50. Fastnachtspiele von Keller 265 f. Liederbuch der Clara Hätzlerin 37^b 38^a H. Sachs, Fabeln und Schwänke, her. von Götze I. n. 1. Vgl. auch Raynouard, Choix III, 202. Méon, Fabliaux et contes 3, 424. Monmerqué et Michel, Théâtre franç. 58. Vgl. auch Ci sont les divisions des soixante-douze biautés qui sont en dames, bei Méon, Recueil de fabl. I. Jubinal, Jongleurs et trouvères 119. 182. Blasons anatomiques du cors féminin. Lyon 1537. Rabelais Gargantua (v. Regis) II, 203. Fischarts Gargantua (1590) 141. Hoffmannswaldau, Abbildung der vollkommenen Schönheit (Neukirchs Sammlung. Leipzig 1697. 2, 62). Z. d. V. f. Volkskunde 5, 358. Pitré, Archivio d. tradiz. popol. XIII, 258 und andere italienische von R. Köhler, German. 11, 219 beigebracht. In den verschiedenen Fassungen werden 7, 18, 30, 60, 72 Schönheiten aufgezählt. Zu erwähnen ist auch Bertrands von Born Lied: Donna puis de mi no us cal (Rayn. Choix 3, 139), wo er sich aus den Reizen der damals berühmten Schönheiten das Bild einer Geliebten zusammensetzt.

Wir wenden uns zu den einzelnen Schönheiten. Ein bedeutender Theil derselben war das Kennzeichen der Nordvölker¹⁾, das lange blonde Haar. Wir wissen, wie bei den Griechen blondes Haar geschätzt war (in den neugriechischen Volksliedern ganz ebenso) und welchen Geschmack die Römerinnen daran fanden und wie hochblond unter ihnen Modelfarbe wurde. Diese Vorliebe ging in das Mittelalter über und erhielt sich dasselbe hindurch in den romanischen Ländern, wo natürlich die dunkelhaarigen Damen zu allerlei Färbemitteln deshalb greifen mussten. Die germanischen Frauen achteten, was die Fremde an ihnen schätzte, selbst sehr hoch und überall wird dieser Schmuck besonders hervorgehoben. Helga Thorsteins Tochter galt für das schönste Mädchen auf Island; nicht wenig trug ihr Haar dazu bei, das wie Gold glänzte und so lang war, dass sie sich ganz darein hüllen konnte (Gunnlaugs s. c. 4)²⁾. Wissen wir doch, dass auch die Männer, bei denen es zugleich das Zeichen der Freiheit war (Rechtsalterth. 283) auf das lange Haar viel hielten und die gallische Ziegenpomade (*inventum rutilandis capillis*) noch fleissiger brauchten als die Frauen (Plin. h. n. 28, 51). Ein rührendes Beispiel für die Liebe zu den Locken des Hauptes gibt eine bekannte Stelle der Jomsvikingasaga (c. 15). Als die kühnen Seeräuber der Jomsburg nach hartem Kampfe überwunden und gefangen sind und in langer Reihe dasitzen, um einer nach dem andern enthauptet zu werden, und als der Tod an den jüngsten kommt, bittet er, man möge ihm sein schönes blondes Haar zuvor hinaufbinden, damit es nicht blutig werde.

Bei den Frauen namentlich war krausgelocktes Haar im 12. und 13. Jahrhundert beliebt³⁾. Ausserdem schätzte

¹⁾ Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme 51 f.

²⁾ Weinhold, Altnord. Leben. 182.

³⁾ reit reidelohht Parz. 151, 23. 232, 20. 809, 2. Titur. 36. 2, Wigal. 27, 5. Krone 8196. g. Gerh. 1688. Wigam. 4600. Virgin. 967, 13. Reinfr. 2110. 2140. krisp Wilh. 154. 11. krispel und krüs Partonop. 8685. Tr. Kr. 19008. krushär krisp unde gel MSH. I,

man die Länge der Locken¹⁾ oder der schön geflochtenen Zöpfe²⁾. Die beliebteste Farbe blieb gelb wie gesponnenes Gold oder wie Seide. Aber auch weissgelb wird als schön geschildert (Eneit 5156) und der Farbe falber Kramseide verglichen (Lieders. 205, 92. — val hâr lanc MSH. I, 22^b. lieht valbez hâr, Enikel Wkr. 13910. ir hâr als die siden lieht ebd. 19683).

Braunes Haar wird seltener in den Gedichten an schönen Frauen oder Männern gerühmt. In den nordischen Liedern und Sagas gilt braune Haarfarbe als Kennzeichen der Goten, Langobarden, Franken (Altnord. Leben 181). Jedenfalls erschienen also in der Wikingerzeit die Südgermanen den nordischen Vettern dunkelhaariger als sie selbst. Schwarzes Haar galt für hässlich oder wenigstens für fremd (ebd. 182).

Die Wangen liebte man von gesunder Farbe, weiss und roth gemischt, wie gemalt³⁾. Die Rose dient zur Vergleichung der schönen Röthe der Backen⁴⁾. Wolfram preist die Wangen der geliebten Frau als eine thauige rothe Rose, und Konrad von Würzburg vergleicht die frische Röthe einer Rosenknospe, die sich im Morgenthau öffnet. Der Glanz der Wangen wird auch einem Spiegelglas verglichen (Enikel Wkr. 12496). Verirrung gegen den Geschmack der Zeit war, dass die Engländerinnen des 12. und 13. Jahrhunderts die bleiche Farbe für schön hielten und durch weiss schminken zu erreichen

327. hâr als di goldtraet — lind sam di siden, Enikel. Wkr. 12505. (Von Enikel wird blondes Haar öfter dem zum nähen verwandten Golddraht verglichen, Strauch zu Enik. Wkr. 11419.)

¹⁾ Wigal. 65, 31. Wildonie verk. wirt 329. Krono 8196.

²⁾ Parz. 151, 24. Wigal 65, 31. 190, 28. Frauend. 166, 17. Walth. v. Rheinau 26, 56. Reinfr. 2140. Philipp Marienl. 836.

³⁾ Eneit 5170. Herbort 601. Erech 1701. Trist. 17568. Krono 8178. Partonop. 8656. Philipp Marienl. 856. Walther v. Rheinau 26, 40. Wigam. 4913. Enikel Wkr. 12499. 14320. 19682. MSH. I, 150^b. 348^a. II, 23^a.

⁴⁾ Herbort 3280. Nib. 281, 2. Wolfr. Lied. 9, 36. MSH. I, 24^a. II, 366^b. Wigal. 895. Partonop. 8679. Tr. Kr. 19956. Demant. 8697. Apollon. 2145. Aber auch die ganze Gestalt wird einer Rose verglichen: Strickers Daniel 527. 4281.

suchten¹⁾. Gesünder war der Französinnen Geschmack, welche sich, wenn sie blass waren, durch gutes Frühstück lebhafter zu färben suchten (Chastoiem. de dames 367—372).

Roth und durchscheinend wie eine Blüthe oder wie eine Rose im Thau, ja so roth, als streue er beim lächeln Rosen, glühend, als könne Feuer daraus springen (Parzival 257, 20), lockt der schöne Mund. Trotzig und üppig fragt er den liebenden: ja trutz? wer wagt mich zu küssen? (MSH. 2, 25^b). Klein, festgeschlossen und schwellend verheisst er dem entzückten Manne die süsse Wonne des Kusses²⁾.

Wie Hermelin aus Scharlach, blicken aus den süssathmenden Lippen die feinen, kleinen, geraden Zähne, deren Weisse dem Elfenbein, der Lilie, dem Schnee verglichen wird³⁾.

Mund bringen aber zu Munde die freundlichen Blicke, die wie Sonnenschein aus den klaren Feueraugen in das Herz spielend blinken⁴⁾ und deren Glanz den Sternen, dem Kerzenlicht, dem Glas oder dem Spiegel verglichen wird⁵⁾.

¹⁾ Anselmi Cantuar. opera II. B.^{**} p. 197. Lutet. 1675. Daraus Alex. Neckam (Th. Wright essays 1, 193).

²⁾ Die Vergleichen des Mundes mit der Rose sind sehr häufig; auch dem Rubin wird er verglichen, z. B. MSH. I, 336^a. Gesammtabent. XV, 60. Tr. Kr. 14692. Wigam. 4909. *Rôter munt* war Kosenamen der Geliebten (German. 9, 402), aber auch Umschreibung für schöne Frau.

³⁾ Herb. 2994. MSH. I, 120^b. 308^a. II, 71^b. 218^a. Partonop. 8672. Walth. v. Rheinau 26, 26. Reinfr. 2210. Enikel Weltkr. 12515. — Wigal. 918. Flore 6900. — Parz. 130, 11. Krone 8192. Tr. Kr. 19973.

⁴⁾ *spilndiu ougen* Walth. 27, 56. 109, 19. 118, 32. MSH. I, 86^b. 351^b. 359^b. II, 366^b. Frauend. 507, 29. 521, 14. Flore 6891. Ernst B. 5191. Wolf diet. B. 243. Pantal. 1954. Tr. Kr. 29236. Heinr. Trist. 3520. Hadam. 649. Meler. 2919. Virgin. 116, 13. Lohengr. 6107. *von lichten ougen spilnde blicke* Frauend. 400, 12. Suchenw. 26, 40. *der fröudenriche ôstertac, der lachende in ir ougen lac* Trist. 925. *lachende ougen* Wigal. 880. Mantel 12, 19. Frauend. 520, 2. 521, 13. *ougen löse* Enikel, Wkr. 9777.

⁵⁾ Gesammtabent. XIII, 80. XXIV, 25. Reinfr. 2159. — Phil. Marienl. 840. — Tr. Kr. 19935. — Neifen 12, 16. MSH. I. 111^a. 153^a. Trist. 11977.

Die Farbe der Augen wird nicht besonders hervorgehoben; auch in Deutschland scheint, wie in Frankreich, wo das vair die beliebteste Tinctur der Augen war, die unbestimmte Buntheit des Augapfels beliebt gewesen: ir ougen klâr gemischt wären âne var (Liedersaal XLV, 58). In der Schilderung der Jungfrau Maria (bei Philipp 840 ff.) wird der saphirne oder jachatne Stern im milchfarbenen Weiss geschildert, bei Walther von Rheinau (25, 47) der glänzend schwarze Augapfel in hyacinthenem oder saphirnem Kreise gerühmt. Graue Augen werden als schön beschrieben von Heinrich vom Türlein (Krone 8182. Mantel 12, 19. 17, 15).

Die Augenbrauen liebte man geschwungen, schmal und scharf, wie mit dem Pinsel gezogen. Für besonders schön galten die braunen, worunter überhaupt die dunkleren gemeint sein mögen¹⁾; die Augenlider liljenweiss (Enikel Wkr. 12482).

Der Raum zwischen den Brauen musste breit sein, zusammenstossende galten für hässlich²⁾.

Die Stirne liebte man gewölbt und weiss³⁾; die Nase mässig lang, nicht breit, nicht höckericht, sondern gerade, höchstens ein wenig gebogen⁴⁾; das Kinn rund, weiss wie Elfenbein, Schnee oder Lilien und mit einem Grübchen geschmückt⁵⁾; den Hals rund, nicht zu lang und nicht zu voll, von so feiner Weisse, dass man den rothen Wein, den die

¹⁾ Eneit 5159. Wigal. 875. Flore 6889. MSH. I, 167^b. II, 65^b. 264^a. III, 468^b. Mantel 12, 20. Engelh. 2882. Tr. Kr. 19924. Phil. Marienl. 837. Wigam. 4922. Ulrich v. Eschenb. Wilh. 1506. Enikel, Wkr. 12480. Reinfr. 2119. Gesammtabent. XIII, 79. XV, 57. Lieders. XLV, 58.

²⁾ Walth. v. Rheinau 26, 9. Rom. de la Rose 530. Méon, Fabl. IV, 409.

³⁾ Carm. bur. XLII, 4. Wigal. 871. Flore 6888.

⁴⁾ Carm. bur. XL, 4. Wigal. 890. Flore 6832. Krone 8183. Engelh. 2976. Tr. Kr. 19936. Phil. Marienl. 848. Enikel, Wkr. 12513. Walth. v. Rheinau 26, 32. Gesammtabent. XX, 43. Suchenw. XXV, 200.

⁵⁾ MSH. I, 15^b. 22^b. 61^b. 210^a. II, 23^a. Krone 8197. Tr. Kr. 19984. Phil. Marienl. 862. Walth. v. Rheinau 26, 27. Gesammtab. XX, 47. Fragm. 43^a. Suchenw. XXV, 193. Hätzl. 188^a.

Schöne trank, durch die Haut scheinen sah (Enikel Wkr. 12525. 14340. Ges. Abent. 20, 48). Das ward noch an der schönen, unglücklichen Agnes Bernauer gerühmt (Arnpeck bei Freyberg, Sammlung 1, 174), der Geliebten Herzog Albrechts III. von Bayern.

Schultern und Nacken mussten nicht minder weiss glänzen und glatt und wohlgebildet sich herabsenken¹⁾. Die Arme verlangte das Schönheitsbild linde, weiss, rund und mässig lang²⁾; die Hände schön geformt, weich und von einer Weisse, die dem Hermelin oder dem Schnee verglichen wird³⁾; die Finger lang, fein und schmal, die Nägel glänzend⁴⁾.

Die Schönheit des runden, weissen, jungfräulich kleinen und doch vollen Busens wird gebührend gepriesen⁵⁾.

Den Wuchs des schönen Weibes beschreibt ein späterer, der aber ganz in der Anschauung des Mittelalters steht, Suchenwirt. *ze mâzen lanc, enmitten klein* (fein), *sinwel mit swanc* (XXV, 181)⁶⁾. Die schmale, feine Taille bei voller Brust

1) Flore 6902. Tr. Kr. 7506. 19988. Wigam. 4936. Enikel, Wkr. 12704. Reinfr. 2142. Montfort XXI, 19.

2) Alex. 5277. Herbort 2496. Parz. 130, 24. Krone 8203. MSH. II, 84^b. Partonop. 8697. Tr. Kr. 19994. Eracl. 1820. Heinzel. Minnel. 660. Lassb. Lieders. CCL. 46. Hätzl. 185^a.

3) Eneit 5175. *arme blanc, schöne hande, ringer lanc, glander negel*, Herbort 2496. — Eilh. Trist. 967. Erech 355. Parz. 279, 13. Trist. 8070. 9420. Wigal. 4883. Krone 8204. MSH. II, 21^b. Tr. Kr. 15778. Heinzel. Minnel. 661. Wigam. 4935.

4) Flore 6910. Krone 8208. Philipp Marienl. 878. Tr. Kr. 15830. Demant. 2207. Walth. v. Rheinau 27, 25. Gesammtab. XL, 23. Lohengr. 787. Reinfr. 2256.

5) Carm. bur. LVI, 3. Parz. 258, 26. Willh. 155, 7. Titur. 36, 2. j. Tit. 1249, 3. Lohengr. 3125. MSH. II, 93^a. III, 468^b. Partonop. 8731. Gesammtab. XL, 22. Fragn. 26^a. — *der minne rôsenbollen fragm.* 43^a. — *alsam zuei kugellin* Tr. Kr. 20215. — *zwêne epfel* j. Tit. 1247, 3. Tr. Kr. 20218. Gesammtab. LVIII, 20. Lieders. CLXXXIII, 127. Reinfr. 2267. — *zicô birn* Wigam. 4931. Suchenw. XXV, 184. Koller Erz. 179, 2. Wolkenst. Nr. XXXVII. 2, 1. Fastnachtsp. 399, 12. 653, 16. 749, 34.

6) Dazu Montfort XXI, 22 ff. Kittel 25, 22 ff.

und Hüfte priesen die Dichter oft ¹⁾. Wolfram v. Eschenbach vergleicht solchen Wuchs humoristisch dem der Ameise (Parz. 410, 2. 806, 24). Die schlank aufgeschossenen Mädchen werden auch einem Baumreise verglichen ²⁾, oder einer Kerze (Wolfd. B. 338, 2). An den runden Beinen schliesst dann ein schmaler, kleiner Fuss ³⁾, der so gewölbt ist, dass sich ein Vöglein darunter verstecken kann, die ganze liebliche Gestalt des Weibes ab.

Die Vergleichen des herrlichen Frauenbildes mit Sonne und Mond ist auch der deutschen alten Poesie geläufig ⁴⁾. Sonnenweiss (sólhvít Hávam. 97), sonnenglänzend (sólbiort Helgaqu. 2, 45) sind Beiworte in Liedern der Edda; diu sunnenbrehende liehte heisst Isot bei Heinrich von Freiberg (Trist. 4495. 4526) und Gottfried von Strassburg vergleicht die beiden Isolden (Tochter und Mutter) der Sonne und dem Morgenroth und Brangaene dem Vollmonde (Trist. 9460 f.). Sie leuchtet wie die Sonne, sangen Heinrich von Morungen (M. Frühl. 129, 20) und der hundert Jahre jüngere Markgraf Otto IV. von Brandenburg (MSH. 1, 12^b); ein juncfrou sam diu sunne, sagt Jans Enikel Wkr. 9754. Es ist der volle, die Welt durchleuchtende Schönheitsglanz. Von den schönen Armen Gerds, der Tochter des Riesen Gymir, war die Luft und das Meer durchstrahlt (Skirnismál 6).

Aber auch dem milden, reinen Schimmer des Mondes vergleichen, wie Griechen und Römer gethan ⁵⁾, unsere mittelalterlichen Dichter die Geliebte, namentlich gern dem Vollmonde (Morungen, M. Frühl. 136, 7. 143, 25. ff. Neithart 58, 24),

¹⁾ Rothor 75. Alex. 5896. En. 5158. Herb. 610. Parz. 413, 18. Trist. 10898. MSH. I, 22^b II, 78^a 84^b III, 468^c Tr. Kr. 20000. — hüffe MSH. II, 86^b 93^a Wigam. 4908. Lohengr. 3130. fragm. 26^c

²⁾ *swankel als ein ris* Parz. 806, 18. Willh. 154, 13. *alsam ein widegerte* MSH. 1, 301^b

³⁾ MSH. II, 84^b 93^a Tr. Kr. 20012. Fragm. 18^c Wigam. 4941. Suchenw. XXV, 167. 172. Montfort XXI, 29. Altswert 25, 27.

⁴⁾ Stan. Prato, Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und Liedern, in d. Zeitschr. d. Vereines f. Volkskunde. 5, 363—383. 6, 24—52.

⁵⁾ E. Rohde, Der griechische Roman 153.

und beliebt ist das Bild, wie der Mond die Sterne überstrahle, so die gepriesene Frau alle übrigen¹⁾.

Durch das ärmliche, zerrissene Gewand der edelarmen Enite leuchtet ihre weisse Haut wie ein Schwan, oder wie eine Lilie unter schwarzem Dornstrauch (so heisst es in Hartmans Erek 330. 337). Schwanweiss, Svanhvitr, ist ein alter Fraunname, und auch Beiname von Frauen (Hlaðgúðr svanhvít), und auf die Vergleichung weiblicher schöner Weisse mit dem Schnee²⁾ gründen sich die Frauennamen Snæfríðr, Snéoburc und Schneewitchen des Kindermärchens.

In den Märchen vieler Völker wird erzählt, dass schönen und guten Mädchen, wenn sie sprechen oder lachen, Rosen, Weizen, Goldmünzen, Ringe, Perlen aus dem Munde fallen³⁾. Auch in deutschen Märchen findet sich, freilich selten, dies erwähnt, häufiger in skandinavischen. —

Man hat wohl gesagt, die Liebe sei unter den Deutschen in ihrer rechten Heimat; andre Völker hätten sie auch, allein sie sei bei ihnen ein sinnliches, verrauschendes Gefühl; nur bei den Deutschen blühe die innige, durch Geist, Gemüth und Leib dringende, zwei Seelen verschmelzende ewige Kraft, die wir mit einem alten schönen Worte Minne heissen. Wer möchte den andern Völkern Unrecht thun? Wer wollte aus übertriebenem Patriotismus unwahr sein? Das aber ist gewiss, dass das echte deutsche Wesen in seiner Beschaulichkeit, seiner sinnigen Selbstversenkung, seinem Gemüthsreichthum und seiner bescheidenen Selbstsucht alle Stoffe enthält, um eine rechte Liebe oder Minne möglich zu machen. Langsam wie die Muschel erschliesst sich das Herz der deutschen Jungfrau, um dem geliebten Manne die Perle treuer, unendlich be-

¹⁾ Kaiserchron. 11754. Nibel. 282. 760, 3. Erek 1767. MSH. 1, 112^b. Luarin 751.

²⁾ lieplich priune, rôte rôsen roeto, snêbes wizo hât ir lîp, Lichtenst. Frauend. 508, 30. noch wîzer danne ein snê ir lîp vil wol gestalt, Morungen, M. F. 143, 24.

³⁾ R. Köhler zu L. Gonzenbachs Sicil. Märchen 2, 225 mit Nachtrag in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 6, 71 f. Uhlands Schriften 3, 420 ff. 512. 5, 130.

glückender Weiblichkeit zu spenden. Das echte deutsche Mädchen sieht in ihm nicht das männliche Wesen, nicht den Vergnüger und Ernährer, sondern den Freund, den Vertrauten, den treuen Gefährten in Freud und Leid diesseits und jenseits des Grabes. Die deutsche Liebe ist unvergänglich und hofft die Unsterblichkeit; die undeutsche entsteht und vergeht mit der Stunde des Rausches, und ihr graut vor längerem Leben als in einer Spanne Zeit. Die deutsche Liebe ist fromm und kindlich wie Gretchen, die undeutsche ist wie die Semiramis der Sage.

Das Wort Minne ist ein Edelstein unserer Sprache. Es bedeutet ursprünglich das Denken und Sinnen, dann das gütige, liebende Meinen; die althochdeutschen Übersetzer geben *caritas* durch *minna* wieder; auch die liebende Hingabe an Gott und Christum wird Minne genannt. So erklärt sich, dass Minne die höhere wahre, innere Neigung zwischen Mann und Weib bezeichnet, im 12. und 13. Jahrhundert auch die durch den Frauendienst eigenthümlich gestaltete. Durch das ganze 13. Jahrhundert herrscht in diesem Worte die edle Bedeutung vor. Was Wolfram v. Eschenbach in den Titurelbruchstücken 51, 2 sagte, Minne wohne auf der Erde, führe in ihrer Reinheit zum Himmel, sie sei allenthalben, nur nicht in der Hölle, das tönt durch die Dichter der Zeit hindurch. Eins der besten Worte, spricht Reinmar von Zweter (Spr. 32), ist Minne: Minne ist die Übergoldung, der vollste Schatz der Tugenden, Minne schliesst die guten Werke fest in sich. Sie ist die Lehrerin reiner Gesinnung, Keuschheit und Treue sind ihre Gefährten. Nichts kann der edlen Minne sich vergleichen als eine Frau, die Ehre, Treue und Züchtigkeit stärkt, den Weisen vertraut, den Thoren fremd ist.

Aber der pessimistische Zug, der durch die Geschichte gar manches Wortes geht und es oft ganz tötet, bricht auch in Minne durch. Neben der schönen ursprünglichen reinen Bedeutung liegt früh die einer leidenschaftlichen Empfindung darin: schon althochdeutsche Glossen übersetzen *ardor* (Hitze) und *ignis* (Feuer) durch *minna*, und in den folgenden Jahrhunderten wird das Wort hier und da für die geschlechtliche

Liebe gebraucht¹⁾. Dies wird im 14. Jahrhundert häufiger und so wird das Wort allmählich in guter Gesellschaft gemieden. Um 1500 gilt Minne für ein unanständiges Wort (Haupt zu Engelh. 977) und damit ist sein Tod in den Schriftwerken besiegelt. Es lebt erst im 18. Jahrhundert durch die erwachende Beschäftigung mit den Minnesängern des Mittelalters wieder bei den Dichtern auf.

Das Wort Minne wich dem Worte Liebe, das zuerst Anmuth, Wohlgefallen, Freude, Lust bezeichnete und dann allmählich den Begriff freundliche Gesinnung, Zuneigung, Liebe kräftiger entwickelte. Am Ende des 12. Jahrhunderts hat das Wort diese Bedeutung bereits so sicher, dass es mit Minne den Wettstreit beginnt²⁾, in welchem dieses schliesslich unterliegt. Indem Minne die Liebesempfindung überhaupt und damit auch das Sinnliche darin bezeichnet, Liebe aber die freudige, gehobene Stimmung, die aus der Minne in edleren Naturen hervorspriesst, so erscheint Liebe allmählich als etwas reineres, höheres. In einer Anrede an Frou Minne³⁾, die Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival hält, sagt er ihr geradezu, ihre Ehre hange von der Verbindung mit frou Liebe ab (291, 15—18). Darunter ist aber nicht der Liebreiz, die Anmuth zu verstehn, sondern die edlere, beglückte Seelenstimmung der in Liebe vereinten.

¹⁾ Althochdeutsche Glossen von Steinmeyer 2, 527. Z. 37. 41. 42. — Milst. Genes. 56, 19. 57, 12. Nibel. 588, 3. 601, 3. 783, 3. 797, 4. Erek 9105. Tristan 1313. 1325 Welsch. Gast. 853. MSH. I, 187^a III, 159^a Heinzel. Minnel. 1307.

²⁾ Auf diese Nebenbuhlerschaft der beiden Worte bezieht sich Ulrich von Lichtenstein, der sich dagegen und beide für eins bedeutend erklärt: *stætiu liebe heizet minne: liebe, minne ist al ein. die kan ich in mînem sinne niht gemachen wol zuo zwein. liebe muog mir minne sîn immer in dem herzen mîn* Frauendienst 430, 1—6. *liebe unde minne* als synonyma verbunden, Trist. 16426. 17602.

³⁾ Die Personification der Minne, der provénzal. Amors (fem.) entsprechend, findet sich zuerst bei Fr. v. Hausen (M. Fr. 53, 23), kommt auch bei Wolfram und bei Gottfr. v. Strassburg vor, ist aber von Walther v. d. Vogelweide besonders oft benutzt.

In gleichem Sinne nennt Graf Konrad von Kilchberg wäre liebe der minne übergulde (MSH. I. 24^a), d. h. etwas höheres, köstlicheres als die Minne; und der Zusammenhang seiner Verse ergibt, dass er unter minne die durch die leibliche Schönheit der Geliebten entzündete Neigung, unter liebe aber die auf ihre *güete* und *tugent* gebaute tiefere Liebe versteht. Diess sind die Wege, auf denen die beiden Worte weitergingen; das eine stieg hinauf zur Herrschaft, das andere stieg abwärts und musste sich schliesslich verstecken, bis es durch die jungen Göttinger Dichter in den ersten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts wieder belebt und zu neuen Ehren geführt ward.

Minne, trûte minne, süeze minne, mînes herzen minne waren auch kosende Worte der Liebenden unter einander. Die Zahl derselben zu erschöpfen, würde schwer sein, denn Liebe ist zu allen Zeiten auch in Schmeichelnamen höchst erfinderisch gewesen. Im Oswaldgedicht²⁾ begrüsst der brautwerbende Rabe die schöne Frau Spange als Liljen- und Rosenthau, als lichten Morgenstern, als Maienreis und blühendes Paradies. In einem geistlichen Liebesgespräch in Hug von Langensteins Martina (77, 84 ff.) begegnen die weltlichen Koseworte: friedel und trût, Taube, Herbsttraube, blühendes Paradies, weisse Lilie, rothe Rose, Wurzgarten, Freudenwarte, Sommerwonne, Glückesbronnen, blumenreicher Wald, des Herzen Minnenest, Wonnenthal, Freudensaal, der Liebe Gesundbrunnen (heilwâc), Maienthau, Freudenschau, Nachtigallensang, der Seele Harfenklang, Osterblume, Honigschmack, der Freuden Gespiel, endloser Trost. In einem späteren Gedicht (Hätzler. 148^a) nennt der Liebende die Geliebte unter andern seinen blühenden Anger, seinen strahlenden Sonnenglast, seiner Seligkeit Bürde, seinen glänzenden Morgenstern, seine Rose, seinen Mandelkern, seinen süssen Balsamduft, seinen Trost bei Nacht und Tag, sein lustiges Maienspiel, aller seiner Sorgen Ziel, seiner Freude Anfang, der Minne lustig Band und seiner Augen Himmelreich, dem auf Erden nichts ist gleich.

²⁾ Wiener Hs. in Z. f. d. Alt. 4, 203.

Endlich führe ich noch aus dem trefflichen Büchlein „Der Ackermann aus Böhmen“, das im Jahre 1399 ein gewisser Johann zu Saaz in Böhmen verfasste, die Liebesnamen an, welche der verstorbenen Gattin gegeben werden¹⁾: meiner Wonne lichte Sommerblume, meiner Seligkeit Haft, meine auserwählte Turteltaube, meine fröhliche Augenweide, mein Friedeschild vor Ungemach, meine wahrsagende Wünschelruthe, mein Morgenstern, meines Heiles Sonne, mein ehrenreicher Falke.

Einzelnen kommen solche Koseworte für die Geliebte überall in Dichtungen und selbst in Prosaschriften der mittelhochdeutschen Periode vor. Allgemein sind die Worte *liep*, *trût* oder *herzetrût* und *sundertrût*²⁾, mit weiblicher Bildung *triutinne*; *friunt*³⁾ und *friundîn*, *herzefriundîn*, in französischer, von den höfischen Dichtern ohne Scheu gebrauchter Form *amis* und *amie*; *geselle*, *trûtgeselle*, *buole* (für beide Geschlechter), *sælic wip*, *sælic frouwe*, *sældenrichez wip*. Dann finden wir: *mîn sœziu* (Erek 8840), *mîn sœzel* (MSH. II, 93^a), *sœzer lip* (MSH. 2, 24^a. Krone 26505), *vil lieber lip* (MSH. 2, 167^b), *minneclicher lip*; *rôter munt*, *mündel rôt*⁴⁾; *herze unde sêle mîn* (Krone 26607), *mînes herzen verh* (Parz. 710, 29), *mînes herzen ingesinde* (Neith. 56, 13), *mînes herzen klê* (MSH. III, 445^a. Grimm, Ged. auf Friedrich den Staufer, S. 76), *mînes herzen ôsterspil* (MSH. II, 72^a), *mînes herzen ôstertac* (ebd. II, 366^b, III, 442^a), *mînes herzen blüender ôstertac* (Neith. 237, 10), *mîn froelicher ôstertac* (Seuse, Exempl. I, 1, 10); *mînes herzen summerwunne*, *mînes herzen minne* (Seuse, ebd.); *si sunnenblic*, *si meienschîn*, *si vogelsanc* (MSH. 2, 336^a), *mein lustig meienspil* (Hätzler. S. 148), *mînes herzen paradîs* (Heinzel. Minnel. 1783), *mînes herzen fröudenschîn*

¹⁾ Ausgabe von Knieschek, Prag 1877, S. 4. 6. 10.

²⁾ des Wunsches *trût* Heinzel. ML. 1539. *herzentrûtkin* MSH. II, 25^a.

³⁾ *friunt* auch für die Geliebte gebraucht, Sommer zu Flore 2114.

⁴⁾ Zingerle in Pfeiffers Germ. IX, 402 f. Wilmanns Walther v. d. Vogelw. S. 158 Anm. Crane 3551. 4399. Die Dichtung vom rothen Munde, her. v. Keller; Ambraser Liederb. 208, 1.

(Krone 26654), mines herzen tröst und ouch mîn küneginne (MSH. I, 108^b)¹⁾, mines herzen küneginne (MSH. I. 116^a. 174^a, vgl. Trist. 872), m. h. keiserinne (MSH. II, 27^b); mines herzen spiegelglas (Meler. 2937), mîner ougen spiegelglas (MSH. II, 126^b), mîner ougen spil (ebd. II, 66^b), mîner ougen wunne (Neith. 65, 12), liebiu schouwe (MSH. II, 263^a); vil sūeziu troesterin (MSH. I, 153^b), mîner fröuden tröst (ebd. II, 168^a), mîn höhster tröst in sūezer ougenweide (ebd. II, 336^b), al mines tröstes wunsch und mîner saelden tac (ebd. I, 9^a); froelicher sunnentac (ebd. II, 159^a), mîn liebiu stunt (Seuse, Exempl. I, 1, 10); liehtiu spilndiu sunne (MSH. I, 131^b)²⁾, mîn liehter morgensterne (MSH. I, 125^b)³⁾, mein glestig morgenstern (Hätzlerin, S. 148); mîn golt mîn hort mîn edelgesteine (MSH. I, 156^a), liebez zartez gold (Fastnachtsp. 402, 5); sūeziu rôse (Eracl. 3316), mîn blüende rôse, gewachsen sunder dorn (MSH. II, 336^a); meienblüete (Ring 13, 12), lindentolde (ebd. 12, 33), mîn zuckerkrûtkin (MSH. II, 25^a), balsam trôr, ach du sūezez zuckerrôr (ebd. III, 420^b) — Es ist nur eine Auslese, die aber genügen wird.

Für das schüchtern und verzagt sein, wie für die heftige leidenschaftliche Liebe bietet unsere alte Sprache und Poesie eine Anzahl Ausdrücke, die zum Theil uralt sind und auch bei andern Völkern sich finden. Dem Schüchternen wird zugerufen, die Frau beisse nicht, sie sei kein wildes Thier⁴⁾; von dem, der an der Geliebten Mund fortwährend hängt, wird spöttisch gesagt, er esse sie für Brot⁵⁾. Das „vor Liebe

¹⁾ Sommer zu Flore 777. *küneginne* MSH. I, 135^a *frouwe küneginne über lip und über guot* MSH. I, 133^a *mîn künegin* MSH. II, 158^a *mîn küneginne* Neifen 20, 35. *herzkünegin* Trist. 18259. Neith. 66, 26. *herzenküneginne* Neith. 71, 35.

²⁾ *mîn se svêtesta sunnan scima* Cod. Exon. 252, 20.

³⁾ *mîn morgensternlîn* MSH. III, 307^b. Ring 12^a, 35. Grimm, Ged. auf Friedr. d. Staufer, S. 73. In einem schwed. Tanzliede (Dybek Runa 1842, IV. 74) heisst es: und seh ich meine Liebste in dem Tanze gleich dem Morgensterno gehn.

⁴⁾ *min frouwe bizet iuwer niht, Iwein* 2269. *jo enwas ich niht ein eber wilde* MSH. I, 97^a. Vgl. Haupt Z. 2, 192. 6, 462.

⁵⁾ *disen sumor hât er si gekouwen gar für brôt*, MSH. 2, 111^b. Wackernagel bei Haupt 6, 294.

fressen“ knüpft sich zugleich an den alten Aberglauben, dass Frauen lebenden Männern das Herz aus der Brust stehlen und essen könnten, damit diese in sie verliebt würden (Grimm, Mythol. 1034). Erscheint doch die Liebe als zauberhaft und wunderbar in Entstehung und Wirkung, so dass einer Zeit, die an Zaubereinfluss auf Leib und Seele glaubte, die Annahme eines Liebeszaubers sehr nahe liegen musste. Auch hierbei finden wir im skandinavischen Norden die Runen verwandt. Der isländische Skald Egil Skalagrimsson kommt auf seiner Reise nach Wermland zu dem Bauer Thorfinnr und findet dessen Tochter Helga schwer krank. Er ahnt Zauber, und man entdeckt auch beim Nachsuchen einen Runenstab im Bette des Mädchens. Der ihn schnitt, hatte die Kunst nicht verstanden und statt Liebesrunen (man-rûnar), die er ritzen wollte, Siechrunen geschnitten. Egil schabte die Runen ab, warf den Kienstab ins Feuer und liess die Kleider des Mädchens in die Luft hängen (Egils s. c. 72). — Als Freys Diener Skirnir für den Gott die Liebeswerbung bei der Riesin Gerdr anbringt und sie weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen nachgeben will, droht er zuletzt, Runen gegen sie zu ritzen. Hierauf fügt sich Gerdr (Skirnismál 36). Auch aus den nordischen Liedern von Siegfried werden uns heimliche Liebesmittel bekannt. Durch Zauberkünste macht Grimhild (Uote) den Sigurd seiner Liebe und seines Verlöbnisses mit Brynhild vergessen und flösst ihm Neigung für Gudrun (Krimhilt) ein (Guðrúnarqu. 2, 21. Gripissp. 33. Völsung. saga c. 25. 26). In dem ersten Brynhildliede (Sigrdrífumál 7) werden Runen gegen Bethörung durch fremde Weiber mitgetheilt. Die Rune Nauð (Nôt) auf den Nagel, Ölrunen auf den Rücken der Hand und auf das Horn geritzt, worin der Liebestrank (minnisvoig) geboten wird, waren zu solchem Zwecke wirksam. Als besonders kräftig galt ein Trunk, durch Zaubersprüche und Lieder und Runen reich gesegnet (Sigrdrífum. 5). Mit solchen Künsten versuchte sich das ganze Mittelalter, und die kirchlichen Bussbestimmungen geben auch in dieser Beziehung manchen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte. Liebeszauber,

durch Spruch und Zaubermittel geübt, gehört noch jetzt zu dem durch alle Völker verbreiteten Aberglauben¹⁾. Über diesen Aberglauben spricht Bruder Berthold treffende Worte. Das eine Mal sagt er: „Pfui, glaubst du, dass du einem Manne sein Herz aus dem Leibe nehmen und ihm Stroh dafür hineinstossen könntest?“ und ein andermal: „Es gehn manche mit bösem Zauberkunst um, dass sie wähnen, eines Bauern Sohn oder einen Knecht zu bezaubern. Pfui, du rechte Thörin! warum bezauberst du nicht einen Grafen oder einen König? dann würdest du ja eine Königin werden“ (Predigten I, 265. II, 70). Als die Hexenverfolgungen blühten, brachte nicht selten vermeintlicher Liebeszauber ein Weib auf den Scheiterhaufen, und manches Mädchen musste für seinen Liebreiz mit dem Tode büßen.

Aber lassen wir die abergläubischen Zaubermittel und wenden wir uns zu dem Verhältniss zwischen den beiden Geschlechtern. In der Stellung, welche der Mann zu dem Mädchen oder der Frau in der Liebe einnimmt, offenbart sich nicht allein die sittliche Reife, sondern auch die gesellschaftliche Cultur eines Volkes und einer Zeit. Wie verschieden ist die letzte nicht in den vielen Jahrhunderten gewesen, welche wir unser Mittelalter nennen! Welcher Abstand zwischen der Zeit der ersten Germanenkriege gegen die Römer und dem Jahrhundert der luxemburgischen Könige!

Die Hochstellung der Frauen durch die Germanen, die wir früher zu berühren Gelegenheit hatten, war eine mehr religiöse als weltliche, mehr eine passive als active. Sie betrachteten das Weib im ganzen als ein körperlich schwächeres, aber geistig begabtes Wesen, das Anspruch auf Schutz und Schonung, sowie auf Ehrerbietung und Werthhaltung zu

¹⁾ Vgl. Theodor. poenit. 1, 14. §. 16. confess. Pseudo Egberti c. 29. poenit. Pseudo Egberti IV. c. 18. poenit. Valicell. II. c. 29 correct. Burchardi c. 64. 154. 160. 161. 164. — Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 1³, 352—364. E. S. Hartland, The Legend of Perseus 2, 117—131. A. Wuttke, Deutscher Aberglaube, §§. 548—555.

fordern hatte. Wir würden sehr irren, wenn wir die Frauen als die bestimmenden Mittelpunkte des häuslichen und des geselligen Lebens ansetzen wollten. Das Weib war Weib, zu deutsch ein Wesen im Rechte hinter dem Manne, und Frauen wie jene Albruna, Weleda, Ganna, die auf das Geschick des Volkes Einfluss übten, stunden nicht mehr auf weiblichem, sondern auf halbgöttlichem Boden. Rechtlich war die Lage der Frau untergeordnet, sie ist in ältester historischer Zeit der der Kinder im väterlichen Hause gleich. Und dennoch war die deutsche Frau sittlich ausgezeichnet. Der keusche Sinn des Volkes war die Grundrechturkunde des Weibes, weibliche Zucht und Ehre stunden in höchstem Werth. Rauh konnte es behandelt werden, aber nicht roh; es konnte körperliche Misshandlungen in der leidenschaftlichen Aufregung erfahren, aber keine sittlichen. Ein leuchtendes Beispiel hierfür ist die gefangene Königstochter Gudrun unsers Epos, die Hartmut von Normannenland ihrem Vater, dem Hegclingenkönig Hetel, und dem Bräutigam entführte. Sie lebte viele Jahre unter den Feinden gefangen, Hartmut liebte sie mit aller Kraft, aber seine Bitten so wenig wie seiner Mutter Misshandlungen vermochten sie, die Verlobte eines andern, ihre Einwilligung zur Ehe zu geben und Hartmut dachte tüchtig genug, um nicht mit Gewalt zu rauben, was ihm von der Gefangenen versagt ward. Das ist gute germanische Art.

Was wir romantische Liebesverhältnisse nennen, setzt eine Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens voraus, die unseren ältesten historisch erkennbaren Zeiten völlig fremd war. Ich will dem folgenden Abschnitt nicht vorgreifen, worin ich von der Verlobung handeln werde. Allein das muss hier bemerkt werden, dass über die Hand des Mädchens von ihrer Familie verfügt wurde und dass dem Mädchen in alter Zeit kein Einspruchsrecht zustand. Wer sich um eine Frau bewarb, hatte also nicht zuerst bei dem Herzen derselben anzuklopfen, sondern in feierlicher, gemessener Weise unter Betheiligung seiner Sippe ging er den gesetzlichen Verlover um die Abtretung des Familiengliedes an und erwarb dasselbe durch feststehende Leistungen.

Thöricht wäre die Behauptung, dass darum alle Ehen ohne Liebe geschlossen worden seien. Die uralte zeugende Weltkraft war auch in der ältesten Zeit in den germanischen Männer- und Mädchenherzen heimisch; nur in ihrem Verhältnisse zur Ehe mag einige Verschiedenheit von der späteren Zeit geherrscht haben. Der Mann fühlte sich damals in seiner vollen Bedeutung, in ungekränktem Rechte. Die Verwirrungen moderner Verhältnisse waren unbekannt. Es war die Zeit, da der Speer und die Leibesstärke geboten, die Zeit, da jeder freie Mann allein unter dem Gesamtwillen gleichfreier stand. Und auch nachher noch, als der fränkische Staat gebildet war, stand das ganze Leben so auf die Waffen gebaut, dass Mannestüchtigkeit über allem gebot. Da konnte die Unterwürfigkeit gegen ein Mädchen, das Aufopfern des Manneswillen, am wenigsten schmachzendes Dienen und Werben in kein Männerherz kommen. Die Liebe entsprang in dem Busen des Weibes und der Mann empfing sie als eine Anerkennung seiner Tüchtigkeit, die er verdient hatte, und die er mit treuer Zuneigung vergalt.

Wenn nach Zeugnissen für das eben gesagte gefragt wird, so liegen sie theils in der Natur der Verhältnisse selbst, theils sind sie aus der Poesie des vorhöfischen Mittelalters nachzuweisen. Unter den norwegisch-isländischen Gedichten, die in dem Liederbuche der Edda gesammelt sind, zeichnen sich die Helgilieder durch Schönheit und poetische Kraft aus. Namentlich ragen aber die zwei Lieder von Helgi, dem Hundingstödter, dem Sohne Siegmunds, dem Stiefbruder Siegfrieds hervor¹⁾, die uns schöne Zeugnisse für jene Liebe bieten.

Helgi ist ein echter Welsung. Den Freunden eine Wonne schießt der Knabe wie eine Ulme auf; er spart das Gold nicht, wo es den Gefährten, das Schwert nicht, wo es den Feinden gilt; und als er fünfzehn Jahre alt ist, rächt er seinen Vater Siegmund an dem König Hunding, der ihm Leben und Land genommen hatte. Hundings Söhne erbieten sich er-

¹⁾ Übersetzt von Hugo Gering: Die Edda. Die Lieder der sogenannten älteren Edda. S. 160—182. Leipzig. bibliogr. Institut (1892). Die Gering'sche Eddaübersetzung ist die einzig zuverlässige bis jetzt.

schreckt zur Busse für Siegmund, obschon sie den eigenen Vater mit Blut zu sühnen hätten; allein der Jüngling weist das Gold zurück, er freut sich auf Odins Grimm und der Gere Unwetter. Gierig heulen die Wölfe des Schlachtengottes um das Wahlfeld; eine reiche Leichensaat wird gesäet und der junge Held erschlägt das ganze Geschlecht der Feinde. Da blitzt es über den Bergen und unter Helm und in blutiger Brünne, Strahlen um die Gere, reiten Schlachtjungfrauen am Himmelsfelde herauf. Helgi ruft sie an und ladet sie ein, mit ihm heim zu reiten und des Gelages in der Halle zu genießen. Aber vom Rosse herab entgegnet Sigrun, Hagens Tochter: „Anderes als zechen liegt uns am Herzen. Einem ungeliebten Manne, dem grimmen Höðbroddr, bin ich vom Vater verlobt und in wenig Nächten führt er mich heim, wenn du mich nicht rettest und den König zum Holmgang ladest“. Und Helgi sagt zu, dem Feinde zu trotzen, wenn der Tod es ihm nicht wehre.

Helgi hat den Höðbroddr zur Schlacht gefordert und beide segeln mit ihren Schaaren zu dem bestimmten Wahlplatz. Die Schiffe rauschen durch das Meer und der Sturm kommt und die Wogen werfen sich Helgis Kielen trotzig entgegen. Die Felsen möchten in der wüthenden Flut zerbrechen, aber Sigrun schützt den geliebten und rettet ihn aus der Meerfrauen räuberischen Armen. Eine unzählbare Menge von Schiffen und Völkern hat Höðbroddr gesammelt; auch Sigruns Vater und Brüder stehn bei ihm, denn sie zürnen dem kecken Brautraüber. Die Erde bebt, da die fahlen Gere zusammenfahren, aber Helgi ist unerschrocken voran im Gewühl und behelnte Jungfrauen beschirmen ihn. Die Feinde fallen und Rabe und Wolf halten ein reiches Mahl. Als nun der Kampf schweigt, wandelt Sigrun über das Schlachtfeld; in den Jubel über des Geliebten Sieg mischt sich bittere Klage um den gefallenen Vater und die Brüder, deren einer nur vor Helgis Schwerte Gnade fand. Niemand ist nun, der das Paar zu trennen wagte.

Aber das Glück ihrer Liebe währte nicht lange, denn es ging aus Blut hervor. Dag, Sigruns Bruder, hat dem

Schwager zwar Friede geschworen, aber mächtiger denn der Eid ist die Pflicht der Blutrache. Er opfert dem Odin, und der Gott leiht ihm den eigenen Ger und Helgi fällt durch die Waffe, gegen die nichts schützt. Als sein eigener Ankläger tritt darauf Dag vor die Schwester: er habe den besten Fürsten der Welt erschlagen. Umsonst bietet er das reichste Wergeld, vergebens wälzt er die Schuld auf Odin; Sigrun verflucht den Bruder: ein Wolf soll er sein draussen im Walde, alle Freude soll ihn fliehen, das Ross, das Schiff wurzele unter ihm fest, wenn ihm auch der Feind im Nacken sässe.

Über Helgis Leiche wird der Todtenhügel aufgeworfen. Am Abend geht eine Magd zum Grabe, und sieh, da kommt der todte Herr geritten mit grossem Gefolge und heisst die Dienerin der Frau sagen, er sei gekommen und bitte sie, das Blut der Wunde ihm zu stillen. Da steigt Sigrun hinunter in den Hügel zum Gemahl und ehe er die blutige Brünne abstreifen konnte, umhalst und küsst sie ihn und klagt, wie kalt seine Hände und wie benetzt vom Schlachtenthau er sei. Helgi entgegnet: „Du allein hast Schuld daran; denn jede bittere Thräne, die du weinst, fällt als Blutstropfen auf meine Brust kalt und schwer. Aber wohlauf! lass uns den köstlichen Met trinken, keiner klage über die Wunde auf meiner Brust, denn die Gattin ist doch bei mir dem Todten“. Und Sigrun bereitet das Lager, das friedliche; an seiner Brust will sie schlummern, wie sie that, als er noch lebte, und Helgi, ergriffen von solcher Liebe, die auch den Tod nicht scheut, ruft aus: „Geschehen ist, was niemand währte weder spät noch früh: die weisse Hagentochter, die lebendige, schläft dem Todten im Arm“. So schlummern sie bis zum Morgen-grauen; da muss Helgi auf, denn ehe der Hahn kräht, soll er über den röthlichen Wegen im Westen der Himmelsbrücke sein. Sie scheiden; Helgi reitet nach Walhalla, Sigrun geht zum einsamen Gemache. Am Abend harrt sie auf die Wiederkunft des Geliebten, aber sie harrt vergebens; und nicht lange sitzt sie sehnend und verlassen am Todtenhügel, denn ihr Herz bricht an der Trennung von dem Geliebten. Die

Sage aber erweckte das Paar von den Todten und Sigrun lebte als Kara, Helgi als Helgi Haddingenheld zu neuer Liebe auf. Im Liede aber leben sie ewig¹⁾.

Ich wüsste kaum eine ergreifendere Verherrlichung der Frauenliebe aufzuweisen als diese Helgilieder, aber die Liebe, die sie schildern, ist doch anders in ihrer Entstehung, als die heutigen Liebesgeschichten wollen. Die Neigung entspringt in dem Mädchen und dieses gesteht sie dem Manne, dessen Trefflichkeit sie in ihm unbewusst erzeugte. Es ordnet sich von Anfang an unter, es sieht zu dem herrlichen auf, und doch ist das Verhältniss so zart, so innig, so poetisch, wie es nur das beste sein kann, das sich in umgekehrter Folge entspinnt. Das Mädchen ist rein und der Mann ist edel; da ist es gleich, wer das erste Wort spricht; es wird die festeste Liebe bis über den Tod hinaus.

Auch das Gedicht von Walther von Aquitanien können wir zum Zeugniss auffordern über die Liebesverhältnisse in der vorhöfischen Zeit²⁾. Es gehört dem 10. Jahrhundert an.

Der Hunnenkönig Attila hat von den Franken, Burgundern und Aquitanern Geiseln genommen: aus Burgund die Königstochter Hildgund, aus Aquitanien den Königssohn Walthari, aus Franken Hagano von Troja. Durch Anmuth der Sitten und kunstreiche Arbeit wird Hildgund der Gemahlin Attilas, Ospirin, bald lieb und diese macht sie zur Verwalterin ihres Schatzes. Hagen und Walther überragen die Hunnen rasch an Tapferkeit und Stärke, und der König stellt sie an die Spitze des Heeres. Als Hagen aber von seines Königs Gibich Tode hört, entflieht er, denn er meint sich jetzt nicht mehr als Geisel verpflichtet. Walther aber, den

¹⁾ An die Verwandtschaft der Lenore von Bürger mit dieser Sage hat schon W. Wackernagel erinnert: Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter 1, 177.

²⁾ Waltharius manu fortis, herausgegeben von J. Grimm in seinen und Schmellers latein. Gedichten des 10. und 11. Jahrh. S. 1—126. Waltharius, Latein. Gedicht des 10. Jahrh. Mit deutscher Übertragung und Erläuterungen von J. V. Scheffel und A. Holder. Stuttgart 1874.

Attila fester an sich ketten will, weist unter scheinbar triftigem Vorwande den Vorschlag einer Vermählung mit einem hunnischen Mädchen zurück. In dem nächsten Kriege zeichnet er sich abermals aus und mit Ruhm geschmückt kehrt er an den Hof zurück. Da tritt er müde und durstig in ein Gemach des Palastes und findet dort Hildgund allein. Er umarmt und küsst sie und bittet um einen Labetrunk, und während er trinkt, hält er ihre Hand fest. Freundlich spricht er dann weiter zu ihr und erinnert sie daran, dass sie beide als Kinder von den Eltern verlobt worden seien; was wollten sie davon unter einander schweigen? Hildgund nimmt die Rede des berühmten gefeierten Helden für Spott und nach einiger Stille erwidert sie: „Warum lässt du die Zunge reden, was das Herz verschmäht? ein Mädchen wie mich kannst du nicht zur Braut haben wollen“. Er aber überzeugt sie, dass er aus dem Herzen spreche, er redet von gemeinsamer Flucht, theilt ihr den Plan mit, den er längst entworfen, und in demüthigem Vertrauen erklärt nun Hildgund, sie folge, wohin er sie führe. — Die Siegesfeier wird zur Flucht benutzt: als die Hunnen zur Nacht alle trunken sind, brechen Walther und Hildgund auf, die Rosse mit Kostbarkeiten des königlichen Schatzes reich beladen. Am Tage verbergen sie sich im Dickicht, in der Nacht flüchten sie auf ungebahnten Pfaden weiter. So erreichen sie endlich den Rhein, setzen bei Worms über und gelangen im Wasgenwalde zu einer sicheren Stätte, um die erste Nachtruhe seit dem Aufbruche aus Hunnenland zu halten. Walther vertraut sich Hildgunds Wachsamkeit und bei ihren Liedern schlummert er ein. Allein er soll keiner langen Ruhe geniessen. Günther, der Frankenkönig, hat durch den Fergen, der sie übersetzte, von der Überfahrt der Fremden bei Worms erfahren; er ist nach den Schätzen lüstern, welche der Held mit sich führt, und hat sich aufgemacht mit Hagen und elf anderen Degen, den Flüchtling einzuholen. Sie nahen im Walde dem Wasgenstein¹⁾; Hildgund gewahrt von dem

¹⁾ L. Uhland hat im September 1857 die im lateinischen Epos genau geschilderte Felsenburg aufgefunden und J. Scheffel, der sie 1873 besuchte, sie in seinem und Holders Waltharius S. 160 f. be-

Felsgipfel aus unten im Thale die gewaffneten, die sie für Hunnen hält, weckt Walther und fleht ihn an, sie zu tödten, auf dass keiner sie berühre, nachdem sie nicht die seine werden solle. Walther aber erkennt die Franken und auch den alten Freund Hagen, rüstet sich aber doch zum Kampfe, und es thut Noth. Denn Günther trotz Hagens Abmahnung verlangt die Schätze als Lösegeld und Walther vertheidigt sie. Einer der Franken nach dem andern tritt hervor und einer nach dem andern fällt vor dem gewaltigen Walther. Der Kampf ruht nicht eher, als bis Hagen, Günther und auch Walther schwer verwundet sind und die kecke Kampfeslust gebüsst ist. Die sich vorher das Leben bedrohten, sitzen nun friedlich beisammen; Hildgund verbindet die Wunden, mischt den Wein, und Scherze und freundliche Rede gehn im Kreise herum. Dann kehren die beiden Franken nach Worms heim, Walther aber zieht mit Hildgund weiter nach Aquitanien, wo sie von den Eltern fröhlich empfangen das Fest der Vermählung begehnen.

In diesem Gedichte geht allerdings die Liebeserklärung von dem Manne aus, allein das behauptete Verhältniss wird dadurch nicht geändert. Hildgund, die burgundische Königstochter, nimmt das Geständniss des ihr ebenbürtigen, aber gleich ihr vergeiselten, als Bürge verpfändeten Westgoten nicht wie ein Mädchen der höfischen Zeit als eine sehr erklärliche Huldigung ihrer Reize auf, sondern sie erblickt in Walther den ruhmreichen, hochgefeierten Helden, für den wohl sie Neigung und Verehrung äussern könne, dessen Liebeserklärung dem verdienstlosen Mädchen aber wie Spott erscheint. Als sie der Wahrheit gewiss ist, zeigt sie sich fortwährend demüthig und seinem Willen zu folgen bemüht. Schön ist das Bild im Wasgenwald, wie sie trotz der eigenen Müdigkeit über dem müden Walther wacht und den Tod von ihm begehrt, als sie durch die Verfolger sein Verderben und ihre

schrieben. Es ist der Wasgenstein, jetzt Wasenstein, eine halbe Stunde nördlich von dem an der grossen Strasse von Weissenburg nach Bitsch gelegenen Dorfe Niedersteinbach.

Schmach vor Augen sieht. Rein und jungfräulich zieht sie mit dem Bräutigam in seine Heimat ein und ein langes, glückliches Leben belohnt sie.

Bis in das 12. Jahrhundert hinein tritt in unserer Poesie dieser ernste Charakter des Lebens in Liebe und Ehe hervor. In der Geschichte von Lucretia, wie sie die deutsche Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen aufgenommen hat, wird erzählt, dass die Römer den Collatinus, der aus Trier zu ihnen geflohen war, veranlassen, um eine Römerin zu werben. „Da ward ihm das Weib lieb wie sein eigener Leib und auch ihn minnte die Frau mit aller Treue, mit Züchtigkeit und Freundlichkeit, in aller Demuth liebte sie den kühnen Helden und grosse Wonne ward ihnen eigen“ (V. 4339 der Ausgabe E. Schröders). Als dann die römischen Herren vor Biternum lagen, da erging sich ihr behagliches Gespräch über allerlei, über berühmte Helden, über Geschichten von Feigheit, über Rosse und Hunde, über die Jagdvögel und sonstige Kurzweil, und dann redeten sie von den Frauen. Einige sagten, würde ihnen ihr Weib genommen, sie wollten es nimmer klagen und weinen. „Bei Gott dem mächtigen“, sprach dagegen mancher, „ich habe ein frommes Weib, ich liebe sie wie mein Leben. Bieder ist sie und voll Güte, sie erfreut gar oft mein Gemüthe.“ Der vertriebene Mann aus Trier aber rief: „bei meinem Leben! ich habe das trefflichste Weib, das jemals ein Mann auf römischer Erde gewann!“¹⁾ Und als nun Tarquinius die Wette bietet, sein Weib sei edler und schöner, reiten die beiden Herren nach Rom, wo sie um Mitternacht ankommen. Lucretia eilt, als Collatinus an

¹⁾ Man denkt hier und bei anderen verwandten Stellen unserer alten Gedichte an Valentins Worte im Faust (3267 ff.): Wenn ich so sass beim Gelag, Wo mancher sich berühen mag Und die Gesellen mir den Flor Der Mädchen laut gepriesen vor, Mit vollem Glas das Lob verschwemmt; Den Ellenbogen aufgestemmt, Sass ich in meiner Ruh, Hört' all' dem Schwadroniren zu. Und streiche lächelnd meinen Bart Und kriege das volle Glas zur Hand Und sago: alles nach seiner Art! Aber ist eine im ganzen Land, Die meiner trauten Gretel gleicht? —

das Thor gepocht, über den Hof ihm entgegen und ruft: „Willkommen seist du, lieber Herr! ich fürchtete für dich gar sehr. Bei dem mächtigen Gott! du hast gut gethan, dass du zu mir gekommen bist. All meine Angst ist nun von mir gewichen!“ Der Gatte aber erwidert kurz: „Was lässt du aus mir werden? ich habe heute noch nichts gegessen“. Und sie heisst das Mahl rüsten und bedient die zwei, schenkt den Wein in die Goldbecher und bittet den Gast, fröhlich zu sein. Ihr Gatte aber nimmt das Trinkgefäss und schüttet es ihr ins Gesicht. Sie jedoch verneigt sich züchtig und eilt, ihr Kleid, das begossen war, zu wechseln und kredenzt dann wieder den Wein. Der König aber sprach zu ihr, als sie sich von ihm vor der Nachtruhe verabschiedete: „Lohne dir Gott, Fraue! dir sind alle Ehren eigen. Sittig bist du und reich an allen Tugenden“. Und in dem Lager rühmte er sie nach der Rückkehr als das beste Weib, das er je geschaut habe. Sie wäre werth, die römische Krone zu tragen.

Güte und Demuth neben der Schönheit sind die Gaben, wegen derer nach dem allegorischen Gedichte von der Hochzeit der Herr auf dem Gebirge die Jungfrau im Thale zur Gattin wirbt¹⁾. Und die kirchlichen, aus der h. Schrift gezogenen Lehren über die Ehe, wie sie in dem gleichzeitigen Gedichte vom Recht vorgetragen werden²⁾, entsprechen durchaus der deutschen volksthümlichen Auffassung von dem Verhältniss zwischen Mann und Weib. „Das Weib ist vom Manne gekommen, darum soll sie ihm gehorsam sein, und weil sie von seinem Leibe ist, geht er ihr nach und sucht sie in seine Gewalt zu bringen. Das soll nur nach dem Recht geschehen. In rechter Vermählung soll sie seine Gattin (chone) sein, wie er ihr Mann (charl) ist. Das dritte dazu ist das Kind, die Frucht der Ehe. Altes Recht ist, dass der Laie ein Weib habe und andere meide. Das junge Weib schmücke sich und sie lebe mit dem Manne, den ihre Sippe ihr gibt

¹⁾ Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts, herausg. von Th. G. v. Karajan 23. 23.

²⁾ Ebend. 12. 6 ff.

und enthalte sich der andern“. Und schon vorher sagt der Dichter: „Nach den Worten Gottes, dass er der dritte wolle sein, wo zwei im Rechte zusammen sein, so möge wohl Gott, wo Mann und Weib wie ein Leib zusammen sind, als dritter Geselle bei ihnen weilen. Jedes von ihnen sei der Seelenkämmerer des andern, auf dass es für ihn Rede stehn könne bei der Auferstehung“ (ebd. 11, 9—21). Auf das deutsche Familienrecht und das Gesetz der Zucht ist also nach der alt überlieferten Meinung die Liebe und die Ehe gegründet von ältester Zeit bis in das 12. Jahrhundert, und wir wollen es gleich hier bestimmt aussprechen, auch in dem übrigen Mittelalter, trotz höfischem Frauendienst und ritterlicher Abenteuersucht. Das feste Gerüste des häuslichen Lebens blieb im Grunde auch in der vornehmen Gesellschaft der staufischen Periode unerschüttert, mochten sich auch leichtes Rankenwerk und flüchtige Blüthentriebe darum schlingen¹⁾. Im Bürger- und Bauernstande lebte ohnehin die alte Weise fort.

Der Mann fühlte sich als der herrschende Theil in allen Verhältnissen und darum auch dem Weibe gegenüber im Vortheile: in seinem Stolze meinte er die Liebe fordern zu können. Ein kurzes Gedicht des 12. Jahrhunderts, welches Lebensregeln für ritterliche Frauen gibt²⁾, räth denselben, ihre Liebe nur dorthin zu wenden, wo man sie zu lieben verstehe. „Ich habe manchen Mann gesehen, der von keiner anderen Minne weiss, als dass er wähnt, die Frauen seien in seinen kräftigen Leib verliebt. Da kommt aber ein anderer, der ist noch etwas länger als jener, und meint, er solle darum die Liebe haben. Einer glaubt, die Frauen müssen sich in seine Schönheit verlieben, ein anderer in seine Kühnheit, ein dritter in sein hübsches Haar; einer, er müsse wegen seiner Stärke

¹⁾ Ulrich von Lichtenstein spricht in seinem Frauendienst trotz des verrückten Dienstes, den er der *frouwe* leistet, der er sich gewidmet, mit Zärtlichkeit von seiner *herzenlieben konen* (Ehefrau): *diu kund mir niht lieber gesîn* Frauend. 222, 4 ff. ferner 251, 22. 318, 25.

²⁾ Docen, Miscellaneen II, 306; daran schliesst sich ein zweites mit Regeln für ritterliche Männer, vgl. dazu Steinmeyer im Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur II, 238 f.

geliebt werden, einer wegen seiner ritterlichen Thaten — sie täuschen sich alle fürwahr!“

Aus dieser Meinung der Männer von ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit gingen nicht bloss jene Gespräche beim Wein hervor, worin sie von ihren Erfolgen bei den Weibern theils logen, theils schamlos schwatzten; es wurzeln auch darin jene sogenannten Frauenstrophen der älteren Lyriker des 12. Jahrhunderts, in denen die Frau als die verliebte und werbende dargestellt wird (oben S. 135 f.). Ein freches sich anbieten der Weiber, wie es die Kreuzfahrer-geschichten von den Sarazeninnen und den Griechinnen (mit einiger Mässigung wird es im Grafen Rudolf vorgeführt) und die bretonisch-französischen Romane von den Damen der ritterlichen Gesellschaft zu erzählen liebten, ist durch nichts, am wenigsten durch unsere Poesie bezeugt, wenn man sie richtig und einfach auffasst. Verse wie jene unter des Kürnbergers Namen gestellten: *wîp unde vederspîl die werdent lihte zam; swer si ze rehte lucket, sô suochent sie den man*, gehören einem Don Juan des 12. Jahrhunderts. Man wird sie heute noch in wüstem Männermunde finden, sollte sie aber nicht zur sittlichen Signatur der deutschen Frauen jener Zeit verwenden.

In edeln und tiefer angelegten Männern ist dem Weibe gegenüber nicht Stolz und behagliches Empfangen (geschweige elende Prahlerei) auch in jener älteren Zeit das herrschende gewesen, sondern die Liebe ward von ihnen ebenso tief gefühlt, als von den Mädchen und Frauen. Walther von Aquitanien kann dies schon bezeugen, ebenso jener Collatinus der Kaiserchronik. Wieland, der halbgöttliche Held, sitzt in tiefem Liebesgram an seinem Ambos, als ihm Alvittr entflohen ist, und harrt seiner schönen Geliebten, ob sie wiederkommen wolle (Völundarqu. 5). Erschütternd spricht sich die dankbare Liebe des Mannes über die Treue des Weibes bis in den Tod in den Versen aus, welche Helgi sang, als Sigrun in seinen Grabhügel gekommen war (Helgaqu. Hundingsb. II, 46. 48).

Das gesellige Leben der vornehmeren deutschen Kreise ward im 12. Jahrhundert seit dem zweiten Kreuzzuge, auf

welchem die deutsche Ritterschaft mit der französischen in enge Verbindung gekommen war, weiter und freier. Es erhob sich eine grössere Lebenslust, das Bedürfniss nach glänzenderem Verkehr untereinander, nach reicherem Schmuck der kleinen und grossen Festlichkeiten, und damit traten auch die Frauen aus ihren Gemächern öfters heraus. Sie waren nicht mehr bloss beim Kirchgang zu schauen und bei seltenen Hoffesten, sondern auch bei den ritterlichen Kampfspielen. Wenn der junge Siegfried ein ganzes Jahr an dem burgundischen Königshofe zu Worms verweilt, ohne Kriemhild gesehen zu haben (Nibel. 137), so ist dies in der alten strengen Abgeschlossenheit der Frauen von dem Verkehr mit den Männern des Hofes begründet und eine Spur älterer Zeit als der, in welcher die Nibelunge Not ihre abschliessende Gestalt erhalten hat.

Das Ritterthum¹⁾ hat den höfischen Frauendienst geschaffen. Die Lebensweise und die darüber waltenden Ordnungen des Ritterstandes sind eine neue, die alten Standesrechte wesentlich abändernde Einrichtung, welche sich im 11. Jahrhundert zunächst in Frankreich ausbildete und von dort nach Deutschland kam. Die Befähigung zum berittenen Kriegsdienst galt nun höher als die freie und edle Geburt; die erhaltene Umgürtung mit dem Reiterschwert (*diu swertleite*)²⁾ konnte selbst dem König eine Erhöhung der persönlichen Ehre geben. Leute, die nach ihrem Geburtsstande leibeigene Dienstmänner waren, stiegen durch das ritterliche Leben und das Zeichen desselben, den weissen Schwertgurt um die Hüften (*la ceinture blanche*, *cingulum militare*), in die höchsten Kreise der Gesellschaft auf. Das war eine

¹⁾ Das Hauptwerk ist z. Z.: *La chevalerie* par Léon Gautier. Paris 1884. Der Verfasser geht davon aus, dass die Chevalerie weniger eine Institution als ein Ideal sei, das die Kirche aus einem usage german schuf. „*La chevalerie c'est la forme chrétienne de la condition militaire; le chevalier c'est le soldat chrétien*“, S. 2.

²⁾ Schilderung des Ritterschlages bei A. Schultz, *Höfisches Leben* 2. A. 1, 181 ff., und ausführlicher K. Treis, *Die Formalitäten des Ritterschlages in der altfranzösischen Epik*. Berlin 1887.

solche Umwälzung alter rechtlicher Zustände, dass man sich über weitere Verwirrungen und Verirrungen nicht wundern darf.

Für den Ritterstand bildeten sich feste Satzungen des Lebens aus: eine besondere Standeschre und Standessitte. Das Streben, Stärke, Mannheit und kriegerische Übung durch ruhmreiche Thaten bewiesen zu haben, führte zu der Sucht nach Abenteuern, und hiermit und mit dem Gebote, den Frauen, wie allen Schwachen und Bedrängten besonderen Schutz zu erweisen, verband sich allmählich ein ausgezeichnete Dienst, den der Ritter einer Dame vor allen widmete, der aber in Gedanken allen Frauen galt. Frankreich ging auch hierin voran. „Kein Land versteht sich besser auf freudvolles Leben als Kerlingen. Deshalb ist seine Ritterschaft gut; sie ist dort angesehen und berühmt, manch anderes Land hat an ritterlichem Leben durch dieses Vorbild zugenommen. Gar schön dienen die Franzosen den Frauen um Lohn, denn man lohnet dort den Rittern mehr als irgendwo sonst“, heisst es in dem Gedicht Moriz von Craon (251 ff.). Also ein anregendes Vorbild ist Frankreich den andern Ländern in Ritterschaft und Frauendienst gewesen. Die Bedingungen aber dafür und selbständige Anfänge dazu waren in ihnen und natürlich auch in Deutschland vorhanden.

Leider können wir die Entwicklung dieser gesellschaftlichen Veränderung nicht in den einzelnen Stufen verfolgen, da wir unsere poetische Litteratur des 12. Jahrhunderts nur unvollständig besitzen. In der Kaiserchronik, deren älteste Gestalt um 1150 fertig war, erkennen wir bereits die Anfänge eines höfischen ritterlichen Lebens, von Frauendienst aber findet sich noch keine Spur. Der österreichische Dichter Heinrich, der in seinen Gedichten „Erinnerung an den Tod“ und „vom Priesterleben“ an Laien und Pfaffen Strafrede und Mahnung richtete und zwischen 1153 und 1163 schrieb, schildert den Ton der ritterlichen Gesellschaften aus eigenen Erinnerungen als roh. Den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung bilden die Weiber; wer sich rühmt, die meisten verführt zu haben, gelte am höchsten. Den Ruhm eines tüchtigen Kerls habe, der recht viele im Kampfe erschlug (von

des tôdes gehügde 342—372). Mag hier auch der düstere, bittere Sinn des Dichters, der der Welt in tiefer Erschütterung entsagt hatte, die Worte schärfen, feine, höfische Bildung des österreichischen Ritterstandes in der Mitte des 12. Jahrhunderts wird man hiernach nicht behaupten wollen; es ist Reiterunterhaltung grober Art, von der wir hören. Doch fällt auf das Leben zwischen Mann und Weib in der vornehmeren Gesellschaft Österreichs durch Heinrich später noch ein Lichtstrahl. Er schildert eine Frau, die ihren Mann bewundert, von seiner Schönheit, seiner eleganten Kleidung, seinen feinen Manieren, seinen tändelnden Worten, seiner Kunst, verliebte Lieder zu singen, entzückt ist (ebd. 597—629). Hier ist also galantes Leben bezeugt, und die *troutliet*, die der Ritter gefällig (behagelichen) vorzutragen verstund, ebenso wie die *troutspel* (die Liebesgeschichten), die Heinrich an anderer Stelle (vom Pfaffenleben, v. 671) erwähnt, verbürgen uns eine lyrische und epische, von Liebe handelnde Poesie um 1160 für das Donauland, die ohne ein ausgebildetes geselliges Leben zwischen den beiden Geschlechtern, ohne einen gewissen Frauendienst, nicht denkbar ist.

In Österreich gerade hat die kunstmässig sich entwickelnde Lyrik fruchtbaren Boden gehabt: der von Kürnberg und Dietmar von Aist gehören dorthin; andre österreichische Lyriker sind verschollen, welche mit dazu beitrugen, dort die Schule der Lyrik zu gründen. Die Burggrafen von Regensburg und Rietenberg sind aus dem benachbarten Bayern, Meinloh von Seflingen leitet zu den Schwaben über. Bei dem Rietenburger, bei dem Seflinger, ebenso wie in den jüngeren Liedchen, die unter Aists Namen gehn, ist der Frauendienst voll entwickelt. Der Ritter dient um den Liebeslohn seiner Dame in heimlichem Verhältniss, das von Aufpassern (den *merkern*) gefährdet ist¹⁾. Das letzte Ziel der Wünsche wird offen als der beste Lohn bezeichnet²⁾; und

¹⁾ Minnesangs Frühling 11. 12, 1. 13, 3. 14, 5. 18, 12. 23. 19, 36. 38, 31. 40, 21. — 7, 24. 12, 21. 13, 14. 14, 17. 16, 19.

²⁾ M. Frühl. 13, 22. 14, 34. 15, 8. 17, 2. 35, 21. 40, 2. 7.

nicht bloss mit Mädchen, sondern überwiegend mit verheirateten Frauen werden die geheimen Liebschaften gepflegt. Als das beste Mittel, den Merkern das Spiel zu verderben, bezeichnet Meinloh von Seßlingen, nicht lange zu schmachten, sondern sich rasch die Frucht zu brechen¹⁾. Aber diese ältesten Liebessänger kennen auch den Liebesgram, und wo die Frau schmachten lässt und den Dienst nicht bald belohnt, kommt das zweifelnde bangen und langen, das *trûren* über sie (M. Fr. 11, 26. 12, 29. 35, 22). Alle Motive also des ritterlichen Liebens und Leidens tönen schon hier zu uns herüber.

Die Zeit, in welcher diese ältesten ritterlichen Dichter ihre Lieder dichteten, wird um 1170—1180 angesetzt. Die Verhältnisse, aus denen sie heraussangen, sind wahrscheinlich ein bis zwei Jahrzehnte älter. Zwischen 1180—1190 ist der Frauendienst und mit ihm die Liebeslyrik schon in voller Blüthe: der Pfälzer Friedrich von Hausen († 6. Mai 1190), der Limburger Heinrich von Veldeke, der Thüringer Heinrich von Morungen beweisen es. Die Liebe wird bei ihnen bereits Gegenstand dialectischer Grübeleien, der Dienst ist durchgebildete Mode. Hierauf wie auf manches in der poetischen Technik²⁾ hat die französische Sitte und süd- und nordfranzösische Lyrik eingewirkt.

Aber auch die französische Epik, welche durch Übersetzungen und Bearbeitungen ungefähr seit 1170 auf die deutsche epische Dichtung sehr entscheidenden Einfluss nahm, trug dazu bei, dem gesellschaftlichen Leben der ritterlichen Kreise neue ideale Vorbilder zu stellen. Um 1170 etwa ward die Geschichte der verliebten Kinder Floris und Blantseflure von einem niederfränkischen Poeten in deutsche Verse gebracht; nicht viel später bearbeitete ein Ministeriale Heinrichs des Löwen, Eilhart von Oberge, nach französischer Vorlage die Tristrangeschichte, diese Schilderung der alles bezwingenden,

¹⁾ *man sol ze liebe gâhen: deist für die merkaere quot.* M. Fr. 12, 20.

²⁾ W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche 207 ff. — Über das Verhältniss der französischen zur deutschen Lyrik des 12. Jahrh.: Jeanroy. *Les origines de la poésie lyrique en France.* Paris 1889. Chap. IV.

verzehrenden Gewalt der Liebe; ihm nach folgte Heinrich von Veldeke mit der Verdeutschung eines Roman d'Eneas, die er nach zehnjähriger Unterbrechung um 1185 vollendete, also in der Hauptsache 1170—1175 ausgeführt hatte. Das bezeugt alles, dass die Liebe als gesellschaftliches Thema um 1170 in ganzer Geltung war. Während in den unhöfischen Schichten des Volkes die Liebe zwischen Mann und Mädchen in alter Weise nach dem einfachen Schlage des Herzens weiter ging, mit Verlieben und Gegenliebe entweder oder mit Versagen der Neigung, in Freud und in Leid, heimlich und offen, auch durch herkömmlichen Liebessang geschmückt, gestaltete sich der ritterliche, den Frauen gewidmete Dienst zu einer besonderen conventionellen Sitte, die oft genug von wirklicher Leidenschaft frei war, und nur als äussere, das ganze Leben freilich stark berührende modische Gewohnheit sich ergibt.

Der ritterliche Frauendienst galt vorzugsweise verheirateten Frauen¹⁾, da diese im Vordergrunde der höfischen Gesellschaft stunden, und das Ziel des Verhältnisses nicht die Ehe war. Der Dienst war eine Galanterie, eine Erregung der Phantasie, ein Hazardspiel, das die Nerven reizte, zumal es nicht immer ohne Gefahr war. Die Liebe ward unter dem Einfluss der Ovidschen *Ars amandi* von den provenzalischen Dichtern als eine Kunst behandelt, die auf das Sittengesetz keine Rücksicht zu nehmen hat. Der Ritter erkor sich eine Dame (*frouwe*) und bot ihr seinen Dienst an. Eine Dame zu haben, ein *frouwenritter* zu sein, verlangte die Mode. Nahn sie seinen Dienst an, so that er alles in ihrem Namen, während sie keinen andern in ihren Dienst nehmen durfte: *ein boesiu lât ir manegen dienen, des tuot ein reiniu niht* (Reinmar von Zweter, MSH. II, 187^a). War die Frau dem Ritter gewogen, so gab sie ihm, wie das unter einem aufrichtigen, ehrlichen Liebespaar von je geschah, ein Kleinod: einen Ring,

¹⁾ Unter den dreissig *regulae amoris*, welche Andreas Capellanus zusammenstellt (p. 3^b der Dortm. Ausg.) ist die erste: *causa conjugii non est ab amore excusatio recta*. Vgl. auch G. Paris, *Romania* XII, 520.

ein Band, einen Schleier, einen Ärmel oder ein Kränzlein, das er fortan auf seinem Speer, Schild oder seinem Helm trug und das ihn bei seinen ritterlichen Thaten durch das stete Andenken an die Frau ermutigte und stärkte¹⁾. Französischer Brauch unter einem durch wirkliche Liebe verbundenen ritterlichen Paare war zuweilen auch, dass eines das Hemd des andern trug. Der Burggraf von Coucy hatte der Dame von Fayel seine chemise, die er getragen, geschickt; sie legte sie in der Nacht an²⁾. Wolfram von Eschenbach erzählt, jedenfalls nach französischer Quelle, dass Gahmuret ein Hemd seiner Herzeloyde über seinem Panzer in der Schlacht zu tragen pflegte. Achtzehn Stück wurden von Speeren durchstoßen und von Schwertern zerhauen, ehe er von ihr schied (Parz. 101, 9 ff. 111, 14 ff.).

Nachdem sich die Wappenfarben für die einzelnen Familien festgestellt hatten, trug der Ritter auch die Farben seiner Dame. Ich kann aber erst aus dem 15. Jahrhundert für Deutschland diesen Brauch aus einem in der Sammlung der Klara Hätzler überlieferten Gedichte (1, 109) bezeugen.

Was auch der Ritter that, mochte es die Fahrt zu einem Scherzturnier oder ein Kreuzzug sein, er that es im Andenken seiner *frouwe* oder auf ihr Gebot. Viele der Damen verlangten geradezu den Kreuzzug als Beweis der Liebe; manche bewogen mittelbar die Ritter zur Gottesfahrt, wenn sie spröde

¹⁾ Schon in Veldekes Eneide (12222 ff.) und in Herborts Liet von Troie (8188 ff., 9509 ff.) wird das erwähnt; vgl. ferner Parz. 370, 22. 375, 23. 390, 26. Wilh. 19, 25. 55, 12. 357, 6. 364, 20. 408, 18. Frauend. 186, 25. Mei und Beaf. 82, 14. Wigam. 2067. In dem Maero von Thomas v. Kandolberg (G. Ab. Nr. 87) wird von zwölf Studenten (schuolæren) erzählt, die verabredeten, jeder solle am Schlusse der Woche zeigen, welch Kleinod ihm seine Geliebte in dieser Frist geschenkt habe: da kommen ein Goldring, zwei Seidenkleider, ein gesticktes Badelachen, ein goldgewirkter Gewürzbeutel, eine seidene Haube, eine goldene Brosche zum Vorschein. (v. 233 ff.)

²⁾ Sa chemise qu'ot vestue m'envoia por embracier. la nuit quant s'amor m'argue, la met delez moi couchier, toute nuit a ma char nue por mes malz rassoagier. Fr. Michel, Chansons d'atelain de Coucy, S. 98.

waren oder die Liebe aus irgend einem Grunde nicht erwidern konnten. Zuweilen wirkte auch ein frommer Grund, denn die Dame hatte den halben Anspruch auf das gute Werk, wenn sie aus reiner Gesinnung den Ritter zum Kreuzzuge bestimmte¹⁾. Die fast allgemeine Stimmung der Herren, wenn sie durch den Minnedienst zu der Fahrt ins heilige Land verpflichtet wurden, spricht Hartmann von Aue aus eigener Erfahrung aus. „Ich fahre mit eurem Urlaub dahin“, singt er, „ihr Herren und Vettern, und segne beim Abschied Leute und Land. Niemand darf mich um meiner Reise Grund erst fragen: ich sage es offen, die Liebe, die mich fing, liess mich die Fahrt geloben, und jetzt befahl sie mir, die Fahrt zu thun. Es ist nicht mehr zu ändern. Gelübde und Schwur darf ich nicht brechen. — Mancher rühmt sich dessen, was er aus Liebe gethan, aber wo sind die Werke? ich höre nur Worte. Ich sähe gerne, dass von vielen solcher Dienst verlangt würde, wie ich jetzt leisten muss. Das heisst wohl Liebe, wenn man für die Liebe in die Fremde zieht. Seht nur, wie sie mich aus der Heimat über das Meer treibt! Wahrlich, lebte Saladin noch und all sein Heer, die brächten mich keinen Fuss weit aus Franken“. (M. Fr. 218, 5 ff.)

Die Ansicht von dem Kreuzzuge als einem schweren und bitteren Opfer des Glaubens spricht sich in den meisten provenzalischen, französischen und deutschen Kreuzliedern aus. Nur selten gewahren wir die Glut der frommen Begeisterung; die Lieder zeigen ein verständiges Überlegen der Vorthelle und Nachtheile der schweren Unternehmung, eine etwas trockene Erinnerung an die Leiden Christi und das jüngste Gericht. Der Gedankenkreis der Kreuzpredigten ist, abgesehen von den persönlichen Verhältnissen der Dichter, auch der der Kreuzlieder: Wir müssen das Leiden Christi ihm vergelten. Ausserdem müssen wir Gott wegen unsrer Sünden versöhnen und durch die Bussfahrt zugleich den An-

¹⁾ Hartmann. M. Fr. 211. 20. vgl. 210. 33. Johansdorf. M. Fr. 94, 34.

spruch auf den Himmel erwerben¹⁾. Fast nur wenn die Liebe hineingezogen wird, werden die Kreuzlieder lebendig. Da wird der Abschied von der Geliebten geschildert, es wird ausgeführt, wie nur der Leib über See fährt, das Herz daheim bleibt, wie die Ritterehre und die Minne miteinander streiten. Aber umsomehr empfindet man, wie schwer es fast alle traf, die lange, gefährliche und in jeder Hinsicht opferreiche Gottesfahrt zu thun, die den Aufwand eines grossen Vermögens verlangte. An sich konnte auch die lange Entfernung ihres Ritters nicht in den Wünschen der Dame liegen²⁾. Dieselbe entbehrte, wenn sie ihn liebte, des Freundes; wenn sie nur äusseren Dienst annahm, der Auszeichnung, welche der Minnedienst der Frau stets gewährte, und der fortwährenden Befriedigung ihrer Eitelkeit zu lange, als dass sie sich leicht zu einer solchen Forderung entschlossen hätte. Das abenteuernde Herumreiten des Herzenvasallen in der Heimat oder in benachbarten Ländern brachte ihr einen weit stetigeren Genuss; denn jeder Sieg, den er im Turnier gewann, ward zu ihrem Ruhme erfochten, ein jeder Gegner, den er im Stechen überwand und in Pflicht nahm, ward für sie überwunden; der Ritter schickte ihn ihr als Gefangenen zu³⁾, den sie nach Gutdünken freilassen konnte. Die unüberwindlichen Helden der Tafelrunde sammeln auf solche Weise ganze Schaaren besiegtter Gegner um ihre Damen.

Das Ziel des Frauendienstes war die Gewährung der Gunst, der Lohn, wie es gewöhnlich heisst. Der Frau, die den Dienst annimmt, ziemt es, zu belohnen (M. Fr. 104, 19).

¹⁾ G. Wolfram, Kreuzpredigt und Kreuzlied, in der Z. f. deutsch. Alterth. 30, 89—132.

²⁾ In dem Gedichte von der alten und neuen Minne (Lassberg, Lieders. n. 182) räth die neue Minne: *setz niht ze vast dîns herzen gir nâch den wîlvarnden knaben. du solt einen liep haben, der sî schoene unde glanz und hôch springe an dem tanz und hie heime blîb bî dir: des râtes soltu volgen mir. ob einer slüegen soldûn, wag muotes mahtu dâvon hân?* (251 ff.).

³⁾ Es war eine Ehrengabe, die er ihr machte. Auch Rosso wurden der Dame als ein Preis, den ihr Ritter gewonnen, von ihm geschickt. Vgl. Herbort 8950 ff.

Freilich konnte das sehr verschieden geschehen, und was die Dame als hohen Lohn ansah, des Ritters Wunsche nicht genügen. Albrecht von Johansdorf (1185—1209 in Passauer Urkunden erwähnt) hat ein lebendiges Zwiegespräch mit seiner Angebeteten gedichtet. Er klagt, dass sie ihn schmachten lasse. „Wer hat Euch denn zu dieser Not gezwungen?“ fragt sie. „Eure Schönheit, minnegliches Weib!“ — „Und Eure Lieder wollten mich in Unehre bringen.“ — „Das wolle Gott nicht!“ — „Gewährte ich Euch, so hättet Ihr den Ruhm, mein wäre der Spott. Folgt meinem Rate, lasst das bitten um das was nie geschehen kann.“ — „Soll das mein Lohn sein?“ — „Mög' anderswo Euch das gewährt werden, das Ihr von mir begehrt!“ — „Sollen meine Lieder und mein Dienst um Euch mir nichts verfangen?“ — „Wol werdet Ihr Glück haben, ohne Lohn von mir sollt Ihr nicht bleiben!“ — „Wie meint Ihr das, vortrefflich Weib?“ — „Viel geschätzter (werden) werdet Ihr und voll reiner Freude.“ (M. Fr. 93, 12 bis 94, 14.)

Wirde und froüde sind nach Walther v. d. Vogelweide (96, 15 f.) und allen edleren Männern der Zeit der Lohn des Dienstes. Die wirde ist das äussere Ansehen, das durch innere Tüchtigkeit erworben wird. In der Erzählung Moriz von Craon, der Dichtung eines pfälzischen Dichters aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, heisst es: „Geringen Lohn geben schlechte Weiber: Sele und Leib machen sie den Männern gar oft zuwider und freudenleer. Die guten erheben das Gemüt zur Freude, ihr Lohn für das, was man im Dienst erwarte, ist Ehre“ (409 ff.). „Nachdem die reinen, süssen Frauen so hohe Ehre geben können uns den Männern, so will ich allezeit den Frauen dienen, wie's auch komme“, dachte Ulrich von Lichtenstein (Frauend. 3, 25—28), und die Lehre ward ihm gegeben: „wer im Ansehn leben wolle, müsse einer reinen, edlen Frau sich zu eigen geben, davon käm' er zu hoher Freude (würde er höchgemuot).“ „Nie kam ein Mann zu Ansehen, der nicht den Frauen diene“ (ebd. 9, 7 ff.). Alle Freude kommt von den Frauen, drum muss man die Frauen ehren, singen Reinmar von Hagenau und Walther v. d. Vogelweide übereinstimmend

(M. Fr. 183, 31. Walth. 99, 8), und viele andre wiederholen es ¹⁾. Der Minnedienst zähmt die wilden Gedanken und lehrt sie Stätigkeit (Wolfr. Titur. 116, 4. Strickers Frauenehre 1521 ff.). Also Treue, veredelte Gesinnung, daraus erwachsendes Ansehen und das Gemüt verklärende, freudige, heitre Stimmung (höchgemüete) sind der Lohn der reinen Minne. Der Minnedienst wirkt demnach auf den Mann erziehend und reinigend. Frauenlob (Spr. 246, 14. 438, 4) preist die Minne als Erzieherin (meizoginne), und Reinmar von Zweter, der ihm darin voranging, spricht gar von der hohen Schule der Minne, der künstereichsten, die es gebe (Spr. 32 ²⁾).

Aber die Welt ist materiell und der Lohn, den sehr viele dienende Ritter beehrten und erwarteten, ward in der Sinnlichkeit gesucht. Mit einer Naivetät, die uns heute überrascht, sprechen die Lieder jener Zeit den letzten Wunsch aus und bezeichnen unverhohlen den Preis des Dienstes. Auch diese Frauenritter wurden durchaus nicht immer befriedigt; manchem ward selbst nach langjährigem Dienste erwidert, was Obie dem jungen König Meljanz sagte, als er sie *nâch sime dienste* um die Minne bat: *al ze fruo ich iuch gewerte* (Parz. 346, 14). Aber manchem auch ward die Dame willfährig und vergönnte ihm eine Nacht in ihren Armen. Nicht selten jedoch machte sie dabei die Bedingung, dass er sich ausser Kuss und Umarmung nichts weiter gestatte und sich eidlich hierauf verpflichte. Diese Probenächte der Enthaltsamkeit scheinen im Mittelalter über das ganze cultivirte Europa verbreitet gewesen zu sein. So berichtet ein Chronist, dass unter Kaiser Friedrich II. die Italienerinnen ihren Geliebten solche Vergünstigung einräumten und dass die Zeit darin etwas unverfängliches sah ³⁾.

¹⁾ Burdach, Reinmar und Walther, S. 102. Leipzig 1880.

²⁾ In französischen Epen ist der Ritterschlag zuweilen der Lohn, zu dem die Dame dem jungen ihr dienenden Manne verhilft, und den sie ihm sogar selbst ertheilt: Treis, Die Formalitäten des Ritterschlags, Berlin 1887, S. 30 f.

³⁾ Fr. v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen 6, 449.

Als Zeugniss, dass solche enthaltsame Liebesnächte in der Provence versucht wurden, mag eine Tenzzone der Troubadoure Aimeric von Peguilain und Elias von Uisel dienen. Herrn Aimeric hatte seine Dame eine Nacht verheissen, wenn er ihr schwöre, sich am Kusse zu begnügen und wenigstens gegen ihren Willen nicht weiter zu gehn. Er fragte nun den Freund um Rath, ob er die Marter ertragen oder meineidig werden solle, und Elias erwiderte: er wisse sehr wohl, wie er sich in solchem Falle zu halten habe, seine Dame solle ihn meineidig sehen. Aimeric blieb aber bedenklich, denn er meinte, durch den Eidbruch verliere er Gott und die Geliebte zugleich, er wolle sich also lieber am Kusse genügen lassen. Doch Elias schalt ihn ob seiner bürgerlichen Beschränktheit (*vilania*) aus; die Dame könne durch Thränen, Gott aber durch eine Fahrt nach Syrien versöhnt werden (Raynouard 4, 22).

Für den gleichen Brauch in Nordfrankreich zeugt ebenfalls ein Streitgedicht (*jeu parti*)¹⁾, das folgende Frage behandelt: wenn einem Manne, der ehrbar liebt, seine Dame für treuen Dienst eine Nacht in ihrem Bette, *tout nu a nu*, bewilligt hat, indem sie ihm nur Kuss und Umarmung freigibt, welches der beiden thut mehr für den andern bei bewährter Enthaltbarkeit, der Mann oder die Frau?

Dass in Deutschland in ritterlichen Kreisen des 11. und 12. Jahrhunderts die Sitte solchen Beilagers bestund, beweisen Verse in Liedern Dietmars von Aist und Reinmars von Hagenau²⁾. Freilich spricht Dietmar vom *toerschen bîligen*, d. i. ein närrisches Beilager halten; aber Hartmann von Aue äussert sich aus seinem ernsten Sinne in seinem Iwein 6574 ff. also: „wenn einer das für ein Wunder erklärt, dass Iwein bei einem fremden Mädchen so nahe lag, ohne der Liebe zu pflegen, der weiss nicht, dass ein tüchtiger Mann sich alles des enthalten kann, dessen er sich enthalten will“.

¹⁾ Mätzner, Altfranzösische Lieder, Nr. 44. Guillaums li Viniers à frere.

²⁾ M. Fr. 40, 34, 41, 6. 167, 7.

Von dem Fortleben dieses „auf Treu und Glauben Bei-liegen“ in den höheren Ständen auch noch im 16. Jahrhundert sind manche Belege vorhanden¹⁾. Es war kein Raffinement, sondern eine sehr alte und durch viele Völker verbreitete Sitte²⁾, die sich in gewisser Regelung bis heute fortgepflanzt hat. Sie entstammt schwerlich den höfischen Kreisen.

Fast in allen deutschen Ländern ist den Liebhabern der Landmädchen eine Nacht im Jahre oder meist in der Woche zum Besuche ihrer Schätze gestattet, und es soll dies in manchen Gegenden stets in allen Ehren ablaufen. In andern wird der Brauch dadurch gerechtfertigt, dass das Paar fortan für verlobt gilt und ihm also nur die kirchliche Trauung fehlt, welche sich im Volke überhaupt schwer einbürgerte. Der Mann, der nach solcher Vergünstigung treulos wird, ist in der Meinung des Volkes gebrandmarkt.

Die Namen des Brauchs sind verschieden: in der Schweiz zu Kilt gehn, kilten³⁾, Gassel gehn; schwäbisch fugen; in den Vogesen schwammeln; im Bayrischen gasseln und fenstern; steirisch und tirolisch fensterln und gasseln; kärntisch brenteln und gasseln; fränkisch schnurren, áfn Frei gehn; in der Hadstedter Marsch thüren; englisch bundle⁴⁾.

Aus jenen heimlichen Zusammenkünften ritterlicher Paare, deren Entdeckung natürlich mit der höchsten Gefahr verbunden war, ist eine besondere Gattung lyrischer Lieder wenn nicht hervorgegangen, so doch zur künstlerischen Entwicklung gekommen, die Tagelieder, die albas der Pro-

¹⁾ Bolte zum Düdeschen Schlömer von J. Stricker (1584), S. 64.

²⁾ Belege aus verschiedenen Völkern gab F. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn 1879), S. 378. — Über das Schwertklingengelübde unten bei der Vermählung.

³⁾ R. Hildebrand, D. Wörterb. V, 704. L. Tobler, Schweizer Volkslieder 1, S. CXXVI. Rochholz, Deutscher Glaube und Sitte 1, 59. Birlinger, Alemannia IV, 1—10.

⁴⁾ Fischer, Über die Probenächte der teutschen Bauernmädchen, Berlin 1780. Wëddigen, Westphäl. Magazin 3, 115. Hallmann, Briefe über die Grafschaft Glaz (1823), S. 73. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen und Gebräuche, S. 405. P. Rosegger, Aus meinem Handwerkerleben 326 ff. Über die estnischen Verhältnisse: v. Schröder, Hochzeitsbräuche der Esten, S. 196—199.

venzen, die aubes der Franzosen. Schon vor der Zeit des ritterlichen Frauendienstes hat sich ein liebendes Paar nächtlich gefunden und hat ihm der Morgen die verbotenen Freuden gestört; schon früh wird die Poesie auch in Deutschland dieses dankbare Thema benutzt haben. Aber erst mit dem Eintritte der Lyrik in die Litteratur beginnen auch die nachweisbaren Lieder jenes Inhaltes.

Die ältesten Strophen, die wir unter den Gesichtspunkt des Tagesliedes stellen können, sind ein sogenannter Wechsel des Burggrafen von Regensburg (M. Fr. 16, 15—17, 6). Das Paar ist getrennt, er wie sie gedenken in Sehnsucht der heimlichen Liebesfreude.

In gleicher Anlage, aber lebendiger und breiter, mit glühender Leidenschaft, ist der Wechsel Heinrichs von Morungen, der einer folgenden Generation der Lyriker angehört (M. Fr. 143, 22—144, 16). Ich suche es neuhochdeutsch wiederzugeben:

O weh, o weh, o dass doch je
Mir noch möcht' leuchten durch die Nacht
Ihr süsser Leib so weiss wie Schnee,
Der Freud' und Leid mir hat gebracht.
Er trog die Augen mein:
Ich wähnt, es sollte sein
Des lichten Monden Schein.
Da tagt' es.

„O weh, o weh, o dass doch je
Er noch den 'Tag bei mir erschau'
Und dass er dann nicht von mir geh',
Ob es auch hell im Osten grau'.
Ich seh' das Morgenroth,
Bei dem er jüngst entbot
Mir bittern Scheidens Noth.
Da tagt' es.“

O weh, o weh, wohl hundertmal
Hat sie beim wecken mich geküsst,
Von Thränen matt des Auges Strahl,
Weil ich aus ihrem Arm gemüsst.
Und dennoch Trost sie fand,
Dass still die Thräne stand,
Als sie mich fest umwand.
Da tagt' es.

„O weh, o weh, wie oft er hat
 An meiner Seite sich erblickt!
 Da ward er nie im Kosen satt,
 Da war ohn' Ende er entzückt,
 Wenn er die Decke rein
 Gestreift vom Arme mein:
 Es mocht' ein Wunder sein!
 Da tagt' es!“

Gewöhnlich aber führt das Tagelied unmittelbar in dramatischer Lebendigkeit in die thatsächliche Lage ein: die Frau erwacht, weckt den Geliebten und schmerzlich verliebt wird geschieden. In dieser Art ist bereits das einfache, alterthümliche Tagelied des Herrn Dietmar von Aist (M. Fr. 39, 18—29):

Schläfst du noch, Geliebter mein?
 Wir müssen leider wach jetzt sein.
 Ein Vögelein gar wohl gethan
 Stimmt auf der Lind' sein Taglied an.

„Ich war entschlummert sanft und lind,
 Nun weckst du klagend mich, lieb Kind.
 Die Liebe mag ohn' Leid nicht sein;
 Ich bin gehorsam, Liebste mein.“

Da ward voll Thränen wohl ihr Blick:
 „Du reitest fort, lässt mich zurück.
 Ach meine Freude geht mit dir;
 Wann kommst du wieder her zu mir?“

Mit aller Fülle und Üppigkeit seiner Kunst hat Wolfram von Eschenbach in dem Liede „Ez ist nu tac, daz ich wol mac mit wârheit jehen“ (Lachmann 7, 41—9, 2) das Scheiden der Verliebten beim morgenlichen schîn geschildert, und Walther von der Vogelweide in seinem einzigen Tageliede (Lachmann 88, 9—90, 14), des grossen Kunstgenossen Beispiel in der Ausführung folgend, noch ein andres Moment hinzugethan: nicht ein Vöglein hat die Frau geweckt¹⁾, wie bei Dietmar von Aist, sondern sie haben das Morgenlied

¹⁾ Es erinnert das natürlich an die Morgenscene in Shakespeares Romeo und Julie (III, 5). Daran knüpft L. Fränkel, Shakespeare und das Tagelied, Hannover 1893, seine Ausführungen.

des Burgwarts (des wahtære) gehört¹⁾. Dieses Morgenlied hat Wolfram von Eschenbach in seinen andern Tageweisen zu einem Warnungslied an die heimlich Liebenden (eine lère oder rât) gemacht, allerdings nicht ohne Widerspruch, da die Stellung des Thurmwächters als Vertrauter der Liebesheimlichkeit seiner Herrin Anstoss erregen durfte. „Ein hôch-geboren witzlich wip“, sagt Ulrich von Lichtenstein (Frauend. 509, 18 ff.) darüber, „solde ungern eins gebûren lip dekein ir heimlich wizzen lân : und tât siz, ez wær missetân. Man hât edeler wahter niht : dâvon sô wær ez gar enwiht, der einem wahter iht des sagt daz im wær liep gar verdagt. gebûren art kan niht verdagen : des sol man in ungern sagen. edeliu art kan swîgen wol, dâvon si heimlich wizzen sol“.

So hat denn auch aus gleichem Gefühl der Provenzale Guirautz de Borneill in seiner alba (Raynouard, Choix 3, 313) einem Freunde des Ritters das Hüteramt übertragen. Als die Morgenröthe schimmert, bittet er Gott und den Sohn der heiligen Maria, dass sie seinen Gefährten schützen, und stimmt dann ein Lied an, wodurch er den Freund weckt und warnt. Er höre die Vögel im Gebüsche singen, der Freund möge an das Fenster gehn und die Zeichen des Himmels ansehen, denn es sei Zeit. Aber dieser antwortet, er sei so prächtig beherbergt, dass er wünsche, es werde nimmer Tag. Er halte die anmuthigste im Arm, die je von einer Mutter geboren sei und die Aufpasser achte er so wenig als die Morgenröthe.

Aber der Wächter als vertrauter Warner der heimlich Liebenden fand doch Eingang in das höfische deutsche Tagelied durch das Beispiel Wolframs von Eschenbach und den Einfluss der provenzalischen albas, in denen vom 10. Jahrhundert ab (Zachers Zeitschr. f. deutsche Philologie 12, 335) er eine conventionelle dritte Person ist²⁾. So tritt er auf in den Tageliedern Ulrichs von Singenberg (MSH. 1, 293)³⁾, Ulrichs von Winterstetten (ebd. 1, 157. 166), Bruns von

¹⁾ Rubin (MSH. 1, 317) schliesst sich hier an Walther.

²⁾ G. Schläger, Studien über das Tagelied. Jena 1895, S. 39.

³⁾ In dem andern Liede Singenbergs (1, 291) ist der Wächter nicht da.

Hornberg (2, 66), Konrads von Würzburg (2, 319), Heinrich Teschlers (2, 128) und König Wenzels von Böhmen (1, 9 f.).

Das provenzalische Morgenlied, die alba, hat hiernach wohl auf das höfische deutsche Tagelied eingewirkt (die altfranzösische aubade steht ganz unter seinem Einfluss und ist nicht recht gediehen), aber erzeugt ist dasselbe von ihr nicht. Es wurzelt in der volksthümlichen Liebesdichtung und hat seine litterarische Ausbildung durch den ritterlichen Frauendienst erhalten. Den Weg, den es ging, glaube ich deutlich gezeigt zu haben¹⁾.

Die Tagelieder erhielten sich bei uns weit über die Dauer der höfischen Lyrik hinaus²⁾ und waren noch im 16. Jahrhundert beliebt. Sie wurden damals auf fliegende Blätter gedruckt, welche auf dem Titel in grobem Holzschnitte den Wächter mit dem Horn auf der Zinne zeigen. Unsere Volkslieder haben noch viele Tagelieder unter sich³⁾. Seit dem 14. Jahrhunderte wurden auch die geistlichen Umdichtungen von Tageliedern beliebt, oder es wurden religiöse Gesänge in die Einkleidung der Tageweisen gebracht.

Neben den Albas besitzt die provenzalische Lyrik eine verwandte Gattung, das Abend- oder Nachtlied (*serena*), worin sich das sehnende Verlangen des Mannes nach der verheissenen Liebesnacht ausspricht. Die deutsche mittelalterliche Poesie kann nichts ähnliches aufweisen, und auch die Provenzalen haben jedenfalls nur wenig serenias gedichtet, da nur eine einzige sich erhalten hat⁴⁾.

Wenn die Liebesverhältnisse der dienenden Ritter in jene Wirklichkeit hinübergingen, welche die eben erwähnten

¹⁾ Über das Tagelied: K. Bartsch, Über die romanischen und deutschen Tagelieder (Gesammelte Aufsätze und Vorträge 250—317). W. Scherer, Deutsche Studien 2, 51—60. W. de Gruyter, Das deutsche Tagelied, Leipzig 1887. G. Schläger, Studien über das Tagelied. Jena 1895.

²⁾ L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder I, Nr. 76—89. Fr. M. Böhme, Altd deutsches Liederbuch Nr. 101—124. (Leipzig 1877).

³⁾ Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II, Nr. 798—830. Leipz. 1893.

⁴⁾ v. Guiraut Riquier bei Mahn, Werke der Troubadours 4, 97.

Thatsachen andeuteten, so musste es die angelegentlichste Sorge des Paares sein, die grösste Verschwiegenheit zu bewahren, denn die Gatten der Damen rächten die verletzte Ehre ihres Bettes unerbittlich, und war es ein Mädchen, so gab es Väter und Brüder, welche die Ehre ihres Hauses strenge hüteten. Besonders schwierig war die Geheimhaltung für die ritterlichen Sänger, welche dem Liede ihr Werben anvertrauten, und ihr Unglück oder Glück in der Liebe zu einer öffentlichen Sache machten. Um das Geheimniss so gut als möglich zu retten, war es ihnen daher eine Ehrenpflicht, den Namen der Dame entweder gar nicht oder nur verhüllt zu nennen¹⁾: deutlicher zu sein, galt auch bei den Provenzalen für Thorheit und Kinderei (*folia et enfanza*, Raynouard, Choix 5, 192).

Grosse Noth machten wie immer den Liebenden, so auch den Frauenrittern die gehässigen Aufpasser, oder wie der Kunstaussdruck für die Feinde solcher Verhältnisse war, die Merker²⁾. Nicht wenige Minnesänger³⁾ klagen über diese Neider und Störer, welche die Freude bei Tag und bei Nacht vernichten oder wenigstens verbittern. Um das Übel von Grund aus zu heilen, eifern die verliebten Dichter auch gegen jede zu strenge Beaufsichtigung der Frauen, gegen die *huote*, die eine gefährliche Bedrängniss (ein *angeslichiu nôt* M. Fr. 43, 37) der liebenden sei. Sie meinen, diese Bewachung sei eine Ruthe, mit der sich der Ehegatte selbst züchtige⁴⁾; er siede und braue sich dadurch, was ihn später reue, und sie nütze ihm doch nichts⁵⁾. Das Sprichwort galt: es ist keine

¹⁾ Vgl. z. B. Walthers v. d. Vogelweide ausweichende Antworten auf die Frage nach dem Namen seiner *froue* 63, 34. 74, 19. 98, 26. Neithart v. Reuenthal XXXIX, 19.

²⁾ Heinr. v. Morungen braucht *huotaere* M. Fr. 131, 27 nach dem provenz. *gardaire*.

³⁾ Bereits der sogen. Kürnberger M. Fr. 7, 24 und Meinloh v. Sefflingen M. Fr. 12, 21. Das Motiv der Merker ist der *nît*, M. Fr. 7, 24. 43, 29. Ihr *spehen* ist *kranc* Frauend. 12, 4 oder *arc* ebd. 407, 28.

⁴⁾ Veldeke, M. Fr. 65, 21—27.

⁵⁾ Eracl. 2490.

Hut' so gut, als die ein Weib ihm selber thut (Freidank 101, 7). In dem provenzalischen Romane *Flamença*, der gegen die *huote* gedichtet ist, heisst der eifersüchtige, der sein Weib durchaus behüten will, ein Narr, denn wenn es ihm Gewalt nicht raube, so nehme es ihm die List. „Wer die Frauen vor andern verwahren will“, singt Heinrich von Morungen (M. Fr. 136, 37 ff.), „den thu' ich in den Bann. Den Männern zum anschauen hat Gott sie geschaffen, auf dass sie ihnen ein Spiegel, der ganzen Welt eine Wonne seien. Was nützt vergrabenes Gold, von dem Niemand etwas hat? — Diese misstrauische Beaufsichtigung (*huote*) verführt treue Frauen erst zum wanken; drum lasse man die Frauen anschauen und thu' ihnen keinen Zwang an. Einer Kranken verbot der Arzt zu trinken, und sie trank eben darum“.

Die provenzalischen Troubadours haben eine wahre Liebeskunst ausgesonnen und den Minnedienst didactisch geregelt. Sie nehmen in ihm vier Stufen an, die der Liebende ersteigen muss¹⁾: auf der ersten steht der, welcher eine heimliche Liebe im Herzen trägt und sie der Geliebten noch nicht zu gestehen wagt (*feignaire*). Hat er ermuthigt durch die Frau das Geständniss gewagt, so tritt er auf die zweite Stufe, er wird ein bittender (*preiaire*); nimmt sie ihn zum förmlichen Liebesdienst an, so wird er ein erhörter (*entendeire*); ist ihm die höchste Gunst gewährt, so heisst er der Liebhaber (*drutz*) der Frau. Man sieht schon hieraus, dass der Erhörung eine Prüfungszeit voranging, welche theils die Treue, theils die ritterliche Tüchtigkeit des Verehrers betraf. Wie lange dieselbe dauerte, scheint dem Gutdünken der Dame überlassen, die gern die spröde spielte und vor der Aufnahme in den Dienst den Ritter lange schmachten liess. Nach einigem zu

¹⁾ Fauriel. Hist. de la poésie provenç. I, 502. Guiraut Riquier, bei Mahn, Gedichte der Troubadours 4, 210 ff. Herrigs Archiv 34, 425. Die entsprechende Stelle in den *Erotica sive Amatoria* des Andreas Capellanus (B. 3 der Dortmund. Ausg.) lautet: Ab antiquo igitur quatuor sunt in amore gradus distincti: primus in spei datione consistit, secundus in osculi exhibitione, tertius in amplexus fructione quartus in totius concessione personae finitur.

schliessen, dehnte sich die Probe nicht selten auf fünf Jahre aus¹⁾. Hatte der Ritter diese Zeit glücklich überwunden, so ward er der Vasall seiner Herzenskönigin, welche ihm mit aller Ceremonie des Lehnrechtes ihren Dienst übertrug. Wie sich der Lehnsmann vor dem sitzenden Herrn auf das Knie lässt und mit gefalteten Händen das Lehn begehrt und die Treue verspricht; wie der Herr seine Hände zwischen die des Mannes legt und ihm mit einem äusseren Zeichen das Lehn übergibt, mit einem Kusse das Verhältniss besiegelt; ganz eben so nahm auch die Frau den Mann zu ihrem Ritter auf. Wenigstens in Südfrankreich, dem Lande des ausgebildetsten Minnedienstes, herrschte solcher Brauch. Dasselbe Knien und Händefalten, dieselbe Ceremonie durch die Frau, wie durch den Lehnsherrn vollzogen, ebenso wie dort der Kuss und gewöhnlich ein Ring als Zeichen der Verbindung. Der Brauch, der hier und da bei der Aufnahme in den Ritterstand beobachtet ward, die Haare abzuschneiden, wurde auch manchmal beim Eintritte in den Minnedienst geübt. Um die vielgefeierte Gräfin Guida von Rodes hatten sich mehr als hundert Ritter die Köpfe scheren lassen (Raynouard, Choix 5, 172). Auch priesterliche Einsegnung des Verhältnisses lässt sich nachweisen, wodurch wiederum bei Auflösung des Bundes priesterlicher Beistand nöthig ward. Indem damals die kirchliche Trauung noch nicht durchgedrungen war, mögen wir dies für eine Nachbildung der kirchlichen Theilnahme am Ritterschlage nehmen (Rayn. Ch. 3, 243).

Die Nachbildung des Lehnsverhältnisses führte zu einem Brauche ganz eigenthümlicher Natur. Es war Sitte, dass der Lehnsherr von den anwesenden Vasallen zu Bette begleitet wurde, die sich erst entfernten, nachdem er sich niedergelegt hatte. Die Frau war der Lehnsherr, der Ritter der Lehns-träger; warum hätte man den Dienst nicht auch hierauf ausdehnen sollen? Der begünstigte Liebhaber begleitete also die Frau in ihr Schlafgemach, half ihr beim Auskleiden und ent-

¹⁾ Parz. 346, 3—15. 370, 16. Vgl. auch Diez, Altspan. Romanzen, S. 84.

fernte sich, nachdem sie sich niedergelegt hatte¹⁾. Hinzuzufügen ist nur, dass man in jenen Zeiten gewöhnlich ohne alle Gewänder schlief.

Wir können für die deutsche ritterliche Gesellschaft die südfranzösische Übertragung der Lehnsformalitäten auf das Dienstverhältniss deswerbenden Mannes nicht nachweisen und müssen sie bezweifeln. Es ist nicht deutsche Art, für Beziehungen, die trotz allem äusserem Scheinwesen dennoch als innerliche aufgefasst wurden, einen strengen Formalismus zu belieben, wie das von den Romanen geschehen ist. Ebenso ist die Liebe mit den mannigfachen Erscheinungen, die sie im Leben hervorzaubert, niemals in dem Grade, wie in Süd- und Nordfrankreich Gegenstand dialectischer Untersuchung der Dichter und der vornehmen Gesellschaft geworden. Unsere Lyriker enthalten sich freilich seit Friedrich von Hausen der Grübeleien über die Minne nicht, aber sie verlassen ihre deutsche Natur nicht, welche das Herz dem Verstande in Liebessachen überordnet. Fragen über das Wesen der Minne, wie sie in Eilharts Tristran und Veldekes Eneide²⁾ behandelt werden, alle die spielende Dialectik, welche Gottfried von Strassburg in seinem Tristan über die Liebe entfaltet (12187 bis 12361), sind aus französischer Quelle abgeleitet. So ist uns denn auch die Disputation und eine processartige Behandlung von Streitigkeiten über Liebesfragen fast ganz fremd geblieben, während die süd- und nordfranzösischen Dichter in ihren Tenzonen und Partimens (*jeux partis*)³⁾ sehr geneigt dazu waren.

1) Raynouard, *Lexique roman*. 1, 333. Fauriel, *Hist. de la poésie provenç.* 2, 31.

2) Eilhart 2398—2598. Eneide 10064—10388, dazu 9822—9965.

3) In der Tenzone stellen die beiden Streitenden ihre Meinungen gegen einander und vertheidigen sie. In dem partimen (*jeu parti*) legt der eine Troubadour die Streitfrage vor und lässt dem andern die Wahl unter den beiden Meinungen; er vertheidigt die ihm gelassene. Vgl. P. Meyer, *Les derniers troubadours de la Provence*, Paris 1871, S. 66. G. Paris, *La littérature française au moyen âge* §. 126. L. Goldschmidt, *Die Doctrin der Liebe bei den italienischen Lyrikern des 13. Jahrh.* Breslau 1889.

Dabei tritt nun die Neigung hervor, die Entscheidung der Streitfrage einer gefeierten, durch Schönheit und Klugheit berühmten Dame zu übertragen.

An dem Hofe der Vicomtesse Guilelma von Benagues fanden sich die drei ihr dienenden Troubadours Savaric von Mauleon, Elias Rudel von Bergerac und Jaufre Rudel von Blaia zusammen. Guilelma blickt den letzteren freundlich an, drückt dem Bergerac die Hand und tritt dem Savaric seufzend auf den Fuss. In einer Tenzzone rühmt sich nun jeder, vor dem andern bevorzugt zu sein und sie beschliessen, der Herrin die Entscheidung anzuvertrauen¹⁾.

Von den sonst unbekannten Troubadours Girart und Peironet ist ein Partimen erhalten²⁾, worin die Streitfrage vorgelegt wird, ob Augen oder Herz eine treue Liebe besser behaupten. Peironet ergreift die Partie der Augen, Girart die des Herzens. Der erste sendet seine Behauptung zum Urtheil nach Pierrefeu (Peirafuoc), wo eine schöne Frau über Liebesfragen belehrt (*la bella fai cort d'enseinhamen*); Girart schickt sein partimen nach dem Schlosse Signes (Sinha), wo die Inhaberin aller Jugendgaben (*joven*) wohnt, welche wohl zu sagen wissen wird, welche Meinung die bessere sei.

Hohe Damen, die sich für solche Fragen interessirten und die nachweisbar Gönnerinnen der süd- und nordfranzösischen Dichter waren, kennen wir in der schönen und sehr galanten Gräfin Aliénor von Poitiers, Gemahlin König Heinrichs II. von Frankreich und England, und in ihrer Tochter, der Gräfin Marie von der Champagne. An dem Hofe Aliénorens verkehrten die berühmtesten Troubadours, wie Bertrand de Born und Bernard de Ventadour, an dem Hof Mariens der Schöpfer des nordfranzösischen Ritterromans, Chrestien de Troies. An diesen glänzenden Höfen ward das Wesen und Leben der ritterlichen Galanterie in eine Art System gebracht, von dem wir durch die im Anfange des 13. Jahrhunderts

¹⁾ Diez, *Leben der Troubadours*, S. 404 f. Wie P. Meyer a. a. O. 69. Note hervorhebt, ist am Schlusse einer Tenzzone des Guilhem de Murs und G. Riquier die gegebene Sentenz mitgetheilt.

²⁾ P. Meyer a. a. O. 71 f.

lateinisch verfassten *Erotica* oder *de arte honeste amandi* des Andreas Capellanus genaue Kenntniss haben. Hiernach scheint besonders Maria, die *comitissa Campaniae*, bedeutend für das Gesetzbuch des Liebesdienstes gewesen zu sein; sie wird von Andreas auch einmal als Vorsitzerin eines Gerichts von sechzig Damen genannt (O. 3^b der Dortmunder Ausgabe). Auch ein gascognischer Liebeshof (*Dominarum curia in Vasconia congregata*) wird von ihm erwähnt.

Eine Weiterbildung der französischen Liebeskunst brachte dann der *Roman de la Rose*, von Guillaume de Lorris gegen 1237 begonnen, der unter dem Einfluss des Andreas zwar steht, aber das Minneleben des 13. Jahrhunderts vertritt und in glänzender, verführerischer Weise in dasselbe einführt¹⁾.

Ohne weiter auf diese französischen Verhältnisse und Werke einzugehn, müssen wir doch betonen, dass sich in Süd- und Nordfrankreich im 12. und 13. Jahrhundert feste Gesetze der vornehmen Liebeskunst, unter Zusammenwirken von Dichtern, vornehmen Frauen und Herren gebildet hatten, die oft den Gegenstand gesellschaftlicher Verhandlungen abgaben, die sich juristischen Processen allenfalls näherten, so dass eine gewisse Berechtigung zugestanden werden kann, von Liebeshöfen zu sprechen²⁾.

Für Deutschland fehlt es aus dem 12. und 13. Jahrhundert durchaus an Spuren ähnlicher oder gleicher Erscheinungen. Erst aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, als der ritterliche Frauendienst fast verschwunden war, hat sich ein merkwürdiges Gedichtfragment³⁾ erhalten über eine aus Frauen und Rittern zusammengesetzte Ver-

¹⁾ Über den *Roman de la Rose* von Guillaume und seine Fortführung durch Jean de Meun in Kürze: G. Paris, *La littér. franç. au moyen âge*, §. 111 ff.

²⁾ Über die *cours d'amour* G. Paris, *Romania* XII, 523—534. XIII, 403 ff. XVII, 591 ff. E. Trojel, *Middelalderens Elskovshoffer*. Kjöbenhavn 1888.

³⁾ Herausgegeben von Massmann in *Haupts Z. f. d. A.* III, 7 f., abgedruckt in *Massmanns Kaiserchronik* II, 676 ff.

sammlung, welcher die Frage zur Entscheidung vorgelegt wird, ob es genügen könne, dass eine Dame in Rücksicht auf das Leben des dienenden Ritters und auf ihre eigene Ehre ihr Herz hingebe, aber nicht ihre ganze Person. Als Mitglieder der Gesellschaft werden die Grafen Gerhard von Jülich und Johann von Spanheim genannt. Als Fürsprecher des Ritters tritt Graf Kraft von Greifenstein auf. Das Urtheil, welches dahin gesprochen wird, dass die Frau zu grösserem Lohne verpflichtet sei, wird dem Boten schriftlich übergeben, welcher es der Dame zustellt. Wir haben es hier mit geschichtlich bekannten Herren des Niederrheins zu thun, welche in die letzten Schicksale König Adolfs von Nassau verflochten sind; das Bruchstück selbst gehört in ein grösseres Gedicht über den Ausgang des Krieges. Zwar werden wir ablehnen müssen, einen stehnden Gerichtshof für Liebes-sachen aus diesem Fragment für den Niederrhein zu behaupten; allein das ist doch zuzugeben, dass sich die vornehme Gesellschaft auch der rheinischen Lande mit dialectischer Behandlung interessanter Themata aus dem Frauen-dienst unterhielt, und dass sogar die Formen einer gerichtlichen Verhandlung davon nicht ausgeschlossen waren.

Für das Interesse an höfischem Minnedienst und den Fragen, die für das Verhältniss von Mann und Frau daraus entspringen konnten, in den höheren Kreisen Deutschlands selbst noch im 15. Jahrhundert, spricht die poetische deutsche Bearbeitung des Tractatus amoris Andreas des Kapellans, die der Canonicus Eberhard von Zersen in Minden im Jahre 1404 verfasste¹⁾. Noch später hat Joh. Hartlieb im Auftrage Herzog Albrechts II. von Österreich den Tractat des Andreas in Prosa übertragen²⁾. Die Vornehmen des 15. Jahrhunderts, in dem das Mittelalter unterging, thun noch einmal einen sehnsüchtigen Rückblick in die Glanzzeit ihres Standes. —

1) Der Minne Regel von Eberhardus Corsne, herausgeb. von Fr. X. Wöber. Wien 1861. — Er. Bachmann. Studien über Eberhard v. Corsne. 1. Dresden 1891.

2) Gödecke, Grundriss der deutschen Litteratur 1², 359.

Unsere Liebeslyrik hat keine Tenzonen und Partimens ausgebildet; nur Ansätze dazu lassen sich bemerken.

Dialectische Behandlungen von Fragen werden in unsrer Lyrik erst beliebt, als die ritterlichen höfischen Dichter hinter die bürgerlichen handwerkszünftigen oder gelehrten zurücktreten. Ihr Gegenstand liegt aber, mit Ausnahme etwa des Streites über den Vorzug der Worte *frouwe* und *wîp*, den Frauenlob mit Regenbogen und Raumsland führte, von den Wegen abseits, auf denen wir hier wandeln.

Es liegt in dem Wesen der Liebe, dass sie die Gefühle hin und her treibt, wie der Wind das Wasser. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, Glücklich allein ist die Seele, die liebt“, tönt auch durch die Lieder der mittelalterlichen Dichter. Mochte nun der Dienst des Ritters belohnt werden, mochte die Dame ihm nur ab und zu ein kleines Zeichen der Gnade geben und ihn auf spätere Zeiten vertrösten, Stunden und Tage düsterer Stimmung, des Zweifels und des Verzagens waren ihm sicher. Aber in dem Wechsel der Empfindung, in dem Kampfe der Gefühle, in der Entwicklung der Leidenschaft durch den Zweifel lag auch ein Genuss. Schon bei den ältesten Minnesingern spielt das *trûren*, die *swaere*, die *sorge* in das Liebeslied, und je reicher sich Minnedienst und Minnesang entfalten, um so erfinderischer werden die Dichter, den *kumber*, die *senede nôt* auszukosten und auch sprachlich auszudrücken¹⁾. Die Dame versagt dem Manne selbst einen freundlichen Gruss; sie beachtet ihn dann lange gar nicht. Der Bote, der mit einem Liebesliede zu ihr geeilt war, kommt ohne Gnadenzeichen zurück; auf alle Bitten erwidert sie nur mit versagen: Jahre hat ihr schon der Mann gedient, im Turnier und mit Liedern zu ihrem Preise; sein Haar wird bereits grau und damit schwindet ihm alle Hoffnung, endlich erhoert zu werden. Er ist verkehrten Herzens, und den Balsam, der die Wunde allein heilt,

¹⁾ Eine Sammlung dieser Worte bei Erich Schmidt. Reinmar v. Hagenau und Heinrich v. Rugge 102—106. Vgl. zur Sache auch Konr. Burdach. Reinmar und Walther 24 f.

die Minne und die weibliche Güte, kann er nicht finden. Im bitteren Humor singt da Reinmar von Hagenau:

*man sol sorgen: sorge ist guot,
âne sorge ist niemen wert.* (M. Fr. 198, 35.)

Und ein andermal sagt er von den Frauen im allgemeinen:

Lieb' ist ihnen, dass man stets sie bitte,
Und gar wohl thut ihnen das Versagen.
Ach! der Launen wunderliche Sitte
In der Seele sie verborgen tragen!
Wer von ihnen Gnade will erlangen,
Sitze stets bei ihnen und verehere sie.
Ach ich that's — doch nichts wollt' es verfangen,
(M. Fr. 171, 11—16).

Die Blütenjahre des höfischen Lebens waren reich an Spiel der Weiberlaunen. Der unglückliche Minner ward in Aussicht entfernter Gunstbeweise oft genug auf jede Art gequält, mit Aufgaben beladen, die er nicht erfüllen konnte, und durch die höchste Ungnade gestraft, die er, weil die Mode es forderte, mit grösster Selbstverleugnung und oft mit wirklichem Schmerz ertrug. Nicht übel züchtigt der Tannhäuser, der etwa 1240—1270 blühte und sich überhaupt in Satire auf den Frauendienst gefällt, diesen weiblichen Übermuth. Er sagt: „Treuer Dienst der ist gut, den man schönen Frauen thut, wie der meinen ich gethan. Bald soll ich ihr den Salamander bringen, die Rhone bald in Nürnberg strömen lassen, die Donau dann den Rhein hinüber zwingen und noch auf meiner Bitt' Erhörung passen! Ja Dank sei ihr, ihr Nam' ist Gute; sprech' ich ein Ja, sie saget Nein, so stimmen stets wir überein. Hei hei! es blieb zu fern ihr einst die scharfe Rute. — Der Hoffnung eine ist mir noch geblieben: zergeht der Mäuseberg gleich wie der Schnee, so will sie lohnen mir mit süssem Lieben. Wonach mein Herz begehrt, wird dann von ihr gewährt, bau' ich ein Haus von Elfenbein, wohin sie will auf einen See und bring' ich ihr aus Galilê den Berg, auf dem Herr Adam sass. Hei, hei, welch prächtiger Dienst wär' das! — Ein Baum steht fern in India; schaff' ich den grossen Baum ihr nah, so wird mein Wille gleich gethan. Sie will den heil'gen Gral auch han, den Parzival gehütet

hat; des Apfels gert sie drauf zur Statt, den Paris Venus hat gegeben; den Zaubermantel auch daneben, der nur den treuen Frauen passt. O weh, ich bin ihr ganz verhasst, schaff ich ihr nicht die Arche rasch zur Hand, daraus Herr Noah Tauben hat entsandt“¹⁾. Ein Epigone unsers mittelalterlichen Minne- gesanges, Herr Steinmar (1276—1294 nach seinen Liedern thätig), weiss sich mit eben so guter Laune über den Eigen- sinn seiner Geliebten hinwegzusetzen. Es ist humoristischer Spott über das ganze Minnetreiben. Er meint, es sei ein altes Mähre, ein Minnerlein sei recht ein Marterære; er aber wolle kein Märtyrer werden und darum sich einem Dienste zuwenden, der besser lohne. Statt der harten Geliebten wolle er fortan den Herbst preisen, und er ruft nun den Herbst an, sich seiner anzunehmen, er wolle ihn dafür im Liede gegen den Mai er- heben. Als Lohn bedingt er sich zehnerlei Fische, Gänse, Hühner, Schweine, Würste, Pfauen und welschen Wein. Schüssel und Becher wolle er bis zum Grunde leeren und seinen Liebesgram damit heilen (MSHag. 2, 154).

Nur wenige freilich wussten sich mit solcher Laune über das Liebesleid zu erheben. Die meisten wurden lieber Ritter von der traurigen Gestalt²⁾ und fanden ein Behagen darin, sich von den Launen ihrer verwöhnten Herrin um ihre Jahre täuschen zu lassen und Spott und Qual aller Art zu ertragen. Als Beispiel dieser Liebesthoren können wir aus der deutschen Welt den vielbekannten steirischen Edelherrn Ulrich von Lichtenstein († 6. Jan. 1275 oder 1276) vorstellen, der ein langes Leben in dem Dienste einer fürstlichen Frau verbrachte, welche ihr Spiel mit ihm trieb. Eine Tollheit be- ging er nach der andern, eine thörichte Aufgabe nach der andern erfüllte er, um fortwährend von der Dame, ihrer Um- gebung und seinen eigenen Leuten getäuscht und verspottet

1) Minnesinger von v. d. Hagen II, 91^b—93^a. Ein ganz ver- wandtes Gedicht des Tannhäuser ebd. 92^a—93^a. Vgl. auch das Gedicht des Taler, ebd. II, 147^b.

2) Qui d'amor es ben feritz, mout deu esser escoloritz magres e teinz e flacs e vans et en als sia fort ben sans, Rom. de Flamenca. (Rayn. l. rom. 1, 27.) Vgl. auch Chastiem. d. dam. 1039—1049.

zu werden. Schon als junger Knabe hatte er sich die Dame seines Herzens in der edlen Frau erwählt, deren Page er damals war. Bald war er so tief in dem Liebeswahn verloren, dass er mit Entzücken das Wasser trank, worin sich die Herrin gewaschen hatte. Mit den Jahren wächst seine Tollheit; er lässt sich seine allzubreite Oberlippe abschneiden, weil Sie es verlangt; er mischt sich einmal in die ekelhafte Schaar der Aussätzigen, um eine vorgespiegelte Zusammenkunft zu erharren. Er lässt sich einen Finger, der bei einem Stechen zu ihrer Ehre beschädigt war, abhauen, weil sie die Wunde für nichts grosses erklärte. Als er ihr den Finger geschmückt und in reichem Kästchen zusendet, bricht sie in Verwunderung aus, dass ein verständiger Mensch solche Narrheit thun könne. Und dieser selbe Ulrich hat ein eheliches Weib auf seiner Burg, mit dem er in bester Eintracht lebt, das ihn liebend empfängt und ihn freundlich pflegt, wenn er einmal von seinen Landfahrten heimkehrt und das er auch wieder liebt. Aber zur Herrin über sich hat er, weil die Mode es verlangte, jenes Idol seiner Jugend gesetzt¹⁾.

Der in öffentlichen Dingen tüchtige und geachtete Mann wird ein Phantast, wo es sich um Ritterthum und Frauendienst handelt. Er zieht als Frau Venus verkleidet²⁾ turnierend und verschwendend durch die Länder; die Artusromane verwirren ihm sein Hirn und er merkt nicht, dass er eine groteske Figur geworden ist. In seinen Phantastereien meint er sich als echten, rechten Ritter zu bewähren; er ist ein ehr-

¹⁾ Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch und Frauendienst mit Anmerk. von Th. v. Karajan herausg. v. K. Lachmann. Berl. 1841. (Vgl. über Ulrichs Verhältnis zu seiner Ehefrau namentlich 222, 1—27. 251, 22. 318, 25.) J. Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein I, 57—124, Wien 1868. — Ich kann der Meinung, dass die Abenteuer Ulrichs ohne geschichtliche Wahrheit seien, nicht beitreten. Verständig hat sich G. Roethe in seinem Reinmar v. Zweter S. 36 Anm. hierüber ausgesprochen.

²⁾ Im Carneval turnirten einmal in Reggio nach Salimbenes Chronik maskirte Ritter in Frauenkleidern, die ihnen ihre Damen geliehen hatten. (Zuerst hat A. Schultz, Höf. Leben I, 578 diese Stello angeführt.)

licher Narr, wenn er auch eine Caricatur seines Standes wird.

Der Finger des deutschen Lichtenstein erinnert an eine ähnliche provenzalische Geschichte. Der Troubadour Guillem de Balaun hatte ein Liebesverhältniss mit Guilhelma, der Frau des Herrn Peter von Javiac. In einer Laune fiel es ihm ein zu erproben, ob die Freude der Versöhnung mit der Geliebten das Glück der ersten Liebesgewissheit übertreffe, und er stellte sich also gegen die Dame erzürnt. Sie versuchte erst auf das zärtlichste ihn zu besänftigen; als es aber misslang, beschloss sie, den Querkopf seiner Grille zu überlassen, und liess ihn schliesslich, als er selbst Versöhnung suchte, aus ihrem Schlosse werfen. Der Ritter gerieth in Verzweiflung, allein Guilhelma blieb standhaft und wollte von ihm nichts sehen noch hören. Dies dauerte ein Jahr. Da erbarmte sich der beste Ritter der Gegend, Herr Bernart von Anduza, des trauernden und legte bei der Dame von Javiac eine Fürsprache für Balaun ein. Sie gab endlich nach und verhiess ihn wieder anzunehmen, wenn der Troubadour sich den Nagel seines kleinen Fingers ausziehen lasse und ihr mit einem Gedichte überreiche, worin er sich selbst wegen seiner Thorheit tadele. Dies geschah denn und Guillem von Balaun ward wieder zu Gnaden aufgenommen¹⁾.

Guillems verzweifeln und gänzliches sich fügen lässt sich allenfalls erklären, denn er fühlte sich gegen seine Geliebte schuldig; allein der Beweis seiner Unterwerfung grenzt an Verrücktheit. Ein anderer Troubadour zeigt uns den romantischen Wahnsinn in noch strahlenderem Lichte. Peter Vidal, der Sohn eines Kürschners in Tolosa (Toulouse), hatte sich trotz seiner bürgerlichen Herkunft sehr rasch in die adlichen Passionen gefunden und rechnete sich äusserlich zum Adel, seitdem er eine Griechin aus Cypern geheiratet hatte, welche von einem oströmischen Kaiser abstammen sollte. Er masste sich nunmehr kaiserlichen Titel an, meinte Ansprüche auf das byzantinische Reich zu haben, und trieb diesen Unsinn

¹⁾ Die vida Guillems bei Raynouard, Choix V, 180 ff.

längere Zeit fort. Der eigentliche Punkt seiner Tollheit war die Liebe. Er glaubte, dass jede Frau in ihn vernarrt sein müsse, bat jede um ihre Minne und jede sagte Ja, um ihn zu verspotten. Am verrücktesten aber ward er, da er sich in Loba von Carcasses verliebt hatte. Herr Peter wollte das Wappen seiner Herrin recht sichtbar führen, und liess sich also, da sie Wölfin (Loba) hiess, Wolf (Lop) nennen, zog einen Wolfsbalg an und lief heulend auf allen Vieren in den Bergen von Cabaretz herum. Leider verstunden sich die Hirten und ihre Hunde auf den Minnedienst schlecht und nahmen die Spielerei des armen Minnerleins sehr ernst. Sie hieben und bissen ihn als einen wirklichen Wolf, und richteten ihn so übel zu, dass er für todt in das Schloss einer andern Dame seines Herzens, der Loba von Puegnautier, getragen ward. Dort wurden seine Wunden geheilt, sein Wahnwitz aber blieb ihm bis an sein Ende¹⁾.

Reinmar von Zweter, der ernste männliche Spruchdichter, ein würdiger Nachfolger Walthers von der Vogelweide († um 1260), fasst seine Ansichten über das Verhalten der Frauen gegen ihre Bewerber in folgende Form²⁾: „Könnte ich drei Wünsche thun, die sich erfüllten, so würde ich unsterblich werden. Zum ersten wollte ich wünschen, dass man von guten Frauen nicht zu viel spräche; zum zweiten, dass sie in rechter Art zu versagen und zu gewähren wüssten, und dass sie thäten, was sie im Willen hätten, ehe man ihnen gram würde. Der dritte Wunsch wäre, dass sie den guten Mann von dem falschen unterscheiden lernten. Welche Frau alles gerne anhört, was ein falscher Mann in schlechter Absicht von ihr wünscht und die ihm darauf weder Ja noch Nein sagt, die äffet ihn und macht sich selbst zur Närrin“.

Zu einem Punkte in dem vorgeführten höfischen Frauen dienst wollen wir noch kurz zurückkehren. Der Dienst galt überwiegend verheirateten Frauen, und er hatte in den allermeisten Fällen bei dem Manne als Ziel den ganzen, wenn

¹⁾ Mahn, Werke der Troubadours 1. 216 ff.

²⁾ Spr. 54. MSH. 2, 187^a.

auch vorübergehenden Besitz der Verehrten. Es war also ein unsittliches Verhältniss. Leichtere Naturen halfen sich darüber ohne Skrupel hinweg: es war Mode, und in der guten, eleganten Gesellschaft stunden alle, die etwas gelten wollten, in solchem Dienst. Nur musste die Ehre der Dame gewahrt werden, also Verschwiegenheit und Vorsicht waren nothwendig. Um dieser Ehre willen haben sich die Frauen auch gewöhnlich spröde und abwehrend verhalten; tiefer angelegte, wenn sie den Dienst auch annahmen, haben gleich anfangs und wiederholt den Werbern erklärt, mehr als einen freundlichen Gruss und ein gütiges Wort zu gewinnen, sollten sie niemals hoffen. Dafür geben die Lieder der Minnesinger Beweise genug. Übrigens kam auch den Männern das Bewusstsein der Sünde keineswegs ganz abhanden¹⁾; besonders wenn sie die Kreuzfahrt gelobt hatten, brach der Zwiespalt zwischen diesem Gottesdienst und dem Frauendienst, der eines Andern Weib begehrte, in ihrem Gewissen scharf hervor. „Dem kriuze zimt wol reiner muot und kiusche site“, dieser Satz, den Hartmann von Aue (M. Fr. 209, 25) in einem seiner Kreuzlieder durchführt, drängte sich auch in die Seele von andern Frauenrittern, und wenn ihnen auch weniger das ganze Bewusstsein der Sünde kam, so erschien ihnen der Dienst in der ernsteren Stimmung doch als eine Thorheit. Auch das Versagen des Lohns durch die Herrin bringt sie zum Entschluss, nur einem Herrn zu dienen, der zu lohnen weiss, nämlich Gott im Himmel (Hausen, M. Fr. 46, 19—38. Reinmar, ebd. 154, 2).

Freilich wird die Weltentsagung auch nur gelobt auf die Zeit der Kreuzfahrt. „Wenn ich die reine Gottesfahrt beendet habe, dann sei mir wieder willkommen, Frau Minne!“ sang Albrecht von Johannsdorf (M. Fr. 94, 30).

Es konnte nicht fehlen, dass der ritterliche Frauendienst auf den Liebesverkehr in den unritterlichen Kreisen Einfluss gewann. In dem kleinen Liebesroman in Briefform, den die

¹⁾ Hornoff, Germania 34, 92—105.



drei lateinischen Tegernseer Briefe (S. 136 f.) wenigstens beginnen, hebt das schreibende Mädchen dem Geliebten gegenüber, der sie vor den Rittern als vor Ungeheuern (a portentis) gewarnt hat, hervor, dass sie sich vor ihnen wahren werde. Bei aller treuen Liebe zu ihm müsse sie aber doch sagen, dass die Ritter die Gesetze des höfischen Lebens gäben und übten, und dass sie Quell und Ursprung aller Ehre und Würde seien (*ipsi enim sint per quos ut ita dicam reguntur jura curialitatis. ipsi sunt fons et origo totius honestatis*. M. Fr. 222, 46 f.). In reichen und freien Bauernlandschaften, wie in Niederbayern und Österreich, in denen es die Jugend den vornehmen Leuten gerne nachthat und zwischen Rittern und jungen Dirnen manche Liebschaft, zwischen reichen Bauern und armen Fräulein manche Ehe geschlossen ward, wie die Neithartschen Lieder, Strickersche Gedichte und Wernhers Meier Helmbrecht bezeugen, hat der ritterliche Frauendienst auch bäurische Nachäffung gefunden. Da gab es natürlich Caricaturen der wunderlichsten Art, die von der höfischen Gesellschaft mit Behagen verspottet wurden. Wenn ein derber, kräftiger Bauernbube den schmach tenden und von sehnender Noth verzehrten spielte, musste er das hellste Gelächter erwecken. Ein niederösterreichischer ritterlicher Dichter, Geltar mit Namen, dichtete folgende Verse (MSH. II, 173^a):

Hätt' ich 'nen Knecht, der von der Herrin sänge,
 der müsste ihren Namen deutlich nennen mir,
 dass niemand glaubte, er umbuhl' mein Weib.
 He Alram, Ruprecht, Friedrich, Mergersdorfer ihr!
 was soll man zutraun euch, dass ihr die Herrn so äfft?
 Gings nach Gerechtigkeit, so gings euch an den Leib.
 Ihr seid zu fett für eure Liebesklagen!
 Wer also minnejammert, kann es, wenn's ihm Ernst,
 kein ganzes Jahr lobend'gen Leibs ertragen.

Neithart von Reuenthal hat sich diese komischen Gestalten ausersehen. Er „führt uns¹⁾ ganz und ohne fremde Beimischung das bäurische Leben vor, und je mehr wir uns hier heimisch fühlen, desto schlagender ist das komische, wenn irgend ein hervorstechender Zug uns plötzlich an den

¹⁾ R. v. Liliencron in Haupts Z. f. d. A. VI, 107.

verkappten wirklichen Gegenstand des Spottes mahnt, wenn aus dem getreuen Bild des plumpen Bauers das ebenso getreue des durch diese Ähnlichkeit doppelt witzig verspotteten Hofherren hervorblickt“.

Im ganzen bewahrte die eingeborne gesunde Natur die Landjugend vor nachgeahmten Minnethorheiten, wie die Neithartschen Tanzlieder uns am sichersten beweisen. Der ungezwungene Verkehr der ledigen jungen Leute im Sommer auf dem Anger und den blühenden Auen, im Winter in den Stuben liess sentimentale Überspannung nicht gedeihen. Es bedurfte keines langen Dienstes, um der anerkannte Geliebte des begehrten Mädchens zu werden, keines solchen Aufwandes, wie die Ritter für ihre Ausrüstung mit elegantem Gewande (Minnelehre 477 ff.), für ihre Abenteuererfahrten und auch für Geschenke¹⁾ an die Damen machen mussten. Ein Gürtelriemen, ein Handspiegel, ein Haarband, ein Ringlein gewannen leicht den Dank. Und wenn es heute eine Forderung der Landmädchen ist, dass die Burschen zu bestimmten Tagen — wie am Johannistag oder zum weissen Sonntag, an dem nach der ernstesten Passionszeit und dem hohen Osterfest zum ersten Male wieder in Bayern getanzt werden darf — sie

¹⁾ z. B. Herbort 11411—16. — Die Frage „*quas res deceat coamantes a coamantibus recipere*“ beantwortet Andreas Capellanus *Erotica* O. 4^b ff. (Dortmunder Ausg. v. 1614): *amans quidem a coamante licenter hoc accipere potest, scilicet ornata capillorum ligamina, auri argentique coronam, pectoris fibulam, speculum et cingulum, marsupium laterisque cordulam, lavamenta, vascula, repositoria, vexilla causa memoriae et ut generali sermone loquamur, quodlibet modicum datum, quod ad corporis potest valere culturam vel aspectus amoenitatem, vel quod potest coamantis afferre memoriam, amans poterit a suo percipere coamante, sed tamen dati acceptio omni videtur avaritiae suspicione carere.* In der französischen Bearbeitung (auszüglich von F. Wolf in den Wiener Denkschriften XIII, 189) werden unter den *joiaux que se conviens as fames* auch angeführt *romanz, cobles, chancon por qu'eles parleront a lor amanz et il a eles lisanz* aus. — Unter den *tredecim principalia amoris praeceptis* des Andreas Capellanus ist die erste: *Avaritiam sicut nocivam pestem effugias et ejus amplectens contrarium.*

zum Meth führen und ihnen die Schöne und die Stärke zahlen, d. h. einen Trunk spenden, der ihnen Schönheit und Gesundheit für das Jahr verbürgt (Schmeller, Bayr. Wörterb. 3, 369), so werden wir ähnlichen Brauch schon für die alte Zeit ohne Kühnheit annehmen dürfen.

Das Liebesleben des Landvolkes steht vielfach mit den uralten Jahresfesten, mit dem durch den Kultus gegliederten Naturleben in Zusammenhang. Namentlich bei den Frühlingsfesten lässt sich das erkennen. Wie in der Poesie nicht bloss bei uns, sondern überall Frühling und Liebesfreude, Winter und Liebesleid sich verbinden, so sind die hohen Zeiten der knospenden und aufblühenden Natur auch die Feste der Liebe zwischen Mann und Weib.

In dem alten Frankengebiete: in Hessen, an der Ahr, auf der Eifel, im Jülichschen und Bergischen Lande, in der Rheinpfalz, in der Wetterau herrscht die Sitte des Mailehens¹⁾. Am Vorabende zum 1. Mai werden hier und da bei dem lodernen Maifeuer die Mädchen des Dorfes von den versammelten Burschen als Mailehen ausgerufen und werden entweder bestimmten Burschen durch den Ausrufer zugetheilt oder an den meistbietenden versteigert. Sie tanzen dann mit ihrem Partner den ganzen Sommer über. Das Mädchen schmückt den Hut des Burschen mit einem Strauss und er setzt ihr einen Maien auf den Giebel des Hauses oder legt ihr den nächsten Sonntag nach der Ersteigerung einen Blumenstrauss auf ihren Kirchensitz. Die Mädchen heissen Mailehen, Maifrauen, früher auch Maibuhlen. Dass aus der Mailehenschaft nicht selten Verhelichung des Paares folgt, begreift sich wohl. Im 15. Jahrhundert ist auch im schwäbischen und alemannischen Lande ein ähnliches Verhältniss in vornehmeren Kreisen Brauch gewesen: in den Badegesellschaften

¹⁾ Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1. 450 ff. W. Menzel in Pfeiffers Germ. 1, 65. — Das Mailehen ist nach der rechtlichen Seite hin eine spielende Nachbildung des Rechtes des Landesfürsten, Verheirathungen nach Gutdünken zu verfügen, vgl. Grimm, Rechtsalterth. 436 ff.



waren Maienbuhlschaften ein geselliges Spiel¹⁾. Andeutungen, dass solche sommerliche Verbindungen schon früher bestunden, fehlen nicht (M. S. H. III, 217^a).

Von diesen sommerlichen Pärchen haben wir die Maibraut und den Maibräutigam zu scheiden, die im alten Sachsen und in Thüringen in Pfingst- und Maigebräuchen²⁾ als Erinnerungen an uralte heidnische Sommerfeste sich erhalten haben, an denen der Einzug des heiteren Himmelsgottes mit der bräutlichen Erdgöttin unter dem Jubel der Menschen begangen ward.

Die Sitte, in der Walpurgis- oder in der Pfingstnacht Maien zu Ehren geachteter Mädchen des Dorfes oder als Liebeszeichen vor das Fenster, die Thür, auf den Hausgiebel der Geliebten zu setzen, ist weit über das deutsche Land verbreitet und auch in England, Frankreich, Italien bekannt. Es ist eine junge Birke oder Linde oder auch eine Tanne, die gleich den „Sommerbäumchen“ mit Goldflittern, bunten Eiern, Bändern und gemachten Blumen geschmückt ist³⁾.

Wenn das Mailehen hier und da beim lodernden Maifeuer gehalten wird, so erinnert das an andere Bräuche, die bei den alten heiligen Feuern der Frühlings- und Sommerfeste bestehn. In Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, im Erzherzogthume Österreich springen die ledigen jungen Leute paarweise (gewöhnlich sind es die erklärten Liebespaare) durch das Johannisfeuer, um Gedeihen des Flachses und bleibende Gesundheit damit zu erreichen. Im Egerlande stellen sich die Burschen und Mädchen um den brennenden Johannisbaum reihenweise auf und schauen sich durch die Kränze an, welche die Burschen von dem Baume zuvor herabgeholt haben. Sie wollen damit erforschen, ob sie sich

¹⁾ Mannhardt a. a. O. I. 454. wo sich auch über die ähnlichen französischen und englischen Sitten (in England am Valentinstag) Mittheilungen finden.

²⁾ Mannhardt I. 431 ff.

³⁾ Die Zusammenstellung bei Mannhardt, W. F. Kulte 1, 163 ff.

einander treu bleiben und heiraten werden. Sie werfen sich dann dreimal die Kränze durch das Feuer zu ¹⁾).

Bei dem Scheibenschlagen, das heute noch in Alemannien, Schwaben, Elsass, Westtirol, Oberbayern und Kärnten, früher (11. Jahrhundert) auch in Rhein- und Ostfranken zu verschiedenen Zeiten — sowohl in der Fastenzeit und zu Ostern als zu Johannis — bei den brennenden Jahresfeuern von den Burschen getrieben wird ²⁾), schlagen sie die brennende Scheibe zu Gunsten ihrer Schätze. Das glühende Sinnbild der aufsteigenden Sonne soll ihnen Glück bringen.

In jenem Brauche aus dem Egerlande scheint der Kranz Symbol des Sonnenrades; zugleich hat er aber als Schmuck des Sommerbaumes, an dem ihn jedes Mädchen für seinen Geliebten aufgehangen hatte, die alte Bedeutung einer Ehrengabe. Von der Geliebten ein Kränzlein zu erhalten, war von je die Bemühung der werbenden Jünglinge gewesen. Heinrich Seuse, der poesiereiche Mystiker († 25. Jan. 1366 in Ulm), erzählt, dass in seiner Heimat Schwaben an manchen Orten zu Neujahr die Gewohnheit war, dass die Jünglinge in der Nacht vor den Häusern ihrer Liebsten Lieder sangen und Sprüche sprachen, um dafür ein Kränzlein von ihnen zu erhalten ³⁾. Von solchen Sprüchen und Liedern um den Kranz als Liebeszeichen ist manches aus dem 15. und 16. Jahrhundert auf uns gekommen ⁴⁾.

In den heiligen Zeiten des Jahrs, vorzüglich zur Winter-
sonnenwende, haben die Mädchen den Wunsch, den künftigen

¹⁾ Mannhardt a. a. O. I, 464. 466. Über einen russischen Brauch, dass sich die Paare durch die kranzartig verflochtenen Zweige einer Maienbirke küssen, ebd. 434.

²⁾ Mannhardt a. a. O. 465. Lexer, Kärnt. Wörterbuch 215. Fr. Vogt in d. Z. d. Vereins f. Volkskunde 3, 349—369. 4, 195 f.

³⁾ Seuses Exemplar I, 1. c. 10 (Ausgabe der deutschen Schriften Seuses v. Denifle I, 40). Acta SS. Jan. II, 658.

⁴⁾ Kellers altdutsche Erzählungen, S. 475 f. (am Schluss unvollständig und mit einem andern Gedicht vermischt). — Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Nr. 2. Fr. Böhme, Altd deutsches Liederbuch, Nr. 271. 281; eine geistliche Umdichtung, Nr. 288.

Gatten wenigstens im Schattenbilde zu schauen, oder zu erlauschen, woher er kommen werde, von uralter Zeit zu befriedigen gesucht. Die heute noch üblichen Gebräuche des Andreasabends, der Thomas- und Kristnacht, des Sylvesters stammen aus heidnischen Riten und Zauberwesen¹⁾. Sie werden sich wohl erhalten, so lange ein Mädchenherz schlägt.

Wenn wir bemerken, dass der Norden Deutschlands an der höfischen Lyrik und damit an der kunstnässigen Liebespoesie des 12. und 13. Jahrhunderts so gut wie nicht Theil hat; wenn wir ferner sehen, dass der anglonormannische Adel Britanniens trotz der Bekanntschaft mit süd- und nordfranzösischer Lyrik keine Lust zur Nacheiferung zeigt, und dass in England nur in dem Kreise der fahrenden Kleriker, die mit der lateinischen Goliardenpoesie und französischer Erotik getränkt waren, das Liebeslied frisch hervorbricht²⁾, so werden wir um so weniger erwarten, in Skandinavien den Frauendienst und seinen Liedern zu begegnen.

Das Ritterleben hat hier keinen Boden gewonnen und ritterlicher Frauendienst ist demnach nicht gepflegt worden. Freilich konnte die Liebe nicht gänzlich der Poesie fremd bleiben, aber sie hat doch nur einen sehr geringen Rang unter den dichterischen Motiven. Der Mann und sein Kampf um Leben und Recht herrscht durchaus. Das Altnordische hat indessen für das Gedicht auf ein Mädchen, für das Liebesgedicht, ein besonderes Wort: mansongr. Wir lesen auch in der Snorra-Edda von Göttin Freyja, dass der mansongr bei ihr in grosser Gunst stund (Sn. E. Arn. Magn. 96, 20); aber es war den Dichtern, welche auf eine bestimmte Schöne Verse machten, sehr zu rathen, dass sie vor der Veröffentlichung sich die Erlaubniss der Familie des Mädchens verschafften, denn sonst trafen sie sehr üble Folgen. Auf Island

¹⁾ Wuttke, Der deutsche Aberglaube der Gegenwart, §§. 348. 352. 358—365. Grimm, Mythol. 1071. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus (Berlin 1896), S. 6 f.

²⁾ Ten Brink, Geschichte d. englischen Litteratur 1, 204 f., 379 f.

stund Friedlosigkeit (skóggangr) darauf, wenn jemand ein Liebeslied auf ein Mädchen machte (Grágás vísln. 106); dann trat zugleich einer der Fälle ein, in denen das Mädchen eine gewisse bürgerliche Selbständigkeit genoss. War es nämlich zwanzig Jahre oder darüber, so lag die Klage in seiner eigenen Hand; war es jünger oder wollte es nicht klagen, so musste der Vormund den Process erheben. Die strenge Strafe konnte durch Geld abgelöst werden, allein der Satz war sehr hoch. Ich will ein paar Beispiele dieses Verbrechens erzählen. — Der Isländer Ingolfr, Thorsteins Sohn, hatte ein Liebesverhältniss mit Walgerðr, Ottars Tochter. Beide Väter sahen den Verkehr ihrer Kinder nicht gerne und dem Ingolfr ward der Besuch der Geliebten untersagt. Da machte er ein langes Liebesgedicht auf Walgerðr, und obschon die Poesie in Ottars Hause beliebt sein sollte, da sein Sohn Hallfredr vandraedar-skáld einer der bedeutendsten Skalden war, so wurde doch dieser Liebesgruss sehr schlecht aufgenommen. Ottar verklagte den Dichter. Die Folge war, dass Thorstein eine bedeutende Busse für den Sohn zahlen musste; dagegen verstand sich Ottar dazu, sein Gut zu verkaufen, in eine andere Landschaft zu ziehen und dadurch den Grund zu ferneren Processen aufzuheben (Fornmannas. 2, 13. 14).

Auch in den andern skandinavischen Ländern wurden die verliebten Sänger verfolgt. Der Skald Ottar der schwarze hatte ein Gedicht auf Astríðr, die Tochter König Olafs von Schweden, gemacht. Er wurde deshalb eingesperrt und sollte am dritten Tage hingerichtet werden. Aus dieser bedenklichen Lage rettete ihn sein Freund Sighvatr, der ihm rieth, ein Lobgedicht auf den König zu machen. Als nun Ottar zum Tode geführt wird, singt er vor Olaf und Astríðr noch einmal als Schwanengesang jenes verderbliche Lied, knüpft aber rasch das Lobgedicht auf den König an, das seine Wirkung nicht verfehlt. Olaf schenkt ihm nicht nur das Leben, sondern auch als hergebrachte Sängergabe einen Ring und Astríðr reicht ihm einen Fingerreif (Fornmannas. 5, 173—175).

Mit dem Willen des Mädchens und seiner Verwandtschaft war freilich ein mansöngr gestattet. Der Skald Thormóðr

hatte einen halben Monat im Hofe der Witwe Katla in Arnadal im Bulúngarvík auf Island verweilt. Als er scheiden wollte, dichtete er ein Lobgedicht auf die schöne Tochter des Hauses, Thorbiörg kolbrún, und trug die Strophen vor grosser Gesellschaft vor. Katla zog darauf einen schweren goldenen Ring vom Finger und überreichte ihn dem Dichter als Dichterlohn und zugleich als Namensgeschenk, denn sie gab ihm den Beinamen Kolbrúnarskáld. Diesen Beinamen führte Thormódr fortan. Als er in seine Heimat kam, besuchte er ein Mädchen, das er früher verehrt hatte, Thordis, Tochter der Gríma. Er fand kalte Aufnahme und spitze Reden für seine Kolbrúnweisen. Er spielte da ein schlechtes Spiel; sagte, das Gedicht habe er eigentlich auf Thordis gemacht und änderte nun die Strophen zu Lobversen auf die alte Geliebte um. Aber nach einiger Zeit träumte ihm, Kolbrún trete zu ihm, schelte ihn ob seiner Falschheit und drohe ihm mit Erblindung, wenn er nicht öffentlich ihr Eigenthum zurückgebe. Da er beim erwachen böse Augen hat, geräth er in Angst, und auf Rath seines Vaters beruft er eine Versammlung, gesteht hier seine Schuld und stellt die Kolbrúnweisen wieder her. Darauf heilen seine Augen (Fóstbroedras. A. c. 11. Landnámab. II, 25).

Mit dem Namen *mansöngur* werden auch die lyrischen Einleitungen zu den balladenartigen Dichtungen, den *rímur*, bezeichnet, in welchen die Dichter des 14. Jahrhunderts ihre persönliche Stimmung und ihre Lebens- und Herzenserfahrungen aussprachen¹⁾.

In der Weise aller dieser Dichtungen lag durchaus nichts sittlich anstössiges oder verletzendes; sie haben keine Spur von der weichen Sinnlichkeit der romanischen und deutschen Minnelieder, sondern sind ganz aus dem nordischen Geiste, mehr eine Übung des Scharfsinns im Zusammenschichten schwerer Bildungen und Vergleichen als ein Erzeugniss

¹⁾ Über den *mansöngur* Th. Möbius in dem Ergänzungsband der Zeitschr. f. deutsche Philologie 42 ff. Kölbing über den *mansöngur* in den isländ. *rímur* in seinen Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der romant. Poesie 143 ff.

der Leidenschaft. Es war aber dem altgermanischen Sinne zuwider, dass ein zarteres Gefühl an die Öffentlichkeit gestellt werde (Germ. c. 27. Adam gest. Hamab. eccl. pontif. IV, 9); man empfand es wie eine Entweiheung der inneren Friedstätte. Ausserdem erschien das öffentliche Lob eines Mädchens der Familie desselben wie eine Verletzung des Hausrechtes, wie eine rechtswidrige Anmassung, welche gebüsst werden musste.

Das Verhältniss zwischen Mann und Weib hielt sich im Norden frei von romanischem Einflusse. Das Mädchen ward nicht Gegenstand einer weichlichen phantastischen Anbetung, aber sehr oft das Ziel inniger Liebe. Die Geschichten der nordischen Dichter und Helden unterscheiden sich also aufs schärfste und zu ihrem Vorthelle von den Erlebnissen der Troubadours. Wer könnte die Geschichte des Skalden Gunnlaug Schlangenzunge lesen¹⁾, ohne innig ergriffen zu werden? Dieser rauhe, harte Mann, der wie die Nordländer alle als Feind blutig und grausam war, trägt eine heisse, feste Liebe sein Leben lang im Herzen, die uns mit ihm versöhnt; sie ist rein wie Islands Schnee, und weder auf ihn noch auf seine geliebte Helga fällt der matteste Schein unrechter Vertraulichkeit. Wir haben auch noch von andern nordischen Dichtern ausführliche Lebensbeschreibungen; aber überall, wo ihre Liebe berührt wird, tritt derselbe reine Glanz altgermanischer Sittenstrenge hervor, der sich in Deutschland leider damals schon verdunkelt hatte. Die Frauen stunden auf keiner eingebildeten Höhe, aber auf einem festen und sichern Boden, auf dem sie überdies sich selbständiger bewegten, als der Buchstabe der Gesetzbücher aussagt.

¹⁾ Aus dem isländischen Urtext übertragen von Eug. Kölbing. Heilbronn 1878. — Eine poetische Erneuerung ist: Schön Helga und Gunnlaug, von A. Edzardi. Hannover 1875.



Sechster Abschnitt.

Die Vermählung.

Unsere Aufgabe ist in diesem Abschnitt, über die Eingehung der altdutschen Ehe zu handeln. Verlobung und Trauung nach heutigem Ausdruck werden hauptsächlich Gegenstände unserer Darstellung.

Die ältesten römischen Berichterstatter über germanische Zustände, Cäsar und Tacitus, stimmen darin überein, dass die Deutschen erst in reiferem Alter sich verheirateten. Cäsar sagt (*de bello gall.* 6, 21), wie die ganze Erziehung des Mannes bei den Germanen von früh an auf Abhärtung und Kräftigung gehe, so sei es auch ein grosses Lob bei ihnen, lange keusch zu bleiben, denn dadurch werde der Leib gross und gestählt. Vor dem zwanzigsten Jahre mit einem Weibe zu thun zu haben, gelte als höchste Schande. Und Tacitus sagt im Anschluss hieran (*Germ.* 20), dass die Jünglinge den geschlechtlichen Genuss spät kennen lernten, daher komme auch ihre unerschöpfte Jugendkraft. Auch die Mädchen eilten nicht zur Ehe. Gleich an Alter und Körper seien, die sich ehelichten, und die Kinder bezeugten dann die Kernigkeit der Eltern. Die Germanen stehn also nach diesen römischen Zeugen in Bezug auf das Alter der Eheschliessung auf dem Stande der cultivirtesten Völker; auch die geographische Lage Germaniens hat wohl mitgewirkt¹⁾. — Die Sitte späten Heirathens hat sich noch lange in unserm Volke gehalten und ist erst, wie es scheint, gegen das 13. Jahrhundert verkommen. Der Dichter der Dietrichsflucht sagt (v. 160—187),

¹⁾ Über das Heirathsalter bei den verschiedenen Völkern: Ploss-Bartels, *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde* 13, 386 f.

dass vor seines Helden Dietwart Zeit weder Mann noch Weib früher als mit dreissig Jahren habe heiraten dürfen. Leider sei dies nun nicht mehr Sitte und die Folgen zeigten sich an der Welt¹⁾. Ganz ähnlich klagt fast drei Jahrhunderte später Johannes Murner in seinem Gedicht von Eelichs Stadts nutz und beschwerden (d. vj. rw.).

*etwan was es übel gethon,
so ein junkfrau nam ein man,
das nit zum minsten drissig jor
was alt, sag ich dir offenbar.
Jetzt nemen zwei einander geschwind,
die beid nit drissig jor alt sint,
das schendlich ist der geistlichkeit
zu dulden on gross underscheit,
als oft geschicht den fürsten herren,
domit man müg die krieg erweren,
das schlechten lüten nit zustot,
und bringt in darzuo jammer und not.*

Das reifere Alter der Frauen empfiehlt auch ein Spruch:
Ein Maidlein von 10 Jahren ist ein Weintraub,
von 20 Jahren ein Most,
von 30 Jahren ein Wein,
von 40 Jahren ein Essig²⁾.

In Italien war noch im 13. Jahrhundert das dreissigste Jahr für Männer und Frauen das Alter, in dem sie die Ehen einzugehn pflegten³⁾.

Wenn nun auch die Volksmeinung sich hiernach für die Eheschliessung im reifen Alter beider Theile von sehr alter Zeit her bis über das Mittelalter hinaus erweist, so sind die

¹⁾ Die Annahme einer Erinnerung an Tacitus ist ganz ausgeschlossen. Die dreissig Jahre galten als das Heiratsalter der guten alten Zeit, wie sich auch aus Egberts v. Lüttich *Fecunda ratis* 1161 ergibt, der mit Bezug auf frühe Heiraten ausruft: *Olim ter denis, nunc denis nubitur annis.*

²⁾ Hs. 342 der Scheurl'schen Bibl. im German. Museum in Nürnberg. In den wenigen anderen Sprüchen über das Lebensalter der Frauen heisst es nur: *XXX Jar im haus die Frau*: Wackernagel, *Die Lebensalter*, S. 33. 37.

³⁾ Ricobald. Ferrar. bei Muratori IX, 138.

zusammengesetzteren Verhältnisse namentlich in den höheren Volksschichten und der Einfluss römischen Rechts so bedeutend geworden, dass die Gesetze grosse Veränderungen in der Feststellung des rechtlich zulässigen Alters der Mädchen zur Verheiratung aufweisen. Das zwölfjährige Mädchen kann wie nach römischem Recht, so auch bei den Langobarden (l. Liutpr. 12. 112) verheiratet werden. Im Schwabenspiegel (Lassb. 55. Landr.) und in dem friesischen Westerlawer Gesetz gilt dasselbe Alter¹⁾. Weistümer (Wt. 1, 311) setzen 14 Jahre bei leibeigenen Mädchen als zulässig an. In Norwegen scheint man 15 Jahre als gewöhnliches Heiratsalter anzunehmen (Frostath. 11, 18. Fornmannas. 2, 21).

Politische Rücksichten oder auch aus Besitzverhältnissen entspringende Wünsche haben auch zu Ehen ungleichen Alters verleitet. Meist war, nach vorliegenden gesetzlichen Verboten, die Braut erwachsen, der Bräutigam ein Kind²⁾. Das gab zu den grössten Misständen Anlass. Häufig wurden in Fürstenhäusern schon Kinder mit einander verlobt und auch zusammengegeben. Die deutsche Geschichte kennt Beispiele genug. Aus Skandinavien sei erwähnt, dass König Magnus der Barfussige von Norwegen seinen neunjährigen Sohn Sigurd mit der fünfjährigen Biadmynja, Tochter eines irischen Königs, vermählte (Fornmannas. 7, 50).

In den städtischen Geschlechtern Deutschlands wurden die Ehen nicht selten wie im hohen Adel sehr jung geschlossen, so in Nürnberg während des 15. Jahrhunderts. Anna Stromer heiratete im Alter von vierzehn Jahren, ward mit sechzehn Mutter und gebar in den nächsten neun Jahren acht Kinder³⁾. Wie sehr Verheiratungen in unreifem Alter in Luzern Ende des 14. Jahrhunderts eingerissen waren, beweist

¹⁾ Markgraf Liuthar heiratete die zwölfjährige Godila; Markgraf Siegfried, Geros Sohn, ein dreizehnjähriges Mädchen, Thietmar. Chron. IV, 39. VIII, 3. Andere Beispiele bei Wackernagel zum Armen Heinrich v. 225. 2. A.

²⁾ l. Wisigot. III, 1. 4. l. langob. Karoli c. 145. Hludov. II. conv. Ticin. 850.

³⁾ Chroniken der deutschen Städte I, 68.

der strenge Rathsbeschluss, wonach Ehen mit Bürgersöhnen unter achtzehn und mit Töchtern unter fünfzehn Jahren mit fünfjähriger Stadtverweisung des Paares und mit Einziehung des Vermögens des unreifen und unmündigen Theils bestraft wurden. Alle, die darum gewusst hatten, mussten das Stadtgebiet zwei Jahre meiden. Fremde büssten mit ewiger Stadtverweisung¹⁾.

In der schwäbischen Reichsstadt Memmingen war noch im 18. Jahrhundert durch Tit. VII der Zunftordnung das zulässige Heiratsalter der Bürgersöhne auf mindestens zwanzig, der Töchter auf achtzehn Jahre bestimmt²⁾. Es weist dies alles darauf hin, dass jene altgermanische Sitte, erst mit den Jahren zu heiraten, in denen der Mann durchaus in voller Blüte, das Mädchen aber bereits über die Jugendfrische hinaus ist, abgekommen war, nachdem die gesellschaftlichen Verhältnisse sich mannigfacher gestaltet hatten. Das Sprichwort: Jung gefreit hat niemand gereut, wurzelt in dieser Neigung des späteren Mittelalters, früh in den Ehestand zu treten.

Bevor ich über die Ehe weiter handle, will ich dieselbe durch Bruder Berthold von Regensburg, den berühmten Franziskanerprediger († 13. Dec. 1272), empfehlen lassen. Er hat in einer Predigt über die zehn Gebote von den Gefahren der Ehelosigkeit gesprochen und fährt also fort: „Darum, du junge Welt, geh schleunig in starker Busse in dich und zur Ehe oder mit der Ehelosigkeit auf den Grund der Hölle. „Bruder Berthold, ich bin noch ein junger Knabe und die mich gern nähme, die will ich nicht, und die ich gern nähme, die will mich nicht.“ Nun, so nimm aus aller Welt eine zur Ehe, mit der du recht und gesetzlich lebest. Willst du die eine nicht, so nimm die andere; willst du die kurze nicht, so nimm die lange; willst du die lange nicht, so nimm die kurze; willst du die weisse nicht, so nimm die schwarze; willst du die schlanke nicht, so nimm die dicke. Nimm dir nur eine Ehefrau aus aller Welt. „Bruder Berthold, ich bin noch arm und

¹⁾ Segesser 2, 434.

²⁾ Walch, Beitr. z. deutsch. Recht 2, 301.

habe nichts.“ Es ist weit besser, dass du arm zum Himmelreich fahrest als reich zur Hölle. Du wirst noch schwerer reich in der Ehelosigkeit als in der Ehe. „Bruder Berthold, ich habe mein Brot noch nicht.“ Ich höre wohl, du willst die Ehe nicht. Da du nun die Unehe haben willst, so nimm dir wenigstens nur eine einzige zur Unehe. Nimm dieselbe an die eine Hand und den Teufel an die andere, und nun geht alle drei mit einander zur Hölle, wo euch nimmer geholfen wird“ (I, 278. Pfeiffers Ausgabe).

In dieser Rede des Minderbruders Berthold ist die Unehe, die ungesetzliche Verbindung, der Ehe, der gesetzlichen Vereinigung von Mann und Weib, entgegengestellt. Ehe (ahd. ēwa, ēa, mhd. ēwe, ē) heisst Gesetz, rechtliche Einrichtung, Recht: daraus ist erst die uns geläufige Verwendung des Wortes abgeleitet, die eben dadurch schon sprachlich den Rechtsboden bezeichnet, auf dem die Gründung des Hauswesens nach deutscher Anschauung beruht. Unser ältester Gewährsmann über die Eheschliessung der Germanen, Tacitus, kennt denn auch nur eine Rechtsform der Heirat und hat nichts von dem Frauenraub als einer anderen Form zu berichten.

Durch die vergleichende Rechtsgeschichte ist darauf hingewiesen worden, dass die arischen Völker vor der durch Vertrag zwischen den Sippen von Mann und Frau geschlossenen Ehe (der Kaufehe) die Raubehe gehabt hätten¹⁾, dass also die gewaltsame Entführung eines Mädchens, mit oder ohne dessen Einwilligung, jedenfalls gegen den Willen ihrer Familie, die gewöhnliche Weise, sich eine Frau zu verschaffen, gewesen sei. Was die Inder, die Griechen, die Römer und auch die Germanen betrifft, so sind höchstens Erinnerungen an diese rechtlose, rohe Form nachzuweisen; bei slavischen Stämmen freilich ist der Frauenraub bis in unser Jahrhundert hinein

¹⁾ Dargun, Mutterrecht und Raubehe, Breslau 1883. Kohler, Krit. Viertelj. f. Ges. u. Rechtsw. XXIII. Z. f. vergl. Rechtsw. V. Brummer, D. Rechtsgeschichte I, 72.

nachweisbar und bei den ostfinnischen Völkern kommt er noch heute zum Zweck der Begründung einer Ehe vor ¹⁾, ganz abgesehen von den Naturvölkern.

Dass gewaltsame Entführungen von dem Cherusker Arminius an aus geschichtlichen Quellen und aus poetischen Denkmälern für Süd- und Nordgermanen reichlich nachgewiesen werden können, wird niemand in Frage stellen. Aber es bleiben Gewalthandlungen, es sind Rechts- und Friedensbrüche, welche die Strafe des Staates und die Rache der Sippen trifft. Wir handeln darüber später. Festzuhalten ist, dass die Germanen sich auch dadurch als Volk alter Kultur erweisen, dass sie, als historisches Licht auf sie fällt, nur die Vertragsehe zu Recht bestehn haben.

Die Ehe ruht auf einem Vertrage zwischen den zwei Sippen. Der Vertreter der weiblichen Sippe ist der Mundwalt des Mädchens, er verlobt und übergibt dasselbe. Nach dem früher über die Vormundschaft mitgetheilten, hat zunächst der Vater über die Hand der Tochter zu verfügen, der allerdings, wenn die Ehe eine innere, sittliche Gemeinschaft und nicht eine tyrannische Alleinherrschaft war, seine Frau zu Rathe ziehen mochte ²⁾. Nach dem Tode des Vaters übernahmen die nächsten Verwandten aus der väterlichen Sippe, je nach dem Grade der Verwandtschaft, das Recht der Verlobung. Eine Ausnahme ist, dass laut des westgotischen und einiger nordischer Gesetze ³⁾ auf die Mutter dies Recht übergeht; nach der isländischen Grágás tritt dieselbe nach dem ältesten Bruder der Braut ein. Bedingung war natürlich, dass sie noch unverheiratete Witwe war, denn in anderm Falle war sie aus der Familiengemeinschaft mit ihren Kindern geschieden. Übrigens war sie fast das einzige Weib, welches auch in Skandinavien das Recht der Verlobung persönlich

¹⁾ In Kürze L. v. Schröder, Die Hochzeitbräuche der Esten. Berlin 1888. S. 17 ff. Dargun a. a. O. 93 ff., 110.

²⁾ Rechtlich ausgesprochen ist es nur Frostath. 11, 2. Håkonarb. c. 50, die geradezu sagen: fadhir ok móðhir skal ráðha giptingum doetra sína.

³⁾ L. Wisigoth. III. 1. 2. Uplandsl. III. 1. Sjell. I. 1, 47. 48.

ausüben durfte; ein für die übrigen berechtigten weiblichen Verwandten trat mit einer einzigen Ausnahme ihre Gatten ein. Waren jene unverheiratet, so wurden sie übergangen, indem, wie das uppländische Gesetz ausspricht, keine Jungfrau eine Jungfrau verloben darf¹⁾. In den skandinavischen Rechten werden die Vaters- und Mutterbrüder zu den entfernteren Geschlechtsgliedern gerechnet. Auf sie folgen die Bruder- und Schwesersöhne und hiernach ihre Frauen, welche mit der Mutter die einzigen zu persönlicher Verlobung berechtigten Weiber sind nach Grágás festatháttir 1. Eine Ausnahme von der gemeinen germanischen Rechtsansicht zeigt die Grágás auch darin, dass die unehelich geborenen Verwandten in die Reihe der Verlober eintreten.

Bei Unfreien hatte begreiflicherweise der Herr das Verlobungsrecht. Seine Einwilligung war an die Entrichtung eines Zinses geknüpft²⁾, der bald in Geld, bald in andern Leistungen (z. B. einem Hemd oder einem Bocks- oder Ziegenfell) bestund. Ganz besonderen Verpflichtungen war natürlich nachzukommen, wenn ein eigener Mann die Hörige eines andern Herrn heiratete. Für solche Fälle errichteten in späterer Zeit mehrere Herrschaften, z. B. einige Schweizer Stifte, eine Genossenschaft, worin die gegenseitige Verheiratung der Leute dieser Herrschaften gestattet war. Heiratete aber ein eigener seine Un-genossin, d. h. eine unfreie, die nicht zur Genossenschaft gehörte, so musste er, falls er sich nicht mit seinem Herrn verglich, einen jährlichen Strafzins zahlen, und sein Weib und seine Kinder erbten nichts von dem, was er als eigener Mann erworben hatte (Weisthümer 1, 674. 823). Statt ihrer trat sein nächster, der Herrschaft höriger Verwandter die Erbschaft an (Weisth. 1, 669. 3, n 30. 346). Strenger noch ward der bestraft, welcher eine Verwandte aus der Genossenschaft hin-aus verheiratete, da nun er selbst kam lebenslänglich in das

¹⁾ Upländisch: Is er fria bei ma mö mö giptae.

²⁾ maritagium, ma^{tt} illo heta, bumed. — Eichhorn, Rechtsgesch. §. 339 (II, 556. 5. Aufl.) Deutsche J. Walter, Deutsche Rechtsgesch. §. 364. v. Maurer, Geschichte d^{er} Fronhöfe 3. 169 (wo die verschiedenen Namen des Ehegeldes s. Monum. Germ. 171. 4. 498.

Gefängniss und sein ganzes fahrendes Gut für die Giltigkeit der Einwilligung (Weisth. 1, 813). Grundbedingung der Ehe Höriger verschiedener Herren war ohne Erlaubniss derselben. Nach der lex salica emend. 21 120 Denar. Die freie, welcher die Hörige eines fremden Herrschers¹⁾ (Gesetze seiner Herrschaft heiratete, in die Busse von 120 Denar unter die beiden Ehe wurde nach salfränkischem und westsächsischem Recht getrennt und die daraus erzeugten Kinder über seine eigenen Herren getheilt.

Die strenge Gewalt, welche der Herr über seine Einwilligung Leute ursprünglich besass, erhellt besonders aus dem, dass er selbst eine Ehe derselben, die mit ihm geschlossen war, nach Belieben wieder aufheben konnte, welche auch die Ansprüche nahm, die er an die Ehe hatte. Hier hat die Kirche bessernd eingegriffen. Die Ratung der durch Ehen der Leibeigenen als unauflösliche in der That, dass jenes und nachdem sie zunächst die Wiederverheirathung der Herrn getrennten verboten, es durch die Ehen der Scheidungsrecht überhaupt aufhörte²⁾. Seitdem, das Recht der Leibeigenen, das Recht der Leibeigenen nur durch die Leibeigenen ist das sogenannte jus primae noctis (Weisth. 1, 43. 4, 321) ersten Nacht³⁾, zu deuten, welches für die Leibeigenen übrigens durch zwei Schweizer Weisthümer (Grimm, Die Abgabe, die als des 16. Jahrhunderts belegt ist, die das Leibeigenthum, ebenso wie aus humoristisch behandeln. Man hat kommen, verschieden Ablösung des Rechtes nach jenen Weisen wirklich geübt in Frankreich, Schottland und sonst von Leibeigenen; dann auch, gedeutet: gewöhnlich als Ersatz für die Leibeigenen, als Ablösung Herrenrecht der Defloration leibeigenen, in der ersten oder namentlich bei geistlichen Grundherrn haben darin nur einen der kirchlich geforderten Enthaltensamtlage⁴⁾. Manche Völkern, 5.

Als Ausfluss des Herrenrechtes, das Leibeigenthum nur durch die Leibeigenen ist das sogenannte jus primae noctis (Weisth. 1, 43. 4, 321) ersten Nacht³⁾, zu deuten, welches für die Leibeigenen übrigens durch zwei Schweizer Weisthümer (Grimm, Die Abgabe, die als des 16. Jahrhunderts belegt ist, die das Leibeigenthum, ebenso wie aus humoristisch behandeln. Man hat kommen, verschieden Ablösung des Rechtes nach jenen Weisen wirklich geübt in Frankreich, Schottland und sonst von Leibeigenen; dann auch, gedeutet: gewöhnlich als Ersatz für die Leibeigenen, als Ablösung Herrenrecht der Defloration leibeigenen, in der ersten oder namentlich bei geistlichen Grundherrn haben darin nur einen der kirchlich geforderten Enthaltensamtlage⁴⁾. Manche Völkern, 5.

¹⁾ l. Wisigot. IX, 1, 15. X, 1, 17. I. l. Zur Volkskunde, Heil-

²⁾ Walter, Deutsche Rechtsgesch. § 1.

³⁾ K. Schmidt, Jus primae noctis. Berlin, vgl. unser Register. suchung. Freiburg i. B. 1881. — F. Liebrecht, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, Bonn 1879. S. 416—424.

⁴⁾ Über die sogen. Tobiasnächte weitere.

aus Missverständniss entsprungenen Scherz. Das richtige wird wohl sein, mit Osenbrüggen und Gierke¹⁾ jene Bestimmung als Ausdruck „einer symbolischen Anerkennung der Leihherrschaft durch die scherzhafte Voranstellung und Ausmalung der äussersten Rechtsconsequenzen“ aufzufassen.

Die Erlaubniss zur Heirat war nicht allein den eigenen Leuten nöthig, sondern auch den Freien, welche im Lehnverhältnisse stunden²⁾. Es entsprang hieraus das Recht der Fürsten und Herren, nach Gutdünken Ehen unter ihren Unterthanen zu stiften und ihnen ein Ehegebot oder den Zwang binnen eines bestimmten Alters zu heiraten aufzulegen. Zunächst äusserte sich dies Recht gegen die, welche zu dem Königs- oder Herrenhofe in abhängigem Verhältnisse stunden, und diesen gegenüber übten es bereits die gotischen Könige, durch das Beispiel der Byzantiner vielleicht veranlasst. Ein junger Gepide, Namens Wila, Sperträger des gotischen Königs Hildibadus, hatte sich mit einem Mädchen verlobt, das er sehr liebte. Während er im Kriege war, gab indessen der König seine Braut einem andern zur Frau: Wila aber, darüber aufs höchste aufgebracht, tödtete den Hildibadus³⁾. Geduldigere Untergebene hatten die Merowinger, welche auch in dieser Hinsicht nach dem Vorbilde der römischen Imperatoren mit der äussersten Willkür verfahren⁴⁾. Nicht minder hegten die Karolinger dieses sogenannte Recht, welches die stärksten Eingriffe in die persönliche Freiheit machte. Selbst Beamte der Könige massten es sich an; so erlaubte sich der Bischof Liutward von Vercelli, Kanzler Kaiser Karls des Dicken, die empörendsten Störungen des Familienrechtes, indem er die Töchter der edelsten Geschlechter Deutschlands und Italiens an seine Verwandten verheiratete⁵⁾.

1) Osenbrüggen, Studien 84—98. O. Gierke, Der Humor im deutschen Recht 27.

2) Fürth, Ministerialen 315.

3) Procop. de bello got. 3. 1, vgl. 1, 11.

4) Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte II. 1, 213. Grimm, RA. 436.

5) Pertz, Monum. 1, 404.

Sobald in Norwegen ein starkes Einkönigthum aufgerichtet war, sehen wir auch hier die Fürsten sich das Vermählungsrecht aneignen. Sie verheirateten nicht selten aus Geschlechtern, denen sie eine Sühne zu leisten hatten, die Töchter mit einem ihrer Günstlinge, zuweilen auch mit sich selbst¹⁾. Der reiche Bonde Thórolfr Kveldulfr ist in Feindschaft mit König Hárалdr Schönhaar gerathen und wird mit dessen Erlaubniss von zweien, die er geschädigt, getödtet. An Haralds Hofe leben Thorolfs Freunde und Mutterbrüder Eyvindr Lambi und Ölver Hnúfa, welche, hierdurch verstimmt, den König um Urlaub bitten, aus dem Gefolge zu scheiden. Allein Hárалdr verweigert dies und führt eine Sühne herbei, indem er dem Eyvindr das ganze Erbe Thórolfs sammt dessen Witwe Sigrídr zuspricht. Sigrídr, die schon in Thórolfs Hand durch eine Schenkung ihres ersten Gatten gelangt war, hält es für das gerathenste, dem Machtspruch des Königs sich zu fügen (Egils s. c. 22).

In Deutschland war die Ehestiftung ein kaiserliches Privilegium geworden, dem sich indessen bereits im 13. Jahrhundert einzelne Städte durch Befreiungsurkunden zu entziehen wussten. Landesherrliche Ehestiftungen erhielten sich jedoch noch bis in das 16. Jahrhundert²⁾. Bei ihrem Hofstaate und der Dienerschaft spielten vornehme wie niedrige Herren bis in die neueste Zeit die gnädigen Verlober. Der Heiratsconsens, den die Beamten mancher Länder und die Officiere aller fürstlichen Heere noch heute bedürfen, ist ein Rest des alten Einwilligungsrechtes des Herrn zu den Ehen ihrer Ministerialen.

Diese Befugniss der Landesherren stützte sich auch auf ihr obervormundschaftliches Verhältniss zu einem grossen Theile der Unterthanen. Ausgehend von denen, welche des Schutzes eines Geschlechtsverbandes entbehrten, dehnte sich jenes Mundium auf alle wehrlosen aus³⁾, erfuhr aber auch Erweiterung durch die lehnsherrliche Gewalt des Fürsten.

¹⁾ Fornmannasög. I. 183. 196. III, 35. VII, 50.

²⁾ Grimm. Rechtsalterth. 438.

³⁾ Kraut, Vormundschaft I, 63—99.

Das unumschränkte Verfügungsrecht des Vormundes über die Hand des Weibes war altgermanisch; er durfte es ursprünglich nach Einverständniss der Sippe vermählen, ohne dass die Tochter, Schwester oder welche Verwandte sonst das Mündel war, ihre Neigung und Einwilligung erklärt hatte; er besass das Zwangsrecht¹⁾. Besonders durch den Einfluss der Kirche milderte sich indessen die Härte des Rechtes. Die langobardischen Gesetze bestimmen, dass derjenige, welcher ein Mädchen gegen dessen Willen verlobe, die Mundschaft über dasselbe verliere. Ausgenommen von dieser Strafe werden allein der Vater und der Bruder des Mädchens, weil von diesen nur die beste Fürsorge zu erwarten sei; und ebenso wird in den übrigen deutschen Volksrechten die Einwilligung des Mädchens in die Heirat verlangt²⁾. Angelsächsische, norwegische und oberschwedische³⁾ Rechtsbestimmungen fordern die Zustimmung des Weibes zur Vollgiltigkeit der Verlobung. Hatte ein westerländischer Friese seine Tochter gegen ihren Willen verheiratet und es war ihr dadurch ein Leid geschehen, so hatte er sie zu büssen, gleich als habe er sie mit seiner Hand erschlagen (Richthofen, Rechtsquellen 474, 11). Zwang zur Vermählung war nach dem Eidsivathingsrecht (Christenr. c. 23) Grund zur Scheidung, sobald die Klage in Jahresfrist angebracht wurde.

Wenn nun auch dem Willen des Mädchens Einfluss auf die Verlobung zustund, so konnte es sich doch nicht ohne den Willen seines Vormundes selbst verloben.

Wo wir die Frauen im Besitze eines mehr oder minder unbeschränkten Selbstverlobungsrechtes finden, da ist ein neuer Zeitgeist eingezogen. Mehrere der hier einschlagenden Bestimmungen zeigen übrigens das alte rechtliche Verhältniss nicht ganz beseitigt. Das norwegische Frostathingsbuch (11, 18) gesteht einem Mädchen, das in volles Erbe getreten ist,

¹⁾ Wilda, Strafrecht der Germanen 802. R. Schröder, Gesch. des ehel. Güterrechts I, 7.

²⁾ Ed. Roth. 195. l. Liutpr. 12. 120. Pertz, leg. I, 2 (Chloth. const. v. 560 c. 7). l. Burgund. 100. l. Wisigoth. III. 1, 4. 3, 4. 11.

³⁾ Cout. döm. 2. 74. Frostath. III, 22. Vestgöta. Zusatz II.

mit fünfzehn Jahren die Befugniss zu, sich zu verheiraten, wem es wolle; es muss aber seinen nächsten Verwandten zu Rathe ziehen. Nach jütischem Rechte durfte die Frau, wenn sie keinen nahen Verwandten hatte, das Verlobungsrecht übertragen, wem sie wollte (1, 33), eine Bestimmung, die im schleswigschen Stadtrecht (§. 6, neueres Stadtr. §. 9) dahin gestaltet ist, dass sich das Mädchen selbst verloben kann, im Falle es der gekorene Vormund nicht verheiraten will¹⁾.

In der mittleren Zeit wurde in Deutschland volljährigen Weibern die Selbstverlobung gestattet²⁾; doch mag sich das Gefühl des Volkes gegen dies Recht mehrfach gesträubt haben; dasselbe forderte wenigstens die Einwilligung der Familie. So sagt Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuche (626, 9 bis 12): „ein Mädchen, das keine Eltern hat, folge der Verwandten Rath; will es sich selbst dem Manne geben, so wird es wohl mit Schande leben“. Auch hierin hat Martin Luther seinen deutschen Sinn entschieden bewährt, indem er sagt: „Gott hat ein Männlein und ein Fräulein geschaffen, die sollen und müssen bei einander sein, wie er es verordnet hat: das ist nach seinem Willen, den er den Eltern gegeben hat, sollen sie zusammenkommen und sich verheiraten“ (Tischreden. Von der Ehe, n. 88).

Bei vornehmen Frauen, zumal wenn sie keine nahen Verwandten hatten, lässt sich schon in alter Zeit, wenigstens bei den Langobarden, die Selbstverlobung nachweisen: Theudelind, des langobardischen Königs Authari Witwe, vermählte sich, wie Paulus Diakonus erzählt, dem Herzog Agilulf aus eigener Macht. Allein solche Fälle sind Ausnahmen, so wie die spätere Durchführung der Selbstverlobung der Braut Abfall war von dem altgermanischen Familienrechte.

Zur rechtsgiltigen Ehe gehörte durchaus, dass das Weib von dem rechten Mundwalt dem Manne verlobt wurde. Sobald

¹⁾ Nach jütischem Rechte (I, 8) hatte der König ein Mädchen auf die Klage, dass seine Verwandten eine passende Heirat abwiesen, zu verheiraten; die Verwandten hatten indessen Beirath. Vgl. auch Thords Degens art. B. 38.

²⁾ Kraut, Vormundschaft 1, 326.

irgend jemand anderes als der berechtigte Geschlechtsvormund die Verlobung vollzog, war dieselbe ungiltig und die schuldigen traf die Strafe. Nach isländischem Rechte (Grágás festathátttr 6) hatte dann der rechte Vormund den Bräutigam vorzufordern und auf dessen Verbannung, sowie auf Geldentschädigung für den vorenthaltenen Brautkauf zu klagen. Konnte derselbe durch Eideshelfer beweisen, dass er den, welcher die Verlobung vollzogen hatte, für den berechtigten gehalten, so wurde er zwar nicht verbannt, allein die Entschädigung musste er dennoch zahlen; der widerrechtliche Verlober aber wurde Landes verwiesen. Sobald indessen kein vorgeblicher Vormund, sondern die Braut sich selbst verlobt und dem Manne übergeben hatte, so half kein Reinigungseid und die Sache wurde als fleischliches Verbrechen (legorð) behandelt.

In den übrigen nordischen Rechtsbüchern ¹⁾ ist die Rechtsauffassung dieselbe; nur die Strafen haben sich alle in Geldbussen verwandelt. Die Verletzung des Rechtes der Verlobung (festningaràn), sowie die Entziehung des Brautkaufs werden jene an dem unrichten Verlober, diese am Bräutigam gestraft. Gab sich eine Frau ohne Verlobung dem Manne zum Weibe, so trat sie hierdurch freiwillig aus der Geschlechtsverbindung, verzichtete also stillschweigend auf alle Rechte als Mitglied ihrer väterlichen Familie und büsste demgemäss alle Erbansprüche auf das Hausvermögen ein. Erst wenn ihr die Eltern verziehen und sie wieder zur Tochter des Hauses annahmen, erhielt sie die Erbfähigkeit zurück. Nach dem jütischen Rechte (1, 33) verlor die Frau zwar persönlich wegen ungesetzlicher Verlobung ihren Erbanspruch, allein ihre Kinder konnten nach ihrem Tode in den Besitz des Erbtheils gelangen. Eine fernere Milderung hat das Kopenhagener Stadtrecht von 1294 (n. 92) und auch das friesische Westerwolder Landrecht (1, 1), wonach eine solche Frau nach dem Ableben der Eltern das angeborene Vermögen erhält.

¹⁾ Uplandsl. III, 1. Östgötal. giptab. 4. Vestgötal. II. Zus. 8. Gulath. 51. Gutal. 21.

Die unrechtmässige Eheschliessung berührt sich mehr oder minder mit dem Frauenraub. Die gewaltsame Entführung eines Weibes bricht den gemeinen Frieden, verletzt das Recht der Sippe und kränkt die Ehre des Mädchens oder der Frau. Der Frauenraub ist daher eines der schwersten Verbrechen¹⁾. Verbannung traf nach isländischem Rechte nicht allein den Entführer oder den, für welchen das Mädchen entführt wurde, sondern auch alle, welche mitwissend näheren oder ferneren Antheil an der That hatten. Geschärft wurde die Strafe bis zur vollkommenen Friedlosigkeit, wenn die Frau auf geschehene Aufforderung nicht ausgeliefert wurde (Grág. festhat. 29. 38. 39. 42). Wer bei der Entführung erschlagen wurde, lag nach upländischem Rechte (II, 6) ungebüsst; der Räuber war friedlos, so lange er nicht den rechtmässigen Verlober versöhnt hatte. Wer eine Gotländerin raubte, wurde getödtet oder musste das Leben mit seinem Wergelde erkaufen (Gutal. 24). Das westgotische Gesetz ist sehr streng. Kann die Geraubte dem Entführer ungeschändet entfliehen, so büsst dieser nur sein halbes Vermögen; hat er aber seinen Willen gehabt, so wird er der Geraubten samt seinem Vermögen übergeben, bekommt öffentlich zweihundert Hiebe und ist ihr beständiger Sklave. Erklärt sich die Frau bereit, den Räuber zu heiraten, so sind beide des Todes schuldig; fliehen sie zu einer Kirche oder zum Bischof, so wird ihnen allerdings das Leben geschenkt, allein ihre Ehe ist ungiltig und sie sind Hörige der Eltern der Frau. Strenge Strafe trifft die Brüder des Mädchens, wenn sie um die That wussten (l. Wisig. III. 3, 1—4). Das Asylrecht, das hier der Frauenräuber geniesst, ist anderwärts aufgehoben. So setzte es der fränkische König Childebert II. für sein Land ausser Kraft, Chlothar II. stellte es indessen für alle Verbrechen wieder her (Pertz, leg. I, 12). Bei den Friesen galt es nicht. Floh der Räuber mit der Frau aus dem Hause in ein anderes, von diesem zu einem dritten, von hier zur Kirche, so musste der

— — —
¹⁾ Wilda, Strafrecht der Germanen 839—849. Brunner, D. Rechtsgeschichte II, 666 ff.

Richter die drei Häuser verbrennen, die Kirche erbrechen und den Räuber herausnehmen¹⁾. Karl der Grosse bestimmte 785 zu Paderborn den Tod für den, welcher die Tochter seines Herrn entführte (Pertz, leg. I, 49); im übrigen belegte die Kirche die Frauenräuber mit dem Banne²⁾. Erwähnt werde noch die Bestimmung des Hamburger Stadtrechtes von 1270 (X, 4. Lappenberg 1, 62), wonach derjenige straflos war, welcher ein Mädchen über sechzehn Jahre alt, unbekleidet und mit seinem Willen entführte, die Todesstrafe aber auf den fiel, welcher ein jüngeres, wenn auch mit dessen Willen oder ein älteres gegen dessen Willen raubte.

Ablösung der Todesstrafe, die in ältester Zeit bei nicht ehrlosen Verbrechen dem freien Manne zustand, ist die Geldbusse in Höhe des Wergelds, die im Ribuarischen, Anglo-warnischen und angelsächsischen Recht auf den Frauenraub gesetzt ist³⁾. Bei andern deutschen Stämmen ist die Geldbusse nach der Höhe des Brautkaufs bestimmt, so bei den Salfranken (l. Sal. 13, 4), den Alemannen und Bayern (Pact. Alam. 3, 23. l. Alam. 53, 1. l. Bajuv. VIII. 6, 7). Das burgundische Gesetz (12, 1) verneunfacht den Brautkauf, und das Recht des Langobardenkönigs Rothari (187) fordert die hohe Busse von 900 Solidi für Frauenraub.

In einer merowingischen Novelle zur Lex Salica (l. Sal. 71) ist die Ablösung durch das Wergeld beseitigt, und der Frauenräuber so wie theilnehmende Verwandte mit Tod und Vermögensverlust bestraft.

¹⁾ Siebente Fries. Uebekür, Richthofen 100.

²⁾ Die kirchlichen Bestimmungen stützen sich auf concil. Ancyrr. c. 10. conc. Chalced. c. 38; sie wurden auf dem concil. Aquisgran. von 816. c. 23. 24 wiederholt, vgl. Hartzheim, concil. Germ. I, 546. Ansgisi capit. I, 98. 99 (Pertz, leg. I, 285). Der Kirchenbann entspricht der weltlichen Friedlosigkeit.

³⁾ l. Ribuar. 34, 1. 2. l. Angl. Warin. 46. Gesetz Knuts 2, 52. Ist der Entführer ein Knecht, so trifft ihn natürlich die Todesstrafe, die nach l. Rib. 58, 18 die Entführte selbst an ihm vollziehen muss. Ebenso werden im salischen Recht ganz- und halbfreie Frauenräuber am Leben gestraft, l. Sal. 13, 7. 92, 3.

Das sächsische, von Karl d. Gr. festgestellte Recht unterscheidet die Busse, je nachdem die geraubte einverstanden war oder nicht. War sie unfreiwillig entführt, so musste der Räuber ihr Wergeld an sie und 300 Solidi an ihre Sippe zahlen. War das Mädchen einverstanden gewesen, so sind 600 Solidi zu büssen, halb als Kaufgeld, halb als Busse (l. Sax. 41).

Es ergibt sich daraus, dass die Entführte dem Entführer dann als Frau verblieb und auch nach den Rechten, welche den Brautkauf oder eine Vervielfachung desselben als Busse für Frauenraub setzen, wird das als zulässig anzunehmen sein.

Schwerer noch als in den bisher behandelten Fällen war natürlich die Rechtsverletzung, wenn die Entführte bereits einem Manne verlobt war. Ausser den Blutsverwandten war nämlich der Bräutigam zu sühnen, welcher zu dem Mädchen durch die Verlobung bereits in rechtlicher (ehelicher) Beziehung stand. Am vollständigsten sind hierüber die Angaben des langobardischen und sächsischen Rechtes. Nach der *lex Saxonum* (49) hat der Brauträuber dem Vater und dem Bräutigam, jedem 300 Solidi zu zahlen und ausserdem noch das *Mundium* der Frau mit 300 Solidi zu erwerben. Raubte er sie von der Seite der Mutter weg, so erhielt auch diese 300 Solidi; er hatte also dreifachen, unter Umständen vierfachen Brautkauf zu erlegen. Von einer Wiedergabe des Mädchens ist nicht die Rede; das Verlöbniß war durch die Entführung thatsächlich gelöst.

Das *Edictum Rothari* (190—192) bestimmt, dass der Bräutigam die doppelte *Meta* (zweimal 300 Solidi) unmittelbar von dem Brauträuber als Ersatz für die Verlobte fordere. Waren die Eltern der Braut mit der gewaltsamen Trennung des Verlöbnisses einverstanden gewesen, so hatten sie dieselbe Brüche dem Bräutigam zu leisten. Auch hier hat der Raub die Verlobung aufgehoben. Bei den Alemannen (l. Alam. Hloth. 52) hat derjenige, der die Verlobte eines andern widerrechtlich an sich genommen, dieselbe mit fünffachem Brautkauf (200 Solidi) dem rechtmässigen Bräutigam zurückzugeben; will er aber die widerrechtlich sich angeeignete behalten, so zahlt er dem Bräutigam den zehnfachen Mund-

schatz (400 Solidi). Nach dem bayrischen Rechte (l. Baju. VIII. 16) muss der Entführer die geraubte Braut ihrem Verlobten samt einer Brüche von 80 Solidi zurückerstatten. In der Lex Salica (XIII, 6) wird nur die Busse von 63 Solidi verzeichnet, welche der Räuber der Braut eines andern zu leisten hat. Unter den Merowingern ward aber dieser ältere Grundsatz bereits aufgegeben und die Rückgabe der Entführten, auch wenn sie dem Räuber ehelich verbunden war, gefordert, was fortan als fränkisches Recht galt¹⁾. Die Meinung, dass die Ehe unauflöslich sei, welche die Kirche vertrat, mag hier eingewirkt haben.

Entführung einer Ehefrau ist der gewaltsame Bruch des ehelichen Verhältnisses durch einen dritten mit persönlicher Trennung der Gatten. Eine sehr alte Behandlung dieses Verbrechens, die in einer Zeit wurzelt, in welcher die Frau noch als ersetzbare Sache galt, taucht in einem angelsächsischen Gesetz (Äthelbirht c. 31) auf, welches für solchen Ehebruch bestimmte, dass der Verbrecher das Wergeld der Frau erlege und dem verletzten Gatten ein anderes Weib kaufe. In unseren Volksrechten herrscht aber wie bei der Entführung einer Verlobten die fränkische Forderung der Rückgabe der entführten Frau neben der zu leistenden Geldbusse. Das alemannische Recht (Hloth. 51, 1) bildet auch hier eine Vermittlung. Es wird dem Entführer noch überlassen, ob er die Frau zurückgeben will; freilich ist nach einem Zusatz auch die Zustimmung des Ehemannes Bedingung. Er hat dann den zehnfachen Brautkauf zu geben, während er bei Auslieferung der geraubten nur den doppelten erlegen darf.

Später ward auf Frauenraub Todesstrafe gesetzt. Schon das Edictum Rothari 212 setzte Tod auf die Entführung der Gattin eines andern; hatte dieselbe in die Entführung gewilligt, so büsste sie ebenfalls mit dem Leben.

Die Rücksicht, welche die Volksrechte und die skandinavischen Gesetze auf den Frauenraub nehmen, beweist, wie oft er vorkam. Sobald der Freier von den Eltern abgewiesen

¹⁾ Sohn. Trauung und Verlobung, S. 24 ff.

wurde, oder wenn sich irgend andere Hindernisse der gesetzlichen Erwerbung des begehrten Weibes entgegenstellten, griff er rasch entschlossen zur Selbsthilfe. Das älteste und berühmteste Beispiel gibt Arminius, der Cheruskerfürst, der Thusnelda, die Tochter des Segestes, die einem andern verlobt war, raubte und als Gattin behielt (Tacit. ann. I, 55). Aus vielen nordischen Geschichten will ich nur eine anführen. Der Norweger Biörn Brynjulfsson hatte sich bei einem Feste in Thóra, die Schwester des Thórir Hróaldsson, verliebt, war aber mit einem Korbe vom Bruder heimgeschickt worden. Da raubte er das Mädchen und brachte es zu seinen Eltern, die indessen übel damit zufrieden waren und den Sohn anhielten, es zurückzugeben. Nun entschloss sich Biörn zu neuem Raube, entführte Thóra aus dem Frauenhause (dyngja) seiner Mutter und flüchtete sie auf ein Schiff, das nach Island ging. Unterwegs vollzog er die Verbindung mit ihr. Auf Island fand er bei Skallagrímr, einem Freunde seines Geschlechtes, gastfreundliche Aufnahme. Als aber dieser erfuhr, wie es eigentlich um Biörn stund, so hub er allen Verkehr mit dem Frauenräuber auf, besonders da Thóras Vater sein Pflegebruder gewesen war. Er trieb ihn jedoch nicht aus dem Hause, sondern überliess die Sorge für die Gäste seinem Sohne Thórolf. Biörn war nun in schlimmer Lage: in Norwegen war er wegen des Frauenraubes durch König Háraldr Schönhaar friedlos gelegt, auf Island war er schlimm angesehen und nur geduldet, weil ihm einmal Gastfreundschaft zugesagt war. Er fand jedoch an Thórolfr einen Retter; dieser wusste seinen Vater zu bewegen, die Vermittlung zwischen Biörn und Thórir zu übernehmen und es gelang. Die Friedlosigkeit ward in Folge dessen aufgehoben und der Frauenräuber durfte nach Norwegen zurückkehren (Egilss. c. 32—35).

Die Entführungen mit und ohne Willen des Mädchens kamen in dem wirklichen und dem gedichteten Leben des Mittelalters sehr häufig vor¹⁾; sowohl in der vorritterlichen Zeit als in der ritterlichen. Sie boten für diese einen unend-

¹⁾ Mehrere Beispiele bei Dargun, Mutterrecht und Raubehe 116—127.

lichen Reiz. Der Trotz auf den eigenen Willen, das kecke Wagen trotz Gefahren und Tod, die Treue der Freunde und Mannen, die sich dabei bewähren konnte, alles dies lockte zugleich mit der süßen Frucht verbotener oder verweigerter Liebe und leuchtete dem suchenden Ritter als schönstes Abenteuer entgegen. Die Kreuzzüge zeigten auch hier ihre bewegende, aufregende Kraft. Da lernten die abendländischen Ritter schöne Griechinnen und reizende Sarazeninnen kennen, und mit beiden war eine Liebesverbindung meist nur möglich durch Raub und Entführung. Es bildeten sich die Epen von kühnen, gefahrvollen Werbungen und Brautfahrten aus dem Abendlande nach Byzanz und dem Morgenlande; hier und da mischte sich gelehrte Erinnerung an die ältesten Räubereien der Europäer an asiatischen Frauen hinein. In der Heimat selbst ward die Lust zu solchen kecken Fahrten wieder neu, und alte Sagen von Normannenzügen und dem Gegenkampfe der beraubten Väter und Bräutigame stunden plötzlich auf. Unser 12. und noch das 13. Jahrhundert erfreuten sich demgemäss an Epen, deren Gegenstand eine Entführung ist. Einige sind in der naiven, später roh gewordenen Spielmannsweise; das eine aber ist ein Gedicht aus den Kreisen, denen die Nibelungen Noth und Walther und Hildgund verdankt werden: das Gudrunlied. Es stellt uns mitten hinein in die Seezüge, welche von den Dänen nach den friesischen und sächsischen Küsten gemacht wurden. Es ist ein deutsches poetisches Gegenbild zu den zahlreichen Erzählungen ähnlicher Art, welche die Norweger und Isländer aufgezeichnet haben. Die unschätzbaren isländischen Familien- und norwegischen Königsgeschichten bieten uns die schärfsten und lehrreichsten Bilder der nordischen Wikingerzeit. An Frauenraub und an Brautwerbungen, welche nicht besser als Räubereien waren, sind sie reich. So hatte ein Berserker, Ljótr der bleiche, um die Tochter einer Witwe Gyða angehalten, allein der wilde, rohe Mensch war abgewiesen worden. Da forderte er den jungen Bruder des Mädchens, Fridgeir, auf den Holm, damit der Zweikampf entscheide, ob er die Braut erhalte oder nicht. Aber der Skald Egill

Skalagrímsson, mit dem Schwerte so tüchtig wie mit dem Worte, erbot sich für den Jüngling einzutreten, und der Berserker fiel im Zweikampf (Egilss. c. 64).

Zu den nordischen Bildern liessen sich südliche halten aus dem Lande zwischen Rhone und Alpen und aus den norditalischen Gauen. Da spielen die Farben der Schwärmerei und flackernden Leidenschaft hinein, aber über sie gleichwie über die nordischen fällt der düstere Schatten des Unrechtes, an den sich grell ein blutrother Streif kettet. Die Liebe will errungen, nicht erzwungen sein, die Ehe will Segen, nicht Fluch zu ihrem Grundbaue.

Die strenge Verurtheilung der Entführung wirkte auf die Kinder nach, die aus der erzwungenen Verbindung hervorgingen; sobald die Ehe überhaupt nicht unter den geforderten Formen geschlossen war, galten sie für nicht erbfähig. Ein Beispiel wird in der Egilssage (c. 7. 9) erzählt. Biörgolfr hatte halb mit Gewalt die Ehe mit Hildiríðr, Högnis Tochter, geschlossen. Es war eine lose Hochzeit (lausabryllaupr): den gesetzlichen Forderungen war nur zum Theil genügt, und die aus der Verbindung entsprossenen Söhne wurden später in ihrer Erbfähigkeit angefochten.

Die germanische Eheschliessung zerfällt in zwei Hauptacte: der erste ist die Erwerbung der Braut durch einen Vertrag mit der Familie derselben; er schliesst mit der Verlobung. Durch die Verlobung wird bereits ein Rechtsverhältniss zwischen dem Manne und der Braut geschaffen¹⁾. Der zweite Act ist die Übergabe der Verlobten an den Bräutigam und die Heimführung in sein Haus.

Bei der grossen Bedeutung der Ehe für den einzelnen Menschen wie für seine Sippe und für die Gemeinde, in die

¹⁾ Sohm, Trauung und Verlobung 37, stellt daher den Satz auf: die Verlobung ist die Eheschliessung und die Trauung nicht Eheschliessung, sondern Vollzug der schon geschlossenen Ehe. Im Gegensatz behauptet Friedberg, dass die deutsche Trauung Schliessung der Ehe gewesen sei, nicht Vollziehung einer schon geschlossenen: Verlobung und Trauung. S. 23.

ein neues Hauswesen eintritt, begreift sich, dass eine Menge Sitten und Gebräuche an die Verheiratung sich früh und überall angeschlossen haben. Alle Völker sind reich an Hochzeitsgebräuchen, so auch das germanische; und bei der Vergleichung derselben untereinander ergibt sich die Übereinstimmung in den Grundzügen der Sitte, sowie in vielen Einzelheiten. Wir müssen uns in der Mittheilung auf das hauptsächlichste beschränken¹⁾.

Die Einleitung für das ganze macht die Werbung um das Mädchen. Es muss bei der Familie desselben angefragt werden, ob dieselbe geneigt ist, auf die Verhandlung über eine Verlobung einzugehn. Und da die Ehe zwar am nächsten das einzelne Paar angeht, aber doch auch sehr nahe die beiden Sippen, so begreift sich, dass nicht der heiratslustige Mann selbst die Werbung thut, sondern nahe Verwandte von ihm, und dass er entweder gar nicht dabei erscheint, oder nur in Begleitung jener das Wort führenden Brautwerber. Die Werbung findet sich fast bei allen Völkern (v. Schröder, S. 32. Winternitz 40. Krauss 355 ff.).

Hatte ein Jüngling aus den Geschlechtern der stolzen, freien nordischen Landbesitzer im Sinne, um die Tochter eines andern Geschlechtes zu werben, so nahm er einen Fürsprecher in seinem Vater oder einem älteren Freunde und Verwandten mit, und ritt, begleitet von einer Schaar seiner Genossen, zu dem Hofe, worin das Mädchen wohnte²⁾.

¹⁾ Einige Litteratur: E. Haas, Die Heiratsgebräuche der alten Inder, in A. Webers Ind. Studien V, 267—412. M. Winternitz, Das altindische Hochzeitrituell mit Vergleichung der Hochzeitgebräuche bei den übrigen indogermanischen Völkern (Denkschriften der Wiener Akademie, Phil.-hist. Cl. XL, Nr. 1, 1892). A. Rossbach, Untersuchungen über die römische Ehe. Stuttgart 1853. A. de Gubernatis, Storia comparata degli usi nuziali in Italia e presso gli altri popoli indoeuropei. Milano 1878. Fr. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 245—465. L. v. Schröder, Die Hochzeitbräuche der Esten — in Vergleichung mit denen indogerm. Völker. Berlin 1888.

²⁾ *til quánboena ríða*, auf die Freite reiten — *bónorðsfor*, Werbungsfahrt. — *hefja upp orð sín ok biðja konu*. — *meýjar biðja einumhverjum til handa*.

Dort nimmt der Fürsprecher das Wort und redet zu dem Vater der gewünschten Braut ungefähr also: „Mein Sohn (oder mein Freund) will um deine Tochter bitten. Du kennst sein Geschlecht, sein Vermögen und den Einfluss seiner Verwandten und Freunde“. Hierauf beginnt die Besprechung über Brautkauf, Mitgift und die andern nöthigen Dinge, und ist alles nach dem Wunsche beider Theile, so erfolgt die Verlobung.

Auf die Begleitung des Werbers ward viel gegeben. Der junge Gunnlaugr Ormstunga hatte ganz allein um Helga Thorsteins Tochter angehalten, und der Vater dies als Spott angesehen und den Jüngling abgewiesen. Als aber Gunnlaugr mit seinem Vater Illugi und elf andern Männern zu Thorstein kommt, so sagt dieser nach einigem Verhandeln zu Illugi: „wegen deiner Rede und unserer Freundschaft sei Helga dem Gunnlaugr versprochen“ (Gunnlaugs. c. 4). Nur sehr angesehene Männer wagten ohne Fürsprecher anzuhalten; so warb Thórolfr Skallagríms Sohn selbst, wenn auch von guter Fahrtgenossenschaft¹⁾ umgeben, um Asgerdr Biörns-tochter (Egilss. c. 42). Der Fürsprecher²⁾, der Führer und Älteste der Werbeschaar, scheint bei allen germanischen Stämmen für die ordnungsmässige Werbung nothwendig gewesen zu sein; selbst der Gott Freyr wirbt, nach dem eddischen Liede, nicht selbst, sondern durch den Brautbitter Skírnir um die Geliebte.

Bei den Südgermanen herrschte durchaus derselbe Brauch. In dem alemannischen Gedicht „Die Hochzeit“ aus dem 12. Jahrhundert sendet der reiche König auf dem Gebirge hinunter in das Thal, wo aus sehr edlem Geschlecht eine schöne, herrliche Jungfrau erwachsen ist, seinen Boten und begehrt ihrer zum Weibe (Karajan, Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts. Wien 1846, S. 24, 6). König Rother

1) *Föruneysi*, ahd. *truht*, alts. *druht*, ags. *dryht*.

2) Ahd. *brútbitil*, *brútiboto*. *hímachari*. *truhtinc*, *truhtigomo*. alts. *drohtinc*. niederd. *brútkneht*, *brútfærer*. ags. *dryhtealdor*, *dryht-guma*. *brýðguma*. *hâdsvápa*. altn. *bidill*, altschw. *bryttughe*. *gerdaman*. *forvistaman*. fries. *fuarmán*.

von Bari schickt den Grafen Liutpolt, seinen Mag, mit elf andern Grafen und Gefolge nach Konstantinopel, die schöne Tochter K. Konstantins ihm zu freien (Gedicht von König Ruother). Der König Oswald von England sendet seinen kunstreichen Raben ins Morgenland, um des Königs Aron Tochter zu werben.

Was die Gedichte hier erzählen, spiegelt den wirklichen Brauch wieder. Dann verleitete wohl die Begier, die Braut vor der gesetzten Zeit zu sehen, manchen jungen, heissblütigen Fürsten, sich verkleidet unter die Gesandtschaft zu mischen, wie dies der Sage nach der langobardische König Authari that, als er um die bayrische Herzogstochter Theudlind werben liess. In den höchsten Ständen hat sich die Brautwerbung durch Beauftragte bis heute erhalten, nicht minder im Bauernstande, der neben dem hohen Adel alte Sitten am treuesten bewahrt hat. Wir gedenken hier zunächst aus jüngerer Zeit des Berichtes des Neokorus in seiner ditmarsischen Chronik¹⁾. Der junge Ditmars bat seine Eltern oder zwei seiner Vettern oder guten Freunde, mit den Verwandten des begehrten Mädchens zu sprechen, nachdem er selbst vorher mit den seinen über die Wahl reiflich Rath gepflogen hatte. Die Werbersleute wurden gut empfangen und nach langer Unterredung ihnen eine Zeit bestimmt, wann sie wieder anfragen könnten. Dabei ward wohl vorgesehen, dass bei ihrem fortgehn keine Schaufel oder dergleichen an der Thür stünde, denn das war ein altes Zeichen der Abweisung. Während der gegebenen Frist geschah unter der Hand alles, um die Sache zu fördern, und am bestimmten Tage kam es dahin, dass die Versprechung (Bekennnisse) angesetzt wurde. Zu dieser kam der Bräutigam gewöhnlich selbst; indessen liess er sich zuweilen auch dabei noch durch einen Verwandten vertreten, dem an seiner Stelle die Braut zur Ehe verlobt wurde.

In solcher Weise geht es noch heute unter den nieder- und oberdeutschen Bauern her, mehr so, dass über Geld und

¹⁾ Ausgabe von Dahlmann I. 100—123.

Gut als dass über die Herzen verhandelt würde¹⁾. Nicht selten ist das Heiratstiften zu einem Gewerbe geworden, indem sich Männer und Frauen zu Heiratsvermittlern aufwerfen und gegen ein Stück Geld das Zusammenbringen der Heiratslustigen übernehmen²⁾. Was Neokorus von den Ditmarschen erzählt, dass es bei ihnen für eine grosse Schande gelte, wenn sich ein Mädchen antragen lasse, war zu seiner Zeit bereits in andern Landschaften üblich, und heute findet es in allen Gegenden statt.

Aus einigen deutschen Landschaften will ich Beispiele für die noch bestehende (oder vor kurzem bestandene) Werbung geben.

Bei den Siebenbürger Sachsen geschieht das Freien gewöhnlich am Abend, wie auch in Untersteiermark (Rosegger, Volksleben in Steiermark 163), bei den Esten, in französischen Gegenden und bei den alten Indern die Werbung in der Nacht geschah (v. Schröder, S. 41 f.). Selten wagt es der Bursche selbst. In der Regel übernimmt der Vater oder der zum Brautknecht bestimmte als Wortmann die Werbung. Es kommt auch vor, dass der „Knecht“ (der heiratslustige Bursche) die Anfrage thut und nach einer gewissen Bedenkzeit der Freimann die Antwort holt. Die dabei gehaltenen Reden bewegen sich in feststehenden Formeln. Fällt die Antwort günstig aus, so werden von beiden Sippen die Freimänner gewählt, die der beiderseitigen Freundschaft (Verwandtschaft) die Einigung zu verkünden haben. Gewöhnlich wird bald oder auch unmittelbar nach dem Jawort von jeder

¹⁾ Ein alter siebenbürgischer Sachse brauchte von den Bauernheiraten die Worte: da heiratet nicht der Knecht die Magd, sondern der Acker heiratet den Acker, der Weinberg den Weinberg, das Vieh das liebe Vieh: J. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit, S. 26 (Kronstadt 1860).

²⁾ Als diese Worte zuerst niedergeschrieben wurden, war die Unsitte, durch Zeitungen und Heiratscomptoirs Frau oder Mann (oft in schamloser Art) zu suchen, noch nicht so frech geworden, wie jetzt.

Partei für sich die Braut „vertrunken“. Die förmliche Verlobung folgt erst später.¹⁾

In Oberschwaben wird die Brautwerbung so vorgenommen. Hat der junge Bauernsohn sein Auge auf eine Hofbauerntochter geworfen, so schickt er mit Rat der Eltern und anderer Gefreundeter einen Werber, bald einen nahen Vetter, bald einen guten Freund, zu dem Vater des Mädchens. Derselbe beginnt sein Gespräch, indem er nach dem Viehstande, nach dem Fruchtboden, nach den Stuben und Kammern fragt; alles wird ihm gezeigt, alle Kasten und Schränke geöffnet und mit ihrem Inhalte gewiesen; dann rückt der Werber allmählich mit der Absicht seines Besuches heraus, zunächst gegen den Vater, darauf gegen die andern. Die Tochter, der es gilt, macht nun einen Kaffee und trägt ihn mit Brot, Butter und Honig auf. Erst beim Abschied nennt der Werber den Namen des Auftraggebers und deutet an, eine Antwort, wenigstens eine Art Zusicherung, wäre ihm lieb. Aber eine Bedenkzeit von 8—10 Tagen wird verlangt. Hiernach erscheint derselbe Brautwerber wieder und die gegenseitigen Haus- und Vermögensverhältnisse werden verhandelt. Erklärt sich nun der Hofbauer nicht abgeneigt, so kommt nach wenig Tagen der junge Bauer selbst, und nach abermaliger Besprechung der Verhältnisse fährt der „Hochzeiter“ mit dem Mädchen nach seinem oder seiner Eltern Hofe, unterwegs von Kindern und Ehhalten (den Dienstboten) überall angehalten, wobei er tüchtig spenden muss. Aus allen Höfen knallen Böllerschüsse. In dem väterlichen Hofe wird ein Essen eingenommen²⁾ und die „Hochzeiterin besieht“ darauf alles in Haus und Hof. Dann wird die gegenseitige Einwilligung gegeben und die Verlobungsfeier festgesetzt (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. Freiburg i. B. 1862. 2, 320 ff.). Diese Verlobungsfeier, die Stuhlfeste, besteht in einem Familienschmaus im Wirtshause, bei dem der „Festwein“

¹⁾ Jos. Mätz, Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit (Schässburger Gymnasialprogr.). Kronstadt 1860, S. 26—34.

²⁾ Auch in Oberösterreich wird das Bidlmues gehalten, wenn alles „ausgemacht“ ist. Baumgarten, Aus der Heimat IX, 46.

getrunken wird. Der Wein bekräftigt den Vertrag (Grimm, RA. 191).

Im Hildesheimischen und auch im Kreise Iserlohn (Westfalen) begleitete den Bauern, wenn er freien wollte, ein Freiwerber, Köppeler (Kuppler) genannt. In andern Orten der Grafschaft Mark (Westfalen) ritt der Bauer ohne Begleitung auf den Hof der Ausersehenen und that, als ob er eine Sterke (junge Kuh) kaufen wollte¹⁾, weshalb denn auch für freien (friggen) gesagt ward „oppen Steärkenhannel gâen“. Die Eltern des Mädchens, die Absicht ahnend, bewirteten ihn, die Tochter kam wohl auch einmal in die Stube, aber man konnte sich über den Preis der Sterke noch nicht einigen. Der Freier ritt wieder ab; wenn aber beim Abschied auf seine Rede, er wolle noch einmal wieder kommen, freundlich gesagt ward, er möge es thun, so ward bei der Wiederkunft der Handel richtig und die Verlobung anberaunt. Wenn bei der Werbung die Mutter des Mädchens dem Freier ein Butterbrot schmierte, so galt das für eine geringschätzigte Abfertigung²⁾. Bemühten sich mehrere um das Mädchen, so setzten sich dieselben auf das Hofthor, „de Brümer (Brautmänner) sittet oppem Heck“ hiess es, und warteten, wem das Mädchen einen Auftrag geben würde, der ihn in das Haus führte. Die andern waren damit abgewiesen (Woeste im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 3, 130. Bremen 1878).

Wenn in Rösnitz in Schlesien (nach dem Hochzeitbuch von Reinsberg-Düringsfeld, Leipzig 1871, S. 20) das umfreite Mädchen vor den Werbern, die sich auch hier zuerst mit allerlei Vorwänden einführen, versteckt gehalten wird, so lassen sich dazu Parallelen aus ruthenischem und estnischem Brauche anführen (v. Schröder 40 f.); aber ich glaube, dass diese alte Sitte von der Heimführung der Braut, dem Hochzeitstage, hierher verschoben worden ist. Bei der Hochzeitbeschreibung mehr davon!

¹⁾ Ebenso leitet der Freiwerber in Schlesien die Verhandlung ein: Z. d. V. f. Volkskunde III, 146.

²⁾ Über andere Vorzeichen der vergeblichen Werbung v. Schröder, Hochzeitsbräuche 41—43.

Die Freiwerbung ist eine Willenserklärung seitens des Mannes und seiner Verwandten, dass er wünsche, mit einem bestimmten Mädchen die Ehe zu schliessen, eine bittende Anfrage zugleich, die vor den nächsten Verwandten desselben abgegeben wird. Sie ist die Einleitung zu den weiteren Verhandlungen, die sämtlich privatrechtlicher Art sind und in bestimmter Folge sich bewegen.

Die erste und nothwendigste gesetzliche Leistung für die Eheschliessung war der Brautkauf¹⁾. Er bedeutet die Ablösung der Braut von der angeborenen Mundschaft und ist die Bedingung ihres rechtmässigen Übertrittes in das Geschlecht und in den Schutz des Bräutigams. In der ältesten Zeit ward damit die Person der Braut gekauft²⁾; in der historischen war der Mundschatz nur noch Zeichen der Erwerbung aller Rechte, welche sich auch in Hinsicht des Vermögens an die Übernahme der Vormundschaft über die Braut knüpften. Ohne Mahlschatz gefreit gehörte die Frau nur ihrem angeborenen Geschlechte an; ihre etwaigen Kinder erbten daher nur in ihrer Familie³⁾ und wurden als keine rechten Glieder des Geschlechtes des Vaters betrachtet; sie mussten sich im Norden Söhne einer Beischläferin (*frillusynir*) schelten lassen. Erst der Brautkauf machte die Ehe zur wirklichen Ehe, das heisst zu einer gesetzmässigen Verbindung.

¹⁾ *mahalscaz, muntscz, brútmiete*. langob. *meta*. burgund. *wittemo*. ags. *reotuma, scät, ceáp*. fries. *wetma, mundsket*. altn. *mundr. fästingafé*. mittellat. *mundium, sponsalitium, arrha, pretium emtionis, nuptiale pretium, dos*. — *eine frau kaufen*. alts. *magad ti brúdi buggean* ags. *mid ceápe cvēne gebycgan*. altn. *keypa quán*. mlt. *uxorem emere*. — Grimm, Rechtsalterth. 421. Deutsch. Wörterb. 5, 328. Kraut, Vormundschaft, §§. 20. 35. R. Schröder, Gesch. des ohel. Güterrechts I, 24—83.

²⁾ Das beweist das Recht des Mannes, seine Frau wie eine Sache zu verkaufen und verschenken. Er hat sie gekauft, darum kann er über sie verfügen. Vgl. darüber den siebenten Abschnitt.

³⁾ Grágás arfath. 3. Frostath. 3, 13. VestgötaL. I. arfdh. 7. — Der Sohn einer Frau, für welche kein Mundschatz gezahlt war und deren Hochzeit nicht öffentlich war, hiess nach Gulathingsb. 104 *hornúngr*.

So weit wir unser Alterthum durch Gesetzbücher und Geschichtsschreiber kennen, sehen wir überall den Brautkauf gezahlt. Er scheint ursprünglich nur in beweglicher Habe gegeben zu sein; das ergibt sich schon aus Tacitus German. c. 18. Allein schon zur Zeit der Aufzeichnung der Volksrechte bestund er auch in Landbesitz. Die Höhe dieses Mundschatzes war verschieden. Von der Verlobung der anglischen Königstochter mit dem warnischen Königssohne Hermigisil berichtet Procop ganz allgemein, dass grosse Schätze als Brautkauf gegeben seien¹⁾; ebenso erzählt Paul Warnefrieds Sohn (III, 27) nur, dass der Langobardenkönig Authari mit grossen Geschenken um die Schwester des Frankenkönigs Childebert II. warb. In den Eddaliedern²⁾ wird bald im allgemeinen von Gold gesprochen, bald bestimmteres angegeben. Atli gab für Gudrun eine Menge Kostbarkeiten, viel Silber, dreissig Knechte und sieben Mägde.

Wir dürfen wohl annehmen, dass ursprünglich die Höhe des Brautkaufes dem Übereinkommen der beiden Sippen überlassen wurde, wie das in den langobardischen und westgotischen Gesetzen geradezu ausgesprochen wird³⁾, und sodann, dass er sich nach dem Geburtsrechte beider Theile⁴⁾ richtete. Es bildeten sich aber allmählich gewisse Sätze für die höchste und für die geringste Zahlung, um einerseits die Verschwendung und unbillige Ansprüche, andererseits die Kargheit zu zügeln.

Auf Island ward eine Mark (VI. alna aurar) als geringster Mundschatz angenommen und Kinder einer Frau, die um geringeren Preis erkauft war, galten nicht für erbfähig (Grág. arf. 3). Für eine edle Friesin waren acht Pfund acht Unzen acht Schilling acht Pfennige die wetna (21. Fries. Landrecht). Ein höchster Satz scheint das sächsische pretium emptionis von 300 solidi (l. Sax. 40). Die höchste meta,

¹⁾ Proc. de h. got. 4, 20 χρήματα μεγάλα τῷ τῆς μνηστείας αὐτῇ δεδωκώς λόγῳ.

²⁾ Lokasenna 42. Skirnism. 21. Atlam. 92.

³⁾ Ed. Roth. 190. 191. 215. l. Liutprandi 89. 119. Wisigoth. III. 1, 2.

⁴⁾ Brunner, Rechtsgeschichte I, 266 f.

welche der ausser dem König vornehmste Langobarde, der *judex*, zahlen durfte, betrug 400 *solidi*, andere Edele zahlten 300 *solidi* (l. Liutpr. 6. 35). Die westgotische *dos*¹⁾ sollte den zehnten Theil des Vermögens des Bräutigams nicht übersteigen: Vornehme durften ausserdem zehn Knechte, zehn Mägde und dreissig Pferde oder Schmuck bis 1000 *solidi* geben (l. Wisig. III. 1, 5); auch hier kam übrigens alles auf das getroffene Übereinkommen an (III. 1, 2). Bei den Burgundern betrug der *wittemo* für die ersten Stände (*optimates*, *mediocres*) 50 *sol.*, für den *leudis* 15 *sol.*; bei den Alemannen werden 40 *sol.* angegeben²⁾. Wir mögen alle diese Sätze für höchste annehmen; denn einige derselben, wie der sächsische, sind in der That sehr bedeutend; ausserdem neigt sich aber die Entwicklung schon früh dahin, den Brautkauf nur als einen symbolischen Kauf zu behandeln, der als Leistung unbedeutend, bloss die Anerkennungsform einer zu erfüllenden Rechtsforderung geworden ist. Dies muss bei den Salfranken zeitig geschehen sein, wo schon zur Zeit Chlodowechs die dem Vormund gezahlte *arrha* nur einen *Solidus* und einen *Denar* betrug; mit dieser Summe wurde Chlothilde dem Chlodwig verlobt³⁾. Die Folge war, dass der Brautkauf allmählich verschwand. Schon im alemannischen und bayrischen Volksrecht und in der *lex Anglorum et Werinorum* wird des Mundschatzes nicht besonders gedacht. Aber der Ausdruck *puella emptā* im *pactus Alemann.* 3, 29 erinnert noch an die uralte Rechtsitte. Ein anderer Beweis für den schwäbischen Mundschatz ist ferner die aus dem 12. Jahrhundert als *Swäben ê* (*usus et consuetudo Alemanniae*) bezeugte Aussetzung eines *Widems* für die Braut⁴⁾. Der Brautkauf hat

¹⁾ Ich wage diese *dos* hierher zu stellen, weil im westgot. Gesetz durch die Ausdrücke *pretium filiae* und *mercatio* noch eine Erinnerung an den Brautkauf lebt; jene *dos* wird aber der Braut selbst gegeben.

²⁾ R. Schröder, *Ehel. Güterrecht* I, 26—54.

³⁾ Gregor. Turon. *epit.* c. 18. form. Lindenbrog. 75. Bignon. 5, vgl. l. Sal. 47. 1. wo der Brautkauf der Witwe in derselben Summe festgesetzt wird.

⁴⁾ R. Schröder a. a. O. II, 1, 71 ff.

sich hier wie auch sonst in ein Leibgedinge verwandelt; die Erinnerung an ihn hat sich, wenn auch abgeblasst, in der lange noch dauernden Redensart „ein Weib kaufen“¹⁾ fort gefristet. Das Mundschafts- und Geschlechtsverhältniss war lockerer geworden, andere Leistungen seitens des Mannes hatten sich ausgebildet und die Kirche stellte sich dem vermeintlichen Erkaufen einer Seele entgegen²⁾.

Der Brautkauf war eine Erkaufung von Leib und Recht der Braut; in milderer Fassung eine Ablösung des Rechts, das die Sippe an sie hatte. Daraus folgt, dass der Brautkauf der Sippe oder dem Vertreter derselben, dem Mundwalt des Mädchens zu leisten war³⁾. In Gegenwart der nächsten Anverwandten wurde er dem rechtmässigen Verlober übergeben. So war das ursprüngliche Recht und dahin ist auch die bekannte Stelle des Tacitus (Germ. c. 18) zu deuten, obschon der Römer die Wertsachen, welche der Mann gibt, als Geschenke an die Braut aufgefasst hat. Trotz der schönen Gedanken, welche er daran knüpft, bringt es die Art der Gegenstände schon mit sich, sie für Leistungen an die männlichen Verwandten der Braut zu erklären. Es sind Rinder, ein gezäumtes Ross, ferner ein Schild, Ger und Schwert, Dinge, welche noch in späterer Zeit als Bestandtheile des Brautkaufes vorkommen. So übersandte der Thüringerkönig Ermanfried dem ostgotischen Theoderich weisse Rosse als Brautkauf für Amalberga (Cassiod. var. ep. 4, 1); so werden im westgotischen Gesetz neben Sklaven⁴⁾ dreissig Pferde, in fränkischen Formeln Pferde, Rinder und anderes Vieh, in alemannischen Urkunden⁵⁾ Rosse, Rinder, Tücher, im Norden sogar das Schwert (Loka-

¹⁾ Grimm, Rechtsalterth. 421. Kraut, Vormundschaft 1, 175. R. Hildebrand im deutschen Wörterb. V, 328.

²⁾ Das concil. Trevir. von 1227 verbietet den Verwandten oder Vormündern des Brautpaars quocunque colore quaesito aliquam pecuniam pro matrimonio contrahendo vel contrahendo impediendo zu nehmen, Hartzheim 3, 529. Das Verständniss des Brautkaufs ging in Deutschland früh verloren.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 423 ff.

⁴⁾ Sklaven auch l. Alam. 45, 2.

⁵⁾ Neugart cod. dipl. Alem. I, 487 (a. 890).

senna 42) als Theile des Mundschatzes erwähnt. Von dieser im Recht begründeten Zuwendung des Brautschatzes entfernte man sich indessen allgemach und liess bald theilweise, bald ganz die Braut in den Genuss desselben treten. Nach der *lex Saxonum* (40) wird der Mundschatz noch den Vormündern des Weibes ausgezahlt. Bei den Langobarden kam er bis gegen das 7. Jahrhundert eben denselben zu¹⁾. Dann aber wich man vom alten Rechte ab: unter König Liutprand ist dem Vormund nur noch ein geringer Antheil an dem Brautschatz als *mundium* gelassen und die *meta* ist als Brautgeschenk (*sponsalitium*) auf die Braut übergegangen (l. Liutpr. 114. 117). Bei den Franken kam die *arrha*, wie es scheint, stets dem Vormunde zu (Paul. Diac. III, 27); ihre geringe Höhe erweist sie, wie wir schon sahen, als eine bloss formale Leistung. Im burgundischen Gesetze wird der *wittemo* nur dann der Frau zuerkannt, wenn sie die dritte Ehe schliesst; bei der ersten Ehe fallen zwei Drittheile desselben den nächsten Verwandten (Schwertmagen oder Mutter und Schwestern) und nur ein Drittheil der Braut zu; bei der zweiten Ehe kommt der ganze *wittemo* an die Eltern des verstorbenen Mannes. In dieser letzten Bestimmung zeigt sich wieder klar die Bedeutung des Brautkaufes als einer Ablösung der Frau von der bisherigen Bevormundung. Das westgotische Gesetzbuch hat dies ganz vergessen und spricht die *dos* nur der Frau zu. Ebenso fiel im Norden zur Zeit der Abfassung der überkommenen Rechtsbücher der *mundr* überall der Braut anheim²⁾.

Der Brautkauf erwarb die Braut zu rechtem Eigenthum; durch die Übergabe der Braut in den Besitz des Bräutigams fand er seine volle Gegenleistung. Wenn Tacitus (*Germ.* c. 18) ein Waffengeschenk, das die Verlobte dem Manne

¹⁾ Auch aus ed. Roth. 178. 199 ergibt sich nichts anderes; R. Schröder, *Güterr.* I, 35 f.

²⁾ Grágás festath. 50. Gulath. b. 54. 64. Aus Grág. fest. 7 lässt sich schliessen, dass er wenigstens durch die Hand des Verlobers ging. — K. Lehmann, *Verlobung und Trauung nach den nordgerm. Rechten*, S. 61.

macht, als Erwidernng des Mundschatzes angibt, so thut er das in irriger Auffassung der Rechtsverhältnisse bei der germanischen Eheschliessung.

Die Braut ward in ältester Zeit wie noch heute von ihren Eltern oder Verwandten für die Ehe ausgestattet und diese Mitgift¹⁾ war zugleich eine Erbabfindung.

Aus dem alten Ausschluss der Weiber von dem Landbesitz folgt, dass ursprünglich den Bräuten nur fahrende Habe mitgegeben werden konnte. Der fränkische König Chilperich stattete seine Tochter bei ihrer Vermählung mit dem Westgotenkönig mit viel Kostbarkeiten aus, ebenso ward sie von der Mutter Fredegunde mit Gold und Silber und Gewändern so reich ausgerüstet, dass dem Vater für seinen Schatz bange ward. Die Grossen des Reiches sowie die Stadtbewohner brachten ferner als anbefohlene Ausstattungsbeisteuer Gold und Silber, die meisten aber Kleider²⁾. Brynhild, Gudrun, Oddrun, Svanhild wurden nach den Eddaliedern mit Gold und kostbaren Gewändern ausgestattet³⁾; ebenso erscheint Geld, verarbeitetes edles Metall und kostbares Pelzwerk auch sonst im Norden als Mitgift. Bei Fürstentöchtern war ein mehr oder minder grosses Hofgesinde, aus Ministerialen und Töchtern Dienstpflichtiger bestehend, nicht selten ein Theil der Ausstattung. So liess König Chilperich seiner Tochter einen grossen Hofstaat folgen⁴⁾, und zu Sigeband von Irland zog nach dem Gudrunepos die junge Fürstin von Norwegen von einer grossen Schaar Ritter und Jungfrauen

¹⁾ *heimstiur, hístiur*. nd. *ingedóm* (Gruppen de uxore theot. 125). fries. *boldbreng, bruetscat, fletjeve*. altn. *heimgiöf, heimanfylgja, hêmfylgd, heimanferð, hêmfärdh, meðfylgdh, heimanmundr. ômynd. mûla*. mlt. *faderfum* (longobard.), *paraphernalia, illata, dos*.

²⁾ Greg. Tur. VI, 45. Über die Prinzessinnensteuer Gruppen de uxore theot. p. 29.

³⁾ Sigurðarqu. in skamma 2. Guðrúnarqu. II, 1. Guðrúnarhvat 16. Oddrúnargr. 14. Der technische alte Ausdruck war *mey gulli goeda, reifa*. — *gera mey heiman við fé ok gulli*. Fornmannas. 3, 110. 10, 75.

⁴⁾ Chilperich verfuhr dabei mit der grössten Willkür und zwang trotz ihres Widerstrebens alle Freien, die er ausgewählt hatte, mit nach Spanien zu ziehen. Gregor. tur. VI, 45.

begleitet (Gudrun, Str. 9. 12)¹⁾. Bei der Erziehung der Mädchen ward bereits des Brauches gedacht (S. 92), dass die Unfreie, welche mit der freien Tochter des Hauses aufgewachsen war, ihr gewöhnlich zu dem Gatten folgte. Auch der Schwabenspiegel (Landr. 73) führt eigene Leute als Aussteuer auf.

Mehr als bei dem Brautkauf kam bei der Mitgift, als einer freiwilligen Leistung, alles auf die Meinung der Eltern oder Verwandten und auf die Vermögenszustände der Familie der Braut an. Die skandinavischen Gesetze enthalten Bestimmungen über die Höhe; so finden wir im ostgotländischen Gesetz (giptab. 2) einen festen Satz (laghaómynd), der vielleicht nur als die niedrigste Mitgift gelten soll. Für freie beträgt sie nämlich neun Öre²⁾, die sogar nach dem Tode einer Frau, welche ohne Mitgift verheiratet worden war, behufs der Erbtheilung aus dem Vermögen des Mannes herausgenommen wurde; bei Ehen zwischen freien und unfreien sechs Öre, bei unfreien nur zwei Öre (giptab. 29, 1. 2). Im Gutalag (65) sind als höchste Mitgift zwei Mark Goldes angesetzt, die nicht überschritten werden dürfen; ebenso sind auch sonst Bestimmungen über die erlaubte Höhe gegeben. Auf Island durfte, wie das sehr begreiflich war, die Mitgift das Erbtheil der Söhne nicht überragen (Grágás arfatháttir 2); auf Seeland, wo die Töchter nur halbes Sohnestheil erbten, war die Aussteuer an diesen Satz gebunden (Sjel. lag. 1, 7). Mit der Umänderung, dass die Frauen auch Land erben konnten, war natürlich die Möglichkeit gegeben, die Töchter mit liegendem Eigen auszustatten. Das älteste mir bekannte Beispiel findet sich bei der Vermählung der Schwester Theoderichs des Grossen, Amalafried, mit dem Wandalenkönig Trasamund, indem ihr der Bruder das sicilische Vorgebirge

¹⁾ Die tausend angesehenen Goten, denen wieder 5000 streitbarer Männer als Gesinde folgten, welche Theodorich seine Schwester Amalafried zu ihrem Gemahl, dem Wandalenkönig Trasamund, als Leibwache begleiten liess (Procop. de b. vandal. I, 8), sind wohl keine bleibende Umgebung der Fürstin gewesen.

²⁾ Acht Öre gingen auf die Mark Silber.

Lilybäum zur Mitgift aussetzte (Procop. b. vand. 1, 8). In den nordischen Geschichten erscheint Landbesitz nicht selten als Mitgift der Fürstentöchter und der Mädchen aus grossen Bauernhöfen¹⁾. Als der schwedische König Ingi seine Tochter Margarete dem norwegischen Könige Magnus dem barfüssigen vermählte, bestimmte er die Güter in Gautland, um die sie zuvor gestritten hatten, zur Aussteuer (Fornm. sög. 7, 62). König Ingi Bardarson von Norwegen beseitigte seinen Gegenkönig Philipp durch die Heirat mit seiner Nichte Kristina. Die Birkibeiner, Ingis Anhänger, hatten aber ausdrücklich bedungen, dass mehrere norwegische Landschaften, Upplönd und ein Theil von Vik, Kristinas Aussteuer sein sollten (Fornms. 9, 183)²⁾. Die gotländischen Rechtsbücher lassen ebenso unbedenklich im allgemeinen liegendes Eigen zu Mitgift geben und vererben³⁾. Im ostgotländischen Heiratsrecht wird ausführliches über die Aussteuer bestimmt. Zuerst solle man der freien Frau ein Kopfpolster aussetzen, sodann liegendes Eigen, wenn solches vorhanden, und zum dritten Gold und Silber. Ist sie unvermögend, so nehme man was da ist und bilde die Mitgift nach jenen drei Haupttheilen (giptab. 1). Auch im uppländischen Gesetz (III, 8) wird liegendes Eigen neben fahrender Habe ausdrücklich als Mitgift erwähnt⁴⁾.

Wer die Mitgift festsetzte, ist deutlich; es sind die rechtmässigen Verlober, also die Eltern oder die Brüder oder die sonst nächsten Verwandten. Die Mutter scheint sich namentlich

¹⁾ Nach der Snorra-Edda (27) bringt Skadi dem Njördr ihr väterliches Gut Thrymheim zu. Skadi tritt überhaupt in jeder Art als Erbin des Vaters auf. Vgl. auch Grimm, Rechtsalt. 430.

²⁾ Die reiche Isländerin Unnr gab ihrer Nichte Thórgerdr das ganze Lachsthal (Laxárdal) zur Mitgift (Laxdcelas. c. 5).

³⁾ Vestgötal. I. iördb. 1. Ostgötal. giptab. 16. 12, 1.

⁴⁾ Von der Mitgift wird häufig die Ausstattung (Aussteuer, Kistenpfand, Brautwagen, ingedôm, boldbreng) unterschieden; darunter sind die Geschenke zur häuslichen Einrichtung und in die Wirtschaft verstanden, welche die Eltern dem jungen Paare geben, vgl. Mittermaier, Deutsches Privatr. §. 392. (II, 338). Die Scheidung ist jedoch schwer durchzuführen.

bei der Aussteuer der Tochter betheiligt zu haben ¹⁾, wie denn auch ihre eigene Mitgift entweder ganz oder zum grössten Theile auf die Töchter vererbte (Ostgötal. giptab. 12, 23). Sind die Eltern todt, so haben die Brüder die Schwestern mit dem ihnen zukommenden Erbtheile auszustatten; sitzen Voll- und Halbbrüder zugleich im Gute, so sind nur jene zur Beisteuer verpflichtet (Ostgötal. giptab. 28). Verheiratet sich ein Witwer wieder, so muss er seinen Söhnen die Urgäf geben, das heisst, ihnen sein halbes Vermögen abtreten; die Töchter müssen sich mit ihrer Ausstattung begnügen (Ostgötal. arfdhab. 9). Waren einige Töchter ausgestattet und verheiratet und die andern nicht, so hatten die verheirateten nach dem Tode des Vaters ihre Mitgift zur Erbtheilung zurückzubringen und die ganze Masse ward nun unter die Kinder nach den bestehenden Vorschriften vertheilt ²⁾. Erhuben sich nach der Vermählung Streitigkeiten über die Aussteuer, so hatte nach ostgotländischem Recht (giptab. 11) der Verlober seine Aussage über das, was er gegeben hatte, mit dem Eide zweier Verwandten und zwölf gekorener Zeugen (meth tvem af nithinne ok tolf valinkunnum) zu unterstützen. Nach dem norwegischen Håkonarbucho (c. 50) entschied das Zeugniß zweier Zeugen der Verlobung. War man vor Bestellung der Mitgift darüber uneinig, so hatte nach friesischem Rechte (Brockemer · ges. 166^a) der rêdjeva (Richter) einen Makler (mekere) zu ernennen und dieser mit zwei zuverlässigen Männern oder Frauen die Mitgift festzusetzen. Nach den Emsiger Satzungen (Pfennigsch. §. 16) bestimmte der Pfarrer des Wohnortes der Braut mit dem Verlober und zwei ehrenfesten Männern die Mitgift.

Schon aus einigen der hier angeführten gesetzlichen Bestimmungen erhellt, dass die Mitgift recht eigentlich weibliches Gut war, über das der Mann kein Verfügungsrecht hatte und das mit der Familie der Frau im Zusammenhange blieb. Am deutlichsten spricht dies das upländische Gesetz

¹⁾ Vgl. Grágàs arfath. 2. Östgötal. giptab. 12.

²⁾ Uplandsl. III. 8.

(III, 8) aus, welches den Besitz der Mitgift für die Frau als abhängig von dem Widerruf der Eltern darstellt, denn niemand könne einen lebenden beerben. Anderwärts tritt ein Aufsichtsrecht der Verwandten der Frau über die Mitgift hervor, wie im friesischen Landrechte (4); Verkäufe oder Tausch sind daher von der Einwilligung des Hauptes ihrer Familie abhängig. Viel kam darauf an, ob die Ehe kinderlos war oder nicht. Waren Kinder vorhanden, also Erben der Frau im Geschlechte des Mannes, so war auch die Mitgift in festerer Verbindung mit diesem; das ostgotländische Gesetz gestattete daher auch den Verkauf der Mitgift ohne Einwilligung des früheren Vormundes, sobald derselbe nur vortheilhaft war¹⁾. Kinderlosigkeit bedingte aber den Rückfall der Mitgift an die Eltern und namentlich an die Mutter der Frau²⁾ nach dem Tode derselben, sowie natürlich eine völlige Ausschliessung dieses Vermögentheils von dem Verfügungsrechte des Mannes³⁾. Gläubiger desselben hatten darum nicht den mindesten Anspruch auf die Mitgift⁴⁾. Nur in zwei Fällen durfte nach ostgotländischem Rechte (giptab. 14, 1) der Mann die Mitgift seiner Frau veräussern: erstens wenn er bei einer Hungersnoth schon alles eigene Gut verkauft hatte, und zweitens, wenn ihm die Frau im Kriege geraubt war und er zu ihrer Auslösung nichts besass. Im ersten Falle musste er die Mitgift jedoch, sobald sich seine Vermögensumstände gebessert hatten, zurückerstatten, ausgenommen, er habe an dem Niessbrauche des Verkaufsgeldes keinen Theil genommen.

Die deutschen Volksrechte enthalten über die Mitgift im ganzen wenig, da sie eine persönliche Unterstützung der Braut seitens der Ihren, aber keine rechtlich geforderte Leistung an den Bräutigam war. Aus der lex Alamannorum und der lex Bajuvariorum ergibt sich nur, dass eine Ausstattung der Töchter üblich war⁵⁾; aus der lex Saxonum ist

¹⁾ Til baetra ok egh til saembra, Östgöta. giptab. 14, 1.

²⁾ Gråg. arfath. 2. Gutal. 20, 18. Östgöta. giptab. 7.

³⁾ Brockem. ges. 136*, 16. Weist. 1, 147.

⁴⁾ Gulath. 115. Håkonarb. 73.

⁵⁾ L. Alam. Hloth. 55, 2. l. Bajuv. VIII, 14. XV, 8. 10.

sie nicht mit Bestimmtheit zu folgern. Bei den Angelsachsen scheint die Aussteuer erst seit der normännischen Eroberung in Brauch gekommen zu sein¹⁾. Bei den Salfranken war eine Mitgift üblich, die in beweglichen Sachen gegeben (l. Sal. 102 Merkel) und nicht als Erbabfindung der Tochter behandelt ward.

Bei den Langobarden hat die Mitgift den Charakter einer Erbabfindung auf das väterliche Vermögen angenommen und heisst daher das Vätergeld (faderflo)²⁾; lebt der Vater bei der Verheirathung nicht mehr, so hat sie der Bruder der Schwester zu geben. Bei den Westgoten ist die Mitgift durch römischen Einfluss in ihrem Wesen noch mehr als bei den Langobarden verändert. Sie ist ein Theil des Erbes der Tochter, der eine Gegenleistung gegen den Brautkauf wird und kann auch in Grundstücken gegeben werden (l. Wisig. III, 1, 5. IV, 5, 3).

In den Rechten des späteren Mittelalters erscheint die Mitgift oft als Erbabfindung. Alles was der Tochter in die Ehe mitgegeben ist, wird im alemannisch-schwäbischen wie im bayrischen Recht unter den Namen *hístiure* (Heiratsunterstützung), *heimstiure*, *êstiure*, später auch Haussteuer begriffen. Sie besteht gewöhnlich in Geld oder auch in fahrender Habe; nur ausnahmsweise ward sie in hörigen Leuten (Schwabensp. 73), zuweilen in Grundeigenthum bestellt. Die Heimsteuer ist eine Beihilfe zum Ehestande, an der die Frau wie der Mann den Genuss hat. Späterhin ist die Heimsteuer aber keine Erbabfindung mehr, sondern neben ihr erscheint noch eine Erbbetheiligung an dem elterlichen Vermögen.

Im fränkischen Recht kam die Heimsteuer in die Hände des Mannes, der die Leibzucht an ihr hatte³⁾.

Unter der Wandlung, die in den späteren Rechten mit der Aussteuer eingetreten war, so dass sie in der That als erheblicher Theil des Vermögens der Ehegatten erscheinen konnte, und bei der Scheinbedeutung, welche der alte Braut-

¹⁾ R. Schröder, Ehol. Güterrecht I, 119 f.

²⁾ ed. Rothar. 181. 182. 199. 200. l. Liutpr. 3. 102.

³⁾ R. Schröder, Güterrecht II. 1, 11—24. 2, 234 ff.

kauf längst angenommen hatte, war es natürlich, dass seitens des Mannes eine Leistung zu Gunsten der Frau sich bilden musste, welche bestimmt war, eine Gegen- oder Widerlegung gegen das Eingebachte der Frau herzustellen. Das ist denn in den nordischen wie in den deutschen Ländern geschehen.

Nach ostgotländischem Rechte (giptab. 3, 15) musste der Mann, wenn die Mitgift den sechsten Theil eines ättung von bebautem Lande (i bygðum by) oder drei Mark von abgesondert liegendem Felde (i humpi aella hapi) betrug, zwei Mark als Gegenbrautkauf (vidarmund) und zehn Öre als Mantelkauf (möttulköp) dagegen legen. Beide Summen werden zur Mitgift gethan und die Witwe nimmt sie samt dieser von dem ungetheilten Erbe des Mannes voraus. In den übrigen schwedischen Gesetzen ist das Wesen dieser Widerlage nicht klar ausgebildet¹⁾. Neben ihr findet sich hier noch der laghathridhjung, das ist das gesetzmässige Drittheil der fahrenden Habe des Mannes, das die Witwe von seinem ungetheilten Erbe vorausnahm²⁾.

Der allgemeine Name jener Widerlegung, in Norwegen wenigstens, wo das nordgermanische Recht sich am reichsten entfaltete, übrigens auch in einem Theile Schwedens, war Zugabe, tilgiöf³⁾. Sie ward am Verlobungstage, sobald das Verlöbniß geschlossen war, übergeben und erscheint als Vermehrung des Brautkaufs, nachdem dieser zum Eigenthume der Braut geworden war. Zur Mitgift stimmt sie, insofern sie ebenfalls zum Niessbrauche der Frau diente (besonders war sie für ihre Witwenschaft bestimmt), unterscheidet sich aber von jener dadurch, dass die Verwandten der Frau keine Ansprüche an sie haben. Stirbt die Frau vor dem Manne, so fällt die Zugabe an den Mann zurück⁴⁾; ebenso fiel Zugabe und Brautkauf an diesen bei Ehebruch oder bösllicher

¹⁾ K. Lehmann, Verlobung und Hochzeit 59 ff.

²⁾ Vestgöta. I. arfth. 18. giptab. 9, 2. Uplandsl. III. 3. 7.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 430. Lehmann, Verlobung und Hochzeit 68.

⁴⁾ Håkonarb. 51. Biarkeyjar r. 105. 123.

Verlassung seitens des Weibes (Frostath. 11, 14). Bei einer Veräusserung der Zugabe hatte der Mann natürlich ein gleiches Einspruchsrecht wie die Frau bei der Mitgift. Ihre Höhe musste sich ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäss nach der Mitgift richten; Brauch ward, dass sie dem dritten Theile dieser gleich kam und sie hiess darum auch Drittelsvermehrung, thrídjungs auki.

Über das Bestehn der Zugabe in Dänemark lässt sich nichts sagen. Auf Island war sie nicht nöthig, da hier der Brautkauf in alter Weise fort bestund und der Frau zufiel. In England verhielt es sich damit also. Der Brautkauf war, wie es scheint, durch den Einfluss der Geistlichkeit bald abgekommen oder wenigstens eigenthümlich als eine Erziehungsentschädigung (fösterleán) für die Verwandten der Braut betrachtet. Nach Edmunds Bestimmungen von 940 hat der Bräutigam dem Verlober (forspreca) zu versprechen und zu bezeugen, dass er die Braut nach Recht und Billigkeit halten wolle; sodann gelobt und verwettet er den Erziehungslohn, bestimmt die Morgengabe und das was sie nach seinem Tode haben solle, also eine Summe, die wir der nordischen tilgiöf vergleichen dürfen. Nachdem hierdurch der Vermögensanspruch der Frau festgesetzt ist, wird die Verlobung mit Verbürgung der Verwandten für das Gelobte geschlossen.

In Deutschland hat sich die Widerlegung oder Widerlage¹⁾ seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts entwickelt. Sie ist eine Leistung des Mannes zu Gunsten der Frau, die für die Heimsteuer eine Erwidernng gibt und die sich ausbildet, weil der alte Brautkauf verschwunden ist. Diese Widerlegung lässt sich in Schwaben seit jener Zeit deutlich erkennen und hat dann auch auf das bayrisch-österreichische Recht gewirkt; sie ist neben die Morgengabe getreten, die hier anfänglich die Heimsteuer aufwog. Nicht minder hat die schwäbische

¹⁾ Der übliche Ausdruck Widerlage findet sich, wie Schröder, Ehel. Güterrecht II. 1, 76. 2, 136 schon bemerkt hat, nicht in den alten Quellen. Andere Benennungen sind Widerbringung, dotalitium, augmentum dotis, compensatio dotis, vgl. ebd. II. 1, 85.

Widerlegung in Ostfranken Eingang gefunden, sich aber in andern fränkischen Gegenden nicht eingebürgert¹⁾.

Hier war der Widum oder Wittum²⁾ Rechtsgewohnheit; der Mann bestellte einen Theil seines Vermögens durch Vertrag zum Unterhalt der ihn überlebenden Frau. Aber die Frau ward auch schon bei Lebzeiten des Gatten in den Besitz des Widums eingewiesen. Ihr Verhältniss zu dem Widum war dieses, dass es zu ihrer Leibzucht bestimmt war, weshalb es auch Leibzucht, Leibgedinge genannt ward. Dieses fränkische Widum ist besonders im adlichen und ritterlichen Stande üblich gewesen.

Im thüringischen Recht finden wir das Leibgedinge, vielleicht unter fränkischem Einfluss, der Widerlegung ganz entsprechend. Im ganzen sächsischen Rechtsgebiet war die Leibzucht seit dem 13./14. Jahrhundert eine ganz allgemeine Einrichtung, die wir als jüngere Nachfolgerin des Mundschatzes erklären. Die Frau hatte bei Lebzeiten des Mannes ein gewisses dingliches Recht an dieselbe, in den Genuss trat sie aber erst nach Auflösung der Ehe³⁾.

Neben der Zugabe (tilgiðf) sehen wir in den gotländischen Rechten eine gesetzlich geforderte Leistung, welche sich auch erst aus den veränderten Rechtsverhältnissen gestattete, die Vingjæf (Verwandtengabe). Sie wurde an den Verlober als an das Haupt der Familie der Braut gezahlt und betrug nach westgotländischem Recht (I. giptab. 2) gesetzlich drei Mark. Am Verlobungstage beredet, ward sie erst nach Beschreitung des Ehebettes entrichtet⁴⁾; sie ist im wesent-

¹⁾ R. Schröder II. 1, 76—93. 2, 236 ff.

²⁾ ahd. widamo (—imo, —umo) wird durch dos glossirt, mhd. wideme, widem bedeutet Dotation der Ehefrau und auch einer Kirche. In der Bedeutung Pfarrgut ist Widum in Oberdeutschland (namentl. bajuvar. Gebietes) ganz üblich, im östlichen Mitteldeutschland Widemut. Mit Witwe hat das Wort keine Verwandtschaft, die Etymologie ist noch nicht festgestellt. — Burgund. wittimo, ags. weotuma.

³⁾ R. Schröder II. 3, 349 ff.

⁴⁾ *Aen thær komæ bæthi a en bulstær ok undir ena bleo*, Vestgöta. I. gipt. 2. Ostgöta. giptab. 10, 2. Über die *vingjæf* K. Lehmann, Verlobung und Hochzeit 67.

lichen der Brautkauf, nur unter anderem Namen, also eine Loskaufung der Braut aus der angeborenen Mundschaft.

Etwas ähnliches, wenn auch nur als Geschenk und nicht als pflichtmässige Leistung von rechtlicher Wirkung, lässt sich in den Ehrungen nachweisen, welche im 14. und 15. Jahrhundert in Bayern der Bräutigam an die Eltern und Geschwister der Braut gab¹⁾. Häufiger und in deutschen Gegenden noch heute bei der Hochzeit Brauch sind Geschenke der Braut an die Familie des Mannes. Sie müssen in Skandinavien in sehr alter Zeit gesetzliches Herkommen gewesen sein, denn das Eddalied von Thrymr erzählt, wie die Schwester des Riesen von der vermeintlichen Braut des Bruders die Brautgabe (brúðfé) verlangte. Dieselbe scheint in Geld- und Schmucksachen bestanden zu haben (Thrymsqu. 29. 32). In bayrischen Gegenden schenkt die Braut heute den Verwandten des Mannes und dem Brautführer Schnupftücher und auch wohl ein Hemde (Schmeller a. a. O. 1², 583. 2², 766). Ähnliche Gaben kommen in Schlesien dem Brautführer oder Hochzeitbitter zu, der auch sonst äusserlich an die Stelle des Verlobers des Mädchens getreten ist.

Seit alter Zeit überreichte der Bräutigam der Braut am Verlobungstage Geschenke, die bei Reichen in kostbaren Ringen und andern Schmucksachen bestanden²⁾. Einfachere Gaben sind das Paar Schuhe, das in westfälischen Statutarrechten des 14. Jahrhunderts der Bräutigam der Braut bei der Verlobung gibt, zum Symbol, dass er sie nun in seine Gewalt nimmt. Dasselbe wird schon von Gregor v. Tours erwähnt (Grimm, RA. 155). Eine westfälische Gegengabe der Braut war ein Paar linnener Kleider (Jahrb. f. nd. Sprachf. 3, 127)³⁾. Bereits im 13. Jahrhundert war es nöthig, Verordnungen über diese Verlobungsgaben zu erlassen, um die Verschwendung einigermaßen zu zügeln. So bestimmte die Hamburger

¹⁾ Münchener Magistratsverordnung von 1405 (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1², 126). Schröder, Ehel. Güterrecht II. 1, 1.

²⁾ Fornmannas. II, 128. Konrads Alexius 230.

³⁾ Über den Schuh in den Hochzeitgaben: P. Sartori, Z. d. V. f. Volkskunde 4, 166 ff.

Hochzeitordnung von 1292¹⁾, dass der Bräutigam der Braut nur ein Paar Schuhe schicken dürfe, die Braut ihm dagegen ein Paar Linnenkleider, eine Haube, einen Gürtel und einen Beutel. Anderwärts waren andere Gaben bräuchlich und erlaubt. In Lübeck gab nach der lübischen Hochzeitordnung von 1566²⁾ ein Bräutigam seiner Braut am Verlobungstage einen Rosenkranz (vifflich), in späteren Zeiten drei oder vier goldene Ringe, zwei goldene Ketten, drei Sammtkragen und drei Paar Ärmel (mouwen); war er ein Patrizier, ausserdem einen Patrizierkragen, den witten. Die Braut verehrte dem Bräutigam eine Badekappe und ein Hemd, in späterer Zeit kamen zu dem Hemde zwei Schnupftücher, ein Barett und der Trauring. Zu dem lübischen stimmt im wesentlichen der Brauch, der noch heute bei Hochzeiten in Schlesien gilt. Der Bräutigam gibt der Braut das Brautkleid, den Schmuck und ein Gebetbuch, die Braut ihm das Bräutigamshemd, ein Schnupftuch und zuweilen die Weste, ausserdem bringt sie für ihn gewöhnlich noch ein halb Dutzend Hemde und ein Dutzend Taschentücher mit.

Ebenso gibt in der Oberpfalz der Bräutigam am Verlobungstage (dort Heiratstag genannt) zur Bestätigung des Übereinkommens der Braut Seidenstoff zu einem Mieder, ein seidenes Halstuch, ein Fingerlein, Wachsstock, Gebetbuch und als Hauptstück den Eherosenkranz, einen oft kostbaren silbernen Rosenkranz (Paternoster), der als Erbstück in der Familie bleibt (Schönwerth, Aus der Oberpfalz I, 56).

Auch die Zeugen der Verlobung, so wie überhaupt die nächsten Verwandten scheinen in älterer Zeit die Neuverlobten beschenkt zu haben. In den unter dem Namen Rudlieb bekannten lateinischen Novellenfragmenten des 11. Jahrhunderts wird erzählt, dass Rudlieb seinem Neffen bei der Verlobung ein langes Pelzkleid und ein gezäumtes Ross, der Braut aber Spangen, Armringe, Fingerreife und einen kostbaren Pelz gab. Ebenso überreichten die andern Zeugen Ge-

¹⁾ Lappenberg, Hamburger Rechtsalterthümer I, 160.

²⁾ Michelsen und Asmussen, Archiv I. 1, 60 ff. Kiel 1833.

schenke (Rudl. XIV, 90—98). Jetzt sind diese Gaben auf den Hochzeitstag verlegt worden, da die Verlobung selbst von ihrer alten Bedeutung das meiste verloren hat.

Wenn der Mundwalt des Mädchens seine Einwilligung zu der Verlobung gegeben und der Brautkauf, sowie nach der späteren Entwicklung die andern Leistungen von beiden Seiten beredet waren, erfolgte die Verlobung¹⁾ des Paares. Sie geschah natürlich, wo nicht das Selbstverlobungsrecht der Frauen aufgekommen war, durch den gesetzlich berechtigten Vormund (Vater, ältesten Bruder u. s. w.) des Mädchens: es war ein Vertragschluss darüber, dass der Vormund sich verbürgte, die Braut dem Bräutigam zur Frau zu übergeben, und der Bräutigam sich verpflichtete, sie zur Gattin anzunehmen. Es wurden sinnbildliche Pfänder (Wetten) gegeben, und durch Handschlag oder durch Eid der Vertrag befestigt.

Die Handlung musste öffentlich und vor den Verwandten beider Theile erfolgen; Tacitus erwähnt (Germ. c. 18), dass die Eltern und Verwandten bei der Eheberedung gegenwärtig seien. In den Hauptzügen wird uns der Vorgang im Nibelungenliede

¹⁾ Verlobung ist ein neueres Wort; verloben wird erst seit dem 15. Jahrh. für *desponsare* gebraucht, die älteren Ausdrücke sind *mahelschaft*, *gemahelschaft*, *mahelunge*; Zeitwort ahd. *mahaljan*, *gimahalan*, alts. *gimahljan*, mhd. *mahelen*, *gemahelen*, vermählen (altn. *mæla*), das heisst bereden, im besonderen die Ehe bereden, zur Ehe versprechen. Ahd. *gimahalo*, *gimahala*, *sponsus*, *sponsa*, mhd. *gemahele*, *gemahel* (m. f.); *mahelscaz* Brautschatz, *mahelvingerlîn* Verlobungsring. Andere deutsche und nordische Worte für verloben: *restenen*, *bevestenen*, altn. *festa*; handvesten, *handfesta jungfrû manni til handa*. Der Verlobungstag in den skandinavischen Gesetzen: *fästingastemma*, *fästnadarstemma*. Bräutigam: *fästimaðr*, Braut: *fästikona*. Verloben ags. *reddian tó wífe and tó reht life*. Für Verlobung sind ferner jüngere deutsche Bezeichnungen Brautlauf (Schmeller 1², 371) Gebtag, Stuefeste, Heirat, Heiratstag (Schmeller 1², 591, 866, 1024, 2², 753). Bräutigam: got. *brūpfads*, ahd. *prūti-gomo*, mhd. *brūtgame*, ags. *brýdguma*, altn. *brúdgumi*. Braut: *brūps*, *prūt*, *brýd*, *brúðr*.

(1617—1624) bei der Verlobung der Tochter Rüdigers von Bechlaren mit dem jungen König Giselher geschildert. Nachdem die Brüder Giselhers, Günther und Gernot, um die Jungfrau geworben haben und ihr seitens des burgundischen Geschlechtes das Wittum ausgesetzt ist, Rüdiger aber, da er kein eigenes Land besitzt, eine grosse Summe Goldes und Silbers zur Heimsteuer versprochen hat, heisst man das junge Paar nach der Sitte in einen Kreis (rinc) treten. Dann fragt man die Jungfrau, ob sie den Recken zum Manne wolle, und auf Rath ihres Vaters antwortet sie ja. Giselher gibt ihr darauf das Handgelöbniss¹⁾ und Rüdiger gelobt, ihm die Braut bei der Heimreise zu übergeben. Das Handgelöbniss, der Handschlag²⁾, besiegelt nach germanischer Sitte den Vertrag. Derselbe kann also ursprünglich nur zwischen dem Verlober und dem Bräutigam geschehen sein. Wenn wir nun später das junge Paar sich die Hände reichen sehen (und sich umarmen), so ist das eine andere symbolische Handlung, das Zeichen der Vereinigung, die *dextrarum junctio* des römischen Rechtes, die in das Ritual der katholischen Kirche aufgenommen ist. Bei den Iraniern schliesst das Zusammenfügen der Hände des Brautpaares die Ehe, und auch bei den heutigen Indern fügt der Vater der Braut die Hand derselben mit der des Bräutigams zusammen (Winternitz 49). Handschlag hat sich als Benennung der feierlichen Verlobung noch bis in die Gegenwart in deutschen Landschaften erhalten: so bei den Siebenbürger Sachsen, im schwäbischen Riess, in Franken, in Oberhessen; Handstreich in der Eifel; Handfeste in Bayern, namentlich in der Oberpfalz.

Bei der Verlobung auf Bechlaren erscheint nur der Handschlag als symbolische Handlung. Andere kennen wir aus Rechtsformeln, Urkunden und Gedichten. In einer lango-

¹⁾ Es ist abgekürzt 1623, 3 gesagt: vil schiere dō was dā mit sīnen wizen handon, der si umbeslōz, Giselhēr.

²⁾ Sohm, Das Recht der Eheschliessung 48. K. Lehmann, Verlobung und Hochzeit 77. 130. 133. Über den Unterschied von dem landrechtlichen *festā* von dem *handsælja* (kirchliche Verlobung) Lehmann 108.

bardischen Verlobungsformel (zu ed. Roth. 182 Verlobung einer Witwe)¹⁾ verlobt der Mundwalt der Frau dieselbe unter Überreichung von Schwert und Handschuh: d. h. er übergibt mit dem Schwert das Recht über Leib und Leben und überreicht das Pfand für die Übergabe der Frau und ihres Vermögens durch den Handschuh²⁾. Schwert, Mantel und Handschuh sind die Pfänder, welche in einer späteren Verlobungsformel für eine salische Witwe³⁾ vor langobardischem Grafengericht der Verlober dem Bräutigam für die spätere Übergabe der Frau samt ihrem Vermögen reicht: der Mantel ist Symbol des Schutzverhältnisses (Grimm, RA. 160⁴⁾). Hier- nach leistet der Bräutigam Bürgschaft, dass er die Frau zur Gattin nehmen werde, unter Feststellung der Busse, die er zu erlegen hat, wenn er sich der Verpflichtung entziehe, und gibt ihr darauf den Mahlschatz durch den Ring.

In dem Gedichte von Rudlieb (11. Jahrhundert) wird erzählt, dass die Verlobung eines jungen Paares von den Verwandten beredet und die vermögensrechtlichen Verhältnisse geordnet sind. Darauf überreicht der Bräutigam dem Mädchen auf dem Schwertgriff den Ring⁵⁾, indem er sagt: „Wie der Ring deinen Finger fest umschliesst, so gelobe ich dir feste und stete Treue; die gleiche sollst du mir bewahren oder dein Leben büssen“. Das Mädchen nimmt den Ring von dem Schwertgriff, das Paar küsst sich und die umstehende Menge stimmt einen Brautgesang an (Rudlieb XIV, 59—89).

Noch in neuer Zeit hat auf dem Hunsrück der Bräutigam der Braut bei der Verlobung ein Handgeld und einen silbernen Ring überreicht (Stuttgarter Morgenblatt 1852, S. 441 f.). Pfennige (das Handgeld) sind auch aus der Kölner Diocese

¹⁾ Walter, Corp. jur. germ. 1, 712.

²⁾ Über den Handschuh als Rechtssymbol Grimm, RA. 152 f.

³⁾ Walter III, 556. Schröder, Güterrecht 1, 180 f.

⁴⁾ In allegorischer Deutung liest man in einer alemannischen Predigt (Hs. des 14. Jahrhunderts): diu minne diu ist ein brütmantel der sêlen, dâ mit si wirt got gefüezet zuo einer brüt.

⁵⁾ Über das Darreichen des Ringes auf Schwert oder Sper J. Grimm, Schenken und Geben 140 ff. (Kl. Schriften II, 199 f.)

nachgewiesen, ebenso aus England und Frankreich¹⁾. Im westfälischen Kreise Iserlohn ist bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts der Braut vom Bräutigam ein Geldstück op trügge (auf Treue) gegeben worden, ebenso im Hildesheimischen, auch hier op trügge, und davon wurde das Geld selbst die Treue (trüe, trügge) genannt²⁾. In der Oberpfalz sind bei der Verlobung die Ehethaler als Haftgeld gegeben, meist drei Frauenbildthaler, die nur in höchster Noth ausgegeben werden, so lange die Frau lebt (Schönwerth 1, 56)³⁾. Die Thalerstücke, die um die Mitte dieses Jahrhunderts in Dörfern zwischen Leipzig und Borna bei der Trauung statt der Ringe gewechselt wurden, gehn auch auf jene „Pfennige“ zurück.

Den Ring als Besiegelung des Vertrages finden wir auch bei den Langobarden (l. Liutpr. 30) und Westgoten (l. Wisig. III. 1, 3). Es ist daher kein Ringwechsel, sondern der Bräutigam gibt ihn der Braut; der Ring ist die bekannte alte Form von Gold und Silber als Werthzeichen statt gemünzten Geldes. Mit dem Ringe aus dem Nibelungenschatz (Andvaranautr) verlobte sich Siegfried die Brünhild, und sie schwuren sich darauf den Treueid (Volsungas. 24). In der Wiener Genesis (Fundgruben II, 14, 13) heisst es noch: das Fingerlein, womit der Mann sich pflegt sein Weib zu verloben. Die englische Sitte, dass nur die Frau den Trauring trägt, hält jene alte Bedeutung des Verlobungsringes fest.

Ringwechsel wird in Gedichten des 13. Jahrhunderts erwähnt (Gudr. 1247. 1650. Heinr. Trist. 654); er ist unter Einfluss der Kirche als gegenseitiges Treugelöbniss eingeführt worden⁴⁾.

¹⁾ Friedberg, Recht der Eheschliessung 42. 95 f. Sohm, Recht der Eheschliessung 54.

²⁾ Woeste im Jahrb. f. nd. Spr.forsch. 131.

³⁾ In Oberösterreich macht das „Drangeld“ die Eheverabredung ganz richtig. Freilich, dass der Bräutigam dasselbe der Braut heimlich zuschiebt, ist neuer Unverstand (Baumgarten, A. d. Heimat IX, 46).

⁴⁾ F. Hoffmann, Über den Verlobungs- u. den Trauungsring: Wiener Sitz.-Ber. 65, 825—863. Sohm, Recht der Eheschliessung 54 ff.

Des Kusses mit Umarmung, dessen im Rudlieb gedacht wird als Besiegelung der Verlobung, finden wir auch sonst nicht vergessen (vgl. *osculum* bei Du Cange, Gloss. med. lat. VI, 74. Niort.).

Ich will hier schliesslich einer Beringung und eines Kusses gedenken, die zwar nicht als Zeichen ehelicher Verlobung gegeben wurden, aber den innersten Sinn beider Handlungen, wie auch das höfische Mittelalter ihn begriffen hatte, ausdrücken. Als Tristan für immer von Frau Isot scheidet, spricht er: Nehmet hin dies Ringlein, Lasset das ein Zeugniß sein Der Treue und der Minne. Auf dass, wenn ihr die Sinne Jemals dazu gewinnet, Dass Ihr einen andern minnet, Bei dem Ring' Ihr denket dran, Was ich fühlen muss alsdann. — Und nun kommt her und küsset mich! Tristan Isot, Ihr und ich, Ewig müssen wir allbeid Eins nur sein ohn' Unterscheid. Der Kuss, er soll das Siegel sein, Dass ich Euer und Ihr mein Bleibt getreu bis in den Tod, Nur ein Tristan, ein Isot (Gotfr. Trist. 18311 ff. 18355 ff.).

Die Verlobung begründet die Ehe rechtlich, sie ist der erste Act der Eheschliessung.

Sobald das Verlöbniß vor Zeugen geschlossen und die Wetten dafür gegeben waren, durfte es nicht mehr gebrochen werden. In verabredeter Zeit folgte die Heimführung der Braut, die Hochzeit, wie wir sagen. Die isländisch-norwegischen Rechte geben zwölf Monate als längste Frist dafür; in den deutschen scheint die Zeit etwas länger gesteckt und die Verlobung wenigstens nach langobardischem und westgotischem Gesetz zwei Jahre giltig gewesen zu sein¹⁾. Die einfachste Folge der Versäumniss dieser Frist war das Nichtigwerden der Beredung (Gråg. festath. 54). Meist ward aber absichtliche Verzögerung und bezweckte Auflösung des Vertrages angenommen und darum besondere Strafe darauf gesetzt. Das

¹⁾ ed. Roth. 178. l. Wisig. III, 1, 4. Das Verlöbniß des Frankenkönigs Theudebert mit der westgot. Königstochter Wisigart ist nach sieben Jahren noch giltig, Gregor. tur. 3, 27.

langobardische Gesetz (ed. Roth. 178) legte neben der Aufhebung des Verlöbnisses die Zahlung der bedungenen meta auf, und ebenso setzte die isländische Graugans (festath. 6) fest, dass der Bräutigam im Falle des Zurücktretens zwar sonst keine Strafen leiden solle, allein den bedungenen Brautkauf am Tage vor dem anberaumten Brautlauf erlegen müsse. Das upländische Gesetz (III, 1) bestimmte ausser dem Verlust des schon gezahlten Mundschatzes eine Busse von drei Mark. Das salfränkische Recht belegte das grundlose Zurücktreten von rechtmässiger Verlobung mit einer Strafe von 62 $\frac{1}{2}$ Solidi (l. Sal. 71). Besonders streng ist aber das Gulathingsbuch (c. 51). Will ein Mann seine Verlobte nicht nehmen, so ist ihm ein Tag auf dem Thing anzusetzen, und er dafür zu belangen, dass er seine Verlobte fliehe; ergibt sich die Klage als richtig, so wird er Landes verwiesen. Entzieht sich eine Braut dem bestimmten Vermählungstage¹⁾, so ist sie ebenfalls auf das Thing zu fordern und des Landes zu verweisen.

Gesetzlich giltige Verzögerungsgründe waren nach den nordischen Gesetzen Krankheit²⁾, Verwundung und unfreiwillig verlängerter Aufenthalt auf Reisen (Frostath. 3, 12); ebenso Verlust der Ausstattung durch Brand oder Raub; letzteres musste jedoch durch zwei Männer gerichtlich angezeigt werden, und der Bräutigam konnte den Beweis der Wahrheit durch zwei Zeugen und zwölf Eideshelfer verlangen (Westgötal. I. giptarb. 9, 5). Über Krankheit als Verzögerungs- und Auflösungsgrund des Verlöbnisses schreibt die Graugans (festath. 5. 6) ausführliches vor. Der Bräutigam hatte dem Vormunde der Braut Anzeige von seiner Krankheit zu machen, und der Brautlauf ward hiernach auf ein Jahr verschoben, es sei denn, er genese eher und trage auf frühere Hochzeit an. Er hatte dieselbe aber dann auf seine alleinigen Kosten auszurichten. Ebenso ward es bei Krankheit der Braut gehalten. Wurde das Kranke nicht binnen Jahresfrist besser, so war

— — —
¹⁾ Ein abtrünniger Bräutigam hiess fudflogi, eine treulose Braut flannfluga.

²⁾ Lehmann, Verlobung und Hochzeit 48. 52.

das Verlöbniß, wenn es beide Theile nicht anders wollten, aufgelöst. War die Braut, ohne dass es der Bräutigam wusste, mit einem Gebrechen oder einer schweren Krankheit behaftet, so ward der Verlober, wenn die Gebrechen offenkundig waren, Landes verwiesen, der Bräutigam aber konnte zurücktreten, denn er hatte die Verlobung in Voraussetzung, dass alles richtig sei (heilt rád ok heimilt ok eigi ella) geschlossen. Bewies jedoch der beklagte Verlober, dass er selbst von den Fehlern nichts wusste, so wurde er nicht verwiesen, allein er durfte den Brautkauf nicht fordern (festath. 7). Auflösung des Verlöbnisses und Zurücknahme alles gegebenen setzt auch das langobardische Recht für den Fall fest, dass die Braut aussätzig oder besessen oder auf beide Augen blind wird (ed. Roth. 180).

Auch das absichtliche Zurückhalten der Braut durch den Verlober war nach skandinavischen Rechten (Gulath. 51. Westgöthal. 1. giptab. 9, 4. Ostgöthal. giptab. 8) Strafen unterworfen, welche denen für vorsätzliche Verzögerung durch die Verlobten entsprechen. Der Verlober wurde verbannt oder er hatte dem Kläger Geldbusse zu leisten. Die Hochzeit wurde hierauf bald gefeiert; nur übergab statt des Vormundes die staatliche Behörde, nach ostgotländischem Rechte der Herrads-Vorsteher, die Braut.

Die schwere Strafe der Landesverweisung traf den Verlober, wenn er wissentlich ein schwangeres Mädchen verlobt hatte (Gräg. festath. 51). Konnte er beweisen, dass er nicht um den Zustand wusste, so war er straflos (festath. 8). Wird die Braut nach der Verlobung von einem andern schwanger, so hat es der Vormund dem Bräutigam sofort, wie er es erfährt, anzuzeigen. Will dieser nicht zurücktreten, so wird er als Urheber der Schwangerschaft angeklagt und hat dem Verlober die gesetzliche Busse für Unzucht mit dessen Mündel zu erlegen. Im entgegengesetzten Falle empfängt der Bräutigam die Busse (festath. 8).

Die Verlobung gab den Verlobten noch nicht das Recht, als Eheleute zu leben. Geschah es, so ward der Bräutigam

wie bei anderm ungesetzlichen Beilager bestraft; etwaige Kinder waren unehelich¹⁾).

Lagen aber Verlobte zusammen, so ist der Brauch bezeugt, dass der Mann ein nacktes Schwert zwischen sich und das Mädchen legte: so that nach dem dritten Sigurdliede (2. Brynhildl.) Str. 68. Sigurd, obschon ihr verlobt, als er Brynhilds Lager theilte (vergl. auch Volsungas. c. 36 und Skáldskaparm. 41); und auch andere nordische Quellen bezeugen die Sitte, die sehr weit verbreitet war, wenn es sich um ein keusches Beisammenliegen handelte. Das Schwert ist das äussere Zeichen dafür²⁾. Aus deutschen Gedichten sei an die Brautnacht von Orendel und Brīde erinnert. Der Engel erscheint und verbietet die Minne biz hiute über niun jâr; da legt Orendel „in ganzen trouwen“ zwischen sich und die Jungfrau sein Schwert; und als er Brīden erklärt, was das bedeute, spricht sie: nun stôz din swert wider in, zehen jâr mac ich wol ân ein man beliben (Orendel 1811 ff.). Weniger zufrieden ist die Sarazenin, von der sich Wolfdietrich durch das Schwert scheidet (Wolfd. A. Dresd. Hs. Str. 270).

In der Freundschafts- oder Brüdersage hat das Schwert, das der eine der Freunde oder Brüder zwischen sich und die Gattin des andern legt, eine bedeutende Stelle bei dem Beweise gegenseitiger Treue; so in Konrads von Würzburg Engelhart (5095). In unserm alten Volkslied vom Südeli (Uhland, Volksl. Nr. 121) sagt der Herr, zu dem das Mädchen gelegt wird, indem er sein guldiges Schwert zieht: „das schwert soll weder hauen noch schneiden, das Anneli soll ein mägetli bleiben“. Auch in den Tristangedichten finden wir, dass König Marke Tristan und Isolde in der Minnenhöhle schlafend findet, aber von einander gekehrt und das bare Schwert zwischen sich (Gotfr. Trist. 17510). Es sei hier nur noch erwähnt, dass auch die alten Inder das „Schwert-

¹⁾ K. Lehmann, Verlobung und Hochzeit 99.

²⁾ J. Grimm, RA. 169 f. hat schon eine Reihe Beispiele gegeben, mehr R. Köhler zu L. Gonzenbachs Sicilian. Märchen Nr. 40, und in d. Z. d. V. f. Volkskunde VI, 76.

klingengelübde“ kannten; ein Commentar erklärt es: wenn Frau und Mann auf ein und demselben Lager in der Mitte ein Schwert niederlegen und dann in Keuschheit ruhen¹⁾. Auch in Tausend und Einer Nacht im Märchen von Aladin und seiner Zaubерlampe kommt es (sowohl in der arabischen wie in der bengalischen Gestalt) vor, dass ein Schwert zwischen Mann und Mädchen gelegt wird, und zwar mit dem Satz, dass der Mann, wenn er das Weib genießt, den Kopf durch das Schwert verlieren soll.

Gegen die Rechtsbedeutung der Verlobung als der Einleitung zur Ehe, auf welche noch die Heirat folgen muss, ehe die Verlobten Gatten (nord. hjón) werden dürfen, lässt sich hier und da Widerstand in der Volksmeinung und daher auch in der Volkssitte nachweisen. Das altschwedische Recht erkennt dem Bräutigam nach Leistung der Brautgabe das Recht zur Beibwohnung zu (Lehmann a. a. O. 85). Im alten Bardengau im Lüneburgischen wird nach der feierlichen Verlobung (lœft) das Ehebett beschritten²⁾; der Brautlauf (de brütlacht) wird erst später gehalten. Auch in Oberhessen gab der Handschlag eheliche Rechte³⁾. In Bayern gilt als Satz: wenn der Handschlag geschehen ist, darf man bei der Braut schlafen (Schmeller 1², 1124). Es sind das aber Abweichungen von dem altgermanischen Recht⁴⁾.

Über offenbare Untreue der Braut waren die Gesetze sehr streng. Wenn auch nur das langobardische und westgotische Gesetz⁵⁾, wahrscheinlich durch römischen Einfluss, solches Vergehen als Ehebruch ansehen, so neigen doch fast alle germanischen Gesetze dahin, die Verletzung der Rechte

¹⁾ A. Stenzler in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft 40, 523 f.

²⁾ v. Hammerstein, Der Bardengau. Hannover 1869, S. 613.

³⁾ C. Wagner, Die Sittlichkeit auf dem Lande, S. 50. Leipzig 1896. 4. A.

⁴⁾ E. Friedberg, Recht der Eheschliessung 301 f.

⁵⁾ ed. Roth. 179. l. Wisig. III. 4, 2. — Wilda, Strafrecht 849 ff. — Lehmann, Verlobung und Hochzeit 102.

des Bräutigams sehr scharf hervorzuheben. Das burgundische Gesetz legte der Braut Tod und Unfreiheit auf, wenn sie nicht durch ihr Wergeld (300 sol.) ausgelöst wurde. Der schuldige Mann wurde getödtet, wenn er nicht selbzwölft be-
eiden konnte, dass er von dem Verlöbniß nichts wusste. War ihm der Eid möglich, so büßte er nur sein Wergeld (l. Burg. LVI). Bewies sich die Anklage als falsch, so musste der Bräutigam die Braut heiraten oder die doppelte meta er-
legen (l. Burg. 179). Über Untreue des Bräutigams gehn die Gesetze leichter weg¹⁾. Die Graugans (festath. 6) sagt nur, wenn der Bräutigam wegen eines fleischlichen Vergehens verklagt sei, worauf Tod oder Verweisung stehe, so dürfe die Braut das Verhältniss aufheben; von einer Busse an die Braut scheint nirgends die Rede zu sein. Das Hamburger Stadtrecht von 1270 (III, 13)²⁾ bestimmt, wenn der Bräutigam von einem Weibe wegen geschlechtlichen Verkehrs mit ihm verklagt werde, so solle die Braut drei Monat auf die Entscheidung warten; könne die Sache nur in Rom geführt werden, so warte sie ein Jahr; ist der Process auch dann noch nicht zu Ende, so ist das Verlöbniß aufgelöst und der Braut gebührt eine Entschädigung von 40 Mark Pfennig. Dasselbe gilt aber auch für eine Klage gegen die Braut.

Ehe wir zu dem zweiten Act der Eheschliessung mit den mannigfachen Bräuchen und den weiteren rechtlichen Leistungen, die sich an sie knüpfen, übergehn, haben wir noch einiges auszuführen, das dem Ehebündnisse überhaupt hinderlich sein oder für dasselbe besondere Folgen haben konnte. Ich berühre zuerst die Ebenbürtigkeit. In den ältesten Zeiten waren streng genommen nur zwei Theile im Volke, die Freien und die Unfreien; eine Vermittlung zwischen diesen machten die Freigelassenen und die Liten, die wir eher milder behandelte Unfreie als beschränkte Freie nennen dürfen. Die Freien schieden sich in Gemeinfreie und Edle. Dieselben waren in der ältesten geschichtlichen Zeit durch

¹⁾ Wilda a. a. O. 812.

²⁾ Vgl. dazu Hamb. Stadtr. von 1292. E. 12, von 1497. J. 4.

keinen Rechtsunterschied getrennt; der Adel, ja selbst die Abkunft von den alten Königen des Volkes gab zwar gewisse thatsächliche Auszeichnungen und Vorzüge, aber der Rechtsstand war für den Edelgeborenen wie für den Freien derselbe. Diese grosse Gemeinschaft der Freien kann daher ursprünglich auch kein Hinderniss gefunden haben, sich in ihren verschiedenen Schichten untereinander zu verheiraten; genossen doch die Kinder des freien Landbauers an und für sich kein geringeres Recht als die aus der nobilitas oder der regia stirps, wenn auch ein niedrigeres Wergeld. Als aber die Standesverhältnisse mannigfaltiger wurden, als sich die monarchische Gewalt in dem fränkischen und in den andern germanischen Staaten erhub, als die Ungleichheit im Besitz grösser und einflussreicher ward und allerlei Kürzungen der Rechte der Gemeinfreien aus verschiedenen Gründen kamen, da trat auch allmählich die Ansicht hervor, dass Freie und Edle untereinander unebenbürtige Ehen schliessen. Wir besitzen indessen genug Beweise dafür, dass noch tief ins Mittelalter hinein nur Ehen zwischen Freien und Unfreien des verschiedenen Grades für sträflich galten. Entschiedene Bedenken erweckt daher die bekannte Angabe Rudolfs von Fuld in der *translatio S. Alexandri* c. 1.¹⁾, dass im 9. Jahrhundert bei den Sachsen Todesstrafe auf unebenbürtigen Ehen stund, d. h. wenn der Edle nicht eine Edle, der Freie nicht eine Freie, der Freigelassene nicht eine Freigelassene, der Unfreie nicht eine Unfreie, sondern eine Ungenossin, zumal eine höher geborene heiratete. Ehen zwischen Edlen und Freien müssen doch, wie überall so auch bei den Sachsen als nichts gesetzwidriges erschienen sein; Ehen zwischen Freien und Unfreien aber werden wie bei den Germanen so auch bei den Sachsen mit dem Tode bestraft worden sein, so dass Rudolfs Angabe in der Hälfte richtig sein mag.

Aus Norwegen lassen sich genug Beweise holen, dass dort Freie und Edle Ehen untereinander schlossen. Es galt

¹⁾ Pertz II, 675. Vgl. darüber Leo *rectitud.* 90. Waitz, *Deutsche Verfassungsgeschichte* 1³, 194 f. Wilda bei Richter, *Krit. Jahrb.* 1, 350 und v. Sybel, *Entstehung des deutschen Königthums* 1. A. 94.

für keine Missheirat, wenn eine Königstochter einen freien Landbauer heiratete, der durch bedeutenden und langvererbten Landbesitz die hinreichenden Mittel zu einem reichlichen Leben bot¹⁾. König Ingi vermählte seine Schwester Sigríðr dem Thórgrímr von Lianes (Fornmannas. 9, 21); Einar Prestre heiratete die Tochter König Sverris, die Schwester König Hákons (Fornm. 9, 3); Ingríðr, Enkelin Königs Ingi Steinkelsson, Witwe des Königs Hárald Gilli, vermählte sich dem Ottarr Birtingr, einem angesehenen Landsassen, und nach dessen Tode einem andern Bauer, dem Arni von Stóðreim (Fornmannas. 7, 176. 229). — Aus dem Süden möchte ich zunächst eine Stelle des westgotischen Gesetzbuches (III. 1, 1), obschon sie die Ehen zwischen Römern und Goten im Auge hat, für die Ansicht hervorheben, dass auch unter den freien und den edlen Westgoten damals noch keine Missheiraten geschlossen werden konnten. Sie bestimmt ausdrücklich, dass es jedem Freien des westgotischen Volkes erlaubt sei, eine Freie, welche er wolle, zu heiraten, sobald die Verbindung an und für sich ehrbar sei und die Familie so wie der Graf seine Zustimmung und Erlaubniss gegeben habe.

In Deutschland hat der Grundsatz der Ebenbürtigkeit der Ehen unter den allmählich entstandenen Abtheilungen des freien Standes bis in das 13. Jahrhundert voll gegolten. Die freien Landbauern schlossen nach dem Sachsenrecht mit der höheren Classe der schöffenbar Freien, diese mit den freien Herren (Sachsenspiegel III, 72) und diese wieder mit den Fürsten ebenbürtige Ehen, und die Kinder solcher Verbindungen waren durchaus erbberechtigt in den Geschlechtern ihrer Eltern. Aber der Ritterstand und die Forderung der Ritterbürtigkeit bis zum Grossvater schufen zunächst Störungen; denn nun brachten die Verheirathungen zwischen rittermässigen und nicht rittermässigen schöffenbar Freien und überhaupt zwischen nicht rittermässigen Freien den

¹⁾ Über den holdr Wilda in Richters Krit. Jahrb. 1, 335 ff. Konr. Maurer, Die norwegischen Hóldar. München 1889.

Kindern Nachteile, wenigstens im Lehnrecht¹⁾. Die Folge war, dass solche Ehen nicht mehr für ebenbürtig galten. Und mit der schrofferen Sonderung der Stände, die sich als Zug der Zeit hier zeigt, wurden nun auch die Ehen zwischen schöffenbar Freien und Semperfreien (freien Herren) für nicht ebenbürtig erklärt. Die Kinder folgten dem geringeren Stande²⁾.

Auch durch die Ministerialen, diese nach ihrem Geburtsstande unfreien, aber durch den Hof- und Herrendienst und seit dem 11. und 12. Jahrhundert auch durch das ritterliche Leben in Ansehen und Vermögen ausgezeichneten Leute, wurden die alten einfachen Verhältnisse verschoben. Ehen zwischen freien Bauern und Ministerialen galten im 13. Jahrhundert nicht für ebenbürtig, weil das bäuerliche Leben dem ritterlichen nachstund. Die schöffenbar Freien (mitelfrien) gingen den Dienstleuten allerdings vor und Kinder aus Ehen zwischen Ministerialen und diesen Freien wurden, selbst wenn der Vater ein schöffenbar freier Mann war, durch das Gesetz seit Ende des 12. Jahrhunderts zum Ministerialenstande erniedrigt³⁾, bis endlich ein Jahrhundert später die ritterbürtigen Ministerialen von den freien Rittern im Recht nicht mehr unterschieden wurden, wenn auch der Name der Dienstmannen länger fortlebte.

Die Ehen zwischen Semperfreien (freien Herren) und Fürsten blieben von der Bewegung der Standesunterschiede allein unberührt und sind es bis heute geblieben. Die alten reichsunmittelbaren Geschlechter des deutschen hohen Adels

1) Nach Richtst. Lehn. 28, §. 3 ist der Sohn eines Ritters mit einer Bäuerin Sohn einer ebenbürtigen Ehe; nach Sächs. Lehn. 20 und der Glosse zu Sachsensp. L. 1, 5 ist er aber nur zum Landrecht ebenbürtig.

2) *ez ist niemen sempervri wan des vater und muoter und der vater und der muoter sempervri wären. die von den mitelvrîen sint geborn, die sint ouch mitelvrîen. und ist joch diu muoter sempervri und der vater mitelvrî, diu kint werdent mitelvrîen. und ist der vater sempervri und diu muoter mitelvrî, diu kint werdent aber mitelvrîen.* Schwabensp. Landr. 70^b.

3) Heinrici VI. sent. von 1190. Otton. IV. cur. August. v. 1209. Sachsensp. I. 16, 2 (mit der Glosse).

stehn noch jetzt ebenbürtig neben den königlichen Familien, und die Kinder solcher Ehen sind daher im Genusse der vollen Erbfähigkeit.

Ganz anders als um die Ehen zwischen den verschiedenen Stufen der Freien und Edeln stund es von je um die Zulässigkeit der Verheirathung von Freien und Unfreien. Nach burgundischem und langobardischem Gesetze war auf Heirat oder fleischliche Vermischung einer Freien mit einem Unfreien der Tod oder die Unfreiheit gesetzt. Das salische Gesetz bestimmte, dass ein freier Mann, der sich öffentlich mit einer Unfreien verbindet, seine Freiheit büsse (25, 2). Hat sich ein freies Mädchen von einem königlichen Hörigen oder einem Laten entführen lassen, so wird sie unfrei und der Mann büsste das Leben (13, 4. 5). Verlust der Freiheit für den freien Theil bestimmt auch das ribuarische Recht (LVIII, 18), wenn die freie Frau nicht in der gebotenen Wahl zwischen Schwert und Kunkel das Schwert wählt und den unfreien Gatten tödtet. Dieselben Bestimmungen bieten das edictum Theodorici, und für die Ehe zwischen einer Freigelassenen und einem Hörigen der Kirche das alemannische Recht (XVIII, 1). Die Fortsetzung dieses Grundsatzes spricht noch der Schwabenspiegel (Landr. 319) dadurch aus, dass nach ihm die freie Frau, welche sich mit ihrem hörigen Knechte (ir eigenem man) einlässt, den Kopf verliert; der Mann wird verbrannt und die etwa geborenen Kinder haben weder Freiheit noch Erbe. Verlust der Freiheit für den freien Theil einer solchen Verbindung, die keine rechtsgiltige Ehe nach deutscher Anschauung sein konnte, galt noch im 12. und 13. Jahrhundert als Folge. Wenn indessen der Tod die Verbindung löste, so ward die Frau wieder frei und die Kinder, die sie dann mit einem freien Gatten zeugte, waren frei, während die der ersten Verbindung unfrei blieben (Schwabensp. 67^b).

Der Grundsatz, dass die Kinder aus ungleichen Ehen der ärgeren Hand folgen mussten, war im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland noch durchaus giltig. König Rudolf I. verkündete es 1282 als Spruch seines Hofgerichtes, dass die

Kinder aus Ehen freier Bauern mit Vogtleuten oder mit Leuten aus anderen höheren oder niederen Ständen stets der ärgeren Hand folgen müssten (Pertz, leg. II, 439). Erst später kam durch Einfluss des römischen Rechtes der Grundsatz zur Geltung, dass die Kinder aus Ehen zwischen Freien und Unfreien dem Stande der Mutter folgen, so wie ferner, dass bei Ehen unter den verschiedenen Ständen der Freien die Frau den Stand des Mannes erhalte gleich den erzeugten Kindern¹⁾.

Neben der Ebenbürtigkeit traten die Gleichheit des Volkes und des Glaubens als wichtige Fragen für die Giltigkeit der Ehe auf.

Von Anfang an lässt sich das Streben der deutschen Völkerschaften beobachten, eine abgeschlossene Selbständigkeit zu bewahren. Sie traten miteinander wohl zu Kultusgemeinschaften und vorübergehend auch zu politischen Verbindungen zusammen, allein im übrigen lebte jedes nach seinem Rechte und seinen Sitten, und jeder Volksgenosse trug das angeborne Recht als untrennbar mit sich, wohin er auch ziehen mochte. Darum sehen wir selbst verwandte Völker nebeneinander wohnen, ohne dass Heiraten zwischen ihnen geschlossen wurden. In Italien sassen die Rugier neben den Ostgoten und hielten streng darauf, dass sie mit diesen ihr Blut nicht mischten²⁾. Die Ostgoten waren weniger abschliessend. Wie sie früher mit den Alanen, Hunen und Ost-römern sich vermengt hatten, so in Italien mit den römischen Völkerschaften³⁾, schwerlich zum Nutzen ihrer Nationalität. Schon früher hatten sich die Bastarnen durch sarmatische Heiraten ihren Untergang vorbereitet (Germ. 46). Die Verschiedenheit des Rechtes der Völker musste bei Heiraten eine Menge von Streitigkeiten begründen. Darum wurden sie vermieden, wenn die Kirche später auch hier zu vermitteln und auszugleichen strebte. Die Synode von Tribur im Jahre

¹⁾ Göhrum, Geschichtliche Darstellung der Lehre von der Ebenbürtigkeit 1, 382 f. 2, 164 f. 174 f.

²⁾ Procop. de b. goth. II, 14. III, 2.

³⁾ Sartorius, Über die Regierung der Ostgoten in Italien 258.

895 (c. 39) eiferte ausdrücklich dagegen, dass die Stammesverschiedenheit als Vorwand zu Ehescheidungen benützt werde. Dieses Ehehinderniss ward beseitigt, als es zur allgemeinen Geltung kam, dass die Frau mit der Heirat auch das Stammrecht des Gatten erhielt. Nur ausnahmsweise blieb sie in ihrem angeborenen Rechte¹⁾.

Aus politischen Rücksichten kamen in den germanischen Fürstenhäusern von je Verheiratungen mit fremden Familien vor. Ariovist schon hatte sich neben seiner swebischen Frau mit der Schwester des norischen Königs Voctio vermählt, die ihm derselbe zugeschickt hatte (Cäsar, b. gall. I, 53). Der grosse Ostgote Theoderich heiratete die Frankin Angofleda. Seine Töchter gab er an den Westgoten und den Burgunder, seine Schwestern an den Thüringer und den Wandalen. Später hat nun Ludwig der Fromme bei der Theilung des Reiches im Jahre 817 (c. 13) zur Vermeidung von Zwietracht und gefährlichen Verwickelungen bestimmt, dass keiner der jüngeren Söhne eine Gemahlin im Auslande werbe.

Wie die Ostgoten sich mit den Italienern verheirateten, so auch die Langobarden. Die Wandalen und die Burgunder gingen sehr leicht Ehen mit den Bewohnern der von ihnen eroberten Länder ein und Langobarden und Burgunder romanisirten sich dadurch. Dasselbe geschah mit den Westgoten, seitdem König Rekaswinth († 672) das Verbot der Ehen zwischen ihnen und den Römern aufgehoben hatte. Nur bei den ripuarischen Franken, allerdings auf überwiegend deutschem Boden, galten die Ehen zwischen Franken und Römern für nicht ebenbürtig. Die Kinder mussten der ärgeren Hand folgen (l. Ribuar. 58, 11).

Aus den blutigen Kriegen der Sachsen gegen die Obotriten und Lutizen war die Folge geblieben, dass die Ehe eines Deutschen mit einer Slavin im 10. und 11. Jahrhundert für unehrlich galt. Später schwand allerdings diese Ansicht; aber die Wendin gilt noch im Sachsenspiegel als unfrei, weil sie für die Erlaubniss zur Heirat dem Herrn einen Zins

¹⁾ Gaupp, Die german. Ansiedlungen und Landtheilungen 246.

(burmede) entrichten musste und ebenso bei der Ehescheidung die Fersenpfennige (Sachsensp. III. 73, 3).

Ehen zwischen norwegischen Häuptlingen und den Töchtern irischer und schottischer Fürsten sind aus dem 9. Jahrhundert sicher bezeugt; auch vollgiltige Ehen mit kriegsgefangenen, dann freigewordenen vornehmen Irinnen. Selbst im letzten Falle erscheinen die Kinder als echt geboren, frei und erbfähig¹⁾.

Bei den Heiraten zwischen Germanen und Römern kam auch die Verschiedenheit des Glaubens in Betracht, denn die christlichen Germanen, welche mit den Römern zuerst in Berührung kamen, waren Arianer, die Römer Katholiken; es war dies eine Scheidewand, die nicht selten mehr bedeutete als Stamm- und Volksverschiedenheit²⁾. Es ist dies um so auffallender, als die christlichen Germanen keine Bedenklichkeit bei Ehen mit ihren heidnischen Stammgenossen zeigen. König Ermanfried von Thüringen war allem Anscheine nach ein Heide und doch vermählte ihm der arianische Ostgotenkönig Theoderich seine Schwester Amalaberga. Der heidnische König Ethelbert von Kent hatte die fränkische katholische Königstochter Berta geheiratet und von den Eltern mit der Bedingung erhalten, dass er sie in der Ausübung ihres Glaubens nicht störe. Gegen den Bischof Augustin, der Berta als Beichtvater begleitete, zeigte er sich sehr duldsam und sagte ihm, wenn er auch die schönklingende, aber neue und unsichere Botschaft nicht mit dem Glauben vertauschen könne, an welchem er und sein Volk so lange gehalten, so wolle er ihn doch nicht stören und werde ihn gastfreundlich behandeln (Beda h. eccl. I, 25). Später bekehrte sich Ethel-

¹⁾ E. Mogk, Kelten und Nordgermanen. Leipz. 1896, S. 17 ff.

²⁾ Gaupp konnte darum wohl schliessen, dass bei dem fanatischen Arianismus der Wandalen an Ehen zwischen ihnen und den Römern nicht zu denken wäre, a. a. O. 212; allein politische Rücksichten haben die dogmatischen Bedenken überwunden, vgl. Procop. de b. vand. II, 14. — Der fränkische König Childebert machte die Verlobung seiner Schwester mit dem arianischen Langobardenkönig rückgängig, als der katholische Westgotenkönig um sie anhielt, Paul. Diac. III. 27.

bert und gab seine Tochter Ethelberga dem heidnischen König Edwin von Northumberland unter denselben Bedingungen, unter denen er früher Berta erhalten hatte (Beda II, 9). Schwieriger war König Osrich von Northumberland, der seine Tochter Elfleda dem mittelenglischen Könige Peada erst gab, nachdem sich dieser samt seinem Volke hatte taufen lassen (Beda III, 21). Auch der heidnische Frankenkönig Chlodwig warb ohne Bedenken um die burgundische Chrothild, welche katholische Christin war, und gab ihr sogar nach, dass der erstgeborene Sohn Ingomér getauft werde. Als das Kind starb, schob er das der Ohnmacht des Christengottes zu (Greg. Tur. II, 29). Auch in Skandinavien wurden zwischen Heiden und Christen Ehen geschlossen. Heidnische Norweger und katholische Irinnen verheirateten sich im 9. Jahrhundert ohne ein Bedenken (Mogk a. a. O.). König Olaf Tryggvason von Norwegen ehelichte zur Sühne, dass er ihren Vater töteten liess, Gudrun, die Tochter Jarnskeggis, eines der eifrigsten heidnischen Drontheimer (Fornmannas. 2, 49). Später war er allerdings peinlicher und verlangte von der Königin Sigrid von Schweden, mit der er sich vermählen wollte, dass sie sich taufen lasse. Als sie aber fest an dem alten Glauben hielt, beleidigte er sie tief und Sigrid suchte in der Vermählung mit dem Dänenkönig Svein Tiuguskegg die Macht zur Rache. Olafs Tod war ihr Werk (Fornm. s. 2, 130). Auch über seinen Skald Hallfred war Olaf sehr erzürnt, da er sich mit einer Heidin verheiratet hatte. Die Frau musste sich taufen lassen, Hallfred Kirchenbusse thun und zur Rettung seiner Seele ein religiöses Gedicht (die uppreistardrápa) machen (Fornm. s. 2, 88. 212). Im allgemeinen werden wir annehmen dürfen, dass dort, wo das Christenthum noch nicht die Obermacht in einem Volke hatte, die Mischehen häufiger vorkamen, denn das Heidenthum war duldsam, die Christen aber fanden es theils nicht gerathen, heidnische Bewerbungen abzuweisen, theils glaubten sie dadurch zur Bekehrung des andern Theiles wirken zu können, oder politische Rücksichten veranlassten sie, den Glaubensunterschied zu übersehen. Als die Kirche aber mächtiger

geworden, wurden solche Verbindungen von der Kirche verdammt und bestraft. Wenn nach den echten Strophen der Nibelungen Noth, die von Kriemhilds und Etzels Vermählung handeln, Kriemhild vor dem Heidenthume des Hunenkönigs keine Scheu zeigt, so ist das eine treue Überlieferung aus den alten Liedern.

Ein Hinderniss vieler Ehen in christlicher Zeit ward die Lehre von den verbotenen Verwandtschaftsgraden. Die heidnischen Germanen waren in dieser Hinsicht sehr natürlich und ausser den Heiraten zwischen Eltern und Kindern scheinen alle Ehen erlaubt gewesen zu sein. Dass die Geschwisterehe in sehr früher Zeit bestund, beweist die Verbindung Njörds und seiner Schwester; denn wenn dieselbe auch in dem Eddaliede Lokasenna (36) dem Njördr zum Vorwurfe gemacht wird, so spricht sich in dem Tadel nur die sittliche Ansicht anderer Zeit und eines verschiedenen Stammes aus¹⁾. Bei den Warnen und bei den Angelsachsen war die Ehe mit der Stiefmutter gestattet²⁾; der warnische König Hermigisil befahl sogar auf dem Todtenbette seinem Sohne Radger, die Stiefmutter zu heiraten. König Eadbald von Kent, der am Heidenthume fester als sein Vater Ethelbert hing, ehelichte nach dessen Tode seine Stiefmutter und gab damit für alle, die sich unter Ethelbert aus allerlei Rücksichten hatten taufen lassen, das Zeichen zum Rückfall (Beda II, 5). Noch im 9. Jahrhundert finden wir diese Ehe englischer Könige mit ihren Stiefmüttern, die eine alte politische Einrichtung gewesen sein muss. Der westsächsische König Ethelbald heiratete nämlich zum grossen Ärgerniss der Kirche die Witwe seines Vaters Ethelwulf, Judith, die vielberüchtigte Tochter Karls des Kahlen³⁾.

Noch weit weniger Anstand nahm man natürlich an Ehen mit der Bruderswitwe. mit der Schwester der früheren

¹⁾ Rosenvinge, Danske Rettshistorie, §. 85^a. — Über die Geschwisterehen Ploss-Bartels, Das Weib 1, 383 f.

²⁾ Procop. de bello goth. 4, 20. Beda, Hist. eccl. I, 27.

³⁾ Prudent. Trecons. a. 858 (Pertz, Mon. I, 451). — Vgl. Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger 1, 325.

Frau und mit einem Geschwisterkinde. Chlothar, Chlodwigs Sohn, heiratete bald nachdem sein Bruder Chlodomar gegen die Burgunder gefallen war, dessen Witwe Gutheuka (Greg. Tur. III, 6); ebenso lebte er in Bigamie mit zwei Schwestern (Greg. IV, 3). Andere hatten die eine Schwester zur Frau, die andere zur Kebse (Greg. Tur. IV, 26). Genug, nicht bloss bei Skandinaviern, Angelsachsen, Warnen und Franken, sondern überall bei den Germanen wusste man nichts von der Lehre der verbotenen Verwandtschaftsgrade, welche die Kirche anfangs vorsichtig und allmählich, dann aber mit voller Strenge und grosser Ausdehnung aufstellte und in die weltliche Gesetzgebung einzuführen wusste. Das Gesetz des langobardischen Königs Rother (ed. Rother 185) zeigt noch am wenigsten von dem kirchlichen Einflusse, denn es werden nur Ehen mit der Stiefmutter, der Stieftochter und der Brudersfrau, die also früher vorkamen, verboten und mit grosser Geldbusse belegt; die etwa geschlossenen Ehen wurden zugleich getrennt. Bedeutend weiter geht schon das Gesetz Königs Liutprand (22—24), welches auch die Gevattern und ihre Kinder mit unter die verbotenen Verwandten rechnet, ferner das alemannische Gesetz (XXXIX) und das bayrische (IV, 1). Milder als die letzten ist das salische Recht (Nov. 40), welches die Ehen mit Schwester, Bruderstochter, Brudersfrau und andern Verwandten zwar für unrechtmässig erklärt und sie trennt, allein keine weitere Strafe, als dass die Kinder nicht erbfähig sind, darauf legt. In den nordischen Rechten ist die kirchliche Lehre mit aller Sorgfalt aufgenommen und ins kleinliche ausgeführt worden¹⁾; hier galten auch die geistlichen Verwandtschaften (*guðsifjar*), welche zwischen Tauf- und Firmelpathen und deren Kindern, sowie mit dem taufenden Priester und dessen Abkömmlingen bestehn. Man muss sich daher wundern, dass es bei der nicht allzu grossen

¹⁾ Grágás festath. 2—6, 10, 11, 31, 32, 44, 55. Frostath. 3, 3. — Grág. festath. 4. Gulath. b. c. 26. Frostath. 3, 8. Borgarth. Christenr. c. 15. Uplandsl. I, 11. vgl. auch l. Liutpr. XXXIV. Äthelrédhs. dóm. IV, 12. — Auch bei manchen heidnischen Völkern bildet selbst die entfernteste Blutverwandtschaft ein Ehehinderniss, Ploss-Bartels I, 383.

Bevölkerung mancher Landschaften noch möglich wurde, jemanden heiratbaren aufzufinden, mit dem man nicht irgend weltlich oder geistlich verwandt war. Um die Ehe in verbotenen Grade zu verhindern, bestimmt das isländische Gesetz (Grágás festath. 9), dass derjenige, welcher sich verheiraten will, auf dem Frühlingsthing vor dem Goden seines Bezirkes und vor vier Zeugen in möglichst zahlreicher Versammlung einen Eid schwöre, dass zwischen ihm und seiner Braut keine verbotene Verwandtschaft bestehe. Gesetzliche Hindernisse der beabsichtigten Ehe zu entdecken, bezweckte auch das kirchliche Aufgebot, das von dem lateranischen Concil von 1215 allgemein für die römische Kirche angeordnet ward¹⁾, aber sehr schwer Eingang fand.

— — — — —

Alles ist in der Richte; die Zeit ist vergangen, welche bei der Verlobung für die Übergabe der Braut und die Erfüllung der verabredeten Leistungen festgesetzt war; der Tag der Heirat, der Heimführung, des Brautlaufs naht heran. Es ist die Hochzeit, eine höhe zít, wie unsere Vorzeit einen Festtag nannte. Dass sich um diese fröuden höhgezit des Lebens eine Menge Gebräuche sammelten und jeder Volkstamm geschäftig war, sie möglichst zu schmücken und auszuzeichnen, ist wohl erklärlich; denn für die meisten Menschen, wenigstens für die, welche die sehnende Liebe empfanden und so glücklich waren, das geliebte Wesen zu erringen, ist der Tag der Heimführung der Braut der schönste des Lebens²⁾. Lange ersehnt, oft mit Kummer und Kampf errungen, ist er ein Tag erfüllter Wünsche und inhalt-

— — — — —

¹⁾ In Deutschland angeordnet durch die Kirchenversammlung von Trier 1227. c. 5, auf der Würzburger Diöcosansynode von 1298. c. 18.

²⁾ Unsere alten Gedichte bezeichnen die glückliche, frohe Stimmung: im wær sam er mit einer briut frœlichen heim rit, Helbl. 15, 690. die liute die dâ sam die briuto ritent unde ouch gënt unt iriu hûs mit freuden stênt, Enikel, Wkr. 3074. 20314. 27534; vgl. auch Nib. 1822.

schwerer Verheissung. An ihm sollen Freude und Ernst gleichen Theil haben. Freilich wird der Ernst meistens von dem Jubel übertäubt, und die äussere Welt lässt der inneren selten Augenblicke der Sammlung und des Nachdenkens, die ernsterem Sinne unerlässlich sind. Auch in den Gebräuchen, die sich seit sehr alter Zeit daran knüpfen, ist des uns störenden und selbst des verletzenden viel; allein sie haben in der alten Zeit, aus der sie stammen, einen guten Sinn gehabt und waren damals voll Bedeutung. Sie alle aufzuführen, zu erörtern und dabei Vergleichen mit den Heiratsitten der urverwandten indogermanischen Völker zu machen¹⁾, ist eine vielfach lohnende und fördernde Aufgabe, die aber hier bei Seite bleiben muss. Wir werden uns begnügen, die Hauptzüge der deutschen Hochzeit in ein Bild zu bringen.

In den Namen des Festes spricht sich der Zweck der an ihm vorzunehmenden Handlung aus. Heirat (ahd. *hirât*) bedeutet die Gründung des Hauswesens, der Familie (auch angels., mittelengl. *hîrêd*, *hired*, Familie); die Worte *hîleich*, *gihîleich* weisen eben darauf²⁾. Das angelsächsische und nordische *gift*, *gifting* weist auf die Übergabe der Braut an den Bräutigam; *heimleiti*, *brûtleiti* (*quenun leitan*, *halôn*) auf die Heimführung der Frau. Das Wort Brautlauf (ahd., mhd. *brûtlauf*, altn. *brúðhlaup* [altdän. *brudlup*, altschwed. *bryllöp*], angels. *brýðhleáp*, mnd. *brûtloft*, mnd. *brûloft*, *brûlocht*), das den Lauf nach der Braut bedeutet, wird von manchen als Erinnerung an den Frauenraub genommen³⁾ gleich dem nordischen *quánfång*; von andern als Lauf oder Fahrt der Braut nach dem Hause des Bräutigams, wie denn altschwed. *bruplöp* und *brupfärþ* gleichstehn. Es ist auch auf den Hochzeitbrauch hingewiesen, den wir bald erwähnen werden, dass nach der Trauung das Brautpaar einen Wettlauf hält und der Bräutigam die Braut sich fangen muss (Nyrop, *Navns*

¹⁾ Litteraturnachweisungen oben S. 285.

²⁾ Einfaches ahd. *hiwi* (n.) *hiwa* (f.) bedeutet schon *nuptus*, *matrimonium*, dazu Zw. *hiwjan*, *nubere*.

³⁾ Dargun, Mutterrecht und Raubehe, S. 130. Brunner, *Rechtsgeschichte* 1, 73.

Magt 4). Auch die Besitzergreifung der Braut wird herausgedeutet¹⁾, ohne den Beigeschmack des Raubes. Mir scheint der noch bestehende Hochzeitlauf sehr bei der Deutung zu berücksichtigen.

Die gewöhnliche Zeit der Heimführung der Verlobten scheint von Alters in den Spätherbst oder Winteranfang gelegt worden zu sein²⁾. Die Scheuern und Keller sind voll des Erntesegens, die Zeit der Ruhe ist für den Bauern, den Krieger und den Seefahrer gekommen, es werden die Erntefeste gefeiert und die Hochzeiten schliessen sich da leicht an. Wir sehen auf Island und in Skandinavien im Mittelalter jene Zeit als die beliebteste für Heiraten³⁾; nebenher begegnet freilich auf Island auch der Mitsommer⁴⁾.

In Schweden, bei den Nordfriesen⁵⁾, in Deutschland ist da, wo noch alte Sitte festgehalten wird, der Spätherbst oder Wintersbeginn, d. h. die Zeit vor den Adventen (und hier und da auch die Zeit zwischen Neujahr und der geschlossenen Passionszeit) die eigentliche Heiratzeit: so in Westfalen und in dem echten Bauernlande Ober- und Niederbayern⁶⁾. Bei den Siebenbürger Sachsen ist der Katharinentag (25. November) der altherkömmliche Hochzeitstag.

Die Vergleichung mit andern Völkern zeigt, dass bei den meisten der Spätherbst, die Zeit nach der Ernte, als die geeignetste für Hochzeiten gewählt worden ist; so bei den Indern, den Griechen, den Litauern und Slaven, den Esten und Finnen (v. Schröder, Hochzeitbräuche der Esten 48.

¹⁾ K. Maurer in d. Z. d. Ver. f. Volkskunde 1, 111.

²⁾ Fürstliche Hochzeiten wurden mit Rücksicht auf die vielen zu ladenden Gäste und deren Gefolge in die sommerliche Zeit, gerne auf Pfingsten verlegt, wo die Festlichkeiten im Freien gehalten werden konnten. So fanden die Vermählungsfeste Herzogs Heinrich des Stolzen von Bayern (1127) und Philipps von Schwaben (1197) zu Pfingsten statt: Stälin, Gesch. von Württemberg 2, 134. 259.

³⁾ Egilss. c. 9. 42. Gunnlaugss. c. 9. Fornmannas. X, 46. Vestgötal. I, giptab. 8. Ostgötal. giptab. 8.

⁴⁾ Njálss. c. 41. Fornmannas. IX, 372. X, 28.

⁵⁾ Dybek. Runa IV, 60. Michelsen und Asmussen, Archiv 1, 413.

⁶⁾ Zeitschr. f. nd. Sprachf. 3, 135. Bavaria 1, 395.

Haas in Webers Ind. Stud. 5, 297). Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind dafür bestimmend gewesen.

Auffallen kann, dass der Monat Mai, der Liebesmonat, als Unglücksmonat für Heiraten, besonders in den romanischen Ländern, namentlich in Frankreich und Italien (auch in Südtirol), aber auch in Irland und England gilt. Schon Ovid sagt in den Fasten 5, 490: *mense malas Majo nubere vulgus ait*. Im Berry heisst eine unter schlimmen Vorbedeutungen geschlossene Ehe *un mariage de Mai*. Die Engländerinnen scheuen die May-mariages als unglückbringend, ganz wie es in Niederdeutschland heisst: *zwischen Paschen un Pingsten frijen de unseligen*, und in Bayern: Im Maien soll man nicht freien¹⁾.

Bei der Bestimmung des Tages achtete man auf den Mond. Ehen im zunehmenden Mond oder bei Vollmond geschlossen hatten die Bürgschaft gedeihlichen Segens. Noch heute hält man hierauf bei Deutschen und andern Völkern (v. Schröder a. a. O. 50).

Unter den Wochentagen sind nach deutscher Sitte, die in uraltem Glauben wurzelt, Dienstag und Donnerstag die beliebtesten. Ehen am Dienstag vollzogen sind nach dem Glauben von Ober- und Niederbayern gegen alle Hexentücke und jede Zauberei gefeit (Bavaria I, 395); man meinte sie also jedenfalls unter dem Schutze eines hohen Gottes, wofür sich bajuvarisch wohl der Schwertgott Eru (bei den übrigen Germanen Tius [Ziu], nach welchem der dies Martis in Tivedag [Ziwestac, Dienstag = Erutac, Erchtag] übertragen worden war) ergibt.

In der Oberpfalz wird vom Dienstag nur abgewichen, wenn der unschuldige Kindleintag auf einen Dienstag fällt. Das wirkt auf alle Dienstage dieses Jahres verderblich, und die Hochzeiten werden dann für das laufende Jahr auf Montag verlegt (Bavaria II, 279). Dienstag ist als beliebter Hochzeitstag mir bekannt ausser dem bajuvarischen Gebiet aus der

¹⁾ Liebrecht, Zur Volkskunde (German. XVI, 227). Gaidoz in der Mélusine VII, 105—111. Wuttke, §. 558.

Schweiz, Schwaben, Franken, aus der Rheinpfalz, aus Meissen, Lausitz, Schlesien, Westpreussen, Brandenburg, vom Harz, aus Niedersachsen und Westfalen¹⁾. Wenn im Borgarthings Christenrecht (c. 7) der Dienstag und Donnerstag für Eheschliessungen verpönt werden, so lässt dies gerade auf die heidnische Vorliebe für diese Hochzeitstage schliessen. Auf Sylt fand am Dienstag das Bräutigamsgelage (bridmanslag), am Donnerstag die eigentliche Hochzeit statt.

Neben Dienstag steht fast in allen angeführten Landschaften der Donnerstag, jedoch meist in zweiter Reihe²⁾. Bei den Friesen, ferner in Holland, in Ditmarschen, in Pommern scheint er dem Dienstag vorzuziehen. Im Lüneburgischen dagegen wird er gemieden unter der abergläubischen Deutung, dass es in Ehen, die am Donnerstag geschlossen werden, leicht donnere³⁾. In Dänemark galt er früher für den besten Heiratstag.

Gegen den Sonntag erklärte sich, wenigstens in den Zeiten, in denen die priesterliche Benediction nicht üblich war, die Kirche⁴⁾. Später empfahlen manche praktische Rücksichten gerade diesen Tag als gottesdienstlich und durch gebotene Arbeitsruhe ausgezeichnet (Wuttke, §. 558). In Lübeck wurden im 15. und 16. Jahrhundert die Ehen vorzugsweise

¹⁾ Grimm, Mythol. II, 1092. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II, 21. Bavaria I, 395. II, 279. III, 332. IV, 1, 246. Zingerle, Sitten des Tirol. Volkes 10. Meier, Sagen aus Schwaben 483. Birlinger, Aus Schwaben 2, 280. Logau, Sinnged. n. 131. Wolf, Zeitschr. für Mythol. I, 201. Morgenblatt 1853, S. 765. Kuhn, Märk. Sagen 354. Sagen aus Westfalen I, 36. Chr. Jensen, Die nordfries. Inseln 300. Hamburg 1891. Auch die Juden in Deutschland liebten und lieben Dienstag als Hochzeitstag: Berliner, Juden im Ma. 26.

²⁾ Die angeführten Stellen, ausserdem Neokorus, herausg. von Dahlmann I, 110. Michelsen-Asmussen, Archiv I, 413. W. Müller, Altdeutsche Religion 246. Wolf, Beitr. z. Mythol. I, 211.

³⁾ Morgenblatt 1853, S. 765.

⁴⁾ Tribur. Concil. v. 895: Hartzheim II, 411. Auch die Siebenbürg. Sächs. Synodalartikel verpönten die Sonntagshochzeiten als hinderlich der Kirchenfeier (Mätz 39).

Sonntags geschlossen¹⁾. Ebenso können wir dies für Norwegen aus älterer Zeit nachweisen: die norwegischen Könige Magnus und Hakon Hakonson hielten Sonntags ihren Brautlauf²⁾. Auch die Hochzeit Herzog Rudolfs von Österreich mit Blanca von Frankreich fand zu Paris 1300 Sonntags statt (Ottokars Chron. 75462).

Montag ist im Algäu und im Tiroler Iselthale der Hochzeitstag, und kommt auch im Lechrain neben Dienstag gern vor. Auch in Pommern ist er beliebt³⁾, dagegen in Holstein gemieden, nach der allgemeinen Abneigung irgend etwas, das Dauer haben soll, an diesem Tage zu beginnen: *Måndåg wârd nich Wêken ôld*, wozu der oberösterreichische Spruch stimmt, der auch auf Hochzeiten angewandt wird: Montag hat Unbestand (Baumgarten, Aus d. Heimat 9, 61). Auch sonst gilt er hier und da von schlechter Vorbedeutung (Wuttke, §. 558).

Mittwoch hält man allgemein für ungeeignet zu Heiraten, es ist überhaupt ein Unheilstag oder wenigstens kein Ehrentag. In Memmingen wurden bis in das 18. Jahrhundert die Paare, welche sich vorzeitig vergangen hatten, Mittwochs, und zwar in der für Hochzeiten sonst nicht bräuchlichen Frauenkirche getraut. Erst die Zuchtordnung des 18. Jahrhunderts schaffte dies ab, und gestattete für sie den gewöhnlichen Hochzeitmontag und die St. Martinskirche⁴⁾. Indessen ist noch bis in die Gegenwart in manchen Landschaften (Schwaben, Oldenburg) Mittwoch nur Trauungstag gefallener Mädchen (Wuttke, §. 69). In einigen märkischen Orten, ebenso in oberösterreichischen, werden die Hochzeiten

¹⁾ Michelsen-Asmussen I, 1, 66.

²⁾ Fornmannas. IX, 372. X, 106.

³⁾ Histor.-polit. Blätter VI, 424. Zingerle, Sitten des Tiroler Volks 10. Leoprechting 241. Zelter an Goethe, Briefwechsel 3, 451.

⁴⁾ Walch, Beitr. z. deutsch. Rechte II, 311. — In dem evang. Kirchspiel Reichenbach in Schlesien, dessen Oberpfarrer mein Vater fast fünfzig Jahre lang war († 1871), fanden die meisten Hochzeiten Mittwoch statt. Das musste aber besondere örtliche Gründe haben, denn in den benachbarten Parochien herrschte der Dienstag.

eines Witwers oder einer Witwe auf Mittwoch gelegt ¹⁾, denn nach alter kirchlicher und volksthümlicher Ansicht haftete diesen zweiten Ehen ein Makel an. Im Gegensatz zu dem allen gilt „die Mittwoche“ bei den Siebenbürger Sachsen als rechter Hochzeitstag (Mätz, siebenb. sächs. Bauernhochzeit 39).

Freitag kann ich aus Norwegen belegen: König Ingi Bardarson vermählte seine Schwester Sigrid dem Thorgrim von Lianes an diesem Tage (Fornmannas. 9, 21). In Holstein ist Freitag der gewöhnliche Hochzeitstag, ebenso in Waldeck, im Lüneburgischen und in den ehemals wendischen Gegenden der Mark. Beliebt ist er neben Donnerstag im niedersächsischen Amte Diepenau ²⁾, neben Dienstag in der Altmark und im Hennebergischen. In Westfalen gilt er dagegen ebenso wie Mittwoch für ungünstig zu Eheschliessungen (Adalb. Kuhn, Sagen aus Westfalen 1, 36), und in der Oberpfalz sagt man gar: am Freitag heiraten die lausigen (Bavaria II, 279). — Am Sonnabend heiraten in Westfalen nur geringere Brautpaare (Jahrb. f. nd. Sprachf. 3, 135). Er scheint auch sonst nicht oft gewählt zu werden, worauf der Sonntag wirkte.

Alle diese Wochentage hatten Geltung, so lange die kirchliche Trauung die einzige Form der Eheschliessung gewesen ist. Durch Einführung der Civilehe werden wohl die grössten Änderungen eingetreten sein, da die kirchliche Einsegnung den Act auf dem Standesamt voraussetzt, und dieser von dem Standesbeamten anberaumt wird.

Von verbotenen Heiratszeiten hat das deutsche Heidenthum schwerlich etwas gewusst. In der christlichen Kirche ward die Ansicht von der geschlossenen Zeit, in der keine öffentliche zerstreuende Lustbarkeit zulässig sei und daher keine Hochzeit, seit dem vierten Jahrhundert ent-

¹⁾ Kuhn, Märkische Sagen 355. A. Baumgarten, A. d. Heimat 9, 61 (hier auch der Spruch: D'Miticha- und d'Montabräut habnt nie koan rechtö Freud').

²⁾ Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen v. 1851 (Hannov. 1854), S. 104. Curtze, Geschichte u. Beschreibung des Fürstenthums Waldeck, S. 419.

wickelt, und die abendländische Kirche wirkte auf die Beobachtung des Gebotes auch unter den Deutschen. Die Passionszeit und die Adventzeit wurden demnach aus dem Hochzeitzkalender gestrichen. Die kirchlichen Gebote wurden zum Theil in die Landrechte aufgenommen. So legte das isländische Recht (Grágás festath. 10) die Strafe der Verbannung darauf, wenn einer zwischen dem Sonnabend vor Weihnachten und dem nächsten Sonntag nach Epiphantias oder in der Zeit von neun Wochen vor Ostern bis zum weissen Sonntage heirate. Die geistlichen Dispense brachten freilich auch hier Erleichterungen. Nach Seb. Francks Weltbuch (136*, Schmeller bayr. Wb. II², 649) war eine schwarze Henne, die in dem Aberglauben als Opfer an die bösen Mächte gilt, eine übliche Leistung für die kirchliche Erlaubniss, in verbotener Zeit sein Weib heimzuführen.

Der Tag der Hochzeit war bestimmt und die Vorbereitungen wurden in beiden Häusern getroffen. Dazu gehörte die Einladung der Gäste, die zunächst den Verwandten des Paares und den Nachbarn galten, und je nach Stand und Vermögen in engerer oder weiterer Ausdehnung sich hielten.

In alter Zeit scheinen Braut und Bräutigam selbst die Hochzeitbitter gewesen, darauf weisen Reste des Brauches hin. Sehr alterthümlich ward es bis in neuerer Zeit in oberösterreichischen Gegenden gehalten, indem der Bräutigam und ein Begleiter, der schöne Mann genannt, zu seiner Freundschaft (Sippe), die Braut und ein Begleiter, der Zubräuka' (Nebenbräutigam), der sie auf dem Wege über die ersten drei Stiegel (kleine Treppen zum Übersteigen der Grenzzäune) heben musste¹⁾, zur Verwandtschaft ihrer Seite laden gingen (Baumgarten, Aus der Heimat 9, 49). In andern oberösterreichischen Orten ging die Braut mit dem Bruder oder dem Göd (Paten) oder auch einem Freunde des Bräutigams die Leut' laden (ebd. 52).

¹⁾ Über das Heben der Braut bei der Hochzeit weiterhin.

In der Eifel geschehen die Ladungen je nach der Freundschaft durch Vertreter des Bräutigams und der Braut (Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes. Trier 1856, S. 52).

Auf Sylt ging die Braut im Festgewande von Haus zu Haus, klopfte an die Hausthür und sagte draussen stehend den Einladungsspruch, der auf das Bridmanslag (Vorhochzeit am Dienstag) und auf das uetskenken (Auslieferung der Braut am Donnerstag) lautete. Sie ward dann ins Haus genöthigt, bewirtet und mit einem Ausstattungsstück (Glas, Napf, Topf u. dgl.), mitunter auch einem Geldstück beschenkt. Der Bräutigam ritt mit dem begleitenden „Fuarman“ (eigentlich Vormund) von Hauswirt zu Hauswirt und lud ihn ein, ihm helfen die Braut zu holen. Er betrat das Haus nicht¹⁾.

Die Einladung des Bräutigams geht also auf den Gewinn einer grossen Begleitung zu dem Zuge, mit dem er die Braut abholen will; die Braut sammelt bei ihrem Gange Geschenke für ihre Ausstattung. In der Oberpfalz heisst dieses Laden durch die Braut daher das Haussteuersammeln. Sie geht mit dem Brautkrönlein geschmückt im Ort von Haus zu Haus, am Arm einen Zeker, der mit schönem Bortentuch überdeckt ist, neben sich eine alte Magd mit dem Rückenkorb. Diese spricht beim Eintritt: „Es kommt eine Braut, lässt bitten um eine Haussteuer“; die Braut sagt, wie es scheint, keine Ladung. Auch reiche Mädchen unterlassen nicht diesen Sammelgang, Ehren halber, weil es eine alte Sitte ist und weil man meint, die demüthig bittende werde eine sparsame Hausfrau sein (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1, 62).

In Niederschwaben besorgten die Braut und ihr Gespiel (die Brautführerin) in ihrem Dorfe das Hochzeitladen selbst, auswärts der Hochzeitlader. Die Hochzeitlerin ist im Festrock, grün oder gelblich mit braunen Spreckeln, darüber der aus

¹⁾ Chr. Jensen, Die nordfriesischen Inseln. Hamburg 1891. S. 300 f. Michelsen-Asmussen, Archiv I, 413 ff. Abbildung einer Föringer hochzeitladenden Braut bei Westphalen, Monum. ined. I. Tafel 19 (wiederholt bei Jensen a. a. O., S. 312).

Messingschuppen und Messingschildchen gemachte Gürtel, an dem ein Messer hängt, auf dem Kopf das Schäppele (Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 2, 325). Von einem Aussteuerbitten wird hier nichts berichtet; Geschenke aber erhält die Hochzeiterin wohin sie in den letzten drei Wochen kommt, und gibt dafür ein Nastuch, wovon sie immer einen Vorrath in einem Körbchen am Arm trägt (ebd. 326).

Im oberen Mühlviertel in Oberösterreich geht die Braut und ihre Kranzeljungfrau in den letzten Wochen vor der Hochzeit in ihrer und der Nachbarpfarre die Hochzeitsteuer sammeln, die gern nach Vermögen in Leinwand oder Brot, Eier, Schmalz, Fleisch oder auch in Geld gegeben wird. Bräute, die sich zu betteln schämen, sagt das Volk, müssen zur Strafe für ihren Stolz nach der Hochzeit betteln (Am. Baumgarten, Aus der Heimat 9, 54).

Im südkärntischen Lesachthal trägt die Braut vom ersten kirchlichen Aufgebot bis zur Trauung den Brautgürtel, der wie der schwäbische aus Messingschuppen gebildet ist. Um ihren Hut ist ein rother Seidenfaden mehrfach geschlungen. Ehemals trug sie ihn um die Stirn und ein rothes Band war durch den langen Zopf geflochten. Sie ladet die Hochzeitgäste ein und wird wohl auch eine Aussteuer erhalten. (Mittheilung meines lieben Freundes M. Lexer, eines Lesachthalers).

Auch bei den Winden findet sich dieser Bitt- und Lade-gang der Braut, nicht minder aber auch in Schweden, wo die Braut um Hanf, Lein oder Wolle, und der Bräutigam abgesondert von ihr zu anderer Zeit um Hafer zur Aussaat bittet. Auch die Finnen und Esten haben den ganz gleichen Brauch (v. Schröder a. a. O. 45 ff.).

In der Regel geschehen aber die Einladungen zur Hochzeit durch einen Boten, den Hochzeitbitter oder Leutlader, der gegen Bezahlung sie übernimmt. Sein altes Zeichen ist der Botenstab, meist von dem im Volksglauben geweihten Haselstrauch geschnitten. Der Hochzeitbitter ist festlich angekleidet, am Hut und auch am Stabe mit Bändern und Schleifen geschmückt; in Schwaben trägt er im Knopfloch eine um-

bänderte Rose, anderwärts (so in Thüringen) einen Rosmarinstengel, wieder anderswo einen Blumenstrauss auf dem Hut. Einen oberbayrischen Hochzeitlader hat Hugo Kauffmann trefflich abconterfeit in Karl Stiellers Hochzeit in die Berg (Stuttgart 1882). Eigenthümlich ist der siebenbürgisch-sächsische Brauch, die Ladung des „Bitterknechts“ zuerst zu bezweifeln, ihn dann mit einer Wide (Gerte) an den Herd anzubinden und ihn den Spruch wiederholen zu lassen (Mätz, S. 42 f.).

Nach dem Gruss wird die eigentliche Ladung vorgelesen, die je nach Witz und Mundstück des Leutladers mit Schilderung der zu erwartenden Genüsse und auch in manchen Gegenden, so in Bayern und Österreich, mit den Preisen, die von den Gästen für die Mahlzeit der Wirt fordern wird, ausgestattet sind. Seine Spässe verspart der Hochzeitlader gewöhnlich auf den Trauungstag selbst, an dem er den Sprecher und Ceremonienmeister zu machen hat¹⁾.

Der Hochzeitstag ist gekommen. Die Braut muss für denselben gerüstet werden. Und gleich hier zeigt sich die Unzulänglichkeit des Quellenmaterials für unsere älteste Zeit, das wir aus spärlichen Resten und nicht mehr verstandenen Gebräuchen der Gegenwart ergänzen müssen.

Die Braut soll gegen Unheil und den Hass der göttlichen Mächte geschützt in die Ehe treten: sie muss durch ein Bad entsühnt werden. Dieses Brautbad, von dem das Gedicht von der Hochzeit (12. Jahrhundert) das älteste deutsche Zeugniß gibt (Karajan, Sprachdenkm. 25, 15), das aber das indische und das griechisch-römische Hochzeitritual²⁾ kennen, ist keine blosse leibliche Abwaschung, sondern eine Lustration,

¹⁾ Ladsprüche u. a. bei Am. Baumgarten, A. d. Heimat 9, 49 ff. G. Sztachovics, Brautsprüche und Brautlieder aus dem Heideboden in Ungarn, Wien 1867. Mätz, Siebenbürg.-sächs. Bauernhochzeit 43. Jahrb. f. nd. Sprachforsch. 3, 133. Bartsch, Mecklenb. Sagen 2, 71—81.

²⁾ H. Diels, Sibyllinische Blätter 48, hat darauf hingewiesen, dass die antiken Hochzeitgebräuche wesentlich Lustrationsriten sind. — Über das altindische Brautbad: Haas bei Weber, Ind. Stud. 5, 304.

eine entsühnende Weihung. Noch heute ist deutscher Brauch, dass die Braut kurz vor dem Trauungstage ein Bad nimmt; das gründet sich in jenem alten Ritus. In dem 14. Jahrhundert war in reichen Bürgerkreisen daraus eine üppige Einleitungsfeier geworden. Die Regensburger Statuten von 1320 verboten dem Bräutigam, wenn er mit der Braut ins Bad (in eine der öffentlichen Badstuben) ging, mehr als 24 Genossen und der Braut mehr als acht Frauen zur Begleitung zu nehmen. In den Nürnberger Polizeiverordnungen des 14. Jahrhunderts werden die Badeladungen (*padlat*), bei denen getanzt und geschmaust ward, untersagt. Es soll nur die Braut mit vier Frauen zu Bad gehen (Nürnb. Pol. Ordn., herausg. von J. Baader, S. 62). Der dabei getriebene Aufwand zwang die Stadträthe sogar zu Verboten des ganzen Brauches. So untersagte der Münchener Rath 1402 jedweden das Hochzeitbad (Schmeller, Bayr. Wörterb. I², 209).

Nur aus Böhmen und der Oberpfalz vermag ich sodann einen andern uralten Brauch zu belegen (Schönwerth, Aus der Oberpfalz I, 77), nämlich dass der Braut von der Mutter oder sonst nahe Gefreundeten einige Kopflhaare und die Nägel an Händen und Füßen abgeschnitten und sofort verbrannt werden. In Böhmen muss die junge Frau bei dem Eintritt in ihre neue Heimat drei ihrer Haare in den Kamin werfen (Wuttke, §. 566). Es sind das Opfer; das abgeschnittene Haupthaar ist eine aus dem griechischen Kultus und von andern Völkern her wohlbekannte Opfergabe an die Unterirdischen¹); und ebenso die Nägel, mit denen allerlei Zauber getrieben werden kann; die Möglichkeit, der Braut damit zu schaden, soll durch das Verbrennen gehindert werden²). Es ist aber zugleich ein Opfer: etwas von dem Leibe wird statt des ganzen den Göttern dargebracht. Im vedischen Heiratritus findet sich auch das Abschneiden zweier Haarlocken der Braut und deren Ersatz durch zwei Wollenflocken (Haas in d. Ind. Stud. V, 278).

¹) Rohde, Psyche 16. Tylor, Primitive Cult 2. 364.

²) Hartland, The Legend of Perseus 2. 138—143. Kohler, Melusinsage 65.

Aus der Oberpfalz (Schönwerth I, 98) stammt auch der Nachweis eines Thieropfers. Im bayrischen Walde gehört Bockfleisch auf den Hochzeitstisch. Das Thier wird von dem Dach eines Hauses herabgestürzt und von dem Metzger sofort abgestochen. In ältester Zeit ist wahrscheinlich die Braut mit dem Blute des Bocks besprengt worden. Die Erinnerung daran sind die das Blut vertretenden rothen Fäden um Stirn oder Hals der Braut: im Havellande trägt oder trug sie einen rothen Seidenfaden um den Hals (Kuhn-Schwartz, Nordd. Sagen 433, 282). Im südwestlichen Kärnten trägt sie ihn um den Hut, früher um die Stirn und ein rothes Band durch den Zopf geflochten (oben S. 336). In Westfalen hatte ehemals die Braut ein rothseidenes Band um den Kopfputz (*dat stik*, Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 41). In der Oberpfalz und auch in andern bayrischen Gegenden hat die Braut ein schwarz und rothes, oder ein weiss und rothes Halstuch mit langen Zipfeln, die den Rücken hinabfallen (Schönwerth I, 82). Auch an dem Bräutigam, seinen Gesellen und selbst am Hochzeitbitter ist roth zu sehen: der erstere trägt ein rothes Band um den Hut, gleichwie rothseidene Bänder von den Hüten seiner Freunde flattern (Schönwerth I, 85¹). Das Halstuch ist schwarzseiden mit rothen Streifen. Der altindischen Braut binden die Brüder der Mutter ein halb roth, halb schwarzes Halsband von Schafwolle oder Linnen um (Haas a. a. O. 308), und die römische Braut hatte ein *flammeum sanguineum*, ein blutrothes Tuch, über dem Kopf: alles Hinweisungen auf ein Sühnopfer²). Die Seide an den deutschen Bändern ist moderner Ersatz der alten Wolle.

Zu den ältesten Hochzeitriten gehört die Verhüllung der Braut. Bekannt ist, dass die römische *nupta*, die Braut, eigentlich die verhüllte bedeutet, und dass auch die alt-

1) Über Roth in der Badischen Hochzeittracht E. H. Meyer im Freiburger Universit. Festprogr. z. 70. Geburtst. des Grossherzogs 1896, S. 52.

2) In altdänischen Liedern binden die Helden, um sich unverwundbar zu machen, rothe Seidenfäden um den Helm (Grimm, RA. 183): Rest eines mit Opfer verbundenen Zauberritus.

griechische Braut einen tiefen Schleier an dem Vermählungstage bis in das Brautgemach trug. Bei den Germanen war es ebenso¹⁾. Als Thórr dem Riesen Thrymr in weiblichem Gewande als Braut zugeführt wird, ist er mit dem, seinen Kopf weit und tief bedeckenden Brautlinnen (brúdlín) verhüllt (Thrymsqu. 19. 27); unter dem Leintuch gehn (gánga und líni, Rígsthula 40) hiess Braut sein. Die Ditmarsische Braut hatte den Kopf ganz verhüllt. Auf Sylt war Kopf und Oberleib der Hochzeiterin mit einem Überhang bedeckt, in welches später ein Viereck zum heraussehen (wohlwollend, aber ohne Verständniss der alten Sitte) geschnitten war²⁾.

Diese Bedeckung des Kopfes ist auch bei Neugriechen, Rumänen und slavischen Völkern, nicht minder bei Esten und Finnen Brauch gewesen oder ist es noch³⁾. Wenn sie durch die Entführung aus dem Vaterhause erklärt wird, so trifft das schwerlich das richtige. Denn diese Verhüllung des Antlitzes gehört zu dem Opferdienst der Unterirdischen, die auch bei der Eheschliessung verehrt wurden.

Über die Kleidung des Mädchens zu der Hochzeit ihres Lebens lässt sich Folgendes sagen:

Althergebrachter Hauptschmuck der jungfräulichen Braut war das lange, lose Haar; es galt als Zeichen bewahrter Reinheit bei den niederdeutschen Bräuten und auch in der Eifel noch im vorigen Jahrhundert⁴⁾. Indessen wurde es nicht allgemein am Hochzeitstage frei getragen; im Norden hatten in alter Zeit die Bräute ihr Haar hoch aufgebunden und mit Bändern umwickelt⁵⁾, ganz wie es noch im 17. Jahrhundert in schwedischen Gegenden gebräuchlich war. Der Brautkranz fehlte wie es scheint dabei gänzlich; er war ersetzt durch

¹⁾ Das got. *liugan* (Prt. —*aida*) und das fries. *logia*, heiraten, scheinen auch ursprünglich verhüllen zu bedeuten, J. Grimm, *Vorr. zu Schulzes Got. Glossar*, S. XIII.

²⁾ Abbildung in *Westphalens Monum.* I, Tafel 21.

³⁾ v. Schröder a. a. O. 72 ff.

⁴⁾ *Gruppen de uxore theot.* 204. Schmitz, *Sitten des Eifler Volkes* 53. Vgl. auch Ol. Rudbeck, *Atlantica* III, 617. Herrad von Landsberg *Hortus deliciarum*, herausg. von Engelhardt, Taf. 2.

⁵⁾ *hagliga um höfud typpa* Thrymsqu. 16.

das freifliegende Haar oder es ward nicht für nöthig erachtet, die Jungfräulichkeit der Braut besonders anzudeuten. Germanisch ist er nicht, sondern römisch und durch die Vermittlung der Kirche¹⁾ üblich geworden. Im 10. Jahrhundert war der bräutliche Rosenkranz in Deutschland bereits im Brauch²⁾. Auch in Frankreich war er üblich und der Bräutigam trug dort im 13. Jahrhundert ein Kränzchen von grünen Zweigen.

Das Schapel oder Schapellin, d. h. das Kränzlein aus frischen Blumen, ist denn auch in der höflichen Zeit das Zeichen der Jungfräulichkeit geblieben³⁾ und der Schmuck jungfräulicher Bräute. In der Gestalt des künstlichen Schapels, d. h. des aus verzierten Bändern geflochtenen Stirn- und Kopfschmuckes, hat es sich landschaftlich, so in Schweizer Landschaften, im Bregenzer Wald, im Schwarzwald, im Hennebergischen, im Salzburger Lande, bis jetzt oder vor kurzem noch als Brautzier erhalten. An dem „Bördl“ fehlt dabei nicht der Rosmarin, der auch die Brust der Braut schmückt. Diese Mittelmeerpflanze, die schon in Karls d. Gr. Gärten gepflanzt ward, hat sich wohl durch den würzigen Geruch zu einem Lieblingskraut des deutschen Volkes erhoben. Es ist Zeichen der Liebe, schmückt die Hochzeiter und nicht minder die Todten. Überall, im Süden und Norden, im Westen und Osten wird der Rosmarin als Bürge der Liebe und der Treue an Haupt und Brust getragen. Rosmarinkränze dienen sogar als Brautkränze in Vorarlberg, in Schaffhausen, in Oberösterreich (Baumgarten, Aus d. Heimat IX, 64), im Waldeckschen (Curtze, Geschichte 419). In England und in Frankreich, auch bei slavischen Völkern, hat der Rosmarin dieselbe Bedeutung wie bei uns⁴⁾. Verbreitet im Süden und Norden des deutschen Landes war auch

¹⁾ Tertullian de coron. mil. 13. Chrysostom. homil. 9. in Timoth. I.

²⁾ Notkers Marc. Capella, S. 62 (Graff).

³⁾ Winsbekin 16, 10. 33, 5. Heinr. v. Neustadt, Apollon. ed. Strobl, S. 249. Reinfried 11040. Fragin. 23. 327.

⁴⁾ Lütolf, Sagen und Bräuche aus den fünf Orten. Luzern 1862, S. 378. Birlinger, Volksth. aus Schwaben 2, 345. Bavaria I. 1, 438. Schmeller 2², 153. Böckel, Volkslieder aus Oberhessen XIX f. Kuhn, Westfäl. Sagen II. 38. 49. Märk. Sagen 357.

die heute noch vielfach getragene Brautkrone, ein kronenartiger Aufsatz von glänzendem Draht, Flittern und Perlen, an dessen Stelle auch das niedrigere Krönel oder Bündel getreten ist, oder in neuerer Zeit ein Kranz von künstlichen Blumen¹⁾. Immer gilt dieser Schmuck als jungfräuliches Zeichen. In dem Gedicht von Mei und Beaflore (13. Jahrhundert) heisst es: *si truoc noch die krône ûf blôzem hâr alsam ê* (91, 4). Die jungfräuliche Schwester des Anfortas trägt „die krône ûf blôzem hâr“ (Parziv. 812, 3). Und wenn Heinrich von Morungen (M.Fr. 129, 28) von der schönen, die er liebt, sagt: „diu mit ir krönen gie von hinnen“, so ergibt sich, dass er nicht einer verheirateten Frau diente, sondern einer Maget.

Sinnig ist der nur aus neuer Zeit bezeugte Brauch, den Brautkranz mit Getreideähren zu schmücken (Mecklenburg) oder ihn ganz aus Ähren zu flechten (Niederbayern; Dresdener Gegend)²⁾. Es hängt mit der sehr alten Sitte zusammen, die Braut mit Fruchtkörnern zu beschütten.

Zur alten Brauttracht gehört der Gürtel, der allerdings ein nothwendiger Theil des weiblichen Anzugs überhaupt war, am Hochzeitstage aber noch eine besondere Bedeutung hatte. Mit dem entgürten nahm der junge Mann die Braut am Abend ganz in Besitz. Nach altindischem Hochzeitritual löste der Bräutigam auf dem Brautbett unter Sprüchen den Gürtel der Neuvermählten, nicht minder der Römer der jungen Gattin den mit dem Herkulesknoten gegen Zauber geschützten Gurt (Haas in d. Ind. Studien V, 389).

In manchen bayrisch-österreichischen Gemeinden hat sich seit Jahrhunderten ein in der Kirche oder in der Dorf-lade verwahrter Brautgürtel erhalten, der an jungfräuliche Bräute verliehen wird. Es ist ein Prachtstück aus versilberten Messinggliedern und vergoldeten Spangen mit blauen oder

¹⁾ K. Hildebrand im Deutsch. Wörterb. V, 2356. Bavaria I, 437. II, 191. 848. III, 383. IV, 250. Schönwerth I, 82, f. Schmitz, Sitten des Eifler Volkes 53. Mätz, Siebenbürg.-sächs. Hochzeit 65. Immermanns Münchhausen III, 2.

²⁾ Mannhardt, Mythologische Forschungen, S. 358 f.

rothen Glassteinen bestehend, die auf Sammt aufgenäht sind (Bavaria I, 437). In der Oberpfalz ist er einfacher, eine Messingkette mit vier rothen Maschen (Schönwerth I, 83); in Schwaben und in Kärnten besteht er aus kleinen, verbundenen Messingschuppen und Schildern.

Die übrige Brauttracht scheint nichts besonderes gehabt zu haben. Wo es anging, waren die Gewänder natürlich neu und möglichst gut an Stoff¹⁾. Aus dem Gedicht von der Hochzeit (Karajan, Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts 25, 15. 36, 18) lässt sich weisse Farbe des Brautkleides folgern: in das weisse mit köstlichen Bändern (borten) besetzte Gewand wird die hohe Braut gehüllt und mit goldenen Spangen und anderem Schmuck geziert. In dem österreichischen Hausruckviertel tragen unbescholtene Bräute den ganzen Hochzeitstag weisse Schürzen (Baumgarten, Aus d. Heimat, 9, 65). Weisse Schürzen und Halstücher sind auch unerlässlich bei jungfräulichen Bräuten und Ehrenmägden in Tuttlingen in Schwaben (Birlinger, Volksthüml. 2, 383). Bemerkenswerth ist jedenfalls, dass heute in Altbayern und in Oberschwaben, in Ländern, die an alter Volkssitte noch festhalten, ein helles Brautkleid für anstössig gehalten wird und die Braut nur schwarz oder violett trägt (Bavaria I, 436 f. Schönwerth, Aus d. Oberpfalz I, 82 ff. Birlinger, Volksthümliches aus Oberschwaben 2, 345. 383).

Von dem Bräutigam sagt ein deutsches Gedicht des 12. Jahrhunderts, als der Tag erschienen ist, an dem er eine vil liebe gemahelen gewinnen soll: „er samenit sich vil witen durch willen siner brüte mit vründen joch mit mægen, er enlât sichs niht betrægen, mit menigen kumet er vur daz hûs, die vrowen ladet er darûz, er halset und kusset sin trût, dan vuoret er die brût. die mit im ritent, niht langer sie enbitent, si vrowent sich und singent, unz si sie heimbringent. die hiwen bitent ir dô vore under dem burgtore“

¹⁾ dô vlizzet sich diu maget baz ir wæte danne si é hæte
Karajan Sprachd. 25, 1—4.

(Karajan, Sprachdenkm. 112, 15 ff.)¹⁾. In diesen Versen sind die Hauptscenen des Hochzeitstages alter Sitte gezeichnet: der Zug des Bräutigams zum Brauthause; die Forderung, sie ihm zu übergeben; Umarmung und Kuss des Paares und die fröhliche Heimführung ins eigene Haus mit dem Empfang der jungen Frau.

Mit seinen Freunden und Verwandten reitet der Bräutigam in stattlichem Zuge nach dem Hofe der ihm vorher Verlobten. So war es in Deutschland und im Norden Sitte; nur nach besonderem Abkommen (mein Altnord. Leben 246) mit dem Vormund kam der Bräutigam nicht selbst, sondern liess die Verlobte durch seine Freundschaft in grossem Aufzuge abholen und empfing sie dann vor seinem Hause, wo die Hochzeit gehalten ward.

In beiden Fällen war die abholende Schaar in alter Zeit bewaffnet²⁾; nicht als Erinnerung an die wilde Raubehe, sondern zur Vertheidigung der Braut, die unter sicherem Geleite in ihr neues Heim gebracht werden musste. Überfälle von Hochzeitzügen sind oft genug geschehen³⁾. Bis in neue Zeit kam der vom Bräutigam zur Abholung der Braut gesandte Brautführer mit seiner Begleitung bewaffnet auf den Dürrenberg über Hallein im Salzburger Lande (Aug. Hartmann, Volksschauspiele in Bayern und Österreich 120 ff.).

Auf dem Dürrenberge werden dem Abgesandten des Bräutigams von dem Brautvater erst eine Zahl Räthselfragen vorgelegt, die er beantworten muss, ehe ihm die Braut ausgeliefert wird. Auf Sylt fand bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts der Fuarman (Vormund), neben dem der Bräutigam übrigens an der Spitze der Fahrtgenossenschaft war, das

¹⁾ Ausführlicher ist die Schilderung in dem Gedicht von der Hochzeit, Karajan ebd. 25, 4 ff. Wenn auch diese Stellen mit lateinischen theologischen Schriften sich berühren, so ist kein Grund, sie hier nicht zu benutzen, da keine fremde, sondern deutsche Sitte aus ihnen sich äussert.

²⁾ Dargun, Mutterrecht und Raubehe 128.

³⁾ Scheinbare Überfälle des Ausstattungs- (Kammer-) Wagens der Braut durch die Leute des Bräutigams sind in landschaftliche Hochzeitscherze aufgenommen, Dargun 129.

Brauthaus verschlossen. Nach einigem Klopfen erschien ein altes Weib und fragte, was sie wollten? Der Fuarman antwortete: „Wir haben hier eine Braut abzuholen“. Die Alte schlug die Thür zu und rief: „Hier ist keine Braut“. Erst auf das zweite Klopfen ward der Bräutigamschaar geöffnet (Michelsen-Asmussen, Archiv I, 413 ff.).

In siebenbürgischen Sachsendörfern findet der Bräutigam den Brauthof verrammelt oder wenigstens mit Seilen oder Ketten versperrt, ebenso an der Saar und in niederländischen Orten (Mätz 54. 68). Auch zur Vertheidigung schickt man sich in Siebenbürgen an, nicht minder bei den Kleinrussen. Denn das ist ein weitverbreiteter Brauch, bei slavischen Völkern, bei Esten und Finnen ebenfalls nachweisbar¹⁾, der aus den Zeiten stammt, in denen gewaltsame Entführungen häufig waren.

Weist dies auf Ernst, so ist ein anderer Brauch aus Schimpf und Scherz entsprungen. Statt der Braut wird eine unechte zuerst vorgeführt, gewöhnlich ein altes Weib, seltener ein anderes Mädchen oder gar ein verkleideter Mann (Bayern, Gottschee, Hessen, im Wetterauer Vogelsberg, auf den Schwedischen Inseln). Auch das ist weitverbreitet: Romanen, Slaven und Esten kennen diesen Scherz²⁾. Wiederholen will ich nur wegen der lebendigen Ausführung den vor 50 Jahren von mir mitgetheilten oberschlesisch-polnischen Brauch. Dem Bräutigam wird zuerst ein altes lahmes Weib zugeführt, das in weissem Leintuch verhüllt ist. Der Hochzeitführer des Bräutigams ruft, das sei nicht die Braut, sondern ein Thier. Hiernach kommt eine der Brautjungfern: sie dreht sich vor den Starosten (den Hochzeitführern) um und entwischt in die Kammer: das sei ein scheues Thierchen, die Braut könne es nicht sein. Dann erst kommt, nachdem eine Art Brautkauf gegeben ist, die Braut selbst (Haupt, Z. f. d. Alterth. 6, 462).

1) v. Schröder, Hochzeitbräuche der Esten 57 ff.

2) v. Schröder 68 ff., wo auch auf Useners Aufsatz im Rhein. Museum XXX. 189 ff. Italienische Mythen verwiesen wird und namentlich auf 224—229 (zu Ovid. Fast. 3, 677 ff.)

Der Bräutigam ist nun in dem Brauthause, umgeben von seiner Begleitung; der Rechtsvormund der ihm früher schon Verlobten mit dieser und ihren Verwandten steht ihm gegenüber, und die Übergabe, die vorher versichert war, erfolgt nun, oft wahrscheinlich kurz, zuweilen ausgeführter. Wir können hier das sogenannte Schwäbische Verlöbniß¹⁾ verwerthen, das zuerst eine Rechtshandlung und darauf die Formel der Übergabe der Braut enthält. Mit sieben Handschuhen verpfändet der freie Schwabe der freien Schwäbin nach schwäbischem Recht, dass er den rechten, den gewährten, den gewaltigen Schutz (munt), ihm zu seinem, ihr zu ihrem Rechte mit seinem Vollwerth gegen ihren Vollwerth übernehme. Dann verpfändet er ihr, was er an Eigen besitzt in schwäbischer Herrschaft und in des Königs Reich nach Schwaben Gesetz und Schwabenrecht, dann den Herdenbesitz, dann Zaun und Gezimmer mit Aus- und Einfahrt; dann die Weiden für Rosse, Kühe, Schafe und Geflügel; dann Gold und Geschmeide und Gewaffen; dann die Eintragung in das Widembuch. Die sieben Pfänder nimmt die Frau und ihr Vogt, und dann nimmt der geborene Vogt der Frau die Pfänder und die Frau und ein Schwert und ein golden Ringlein, einen Pfennig und einen Mantel, thut einen Hut auf das Schwert, das Ringlein an den Schwertgriff und überantwortet die Frau dem Manne und spricht: „Womit ich Euch mein Mündel übergebe in Eure Treue und Eure Genade, und ich bitte Euch um der Treue willen, indem ich sie Euch anbefehle, dass Ihr ihr seiet ein gerechter Vogt und ein genädiger Vogt und dass Ihr nicht ein schlechter Vormund werdet!“ Damit empfängt er sie und er behalte sie ihm.

Schwert, Ring, Pfennige, Mantel haben wir schon als Rechtssymbole bei der Verlobung (S. 309 f.) gefunden; sie erscheinen bei der Übergabe oder Trauung noch einmal. Der Hut ist auch ein Zeichen der Übertragung oder Übergabe

¹⁾ Den Text der oftgedruckten Formel u. a. in W. Wackernagels Altd. Lesebuch⁵ 365. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. XCIX. Als Trauungsformel bezeichnet von R. Sohm, Recht der Eheschliessung 66. 319.

des Besitzes (Grimm. RA. 148) wie Ring und Pfennig (ebd. 178. 180).

Andres werden andre Formeln und Bräuche ergeben. In einem kölnischen Trauungsformular¹⁾ aus dem 14. Jahrhundert wird demjenigen, der zwei zur Ehe zusammen geben soll, folgendes vorgeschrieben. Zuerst soll er den Mann fragen: „Bist Du hier, auf dass Du Sibllychen (Beilgen oder wie sie nun heisst) zu einem Eheweibe und zu einer Bettgenossin haben willst?“ So soll der Bräutigam sagen: „Ja“. Dann soll er die Braut bei ihrem Namen fragen: „Bist Du hier auf dass Du Heinrich (oder wie er sich nennt) zu einem Vormund und Bettgenossen haben willst?“ So soll sie sagen: „Ja“. Dann soll der Bräutigam den Ring nehmen und ihn der Braut an den Finger nächst dem kleinen Finger stecken. Darauf soll derjenige, der sie zusammengibt, ein seidenes Tuch nehmen, in das zwölf Torneschen²⁾ gebunden sind und sprechen: „Ich gebe Euch zusammen auf fränkischer Erde mit Gold und Gestein, mit Silber und Gold, sowohl nach Frankenweise als nach Sachsenrecht, dass Euer keiner den andern lassen soll um Lieb' noch um Leid noch um irgend etwas, das Gott an ihm geschaffen hat oder noch mag lassen geschaffen werden“. Dann soll, der sie zusammengibt, das Tuch mit den Münzen einem überreichen, der es der Braut aufbewahre, und diese soll das Geld um Gotteswillen armen Leuten geben. Der Bräutigam aber soll der Braut aus einem Becher zutrinken und der Braut darnach einschenken.

Es erfolgt hier zunächst die Verlobung, die noch einmal (wie in dem schwäbischen Formular) aufgenommen ist samt den Verlobungszeichen des Ringes und des übergebenen Brautkaufes, welcher, als im Besitz des Verlobers schon befindlich, nunmehr von ihm der Braut geschenkt wird³⁾. Der Weintrunk

¹⁾ Wallraf, Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln I, 159 f. Wackernagel bei Haupt, Z. f. d. A. II, 553 f. Sohm, Recht der Eheschliessung 320 f.

²⁾ Münzen mit Gepräge der Stadt Tours.

³⁾ Dass sie ihn als Almosen vertheilt, ist nebensächliche Verwendung.

bestätigt den geschlossenen Vertrag. Die förmliche Übergabe der Braut wird nicht erwähnt, ist aber zu ergänzen; denn die Verlobung ist früher geschlossen, wie der Brautkauf beweist, der sich schon in der Hand des Verlobers befindet.

Die Vereinigung von Verlobung und Übergabe der Braut erfolgte namentlich bei rasch geschlossenen Ehen; dann wurden die Förmlichkeiten verschmolzen. In dem Roman des Pleiers, Tandareis, wird nicht bloss der Held mit seiner Floribel nach langen Abenteuern, sondern auch die fünf andern Paare durch Artus kurz zusammengegeben und halten das Beilager. Am nächsten Morgen hören sie die Messe (Tandar. 16315—16674). Sehr abgekürzt ist die Verlobung und Trauung Siegfrieds mit Kriemhild im Nibelungenliede (Str. 566—570) geschildert. Rasch geschieht auch die Zusammengebung der jungen Bauerntochter Gotelind mit dem Strauchritter Lemberslint nach dem Gedicht Wernher des Gärtners von dem Maiersohn Helmbrecht (1503 ff.)¹⁾. Ein alter Mann, der sich auf solche Sachen versteht (die Ehe wird gegen den Willen der Eltern der Braut durch den jungen Bruder gestiftet, 1431 ff.), stellt das Paar in den Kreis der Zeugen und spricht dreimal zu Lemberslint: Wollt Ihr Gotelind zum Eheweibe nehmen, so sprechet Ja! „Gerne“, sagte der Jüngling dreimal, „bei Seele und Leib, ich nehme dies Weib gerne“. Dann fragt der Alte dreimal Gotelind, ob sie den Lemberslint zum Manne nehmen wolle, und sie antwortet dreimal ebenfalls: „Gerne! gebt mir ihn!“ Darauf übergibt er Gotelind zum Weibe dem Lemberslint und Lemberslint zum Manne der Gotelind. Alle singen dann ein Lied und der Bräutigam tritt der Braut auf den Fuss.

Dieser Tritt auf den Fuss ist Zeichen des Antritts der Herrschaft. Noch heute ist es in deutschen Gegenden (und

¹⁾ Das Thema einer Bauernhochzeit ward mit derbem Witz behandelt im Gedichte von Metzen Hochzeit (Lassberg, Liedersaal n. 226, in kürzerer Fassung Diutiska II, 78—91. Hätzlerin 259 ff.), verwerthet in Wittenweilers Ring. Die Fastnachtspiele n. 58 u. 65 sind bäuerliche Heiratsberedungen, n. 66 ist auch eine solche, die aber mit Zusammengebung des Paares schliesst.

auch bei Slaven und Esten) Glaube, dass die Braut das Regiment in der Ehe haben werde, wenn sie vor dem Altar gleich nach der Einsegnung durch den Geistlichen ihren Fuss auf den des Bräutigams setzt. Der Schuh, welcher in manchen mittelalterlichen Heiratsgebräuchen (vergl. oben S. 305) als Geschenk des Bräutigams an die Braut erscheint, ist auch als Symbol der Herrschaft zu deuten (Grimm, RA. 142. 156). Wer den Pantoffel führt, herrscht in der Ehe, ist noch heute bekannte Redensart.

Dafür, dass der Bräutigam die junge Frau auf seinen Schooss setzte, zum Zeichen, dass er sie (wie ein Kind) annehme¹⁾, lassen sich Stellen aus schwedischen Volksliedern anführen.

Ein sehr altes Rechtssymbol der Besitzergreifung, nämlich durch einen grünen Zweig (*viridi ramo, ramis*, Grimm, RA. 130 f.) erwähnen die alten Quellen bei der Vermählung nicht, wohl aber eine altfranzösische *chanson de geste*, *Gui de Nanteuil* (ed. P. Meyer 26): Karl d. Gr. verlobt dem Herviau die Braut mit einem blühenden Ölbaumzweige (*le roy tint une verge florée d'olivier et a dit a Herviau: tenez cheste moillier*). Es lässt sich ferner, freilich nicht für das rechtliche Verlöbniß, aber bei freier Liebesvereinigung aus deutschen Volksliedern nachweisen. In einem aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Liede (Uhland, *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder* 1, 186) heisst es: „Er (ires herzen ein trost) nam sie bei ir schneeweissen hand, Er fñrt sie durch den grünen wald, Da brach er ir ein zweig, Sie küsset in auf seinen roten mund Das wacker megdelein“. Und in einem heute noch in deutschen Landen gesungenen Liede vom Reiter und dem Schäfermädchen heisst es (nach der schlesischen Fassung): „Komm, komm, wir wolln unter die Eiche gehn, Er brach ihr ab einen grünen Zweig Und

¹⁾ J. Grimm, *Rechtsalterth.* 453. Die von ihm (Kl. Schriften V, 319) angeführten angelsächsischen und späteren deutschen Zeugnisse sind zweifelhaft.

machte das Mädel zu einem Weib, Da lachte das Mädel so sehre“¹⁾.

In dem Kölner Formular heisst es von dem, der das Paar ehelich zusammengibt, ganz allgemein „der gene der sy zo hœff gaift“, und in dem ungefähr gleichzeitigen Landrecht von Berg (14. Jahrhundert) lesen wir: „wan ein man van ridderschaft ein wyf nemen wil, mach sie zosamen geven ein leye vur den luyden offenbairlich“²⁾. Hier ist also der geborene Vogt oder Vormund der Braut nicht mehr der gesetzliche Eheschliesser, sondern er ist durch eine andere Person ersetzt, welche den Act der Zusammengebung nach dem Willen der Brautleute vollzieht.

Schon in Gedichten des 13. Jahrhunderts von höfischem Charakter sehen wir die Paare durch ihnen unverwandte Männer zusammengeben. Wenn es der König oder überhaupt der Landesherr ist, wie im Wigalois (956. 9420), im Flore (7484), Eracius (4160), Wigamur (4616), Lohengrin (2309), so kann die obervormundschaftliche Stellung desselben in Rechnung kommen. Aber auch ein Freund gibt den Freund mit der Frau zusammen, wie Gawein den Gasozein mit Schoidamur (Krone 13833 ff.). Es ist also im Zusammenhang mit der Abschwächung oder auch völligen Aufhebung der Geschlechtsvormundschaft und dem mehr oder minder unbedingten Selbstverlobungsrecht der Frauen auch mit der Person desjenigen, welcher die Braut dem Bräutigam ehelich traut, in dieser Zeit eine Wandelung im Vollzuge. Es kann irgend ein dazu berufener den Act vornehmen: die vor Zeugen gegebene Willenserklärung der Brautleute ist die Hauptsache geworden.

Wir kommen damit zu der Mitwirkung der Geistlichkeit, die sich in derselben Zeit grade auch in höfischen Gedichten bemerkbar macht, überhaupt zu dem gottesdienstlichen Theil der deutschen Hochzeitfeier.

¹⁾ Hoffmann-Richter, Schles. Volksl., S. 153 f. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, S. 56. E. Meier, Schwäb. Volksl., S. 344. Simrock, Deutsche Volksl., S. 197. Erk-Böhme, Liederhort I. 441.

²⁾ Lacomblet, Archiv f. d. Niederrhein I, 95.

Aus unserem Heidenthume können wir viel lernen für eine tiefe Auffassung der Natur und des menschlichen Lebens; denn es hatte offene Augen und warme Empfindung. Spitzfindigkeiten so wenig als dogmatischer Fanatismus und platter Atheismus unterbanden ihm noch nicht die Herzader. Der heidnische Germane fasste die Ehe als eine bedeutende und heilige Einrichtung, über deren Beginn die Gottheit zu befragen, für welche ihr zu opfern, die durch sie zu weihen sei. Daher bestunden neben den rechtlichen Verhandlungen gottesdienstliche Gebräuche, und so muss es auch bei uns gehalten werden.

Wie vor jedem wichtigen Unternehmen ist es auch vor den Heiraten während unserer heidnischen Zeit Sitte gewesen, die Stimme der Götter durch das Loss zu erforschen. Wenigstens noch am Ende des 13. Jahrhunderts war Losswerfen bei Hochzeiten so üblich, dass es die Kirche bei Strafe der Excommunication verbot (z. B. auf der Würzburger Synode v. 1298. c. 18. Hartzheim, Conc. germ. IV, 30). Wir haben früher schon (S. 338. 340) auf die Spuren uralter Opfer und Lustrationsgebräuche bei der Eheschliessung hingewiesen, die vornehmlich die Braut betrafen. Sie bezweckten, den Zorn der Göttlichen abzuwenden und ihre Gunst der jungen Frau zu sichern.

Unter den grossen Gottheiten muss nach der Bedeutung des Dienstags für die Heiraten der alte germanische Himmels-gott Tius (Ziu) als Schützer und Gönner der Ehen verehrt worden sein. Bestimmt bezeugt dafür sind Donar-Thórr, der segnende Gott des Wetters und der Erde, der eigentliche Hausgott der Nordgermanen; ferner in Schweden Freyr, der Gebieter über Regen und Sonnenschein und über Frieden, Ehesegen und jeglichen Reichthum. Von Freyr (Fricco) erzählt Adam von Breinen ausdrücklich¹⁾, dass ihm die Schweden bei den Hochzeiten opferten. Wir wissen aus norwegisch-isländischen Liedern, dass bei der Eheschliessung Thors Hammer auf den Schoss der Braut gelegt und dieselbe damit

¹⁾ Gest. Hamab. eccles. pontif. IV, 27 (Pertz 9, 380).

geweiht ward¹⁾. Die Waffe des Donnergottes war das Symbol des Blitzes in seiner segnenden und befruchtenden Wirkung, und noch heute wird den Donnerkeilen schützende und heilende Wirkung zugeschrieben; namentlich sollen sie die Geburten erleichtern²⁾. Der Gewittergott ist wohl auch als deutscher Herdgott und Schutzherr des Hauses zu betrachten, und darum in doppelter Beziehung bei der Gründung eines Hausstandes anzurufen und zu verehren. Noch heute ist es in norddeutschen Gegenden Sitte, die junge Frau dreimal um den Herd zu führen, auf dem ein frisches Feuer brennt, wenn sie ihr neues Haus betritt. Wir gedenken dabei urverwandter, namentlich indischer und römischer Hochzeitsitten, in denen das Feuer und seine Gottheit eine gleiche Bedeutung hatte³⁾. Aus heutigen Gebräuchen der Germanen, Romanen und Slaven ergibt sich ferner eine Verbindung zwischen den Frühlings- und Hochzeitgebräuchen. Der Maibaum erscheint auch als Liebes- und Ehebaum. Und selbst der Tannenwipfel, mit Kerzen- und allerlei Behang geschmückt, der an unsern Weihnachts- oder Kristbaum erinnert, lässt sich als bedeutender Hochzeitbaum nachweisen. Im untern Ritscheinboden in Untersteiermark wird, bevor der Hochzeitschmaus anhebt, der Hochzeitbaum aufgetragen. Es ist ein Fichtenwipfel, der in einem Laib Brot steckt. Auf die Äste sind Wachskerzen angepickt; Lebzelten, anderes Naschwerk und kleine Sachen sind darangehenkt. Er kommt auf den Brauttisch (Firmenich, Germaniens Völkerstimmen II, 759^{*)}).

Wir finden den Brauch auch bei den Rumänen. Ein kleiner, mit vergoldeten Äpfeln und Goldpapierstreifen verzierter Tannenbaum darf dort bei keiner Hochzeit fehlen.

¹⁾ *berid inn hamar brúdi at vígja, leggid Miöllni í meýjar kné, vígid okkr saman, Várar hendi* Thrymsqu. 30.

²⁾ Bei den Deutschen des Böhmerwaldes muss die junge Frau, wenn es während des Brautzeuges donnert, rasch einen schweren Gegenstand zu heben suchen; sie erhält dadurch Gesundheit und Stärke.

³⁾ Haas in Webers Indische Studien V, 318. Rossbach. Röm. Eho 231 f. 314.

Beim Einzug der jungen Prinzessin Elisabeth von Wied als Gemahlin des damaligen Fürsten Karl von Rumänien in Bukurest ritten Bauern mit solchen Bäumchen um den fürstlichen Wagen (v. Stackelberg, Aus Carmen Sylvas Leben, S. 118). Es sind diese immergrünen Bäumchen Sinnbilder des immer grünenden Naturlebens und daher von Vorbedeutung für die Ehen.

Auf einen Brauch möge noch besonders hingewiesen werden. Es erschienen in brandenburgischen Gegenden (Grafsch. Ruppin, Templin, Eberswalde) am Abend des ersten oder zweiten Hochzeitstages, auch während des Zuges in die Kirche maskierte Gestalten, die Maschkers, auch die Feien genannt, die allerlei Possen trieben (Kuhn, Märkische Sagen 362. Kuhn-Schwartz, Nordd. Sagen 433).

Das Auftreten von Masken (*larvati*) bei Rostocker Hochzeiten wird aus dem Jahre 1536 berichtet. Im westfälischen Kreise Iserlohn drängen sich spassmachende Drollgäste zu den Hochzeiten (Woeste im Jahrb. f. niederd. Sprachf. 3, 138. Wörterb. d. westfäl. Mundart, S. 59), deren eigentliche Bedeutung die der gespenstischen Gäste gewesen sein mag, wie denn der Niederländer Kilian *draelgast* durch *umbra* (Schatten), Gerard v. d. Schueren *drollen* durch *Satiri*, *Incubi* erklärt. Die Rolle als Possenreisser, welche diese Leute spielen, ist eine Entstellung; sie sind Nachbildungen elbischer Geister¹⁾, die man als heimliche Gäste bei den menschlichen Hochzeiten sich dachte. Von der alten hennebergischen Burg Botenlaube bei Kissingen geht die Sage, dass in uralter Zeit drei Schwestern, zwei weisse und eine schwarze, dort wohnten, die bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen der Menschen erschienen (Panzer, Bayr. Sagen I, 180). Und von den drei wilden Frauen im Reichenhaller Staufeu wird erzählt, dass sie einst zu der Hochzeit einer schönen Frau in Hausmaining kamen, und

¹⁾ Der Name Feien, den diese als Weiber verkleideten Leute, die auch in der Weihnachtszeit auftreten, in der Mark führen, weist schon auf einen ursprünglich mythischen Untergrund. Über die thüringischen Pfingstfiguren, die den Feien entsprechen und über Mittelalterliches: W. Mannhardt, W. u. F. K. 1, 440 f.

dass sie bei Bräuten, die sie auszeichnen wollten, ihren Gesang hören liessen, wenn jene aus dem Elternhause schritten (Panzer I, 11). Auch sonst erzählen Sagen, dass sich die elbischen Hausgeister gern bei Hochzeiten betheiligen, und mit Recht hat E. H. Meyer (Indogerm. Mythen I, 219 f.) dabei auf die Stellung aufmerksam gemacht, welche die Ahnengeister und die ihnen verwandten Winddämonen im Hochzeitritus hatten. Die Pitris (Ahnengeister) eilten herbei, die junge Frau bei der Fahrt in die neue Heimat zu sehen und zu ihnen betete man für die Neuvermählte und opferte ihnen. So ward auch bei der römischen Hochzeit den Laren und Manen geopfert und bei der athenischen den Urvätern (τρίτοπάτορι) wegen künftigen Kindersegens. Möglicherweise ist das Haar- und Nägelopfer der oberpfälzischen Braut (oben S. 338) den Hausgeistern, den Ahnen, ursprünglich bestimmt gewesen.

Wir wenden uns jetzt zu den Forderungen, welche die christliche Kirche bei der Eheschliessung allmählich erhub und allgemach durchsetzte.

Die hohe Ansicht Christi von der Ehe, welche namentlich von Paulus weiter gebildet wurde, musste für die Stellung derselben in der Kirchenlehre bestimmend sein und sie als eine göttliche Einrichtung erfassen lassen, deren Eingehung der priesterlichen Segnung nicht zu entziehen sei. Der Presbyter und der Bischof wurden demnach von dem Vorhaben der Brautleute unterrichtet und um ihren Rath gefragt¹⁾; die neuen Eheleute feierten gemeinsam das heilige Abendmahl, empfingen auch den priesterlichen Segen, aber zunächst nur im gewöhnlichen Gottesdienst, bis sich später unter den Päpsten Leo, Gelasius und Gregor ein besonderer Brautgottesdienst ausbildete²⁾. Aber Bedingung für die Giltigkeit der Ehe war es durchaus nicht, die damals ganz formlos allein von dem Consens der Brautleute abhing. In der

¹⁾ Ignat. epist. ad Polycarp. 5. Tertull. de monogam. 11. de pudicit. 4. cf. über die religiöse Hochzeitfeier Tertull. ad uxorem 2, 8.

²⁾ Friedberg. Recht der Eheschliessung 8 ff., 16 f.

morgenländischen Kirche ist erst durch Kaiser Leo den Weisen 893 in seiner 89. Novelle die kirchliche Einsegnung zur gesetzlichen Nothwendigkeit für die Eheschliessung gemacht worden. In der abendländischen Kirche ¹⁾ dauerte allerdings das Streben fort, den Eheschluss mit einer kirchlichen Handlung zu verbinden, aber die staatliche Gesetzgebung kam nicht zu Hilfe. Karl der Grosse verordnete freilich in dem Capitulare von 802 (c. 35), dass die Ehe nur nach einer Prüfung des Verwandtschaftsgrades durch die Geistlichkeit und die weltliche Obrigkeit und unter kirchlicher Einsegnung geschlossen werden solle, aber die Verordnung drang nicht durch. Erst durch die Rituale des 10. bis 12. Jahrhunderts erkennen wir, dass die Kirche mit ihren Forderungen allmählich sicherer auftritt. Sie lässt zunächst die Verlobung als einen Act des weltlichen Vormundschaftsrechtes ausser ihrem Bereich, verlangt aber, dass die öffentliche Hochzeit (*publicae nuptiae*) in der Kirche durch den priesterlichen Segen nach Anhörung der Brautmesse gefeiert werde. Der nächste Schritt war, dass die Kirche die weltliche Übergabe der Braut an den Bräutigam mit dem kirchlichen Act zu verbinden suchte ²⁾. Sie forderte daher die Verlegung der gemeinrechtlichen Eheschliessung vor die Kirchthür ³⁾ in Gegenwart des Priesters. Gleich darauf solle in die Kirche gegangen und die Brautmesse gehalten werden.

Ihre volle Forderung stellte etwas später die Kirche dadurch auf, dass sie die Laientrauungen verbot, d. h. die Übergabe der Braut an den Bräutigam durch einen andern als den Priester, sei es nun in oder ausser der Kirche, untersagte ⁴⁾. Sie konnte es umso leichter thun, als, wie wir oben

¹⁾ Über die römischen Grundsätze von der Ehe und über die des canonischen Rechtes im Verhältnisse zu den germanischen vgl. die treffliche Darlegung Wildas in Reyschers und seiner Zeitschrift für deutsches Recht 4, 171—232.

²⁾ Sohm. Recht der Eheschliessung 159 ff.

³⁾ Noch heute heisst die Hauptthür auf der Nordseite alter Kirchen vieler Orte die Brautthür, weil unter ihr die Eheschliessung geschah, z. B. in Braunschweig, Nürnberg, Rothenburg a. d. T.

⁴⁾ Sohm a. a. O. 70. 164. Friedberg, Eheschliessung 78 ff.

sahen, die Zusammengehung der Ehepaare seit Ende des 12. Jahrhunderts durch den gebornen Vormund der Frau abkam, sie also mit jenem Verlangen in kein weltliches Recht mehr eingriff. In Deutschland sind die Synoden von Trier 1227 c. 5, Köln 1281 c. 10, Lüttich 1287 c. 9, Utrecht 1294, Würzburg 1298, Mainz 1310, Eichstädt 1354, Prag 1355, Magdeburg 1370 c. 32, Salzburg 1420 nach dieser Richtung wirksam gewesen; allein gerade die Wiederholungen des kirchlichen Gebotes beweisen, dass die Durchsetzung desselben sich nicht glatt erreichen liess. Einige Mittel, den Vorgang zu beobachten, geben Stellen unserer mittelalterlichen Gedichte.

Am leichtesten ward die Einsegnung des jungen Ehepaares am Morgen nach dem Beilager angenommen; es war die kirchliche Bestätigung und Weihung der vollzogenen Ehe. So gehn Günther mit Brünhild, Siegfried mit Kriemhild nach der Brautnacht in die Messe (Nib. 594 f.)¹⁾, und denselben Brauch finden wir im Wigalois (9487), Crane (2036), in Rudolfs Wilhelm (14672), im Lohengrin (2403) berichtet. Im Athis (C.* 102) ist vor und nach dem Beilager Einsegnung. Gotfried von Strassburg lässt dem Riwalin durch seinen treuen Rual anempfehlen, seine mit Blanscheflur bereits vollzogene Ehe in der Kirche vor Pfaffen und Laien bestätigen zu lassen *nâch kristenlichem site. dâ saelget ir iuch selben mite unde wizzet wærlîchen daz, iur dinc sol immer destê baz zêren und ze guote ergân* (1624 ff.).

Aber diese Ansicht drang zunächst nicht durch. Selbst in Gedichten höfischer Richtung bemerken wir bei Schilderung von Hochzeiten gar keine Mitwirkung der Geistlichkeit. So darf es nicht verwundern, dass Erzbischof Konrad von Salzburg 1291 für seinen grossen Erzsprengel das Zugeständniss machte, die Kirche wolle befriedigt sein, wenn nur dem Pfarrer die geschlossene Ehe binnen Monatsfrist zur Anzeige

¹⁾ Allerdings ist hier von der Kronenweihe der zwei jungen Paare die Rede und in Gudrun 1666. 1667 wird das nachgeahmt: allein da dieser Act am Morgen nach dem Beilager geschieht, schliesst er zugleich die Einsegnung der jungen Ehe in sich.

gebracht werde (Hartzheim, Conc. IV, 3). Endlich ward es aber fast allgemeiner Brauch auch unter dem Landvolk¹⁾, die Ehe nach dem Beilager kirchlich einsegnen zu lassen, und nun erhub die Salzburger Kirche wieder die Forderung, dass die Benediction vor dem Hochzeitfeste und der Ehevollziehung geschehe²⁾.

Nicht überall freilich fand die kirchliche Trauung den Widerstand, den wir hier vorführten. Die Gegenwart zahlreicher Bischöfe wird bei der Verlobung Kaiser Heinrichs III. mit der Gräfin Agnes von Poitou (1043) ausdrücklich erwähnt, und bei der Vermählung Kaiser Heinrichs V. mit Mathilde von England (1114) waren fünf Erzbischöfe, dreissig Bischöfe und unzählige Äbte und Pröpste zugegen. Aber es wird in beiden Fällen keiner geistlichen Handlung gedacht³⁾. Dagegen heben seit Ende des 12. Jahrhunderts eine Anzahl höfischer Epen, welche Bearbeitungen oder Nachbildungen französischer Gedichte sind, die Trauung durch Geistliche hervor⁴⁾. Freilich geschah sie nicht immer in der Kirche, sondern auch in dem Raume der Hochzeitfeierlichkeit. So tritt im Tristan Heinrichs von Freiberg der Bischof mitten in die lärmende und tanzende Hochzeitgesellschaft hinein und traut Tristan mit der weissständigen Isot (633). Die Kirche gab also auch hier von ihrer Forderung, dass die Eheschliessung vor der Kirchthür (in facie ecclesiae), ehrbar, nicht unter Gelächter, Scherz

¹⁾ Über die Fortdauer von Laientrauungen noch im 16. Jahrh. Friedberg, Eheschliessung 282 f. Es war die bürgerliche Zusammengehung ohne folgende priesterliche Benediction.

²⁾ matrimonia quoque. quae benedicenda fuerint, non post ut moris existit, sed ante carnalem consummationem ac solemnitatis nuptiarum celebrationem pro benedictionis ipsius reverentia benedicantur, synod. Salisb. v. 1420 c. 13, Hartzheim V, 190.

³⁾ Pertz. Mon. IX, 70. VIII, 247.

⁴⁾ Athis C.* 96. Erech 2117. 6341. Iwein 2418. Mei und Beafloer 87, 1. Erach. 2233. Konr. Alexius 174. Partonop. 17398. Meleranz 12253. Heinr. Trist. 633. 860. Im armen Heinrich 1512 ist auch nur von der Trauung durch Geistliche die Rede. In der Kolocsaer Handschrift desselben findet sich die Änderung für *die (pfaffen) gâben sime ze wibe: die gâben sim zu einer êlichen kone. nâch werltlicher wone wolden si beide niht.*

und Schimpf (cum honore et reverentia — non enim risu et jocosè nec contemnatu ecclesiae) gefeiert werde¹⁾, unter Umständen nach. Die Salzburger Verfügung von 1420 c. 13 drückt sich sehr mild aus: Wenn es bequem geschehen könne, solle die Trauung in der Kirche stattfinden, wo nicht, in einem anständigen Raume ohne Lärm und mit der ziemenden Ehrbarkeit.

Am Schlusse der Zeit, die wir hier behandeln, war in Deutschland fast allgemein die kirchliche Trauung Sitte geworden, weil das Gefühl des Volkes die geistliche Weihung der geschlossenen Ehe wollte. Indem der Priester an die Stelle des zusammengebenden Vormundes getreten war, hatte die kirchliche Trauung eine rechtliche Bedeutung überkommen, und wenn auch nicht allgemein, so ward doch häufig der Kirchgang des Ehepaares zur Voraussetzung der bürgerlichen Giltigkeit der Verbindung gemacht²⁾.

In den skandinavischen Ländern und auf Island war die weltliche Gesetzgebung sehr bereitwillig den Ansprüchen der Kirche entgegen gekommen. Besonders weit geht das ostgotländische Rechtsbuch, welches die kirchliche Einsegnung (vígaz) über die bürgerliche Übergabe der Braut (giptaz) stellt, denn die Ehe soll nach der priesterlichen Weihe mit Besteigung des Ehebettes rechtskräftig werden, mögen die bürgerlichen Formalitäten erfüllt sein oder nicht. Indessen darf der Geistliche die Trauung nur mit Einwilligung des gesetzlichen Verlobers (giptarmadrinn) und in seiner Gegenwart vollziehen, bei Strafe der 40 Mark, die auf unrechtmässige Verlobung gesetzt sind. Der Priester vertritt hier also den Vormund bei der Zusammengebung des Paares, hat sich aber um die vermögensrechtlichen Abmachungen nicht zu kümmern. Der Zusammengebung folgte dann sofort die kirchliche Trauung.

Die Verlegung der Trauung in die Kirche hatte nothwendig die Folge, dass manche weltliche Gebräuche in den

¹⁾ Concil. Trevir. v. 1227 c. 5.

²⁾ Friedberg, Eheschliessung 91 f. Sohm, Eheschliessung 185 f.

Kirchenraum übertragen wurden, die nicht so leicht von der heiteren Hochzeitfeier sich abtrennen liessen. Wir haben vorhin Erlässe der Geistlichkeit erwähnt, welche die Ehrbarkeit und anständige Ruhe bei der Trauung wiederholt forderten. Nicht jeder dieser Gebräuche liess sich gleich dem Weintrunk, der zur Bestätigung des abgeschlossenen Vertrages nach alter Rechtssitte diente, kirchlichem Ceremoniell anschmiegen. Wir finden diesen dem Brautpaar nach der Einsegnung vom Priester credenzten Trunk in Deutschland, England und Frankreich. In den beiden letztgenannten Ländern ward die Segnung dieses Trunkes in das Trauungsritual aufgenommen, dabei auf die Hochzeit von Kana Bezug genommen und der Trank zur Bürgschaft irdischen und himmlischen Glückes genossen¹⁾.

In Deutschland ist der Verlobungstrunk (das Lobebier, de lövedebeker) nicht allein bis in die neuere Zeit in weltlichen Heiratsgebräuchen, sowohl beim Abschluss des Verlöbnisses als bei der Hochzeit üblich gewesen, sondern auch bei der kirchlichen Trauung als ein geweihter Trank gespendet. Georg Spalatin erzählt von der Trauung des Churfürsten Johann von Sachsen, dass der Bischof von Meissen dem fürstlichen Paare nach der Benediction vor dem Altare „nach gewöhnlicher löblicher Weise St. Johannis Liebe zum Zeichen wahrer Liebe“ zu trinken gab²⁾. Nach der Reformation blieb der Brauch in den katholischen Landschaften bestehen. Seb. Franck im Weltbuch (Bl. 128^a Ausg. von 1534) erzählt, dass nach Beendigung der Brautmesse die ganze Hochzeitgesellschaft zu dem Altar tritt, wo jedem der Priester einen Trunk aus dem Kelch reicht. „Diesen gesegneten Trunk heissen sie Sanct Johannis Segen.“ Noch heute ist der Johannisseggen nach der Trauung im katholischen Süddeutsch-

¹⁾ Nachweise bei Friedberg, Eheschliessung 43 f. 64. Wenn die Synode von Anjou v. 1277 c. 3 sich gegen dieses *nomine matrimonii potare* erklärte, so geschah es nicht des *potus* wegen, sondern weil diese weltliche Rechtsceremonie vom Volke als hinreichend für den Abschluss einer giltigen Ehe betrachtet ward.

²⁾ Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterb. 1, 490^a.

land Brauch. Im Lechrain wird noch jetzt die Johannislieb fast ganz so, wie Franck erzählte, aus einem dazu besonders bestimmten Kelche gereicht (v. Leoprechting, Aus dem Lechrain 243). In der Oberpfalz reicht der Priester bei recht feierlichen Hochzeiten dem Paare nach der Trauung den Johannisseggen zur Erinnerung an die Hochzeit in Kana (Schönwerth I, 87). In Steiermark wird der Johannisseggen oft aus einer gewöhnlichen Flasche von dem Priester dem Brautpaare geschenkt und dieses bringt ihn sich gegenseitig sowie den Trauzeugen zu; er bringt der Ehe Glück. Mit dem Namen Sanct Johannis Segen, auch St. Johannis Liebe oder Minne benannte das Mittelalter überhaupt einen dem Andenken Johannis des Evangelisten geweihten heilbringenden Trunk, der beim Antritt wichtiger Unternehmungen, namentlich auch vor Reisen getrunken ward¹⁾. Die Priester segneten am Tage des Apostels (27. Dec.) einen Kelch, welcher Attribut Johannis ist; der Trunk daraus sollte den Männern Stärke, den Frauen Schönheit verleihen.

Vor dem Altar während der Trauung drängen sich fast allgemein Bräutigam und Braut eng aneinander, damit, wie es in der Oberpfalz, im Altenburgischen, im Vogelsberg (Wetterau) heisst, sich der böse Feind nicht dazwischen drängen könne, oder, wie es in West- und Ostpreussen lautet, damit niemand zwischen sie mit bösem Blick sehen und sie behexen könne. Auch bei den Esten herrscht diese Meinung (L. v. Schröder 80). In Mecklenburg meint man auch, dass, wenn sie nicht dicht aneinander stehn, jemand durch Zuschliessen eines Schlosses, das dann weggeworfen wird, den Gatten die Fruchtbarkeit nehmen könne (Bartsch, Meckl. Sag. 2, 64). Wir haben schon früher erwähnt, dass der Bräutigam seinen Fuss auf den der Braut setzt (S. 348) zum Zeichen seiner Herrschaft. Meist sucht die Braut während der Trauung ihm zuvorzukommen oder auch bei dem Zusammengeben

¹⁾ Grimm. D. Myth. 54. W. Menzel. Christl. Symbolik 1, 450 f. Ign. Zingerle. Johannisseggen und Gertrudenminne. Wiener Sitz.-Ber. Bd. XL, S. 177—229. Th. Unger in meiner Zeitschr. f. Volksk. 6, 184 f.

der Hände die ihre oben zu halten¹⁾, damit ihr das Regiment in der Ehe zufalle. Bei Deutschen, Slaven und Letten ist dieser Brauch gleich bekannt (v. Schröder, S. 79).

Die Einsegnung des Brautpaares durch den Geistlichen soll nach verständlichem Wunsch nicht bloss ihnen, sondern auch ihrem Hauswesen zu Gute kommen. Im Kalbeschen Werder in der Altmark hat der Bräutigam in seinen Schuhen Körner von allen gebauten Fruchtarten; der Segen darüber sichert reiche Ernten. Die Braut hat Haare von allen Vieharten des Hofes in den Schuhen, ausserdem in der Tasche Dill und Salz, die gegen die Hexen schützen, und einen alten Gulden, damit sie immer Geld habe (Kuhn, Märkische Sagen, S. 357). In der Oberpfalz steckt die Mutter dem Bräutigam heimlich einen Büschel aus allen vom Bauer gezogenen Gewächsen in die rechte Rocktasche, damit sie bei der Trauung mit gesegnet werden und der Segen ihm, so lange er lebe, bei den Feldfrüchten verbleibe (Schönwerth I, 76).

In manchen deutschen Gegenden war es Sitte, dass der Bräutigam unmittelbar nach der priesterlichen Segnung von den anwesenden Männern gerauft und geprügelt ward; auch in Frankreich (Poitou) waren diese coups de poings des fiançailles üblich²⁾. Die Geistlichkeit suchte natürlich den rohen Gebrauch aus den Kirchenräumen zu vertreiben, aber mit wenig Erfolg. Bei der Hochzeit in Immermanns prächtiger Geschichte von dem Oberhofe kommt solche Prügelweihe des Bräutigams noch vor³⁾.

Um Roding in der Oberpfalz treibt der Hochzeitlader die Braut mit einer weissen, geschabten Birkenruthe unter beständigem Schlagen von der Kirchthür bis in den Kirchenstuhl. In andern oberpfälzischen Orten schlägt sie der Hoch-

¹⁾ Wessen Daumen oben liegt bei der Trauung, wird die Herrschaft haben (Westfalen, Jahrb. f. nd. Sprachf. 3, 136).

²⁾ Metzenhochzeit bei der Hätzler. 260^b. Wittenweilers Ring, S. 142. Seb. Frank, Weltb. 128. Binterim, Denkwürdigkeiten II. 2, 81. Rabelais, Gargantua von Regis II. 592.

³⁾ Namentlich in der Soester Börde ist das Prügeln des Bräutigams nach der Trauung üblich: Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 42.

zeitlader mit einem Degen über den Rücken, wenn sie in den Kirchenstuhl tritt und wenn sie von dem Altar in denselben zurückkehrt; hier und da wird dieser Schlag von dem Brautführer vor Beginn des Hochzeitmahles wiederholt (Schönwerth I, 86 f. 94). In Litauen ist es Brauch, die Braut vor Besteigung des Bettes tüchtig zu prügeln (Tettau-Temme, Volkssagen Ostpreussens, S. 257). Wahrscheinlich haben diese Bräuche denselben Sinn gehabt, wie das Schlagen mit der Ruthe oder mit Riemen zu gewissen Zeiten, das Leben und Fruchtbarkeit wecken soll¹⁾.

In der nordöstlichen Steiermark (Pöllau bei Vorau) ist es Brauch, dass die Braut gleich nach Empfang des priesterlichen Segens rasch aus der Kirche läuft und sich versteckt. Der Bräutigam muss sie suchen. Derselbe Brauch findet sich in Schwaben (E. Meier, Sagen aus Schwaben 487) und im Elsass. Bei den Siebenbürger Sachsen wird häufig nach der Trauung vor der Kirche getanzt; der Bräutigam tanzt mit der Braut und sie entläuft ihm dann (Mätz 66). Der Brautknecht muss sie einzuholen suchen, ehe sie sich in ein Haus flüchtet.

In der Altmark findet ein Wettlauf zwischen Braut und Bräutigam statt (Kuhn, Märkische Sagen 358), ebenso in der Grafschaft Ruppin, in der Priegnitz und den angrenzenden Theilen Mecklenburgs. Nicht minder halten die Hochzeitgäste während des Festes in Nord- und Süddeutschland Wettläufe unter sich²⁾. Der Wettlauf, der in so vielen Volksfesten einen Theil der Belustigungen bildet, gehört gleich dem Tanz, mit dem er sich in unserm Fall nahe verbunden zeigt, zu dem Bestand sehr alter religiöser Feste, und so werden wir wohl nicht irren, ihn als ein Bruchstück der altgermanischen Hochzeitfeier in Anspruch zu nehmen.

Die Flucht der Braut gleich nach der Trauung und ihr damit verbundenes Verstecken kommt auch bei den Esten

¹⁾ Mannhardt, W. u. F. K. 1, 251 ff.

²⁾ Meine Abhandlung über den Wettlauf im deutschen Volksloben, Z. d. Vereins f. Volkskunde III, 14 f.

und den finnisch-ugrischen Völkern vor (v. Schröder 141 f.). Es kann darin ein alter Hochzeitscherz stecken, dass die Braut, die der Bräutigam nun ganz sicher zu haben glaubt, sich ihm noch zu entziehen sucht.

Das gesellige Fest, durch welches nach Beendigung aller Förmlichkeiten der Verlobung und Trauung die Hochzeit begangen ward, bewegte sich in alter Zeit in der Weise aller Festlichkeiten des Mittelalters und nach dem Vermögen und Stande des Brautpaares.

Dieses selbst sass auf dem Ehrensitz des Tages, in dem Brautstuhl (brütstuol)¹⁾. Ausser Essen und Trinken boten bei ritterlichen und adelichen Hochzeiten der höfischen Zeit mancherlei Kampfspiele Unterhaltung in dem oft lang sich ausdehnenden Feste. Immer aber und überall durchzog der Tanz die Hochzeit²⁾. Die Festlichkeit begann mit einem Reigen und darauf folgte das Zusammengeben des Brautpaares, mochte es auf bürgerliche oder kirchliche Weise geschehen³⁾. Ward dabei ein Zug in die Kirche gehalten, so wurde er unter Tanz, Gesang und Ballspiel, also mit einem Brautleichen vorgenommen⁴⁾, wie dies auch in sehr alter Zeit im Morgenlande gebräuchlich gewesen ist (Concil. Laodic. a. 363. can. 53).

¹⁾ Nachweisungen bei Graff VI, 663 f. Benecke-Müller, Mhd. Wb. II. 2, 714. Lexer, Mhd. Wb. I, 375. Schmeller, Bayr. Wb. II², 752. Nordhaus. Weist. B. §. 11. — Von dem Ausdrücke *im brütstuole sitzen, den briutestuol besitzen* kommt das Wort Stueelfeste für sponsalia, das Versprechen vor dem Priester, Schmeller, B. W. I², 776.

²⁾ Über die verschiedenen und langen Tänze, welche in Ober- und Niederbayern den ausgedehnten Hochzeitschmaus unterbrechen: Bavaria I, 403 ff. Vgl. auch Schönwerth, Aus d. Oberpfalz 1, 106 f. Birlinger, Volksthümliches a. Schwaben 2, 370 ff. Baumgarten, Aus d. Heimat 9, 74. Jahrb. f. niederd. Sprachf. 3, 140. Bartsch, Mecklenb. Sagen 2, 67 ff.

³⁾ Athis C.* 96. Crane 4424 ff. Heinr. Trist. 633.

⁴⁾ *sus giengin die jungin hupfinde unde springinde, von den brütin singinde, einander werfinde den bal* Ath. C.* 96. — Über den Brautball: Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 372. Vgl. über den Kirchgang auch A. Schultz, Höfisches Leben I, 629 f. S. Franck, Welthuch CXXVIII (Ausg. von 1534).

• In heidnische Zeit, die freilich in der betreffenden Saga romantisch gefärbt wird (Fornaldarsög. 3, 222), versetzt die Schilderung einer nordischen Hochzeit. Als die Männer alle Platz genommen haben, wird die Braut mit ihrem Gefolge hereingeführt; der Bräutigam setzt sich aber nicht zu ihr, sondern sitzt auf dem Hochsitz neben dem König. Einer der Gäste greift nach der Harfe und beginnt zu spielen; als das Trinken gebracht wird, soll er aufhören, der König jedoch erlaubt ihm fortzuspielen. Da wird der erste Gedächtnisstrunk (minni) dem Thórr gebracht und Sigurd beginnt eine Weise, dass alles tanzt was beweglich ist: Messer, Tische und Menschen. Demnächst kommt der Becher für alle Götter (ollum ásum) und eine zweite wundersame Weise ertönt, die alle bis auf das Brautpaar und den König von ihren Sitzen bringt. Darauf spielt Sigurd den Gýgjarslag und Drambuslag und das Hiarrandalied (Horantes liet). Der Odinsbecher kommt und der Harfner schlägt mit einem weissen, goldgesäumten Handschuh den Faldafeykir, bei dem die Kopftücher den Frauen herunterfliegen und alles tanzt. Nach dem Freyjatrunk ist das Zechen zu Ende.

Trinken, Gesang und Saitenspiel und Tanz, als hervorstechende Punkte die Opfertränke, die den Göttern gebracht werden und die mit dem der Freyja, der Göttin der Liebe und Ehe schliessen, sind als echte Züge in dieser Schilderung zu bezeichnen. Ein paar Beschreibungen neuskandinavischer Hochzeiten mögen sich anreihen¹⁾.

• In Skogboland in Upland wird der Brautlauf wie anderwärts gewöhnlich im Herbst gehalten. Vor dem Brauthause stehn junge Tannen (bruriskor), an denen bis auf den Wipfel alle Äste abgeschnitten sind. Der Brautzug geht von den Hofrittern (hofriddare) geleitet zur Kirche, wo vier junge Mädchen während der Einsegnung einen Himmel über das Brautpaar halten. Auf dem Heimgange reiten die Ritter zwischen dem Zuge und dem Hause hin und her; man setzt

¹⁾ R. Dybeck, Runa. En skrift för fäderneslandets fornvänner. Stockh. 1842. 2, 62 ff. 4, 60 ff.

sich dann zu Tisch, und am Schlusse des Essens fordert der Geistliche, der wie in Deutschland stets dabei ist, zu einer Sammlung für die Wiege auf¹⁾. Darauf beginnt der Tanz, den der Geistliche mit der Braut eröffnet. Nach einer Weile geht die Braut, von der Brautfrau (frammor) begleitet, fort, um sich umzukleiden, und theilt dann kleine Geschenke, der Willkommen (välfägnad) genannt, an die Gäste aus. Nun heisst sie Jungfrau (ungmor) und der Wegtanz (bortdansingen) beginnt, bei dem die Männer den Mädchen und die Mädchen den Frauen die Braut streitig zu machen suchen. Den Beschluss macht am ersten Tage der allgemeine Tanz, der bis tief in die Nacht dauert. Am andern Morgen werden die Reste des Mahles verzehrt und ein Klotz in die Stube gestellt, auf dem für die Spielleute und die Aufwäscherin (auch wie in Deutschland) gesammelt wird, während alle Festgenossen darum tanzen. Gegen Mittag trennt sich die Gesellschaft, indem die Männer einen scherzhaften Raubzug auf die umliegenden Höfe unternehmen. Die Tänze sind meistens von Gesang begleitet und haben besondere Namen; jetzt sind Weisen und Worte schon sehr ins Vergessen gekommen. Der Tanz, den die Braut mit dem Geistlichen tanzt, heisst im Kirchspiel Vingakr Höglorf und ist von einem Liede begleitet, das an die Braut gerichtet ist und nicht ganz feine Scherze enthält.

Die alte Sitte, dass das Brautpaar bei der Vermählung einen Becher zusammen leerte²⁾, hat sich in einem norwegischen Hochzeitbrauche erhalten. Im nördlichen Guldbrands-thal heisst der dritte Tag des Festes Klotztag (stubbedagen). Da wird nämlich ein gewaltiger Fichtenklotz in die Braut-

¹⁾ *låt om oss nu, gode ränner, samla något åt bruden til vagga.* Solche Sammlungen übernimmt in Schlesien die Züchtfrau, anderwärts der Brautbitter.

²⁾ Alterthümlich erscheint der Brauch in Gottschee, der deutschen Sprachinsel in Krain, wo sich ehemals die Braut nach der Trauung zum Bräutigam aufs Pferd schwang und mit ihm einen Krug Wein trank, den sie, nachdem er geleert, über den Kopf zu Boden warf: Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895, S. 81.

stube gewälzt. Zuerst steigen Bräutigam und Braut hinauf und trinken sich einen Becher zu; dann folgt die ganze Gesellschaft paarweise nach, indem zugleich jedes Paar, nachdem es von dem Klotze gestiegen ist, dreimal um ihn herumtanzt. Zuletzt wird der Klotz unter Scherzen in den nächsten Bach gewälzt. Auch in schwedischen Landschaften ist das Zutrinken auf dem Klotze Sitte, während die Gesellschaft singend und schreiend darum tanzt. Der Tanz heisst stubbdansen (Klotztanz). In Westmannland hiess der hochzeitliche Lustigmacher Klotzmann (stubbgubbe); er wurde bei dem Klotztanze am dritten Tag auf den Klotz gesetzt und hernach neben diesem unter allgemeinem Jauchzen über Berg und Thal in das nächste Wasser gerollt¹⁾.

Der Tanz war, wie wir früher schon zu erwähnen hatten, entweder bloss von Gesang begleitet oder von Gesang und Instrumentalmusik oder von letzterer allein. Die Spielleute sammelten sich daher von Alters her bei den Hochzeiten, wenn sie nur irgend Aussicht auf einen Gewinn hatten. Auch ausser dem Tanze suchten sie zur Unterhaltung beizutragen: sie trugen auf Harfen, Fiedeln und Flöten ihre Weisen vor, erzählten beliebte Dichtungen und ergötzten durch allerlei Kunststücke. Ein alemannischer Prediger des 13. Jahrhunderts schildert die Hocheit von Kana und sagt von ihr lobend: da waren nicht Pfeifer noch Geiger noch Tänzer noch Singer noch Spielleute wie heute bei den Brautläuften (Grieshaber, Pred. 2, 20); und Heinrich von Veldeke erzählt von Aeneas Hochzeit: da war Spiel und Gesang und Turnier und Gedrang, Pfeifen und Singen, Tanzen und Springen, Trommeln und Saitenspiel, mancherlei Freuden viel (Eneide 13161 ff.). Solche Unterhaltung kam übrigens dem Brautpaare wie den Gästen nicht selten theuer zu stehn, denn die Spielleute²⁾ hatten

¹⁾ Weise und Worte des westmanländischen stubbdans theilte Dybeck a. a. O. mit. Ringtänze, welche sich auf die Verlobung beziehen und manches beachtenswerthe bieten, bei Dybeck 4, 70. 75.

²⁾ Pertz, Mon. 8, 248. Eneide 13106. 13181. Erek 2106 ff. Nibel. 1309. Gudr. 1673 ff. Helmbr. 1609. Enikel, Wkr. 12920. Die Hamburger Hochzeitordnung von 1292 erlaubte nur vier Spielleute und

weite und löchrige Taschen und gegen den sparsamen Wirt spitze Zungen; übrigens waren sie nicht wählerisch, sondern nahmen alles, weil sie alles brauchen konnten. Bei vornehmen Hochzeiten fanden sie sich in grossen Haufen ein, Heuschreckenschaaren gleich, die über grünes Land herfallen.

Gewöhnlich führten diese fahrenden Leute bei den Hochzeiten allerhand mimische Darstellungen auf. Dieselben mögen, wie das bei diesen Festen noch heute leider gar zu leicht geschieht, etwas derb gewesen sein, allein unsere frommen Väter vertrugen davon ziemlich viel. Weniger deshalb, als weil das Volk der Fahrenden überhaupt verachtet war und ausser der Kirche stund, war den Geistlichen geboten, die Hochzeiten alsbald zu verlassen, wenn die Spielleute eintraten; sie sollten ihnen nicht einmal eine Gabe reichen¹⁾. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert ist uns die Aufführung wirklicher dramatischer Scenen bei den Hochzeiten bekannt²⁾. So viele mir deren vorlagen, sie athmen alle den Geist der Hochzeitgedichte jener Zeit und sagen der Braut mit frechster Zunge

jedem 4 solidi als Lohn: sind ihrer mehr, so haben sie nur das Essen zu fordern. Die Lübeckischen Hochzeitordnungen des 15. u. 16. Jahrh. setzten für die Spielleute mit dem Spielgreven von Seiten des Bräutigams Kleider, seitens der Braut ein Hemd aus. Vgl. auch die Ypernsche Hochzeitkeure von 1294 bei Hoffmann v. F. Horae belg. VI, 193.

¹⁾ Zu Grunde liegt allerdings das 54. cap. des Concils von Laodicea (363), allein die öftere Wiederholung des Inhaltes dieser Bestimmung mit bald grösserer bald geringerer Ausführung beweist, dass jenes Verbot in Deutschland nöthig war. Chrodgangi reg. can. (762) c. 68. Regin can. 325. conc. Aquisgr. (826) tit. 83. Illudov. conv. Mogunt. 851. — Kirchliche Verbote, das Volk der Fahrenden zu beschenken: synod. Olmuc. 1342. c. 7. Frising. syn. 1480. Salisburg. 1490 (Hartzh. 4, 338. 5, 512. 574).

²⁾ Gottsched, Nöthiger Vorrath 1, 121. Neukirchs Sammlung v. Hoffmannswaldaus und anderer Gedichte 1, 100. 3, 151. Kahlert, Schlesiens Antheil an der deutschen Poesie 30. Ein Verzeichniss von Einzeldrucken deutscher Hochzeitgedichte und Hochzeitscherze in Prosa vom 16.—19. Jahrhundert gibt die Bibliotheca Germanorum nuptialis von H. Hayn, Köln. In Spanien waren bei vornehmen Hochzeiten dramatische Spiele und lebende Bilder üblich, v. Schack, Gesch. d. dramat. Dichtung in Spanien I, 174. 202. 214. 2, 101.

unverschämte Dinge. Dergleichen Unflätherei war aber Tagesbrauch, und schöne Talente, wie Hoffmannswaldau und Günther, besudelten sich leider damit. Es sind aber auch von heutigen Bauernhochzeiten noch Beweise zur Hand, dass Lieder und dramatische Aufführungen bei denselben beliebt sind.

Im oberösterreichischen Traunviertel, im Hausruck- und Innkreise war es Brauch, gegen Mitternacht den Tanz ruhen zu lassen und Hochzeitlieder, bald ernsten, bald heitern Inhalts zu singen, die sich auf den Ehestand bezogen. Im Mühlviertel sollen solche Lieder nach dem Zusammengeben in der Kirche gesungen worden sein (Baumgarten 9, 70). Eine sehr reiche Sammlung von Brautliedern aus dem deutschen Heideboden im westlichen Ungarn gab der Benedictiner Remigius Sztachovics (Wien 1867, Braumüller) heraus (S. 23 bis 322 seines Buches), der dabei in der Vorrede zu den Bauern jener Gegend sagen konnte: „Auch bedurfte ich bei der Sammlung keines Schanddeckels, denn in Eurer seligen Väter Handschriften aus den Jahren 1647 bis 1850 habe ich kein einziges Schandlied gefunden.“

Bei den deutschen Gottscheern in Krain werden bei dem Hochzeitmahl weltliche Volkslieder angestimmt (Hauffen, Gottschee 83). In Steiermark sind nach dem Hochzeitessen geistliche Volksdramen, namentlich das Paradeisspiel (Sündenfall und Erlösung), aufgeführt worden (Rosegger, Volksleben in Steiermark 182). Im grössten Theil des Siebenbürger Sachsenlandes wird bei Hochzeiten das auch sonst beliebte Königslied gespielt, ein dramatischer Gesang zwischen Engel, König und Tod, mitten im höchsten Lebensfest eine ernste Mahnung an das sterbliche Loss der Menschen (Mätz, Bauernhochzeit 87 ff.), sowie auch in der Oberpfalz nach dem Abdanken (der Danksagung an die Hochzeitgäste) ein Gebet für die armen Seelen der Verwandten aller Anwesenden gesprochen wird (Schönwerth I, 102).

Aus demselben ernsten Geiste entsprang der Gebrauch im Iserlohnschen in Westfalen, wonach der Bräutigam und

die Braut durch einen Nothnachbar¹⁾ und eine Nothnachbarin in die Brautkammer geführt wurde. Der Nachbar nahm dem Bräutigam Mütze und Jacke ab und sprach: „Ich bin der Mann, der, wenn du stirbst, die Pflicht hat, dich zu entkleiden, wie ich dich jetzt auskleide. Gedenke in der Freude deines Hochzeitstages deiner Sterblichkeit.“ Ebenso sprach die Nachbarin zur Braut (Jahrb. f. niederl. Sprachforsch. 3, 142).

Eine lustige dramatische Hochzeitaufführung ist der siebenbürgisch-sächsische Rösschentanz (Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, 86—90, und Fr. W. Schuster in dem Mühlbacher Gymnas.-Programm von 1863). —

In der Zeit des blühenden Ritterwesens machten bei den vornehmen Hochzeiten ritterliche Spiele einen bedeutenden Theil der Unterhaltung aus. Unsere mittelalterlichen Gedichte sowie die Chroniken geben genug Zeugniß davon. Bei fürstlichen Vermählungen trat gewöhnlich der feierliche Ritterschlag einer Anzahl Knappen hinzu²⁾, der zuweilen am ersten Tage, öfter aber am Morgen nach dem Beilager vorgenommen wurde.

Die Übergabe der Hochzeitgeschenke nahm gewöhnlich auch einen Theil des Festes in Anspruch. Die Sitte dieser Gaben ist uralt und aus dem natürlichen Wunsche nahestehender und Verwandter entsprungen, dem jungen Paare eine Beisteuer zur Einrichtung zu geben. Bei Fürsten und Bauern waren sie gleichgebräuchlich; in dem Hof- und Lehnswesen wurden sie eine geforderte Steuer, wie schon früher bei der Mitgift erwähnt ward. Öffentlich im Kreise der Hochzeitgäste übergeben³⁾, wurden sie der Gegenstand wett-

¹⁾ In Westfalen, am Niederrhein und sonst noch besteht der Verband der nächsten Nachbarn, die in den Nothfällen des Lebens einander bestimmte Dienste leisten, so u. a. das Begräbniss besorgen.

²⁾ Nib. 596. Gudr. 549. Frauendienst 11, 13—28. Lohengr. 2405. Philipp von Schwaben verband seine Vermählung mit Irene, der griechischen Kaisertochter, Pfingsten 1197 auf dem Gunzenlô mit dem Feste seiner Schwertleite; Stälin, Gesch. Würtemb. 2, 134.

³⁾ Kl. Hätzler. 262. Wittenweilers Ring, S. 146. Fastnachtsp., S. 573 f.

eifernden Aufwandes, so dass die städtischen Obrigkeiten und auch manche bäuerliche sich genöthigt sahen, sie in den Bereich der Luxuspolizei zu ziehen und entweder Regelungen darüber oder Verbote dagegen zu erlassen¹⁾. Noch heute bildet das weihen, ehren, schenken oder geben einen wichtigen Act bei den bäuerlichen Hochzeiten²⁾, die davon hier und da Gebehochzeiten genannt werden.

Der Aufwand, welcher sich bei den Hochzeiten im Mittelalter in Kleidern, Schmuck, Verzierungen der Wände, in Geschenken der Gäste und namentlich bei dem Gastmahle einfand, war so bedeutend und übermässig, dass die Polizei dadurch bald zum Einschreiten aufgefordert wurde. Die zahlreichen Hochzeitordnungen, welche im 13. und 14. Jahrhundert begannen, am häufigsten aber im 16. Jahrhundert erschienen, bezweckten die Einfachheit zurückzuführen. Für die verschiedenen Stände wurden nunmehr höchste Sätze des erlaubten festgestellt, ganz wie bei den Kleiderordnungen; allein ihre stete Wiederholung beweist, wie vergeblich das Streben der Obrigkeiten blieb. Wir gehn nicht näher darauf ein³⁾, übergehn auch das Essen und Trinken und die Zahl der Festtage, deren bald drei, bald fünf, bald acht und noch mehr waren, und erwähnen nur, dass die Gäste hier und

¹⁾ Nürnberger Polizeiordnungen, herausg. von Baader 59 ff. 75 ff. Jäger, Ulm 519. Appingadamer Bauernbr. v. 1327 bei Richthofen. Altfries. Rechtsqu. 297^b. Schmeller, Bayr. Wb. II², 1027.

²⁾ Vgl. z. B. Bavar. I, 406 f. 993. II, 286. III, 335. Baumgarten. Aus d. Heimat 9, 83. Schönwerth 1, 99. Witzschel, Sagen und Sitten aus Thüringen 2, 239. Mätz, Siebenb.-sächs. Bauernhochzeit 71. 78. Morgenblatt 1853, S. 768. Jahrb. f. nd. Sprachforsch. 3, 141 f.

³⁾ Vgl. im allgemeinen Hüllmann, Städtewesen 2, 449. 4, 156. Jäger, Ulm, 516. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. 262 ff.; im besonderen: Nürnberger Polizeiordnungen von Baader 59 f. 71. 86. Hamburger Hochzeitordnung v. 1292 (Lappenberg, Hamburger Rechtsalterth. 1, 169). Kopenhagener Stadtr. von 1294. n. 73 (Kolderup-Rosenvinge IV). Appingadamer Bauernbr. v. 1327 (Richthofen 297). Gutalag 24. 65. Kon. Hans privil. n. 36. 37. Kristian II. Geistl. Recht 129. Kristian III. recess. 1539. 1558. Kristian IV. rec. v. 1615. Weistümer I. 384. 489. 2, 22. 3, 78. Michelsen-Asmussen, Archiv I. 1. 69.

da nach den Geschlechtern getrennt wurden. Als König Hákon Hákonsson von Norwegen seine Vermählung mit Margarete, Tochter des Herzogs Skuli, hielt, bewirtete er die Männer in der Julhalle, die Frauen mit der Königin in der Sommerhalle¹⁾; die Klosterleute sassen wieder abgesondert. Etwas ähnliches war in Lübeck im Anfang des 16. Jahrhunderts Brauch. Das Brautpaar speiste nämlich von den Gästen abgesondert in der Brautkammer. Wenn aber der Braten kam, ging der Bräutigam zu den Männern und die Frauen kamen zu der Braut²⁾. Bei den oberschwäbischen Hochzeiten sitzen Bräutigam und Braut nicht bei einander. Die Braut sitzt an der Ecke des Haupttisches, im Winkel (Birlinger, Volksthüml. 2, 330).

Die Braut war das ganze Fest über fast allenthalben in die Obhut der Brautfrau³⁾ gegeben, einer nahen Verwandten oder eine Pathe, welche die Stelle der Mutter an diesem Tage vertritt und für die Braut überhaupt das ist, was für den Bräutigam der Brautführer oder Vormann. Sie ist die Ehrenmutter nach bayrischem Ausdruck oder, wie sie die deutschen Schlesier noch heute nennen, die Züchtfrau⁴⁾. Auf Sylt waren zwei Aalerwüffen gewöhnlich, zu denen noch die zwei Brautjungfern traten, welche in keiner deutschen Gegend fehlen und in den Brautgesellen (Brautknechten) ihre männlichen Genossen finden. Ob diese nächsten Begleiter des Brautpaares sich schon in der ältesten Zeit fanden, wird

1) *i sumarhölliinni*; die Hochzeit war am Trinitatistage. Fornmannas. 9, 372.

2) In Kleinrussland essen die vom Bräutigam geladenen bei ihm, die Gäste der Braut bei dieser.

3) Ahd. *hîmachâra*, mhd. *brûthüeterinne*, altschwed. *bruthframma*, *brutumö*, *frammor*. — Die *gridkona* des *Biarkeyjarrett* (c. 132) scheint dasselbe, so wie der *gridmaðr* dem *truhtigomo* entspricht. Ausser ihnen fordert das Rechtsbuch noch zwei Brautmänner und Brautfrauen als Zeugen der Vermählung.

4) Einer züchten hiess und heisst in Hessen, Franken und anderwärts einer Ehre erweisen, einer zu Ehren bei der Hochzeit oder der Taufe folgen. Die Brautjungfern hiessen hessisch Züchtmägle: Vilmar. Hess. Idiotikon 472. Schmeller, Bayr. Wb. II², 1108.

schwer zu beantworten sein. Der Brautführer zwar ist als altgermanischer Brautwerber nachzuweisen; schwerer hält es aber mit der Brautfrau oder Ehrmutter, wenn wir nicht in dem Eddaliede von Thryms Hammerraub den Loki, welcher als Magd verkleidet den bräutlichen Thór begleitet, als eine Ehrfrau ansehen wollen, da er ganz ihr Amt versieht, für die Braut antwortet und sie entschuldigt, wenn es nöthig ist. Man kann hierauf so wie im allgemeinen auf die altgermanische Sitte der Zeugenschaft von Eltern und Verwandten gestützt den kirchlichen Einfluss¹⁾ auf die Gestalten jener Hochzeitführer abweisen. Ebenso haben die Brautgesellen in dem herkömmlichen Geleite des Bräutigams, so wie die Brautjungfern in dem wohl ebenso altüblichen Gefolge der Freundinnen der Braut ihre volksthümliche Vorfahrenschaft. Überdies ist auf die paranympa und die trohtingi in dem Gesetz des Langobardenkönigs Aistulf v. 755 zu verweisen, also auf die Brautfrau oder Brautjungfer und die Bräutigamsbegleiter.

Auffallen kann, dass in Oberdeutschland die Mutter der Braut an dem Hochzeitfest nicht theilnimmt. In Oberschwaben darf sie sich den ganzen Tag nicht sehen lassen (Birlinger, Volksthüml. a. Schw. 2, 330). An der unteren Salzach schaut sie nur im Werkeltagsgewand allem zu (Bavaria I, 405). In der Oberpfalz darf sie nicht mit in die Kirche gehn, am Mahle nimmt sie theil (Schönwerth I, 79. 95). Auch der Brautvater hat eine bescheidene Stellung bei der Hochzeit bekommen, allein er ist durch die sogenannten Ehrenpersonen nicht so zurückgeschoben als die Mutter²⁾.

¹⁾ Concil. Carthag. IV. c. 13: sponsus et sponsa cum benedicti sunt a sacerdote, a parentibus suis vel a paranympis offerantur. — Benedicti capit. III, 463 (Pertz, leg. II, 432): a sacerdote benedicatur et a paranympis ut consuetudo decet custodita et sociata a proximis.

²⁾ Durch Vergleichung mit den Sitten der sämtlichen Indianer, der Mongolen, Kalmücken, Osseten und australischer und afrikanischer Völker, in denen Feindschaft und das Verbot des Verkehrs des Mannes mit den Schwiegereltern sich auspricht, ist oben berührter Brauch als Rest aus der Raubehe erklärt worden: Dargun, Mutterrecht und Raubehe 91.

Die Hauptrollen haben der oder die Brautführer und der Hochzeitlader bei den deutschen Bauernhochzeiten, in denen sich ganz anders als bei den städtischen Trauungen alte Sitte erhalten hat. Der Hochzeitbitter ist der Sprecher und Cermonienmeister. Die dabei von ihm gesprochenen Sprüche haben theils einen ehrbar-altfränkischen Gehalt, theils streifen sie in das burleske und derbe über. Auch Predigtparodien kommen vor¹⁾.

Von einzelnen Gebräuchen sei noch ein weitverbreiteter erwähnt, das Zerbrechen eines Glases, Kruges oder von Essgeräth und Geschirr. Bei der Heimkehr von der Trauung trinkt das Brautpaar aus einem Glase, das dann weiter gereicht wird, der letzte wirft es weg, so dass es zerbricht (Oberpfalz). Gewöhnlicher wirft es die Braut über ihren Kopf fort (Voigtland, Waldeck, Oldenburg: Wuttke, §. 338. 565. E. Köhler, Volksbrauch im Voigtlande 241). In Gottschee in Krain wirft die Braut den Weinkrug, aus dem sie nach der Trauung auf dem Pferde neben dem Bräutigam getrunken hat, über ihren Kopf zu Boden (Hauffen, Gottschee 81). Wenn das Trinkgeschirr zerbricht, bedeutet es Glück für die Ehe. In Velburg in der Oberpfalz gibt die erste Prangerin (Brautjungfer) der Braut mit einem hölzernen Löffel die Suppe zu essen und zerbricht ihn dann (Schönwerth I, 96). Das Zertrümmern von allerlei Topfgeschirr am Vorabend der Hochzeit, dem davon genannten Polterabend, ist derselbe Gebrauch; je mehr Töpfe zerworfen werden, umsomehr Glück. In der Oberpfalz wird in der Nacht vor der Hochzeit ein Fenster des Brauthauses eingeschlagen; je mehr Scherben, je mehr Reichthum (Schönwerth I, 74). Es ist ein zwar aus älteren Quellen nicht bezeugter, aber gewiss uralter Brauch. Auch bei den jüdischen Hochzeiten wird nach der Trauung ein Glas auf den Boden geworfen und dadurch zerbrochen. Bei den Esten findet sich auch das Zerbrechen des Löffels und des Tellers, auf dem die Braut das letzte Brot im Eltern-

¹⁾ Z. B. in Siebenbürgen. Mätz 86; in Schwaben, Birlinger, Aus Schwaben 2. 252—258. 265—270.

hause isst. In Italien gilt es glückverheissend, wenn bei der Hochzeit etwas zerbrochen wird (v. Schröder 84 ff). Es mag ein Opferritus darin zu suchen sein, der gegen böse Mächte schützen sollte. Mexikanischen Götzen wurden Töpfe geopfert, die man einen Berg hinabwarf (Berliner Zeitschr. f. Ethnologie 1895, S. 777).

Nach dem Mahle im Hause des Brautvaters kommt der Abschied der Braut von ihren Eltern. Auch hier kann ich mich nur auf Gebräuche neuer Zeit beziehen. Echt bäuerlich ist, dass die Neuvermählte, ehe sie das letzte Mal über die Schwelle ihres Heimathauses schreitet, in der Oberpfalz von ihren Freundinnen über die Düngerstätte des Hofes geführt wird, diesen wichtigen Platz der Bauernwirthschaft. Man schiebt ihr etwas Mist in die Schuhe und singt:

Woin Moidl woin! Mia fïrn di nimma hoim,
Mia fïrn di üba deins Vödarns Mist,
Es gaid di nimma wies da ganga-r-is.¹⁾

Ausserdem bekommt sie etwas Salz in die Tasche als Schutz gegen Zauber und ein Stück Brot, damit sie nicht verarme (Schönwerth I, 76 f.).

Dann nimmt die Braut Abschied von den Eltern und bedankt sich für alle Liebe und Treue; auch hier tritt der Hochzeitlader in Oberbayern für sie als Sprecher ein (Bavaria I, 395). Fromme Eltern segnen nun ihr Kind und dieses weint, nicht bloss aus natürlichem Gefühl, sondern auch, weil es geforderte Sitte ist. Wie bei den Indern der Bräutigam seine Neuvermählte mit drei Sprüchen auf den Abschied von den Ihren hinweist und in einem vierten zum Weinen auffordert (Haas, in d. Ind. Studien V, 327), wie die römische nupta zögernd unter Thränen sich verabschiedete (Rossbach, Röm. Ehe 329), so auch nach Bauerncermoniell die deutsche

¹⁾ Poetischer ist das litauische Abschiedslied der Braut bei Schleicher, Litauische Märchen etc., S. 229. Südslavische Abschiedslieder der Freundinnen der Braut bei Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven 441. 445. Estnische bei v. Schröder, S. 186 f. Ein Gottscheer Abschiedslied der Braut bei J. Schröder, Ausflug nach Gottschee, S. 114.

junge Frau (Schönwerth I. 75. Birlinger, Volksthüml. 2, 360). Es ist das ganz falsch auf slavischen Einfluss zurückgeführt worden. Allerdings fordert das Abschiedweinen der Braut auch bei den Slaven sein Gewohnheitsrecht, aber es ist bei allen, so auch bei den estnischen und finnischen Völkern herkömmlicher, allgemein menschlicher Brauch (v. Schröder 86 f.).

Wie der Bräutigam in stattlichem, meist berittenem Zuge am Morgen zum Brauthause kam, so zieht er ebenso nach seinem Hofe mit der ihm übergebenen Frau¹⁾. In dem schönen altdeutschen Gedicht von der Hochzeit heisst es von dieser Fahrt: Als die Maget da aus dem Hause ging und er sie stattlich empfing, strahlend und leuchtend war sie, nie sah man so herrliches. Vor allem Volke stund sie makellos wie eine rechte Braut. Die Hand bot er ihr fürwahr, zuvorderst ritt er an der Schaar mit seiner schönen Braut vor allem Volk. Sie leuchtete über die Menge als der lichte Morgenstern. Da geleiteten alle sie in Freude. Da ritten bei der Braut junge Leute, stolze Ritter mit herrlicher Rüstung. Hei, wie sie da sungen, als sie sie heimführten (Karajan, Sprachdenkm. 25, 17—26, 4).

Diese Brautlieder der heimgeleitenden Hochzeitschaar, die Brautleiche, Brautgesänge²⁾ waren alte, allgemeine Sitte, so dass hileich, ags. brýdlāc, für Hochzeit selbst, brütlichen, den Brautgesang anstimmen, fürheiraten gebraucht worden ist. Auch die Spielleute liessen ihre Instrumente schallen. „Sô man eine brût heinleitet“, heisst es in dem Seelenspiegel, einer erbaulichen Schrift des 14. Jahrhunderts, „sô sleht man den sumer (Tamburin) vor ir und gigot und sweglot (flötet) und vidlot engegin ir, und mit mangirhande seitenspil enphâhet man si“ (vor dem Hause des Bräutigams.

¹⁾ Über den stattlichen Reiterzug bei schwäbischen Bauernhochzeiten: Birlinger, Volksthümliches 2, 360.

²⁾ Ahd. leichôd, hileich, brütisanc, mhd. brütleich, brütliet, ags. brýdlāc, brýdleôð, brýdsang, gifleôð. — Sidon. Apollin. c. 5, 218—220. Athis C. 96. Lampr. Syon. 3212. Reinbot Georg 1007. Müllenhoff, De poeti chorica, S. 23 ff.

Mone, Anzeiger 8, 612). Dieses sprichwörtlich gewordene heimgeigen und heimblasen war überall Brauch. Wie die ditmarsische Braut am Ende des 16. Jahrhunderts mit Reitern und Spielleuten zur neuen Heimat zog (Neocorus 1, 116. 119. 176), so noch heute, z. B. in Schwaben. Die Reiter schiessen ihre Buffer los, die Pferde wiehern vor Ungeduld und stampfen; die Buben fangen an zu singen, die Musikanten spielen Eins auf; der Abschied ist da (Birlinger, Volksthümliches 2, 360). Das oberbayrische Brautpaar wird am Abend des Tages von den Musikanten heimgegeigt und heingeblasen.

Die Brautfahrt ging nicht immer ungehemmt und unangefochten vor sich.

Weitverbreitet ist in Deutschland der Brauch noch heute, Seile oder Ketten über den Weg zu spannen und das Brautpaar oder die Braut und ihren Ausstattungswagen zu pfänden. Oft sind es nur Kinder oder Frauen, die es thun, doch auch Männer in grösserer Zahl. Meist ist es heute nur auf eine Bettelei abgesehen. Diese Wegsperre wird sowohl geübt, wenn die Braut im Dorfe bleibt, als wenn sie in einen andern Ort zieht ¹⁾).

In Ober- und Mittelitalien findet man dasselbe fare il serraglio (far la serra, la barricata, il laccio), und auch bei den Esten ist es nachgewiesen ²⁾).

So nahe es liegt, in diesem hemmen des Zuges einen scherzhaften Wegzoll zu sehen, so scheint das doch nicht richtig. Die über die Strasse gezogenen Seile, Ketten, zuweilen auch Balken stehn mit den oft genug ausgeführten Überfällen, Entführungen der Braut und Plünderungen des ganzen Zuges in Verbindung, über die wir früher schon gesprochen haben (S. 282). Die Bewaffnung der Brautgesellen,

¹⁾ Eine ausführliche Schilderung einer solchen Klausen aus Tirol bei J. Zingerle, Sitten und Meinungen, S. 8 f. Über den badischen Hochzeitbrauch des Vorspannens E. H. Meyer im Freiburg. Festprogr. z. Geburtst. d. Grossherz. 1896.

²⁾ v. Schröder, Hochzeitbräuche der Esten 110 f. Dargun, Mutterrecht und Raubehe 136 ff.

der truhtinge nach altdeutscher Bezeichnung, namentlich des Brautführers und des Bräutigams, die heute noch mancherorten üblich ist, entspricht der Nothwendigkeit in älterer Zeit¹⁾.

In neuerer Zeit ist der Raub in ein scherzhaftes, neckendes Stehlen der Braut umgewandelt. Bei schwäbischen Hochzeiten ist der Bräutigam den ganzen Tag nicht sicher, dass sie ihm listig entführt werde. In Wildbad ist geschehen, dass sie vom Altar weggestohlen ward, nachdem die Trauung vorüber war (Birlinger, Volksthümliches 2, 393). Im Pinzgau und im Lungau (Salzburg) suchte man die Braut aus dem feierlichen Zuge zur Kirche oder auch wenn der Zug aus der Kirche kam, zu stehlen (v. Kürsinger, Ober-Pinzgau, Salzburg 1841, S. 169. Vierthalers Wanderungen durch Salzburg [1816] 1, 165). Die zwei Brautführer haben das Amt, die Braut zu bewachen, und es ist ein Hauptspass der Burschen, dieselben zu täuschen; sie müssen sie von den Entführern dann auslösen (Birlinger 377). In gleicher oder ähnlicher Art geht es in Altbayern, in Salzburg (namentlich im Lungau), Steiermark, im Pusterthal, in der deutschen und französischen Schweiz her²⁾; diese Entführung ist ein besonderer Scherz des Hochzeittages. Hier und da werden statt der Braut nur ihre Schuhe gestohlen, so in der Eifel, im Odenwald, Schwaben, Hessen, Pommern (P. Sartori in meiner Zeitschr. f. Volksk. 4, 169).

Endlich ist die Brautfahrt an Hof und Haus des Bräutigams angelangt, wo der festliche Empfang mit manchen sehr alten und ursprünglich bedeutungsvollen Gebräuchen stattfindet. Es ist schon gesagt worden, dass der Bräutigam nicht immer selbst die Braut sich holte, sondern durch den bevollmächtigten Braut- und Zugführer holen liess; es kam auch vor, dass der junge Mann nach der Trauung in seinen Hof

¹⁾ Vgl. auch Dargun a. a. O. 129. 133, E. Meier, Sagen aus Schwaben 479 f.

²⁾ Dargun 134 f. Bavaria 1, 402. Baumgarten, A. d. Heimat 9, 86. Schönwerth 1, 106. L. Hübner, Beschreibung des Erzstiftes Salzburg 2. 544.

zurückkehrte und einige Tage später die junge Frau durch seine nächsten Verwandten und Freunde in festlicher Art abholen und sich zuführen liess, so im 17. Jahrhundert bei den Ditmarschen nach Neocorus Schilderung. Das gewöhnliche freilich war, dass er die Braut selbst nach Trauung und Hochzeitsmahl in sein Haus führte.

Neocorus beschrieb die gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Ditmarschen gehaltene Heimführung der Braut also¹⁾.

Donnerstag nach der kirchlichen Trauung sendet der Bräutigam sechs, acht, zehn oder mehr seiner nächsten Verwandten und Freunde stattlich beritten nach der Braut. Mit ihnen fahren vier Wagen, auf deren erstem die Kleiderfrauen sitzen, welche gewöhnlich die Weiber der Brautknechte sind und die Kleider der Braut zu besichtigen, zu übernehmen und heimzubringen haben. Der zweite ist für die Braut mit ihren Spriddeldocken oder Beisitzerinnen und für die Spielleute bestimmt. Wenn die Reiter und Wagen im Brauthause angelangt sind, so werden sie herrlich aufgenommen und der älteste Brautknecht bringt blossen Hauptes die Bitte vor, dass man ihnen den Brautwagen folgen lasse. Die Kleiderfrauen schaffen hierauf die Kleider und Betten samt dem mannslangen Brautbrote und dem Brautkäse auf den Wagen, und die Brautknechte laden die Kisten der Braut auf. Nachdem die Wagen mit den Sachen fort sind, stattet der älteste Brautknecht im Namen des Bräutigams und seiner Mitgesellen den Dank ab, und die Gesellschaft wird zum sitzen genöthigt. Sie werden nun bewirtet, wobei ein guter Trunk die Hauptsache ist, „auf dass solche Gäste wissen, wo sie gewesen sind“. Nachdem das Essen wieder abgetragen ist und die Brautknechte der Reihe nach den Vortanz gehalten haben, tritt der Wortführer wieder auf und begehrt Gehör. Wenn ihm dies nach einigem Weigern gewährt ist, dankt er zuerst, dass ihm der Wagen verabfolgt ward und dass ihnen Ehre und Gutes erwiesen wurde, und bittet darauf, dass nunmehr

¹⁾ Joh. Adolphi genannt Neocorus Chronik des Landes Ditmarschen, herausg. von Dahlmann I, 110 ff.

die Braut in das Zimmer komme, dieweil sie darum abgesandt seien und den Bräutigam aufs höchste nach ihr verlange. Ohne Zweifel verlange auch die Braut nach ihm, und wenn nicht nach ihm, so doch nach ihrem Wagen und Kleinodien. Nachdem das Begehren mehrmals abgeschlagen ist, so dass oft der andere Tag herankommt, wird die Braut, die bis da mit ihren Frauen und Jungfrauen in einem besonderen Gemach blieb, mit ihren zwei Spriddeldocken hereingeführt, in jungfräulichem Schmucke, das Haupt ganz verhüllt. Wenn alles zur Abreise fertig ist, wird sie dem Brautknechte von ihrem nächsten Verwandten übergeben und ihr des Bräutigams Hut aufgesetzt¹⁾, worauf unter Glück- und Segenswunsch der ihren abgefahren wird, die hierauf noch eine Zeit lang in Fröhlichkeit beisammen bleiben. Unterdessen sind die Wagen mit der Ausstattung im Hause des Bräutigams angekommen und abgeladen worden. Die Braut selbst nähert sich mit den Reitern und Spielleuten, und stellt sich, nachdem die Pferde bei Seite geschafft sind, mit ihren Geleitfrauen vor der Thür des Hauses auf. Jetzt erst erscheint der Bräutigam, tritt barhäuptig vor die Braut und fragt dreimal: „Kann ich wohl mit Ehren meine Braut einführen?“ — Dreimal wird geantwortet: „Führet sie in Gottes Namen ein!“ Darauf nimmt er sie bei der Hand, lässt sie dreimal herumdrehen und schwingt sie in das Haus hinein, indem er spricht: „Mit Ehren führe ich meine Braut ein“. Vor der Stubenthür wiederholt sich das herumdrehen und hineinschwingen; dann verlässt er sie und geht in sein Gemach. Ein Gastmahl und Tanz reihen sich an und die Ceremonie in der Brautkammer beschliesst den Tag.

Der junge Mann schwang nach dieser Erzählung die Braut in das Haus hinein, d. h. er trug sie über die Schwelle. Das gehört zu dem alten Ceremoniell. Nach vedischem Ritus ward die Braut noch im Hause ihrer Eltern vor der Abfahrt

¹⁾ Zeichen, dass sie in die Mundschaft des Mannes nun eingetreten ist. Ganz entsprechender Gebrauch bei den Esten, v. Schröder 93 f. — Grimm, RA. 148 f.

von einem starken Manne zu einem auf dem Boden liegenden Fell getragen, und der Bräutigam hiess sie, sich darauf niederzusetzen, mit dem Wunsche, dass, wie sie sich hier niederlasse, Kühe, Rosse und aller Reichthum sich auf sie niederlassen mögen. Nach andern Anweisungen geschieht diese Handlung im Hause des Bräutigams, nachdem ihr Brahmanenfrauen vom Wagen geholfen (Haas in den Ind. Studien 5, 91).

Das römische, sehr ausgebildete Hochzeitritual verlangte, dass die *nova nupta* von dem Brautführer sorgsam, so dass sie nicht an die Schwelle stosse, darüber gehoben werden müsse, ganz wie heute noch bei den Neugriechen und bei Slaven und namentlich den Esten (v. Schröder 88—93). Bei den Russen hat sich sogar noch das Schaffell erhalten, auf das sich die Braut setzen muss.

Auf der Insel Sylt war früher ein besonderer Brautheber (*bridlefstr*), jedenfalls einer der Brautführer, bestimmt, die Braut auf den Hochzeitswagen und wohl auch von ihm herab zu heben (Michelsen und Asmussen, Archiv I, 413 ff.). Bei den Siebenbürger Sachsen musste der Bräutigam selbst die Braut aus dem Elternhause auf den sechsspännigen Wagen tragen, der sie in die „neue Genährung“ führte (Mätz 68 f.). Auch in der Mark Brandenburg war oder ist es Sitte, dass der Bräutigam die Braut, wenn sie auf seinem Hofe ankommt, indem sie sich über die Wagenleiter schwingt, auffangen muss, ohne zu fallen. Er muss sie dann in das Haus auf die grosse Diele tragen und mit ihr dreimal den Kesselhaken (den Herd) umwandeln (Kuhn, Märk. Sagen 356, 361). In Oberösterreich wird, wie wir früher mittheilten (S. 334), die Braut, wenn sie zur Hochzeit laden geht, von dem Zubräutigam begleitet, der sie über die ersten drei Zäune heben muss.

Das dreimalige Umwandeln des Herdes ist uralter indogermanischer Ritus. In Deutschland hat er sich ausser in brandenburgischen Dörfern noch in Westfalen erhalten, wo die Schwiegereltern die Braut an der oberen Thür (*bovendör*) des Hauses empfangen und zu dem Herde führen, wo sich dieselbe auf einen Stuhl setzt und Zange und Feuerbrand

in die Hand bekommt; dann geht es zur Trauung (Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 37)¹⁾. In Brackel bei Dortmund ward bei dem Umführen um den Herd (de brüd ümt hál [Kesselhaken] laien) das Feuer entzündet und der Haken vorwärts darüber gezogen. Im Kirchspiel Weitmar sprach man vergessene Sprüche dabei (Jahrb. f. niederd. Sprachforsch. 3, 139). In Böhmen muss sich die junge Frau zuerst vor dem Herde verneigen und drei ihrer Haare in den Kamin werfen (Wuttke, §. 566). Der Herd mit dem Feuer ist der uralte Mittelpunkt des Hauses, zu dem die Neuvermählte zuerst geführt werden muss und auf dem sie den Hausgeistern (den Ahnen der Sippe) ein Opfer bringt: das ist der Sinn der bei uns verkümmerten Sitte. Nach altindischem Ritus führt der Bräutigam die Braut in ihrem Elternhause um den Herd, dann streut der Vater oder Bruder ihr in die mit Opferschmalz besprengten Hände Getreidekörner, die sie untermischt mit Mimosenblumen in das Feuer wirft. Das alles geschieht dreimal (Haas a. a. O. 5, 318 f.) und wiederholt sich im Hause des Bräutigams. Auch Besprengung der Braut und des Bräutigams mit Wasser gehört zum indischen Ritual (ebd. 373). Das römische entspricht in den Hauptzügen: die Braut wird aqua et igni im Hause des Gatten aufgenommen: ein Speltbrot ward im Feuer des Herdes geopfert (Rossbach, Röm. Ehe 108—110. 314 f.). Die Umwandlung des Herdes und das Opfer lässt sich als Hochzeitbrauch auch bei den alten Preussen und den Esten erweisen (v. Schröder 128 ff.).

Von jener Aufnahme mit Wasser hat sich bei den Siebenbürger Sachsen eine Spur erhalten, indem das Paar vor dem Thor des Bräutigamshauses über ein mit Wasser gefülltes Gefäss springen muss (Mätz 70). Ein an andere Stelle des Ceremoniells gekommener Rest ist in hannöverschen Orten, dass die Mädchen hinter der von den Frauen ihnen geraubten

¹⁾ Die Braut muss dann das Feuer schüren und andere Proben geben, dass sie Hausarbeiten versteht, wie auch der Bräutigam gleiche Proben ablegen muss. Das sind moderne, aus Missverständniss alter Sitte entstandene Dinge.

Braut Wasser hergiessen (Kuhn-Schwartz, Nordd. Sagen 433), und dass in der Oberpfalz der Braut, wenn sie den Brautprung von dem Tisch zum Tanz mit den Brautführern macht, ein Krug Bier nachgegossen wird (Schönwerth I, 110).

Es sind ursprüngliche, aber entstellte und missverständene Reste einer Reinigungs- und Sühnceremonie. Bei Slaven, Esten und Finnen hat sich dieselbe weit besser erhalten als bei uns (v. Schröder 133 ff.).

Statt der Umführung um den Herd kommt auch, obschon vereinzelt, die um den Düngerhaufen vor (Weidenhausen in Westfalen: Kuhn, Westf. Sagen 2, 371). Dass auch darin ein alter, nicht bloss deutsch-bäuerlicher Brauch sich erhielt, beweist die in altindischen Quellen vorkommende Anweisung, die junge Frau bei ihrer Ankunft auf dem Hofe zu dem Misthaufen zu führen (A. Weber, Ind. Studien 5, 371 Anm.). Sie wird auf die Stätte, die für Viehstand und Feldbau wichtig ist, aufmerksam gemacht¹⁾. (Vgl. 1, 374.)

Eine uralte Hochzeitceremonie ist die Beschüttung oder Bewerfung der Braut mit Getreidekörnern, als Symbolen der Fruchtbarkeit, welche auf sie übertragen werden soll.

Wenn die sächsische Braut in Siebenbürgen aus der Kirche von der Trauung in das Hochzeitthaus zurückkehrt, schüttet die Schwiegermutter beim Eintritt in das Vorhaus Getreidekörner über ihr Haupt und spricht: „Geseget seist du, meine Tochter! geseget seid ihr, meine Kinder!“ Weit verbreitet ist in Deutschland und auch in Schweden, in die Schuhe der Braut (zuweilen auch des Bräutigams) Getreidekörner vor der Trauung zu legen, auch Erbsen. In Schlesien und Böhmen wird die Braut beim Hochzeitessen mit Graupen, Erbsen, auch mit kleinen Pfeffernüssen beworfen; so viel Körner auf ihrem Kleide liegen bleiben, so viel Kinder wird sie bekommen. In Mecklenburg schüttet man der Braut Leinsamen in den Kranz. Den Brautkranz aus Getreideähren er-

¹⁾ In Westfalen führte man ehemals das Brautpaar zur Bienenhütte, stellte Braut und Bräutigam den Bienen vor und bat diese, dieselben nicht zu verlassen (Jahrb. f. niederd. Sprachf. 3, 139).

wähnten wir schon früher (1, 342). Bei den Grossrussen wird das Brautlager aus 40 Garben Roggen aufgebaut und ringsum werden Tonnen mit Weizen und Gerste gestellt, in welche man die Hochzeitfackeln steckt. Bei den Slaven und Litauern, den romanischen Völkern, bei den Esten und Finnen, bei Griechen, Römern und den alten Indern begegnen wir ganz gleichem Brauch, der aus demselben Gedanken entsprungen ist (Haas in d. Ind. Studien 5, 298 f. Winternitz 75 ff. 113. v. Schröder 112—122. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven 448).

In deutschen Landschaften ist Brauch, dass die Braut, wenn sie ihr neues Heim betritt, Brot und Salz, einen Löffel und eine kleine Münze auf dem Tisch findet (so in Schlesien, meine Zeitschr. 3, 149), damit es ihr nie an diesen nöthigsten Dingen des Haushalts mangle.

Aus einer Culturperiode, in der man jeden Fremden als Feind betrachtete oder ihn wenigstens misstrauisch behandelte, stammt eine oberpfälzische, aus Waldmünchen berichtete Unsitte (Schönwerth I, 89). Wenn ein Mädchen in ein fremdes Dorf heiratet, fürchtet man, sie könne später Hexenwerk treiben. Daher dringen die Nachbarn während der Trauung in das Haus des Bräutigams durch Fenster oder durch das Dach. Sie tragen dieses ab und schlagen den Ofen ein, und meinen damit das Dorf vor dem bösen Wesen der Hochzeiterin zu schützen.

Wenn am ersten Hochzeittage die Nacht herankam, ward die Braut von den Eltern und dem Brautführer samt der Brautfrau, zuweilen auch von der ganzen Hochzeitgesellschaft in die Brautkammer geleitet und dem Bräutigam übergeben. Da es dunkel geworden war, wurden viel Kerzen dazu angezündet¹⁾ und aus der Verbindung hiervon mit den Tänzen, die bis zu diesem Kammergeleit die Gesellschaft unterhielten, scheint sich der Fackeltanz gebildet zu haben,

¹⁾ Heinrichs Trist. 657. Adelh. Langemanns Offenbarungen 10, 6.

welcher sich bei fürstlichen Beilagern seit dem 16. Jahrhundert nachweisen lässt ¹⁾.

Das Beschreiten des Ehebettes vor Zeugen war altgermanische ²⁾ und durch das ganze Mittelalter festgehaltene Sitte; die Ehe war erst völlig rechtsgiltig in allen Folgen, sobald bezeugt werden konnte, dass eine Decke das Paar beschlagen hatte. Deshalb finden wir auch diesen Brauch in allen Ständen und am längsten in fürstlichen Geschlechtern festgehalten ³⁾. Milderungen traten später dadurch ein, dass sich das Paar völlig angekleidet niederlegte und wieder aufstand, nachdem die Decke über es gelegt war. In pommerischen Städten geschah im 16. Jahrhundert „dat beddewerpent“ gleich nach der Trauung vor dem Hochzeitmahl „sittsam und ehrbar“ (A. Höfer in Pfeiffers Germania 18, 4). Darauf entfernten sich die Zeugen. In den Lübecker Geschlechtern ward dies aber erst seit 1612 eingeführt.

Fromme Sitte war, dass die Mutter der Braut das Paar segnete (Heinrichs Tristan 672); gewöhnlicher war die priesterliche Benediction des Ehebettes, die nach Ebernands Gedicht von Heinrich und Kunigunde (879) bei der Vermählung Kaiser Heinrichs II. von Bischöfen geschah. Diese priesterliche Einsegnung ist heute noch in der Oberpfalz und in katholischen Gegenden Schwabens fester Brauch, und wird den Tag vorher, wenn das Brautbett aufgebaut ist, vorgenommen ⁴⁾.

¹⁾ J. Voigt in Raumers histor. Taschenbuch VI, 223.

²⁾ Auch bei den Indern und Römern bestund sie und sie wird daher uralt sein, Haas in Ind. Stud. V, 279. Rossbach, Röm. Ehe 370 f. Sie ist auch bei Slaven, Esten und Finnen altüblich, v. Schröder, S. 166—178.

³⁾ Athis D. 1—61. Mei und Beaflore 91, 15. Titurel 1795 f. Crano 4450. Lohengrin 2354. Ulrichs Willh., S. 148. Ebernand Heinr. 877. Hätzl. 260^b. Neocorus 1, 116. Michelsen-Asmussen. Archiv I. 1, 69. — Friedberg, Eheschliessung, S. 22 f. — Über einen eigenthümlichen Rest dieses Rechtsbrauches in Neustadt in der Oberpfalz, Bavaria II, 278.

⁴⁾ Friedberg, Eheschliessung 46. 64. — Bavaria 2, 279. Alemannia XV, 116. Birlinger, Volksthümliches 2, 334. 344. 401.

Ehe die Braut in die Kammer geht, wird ihr der Kranz oder die Krone, das Zeichen ihres bisherigen jungfräulichen Standes, oft während eines Tanzes, von den Frauen abgenommen und ihr dafür die Haube aufgesetzt. Im Mittelalter wurden ihr die Frauenbinden um Stirn und Wangen, „daz gebende“, umgelegt. Sie durfte fortan nicht wie die Jungfrauen das Haar frei und lose tragen, wie auch bei Indern und Römern sich die Haartracht mit der Hochzeit änderte und entsprechende Gebräuche noch jetzt bei Slaven, Esten und Finnen bestehn (Haas in den Ind. Studien 5, 405. Rossbach 280. v. Schröder 144 ff. Tettau-Temme, Volkssagen Preussens u. Litthauens 257). Die Mutter „band“ ihr nach der briute site (Heinrichs Trist. 853), oder sie legte sich selbst am nächsten Morgen das Gebende an (si bant ir houbet, Parziv. 202, 23. Ulr. Trist. 312). Der scherzhafte Streit, der heute bei dem Abnehmen des Kranzes und dem Hauben zwischen Mädchen und Frauen mancher Orten vorfällt, scheint auch im Mittelalter üblich gewesen, wie aus einem Spruche Walthers v. d. Vogelweide (106, 26 ff.) sich schliessen lässt.

In fürstlichen und adlichen Familien ist bei oder nach Betretung des Brautgemaches noch jetzt Sitte, das zerschnittene Strumpfband der Braut unter die Hochzeitgäste zu vertheilen. Le don de la jarettiére ist auch in Frankreich und bei den Wallonen bekannt. Aber auch bei bäuerlichen Hochzeiten in der Oberpfalz, im Elsass und in der niedersächsischen Grafschaft Hoya kommt diese Zerschneidung und Vertheilung des Strumpfbandes vor (Schönwerth I, 109. Jahrb. für Gesch. Sprache und Litterat. Elsass-Lothringens 2, 190. Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen. 1851, S. 108), so dass wir auch in diesem Brauche ein altes Hochzeitritual zu sehen haben, das sich dem römischen vergleicht, wonach der Bräutigam nach Besteigung des Torus den Gürtel löst und denselben den Sklaven preisgibt, die darum streiten. Es ist ebenfalls ein Symbol, dass die Ehe thatsächlich vollzogen ward.

Der Zug zur Brautkammer ward von den Spielleuten begleitet, die vor dem Gemach stehn blieben und denen sich die Hochzeitgäste zugesellten. Vor der geschlossenen Kammer-

thür wurden Lieder gesungen; manchmal frommer Art. Dieses „Niedersingen“ der Braut hat sich bis in die neueste Zeit in manchen Gegenden erhalten¹⁾. Es ist eine uralte Sitte, zu der die Parallelen von der altrömischen Hochzeit nicht fehlen, wo diese Gesänge freilich sehr derb und nichts weniger als züchtig lauteten; bei den hellenischen Hochzeiten stimmte ein Mädchenchor den epithalamischen Hymnus an. Auch bei den Südslaven wird vor der Brautkammer von den Hochzeitsgästen ein Tanz mit Liedern aufgeführt (Krauss, Sitte und Brauch 457).

Auf Grund von Tobias 6, 19 ff., wonach der junge Tobias bei seiner Hochzeit mit Sara durch seine Enthaltensamkeit vom Tode errettet ward, hatte die Kirche seit dem 5. Jahrhundert Keuschheit in den ersten drei Nächten der Ehe empfohlen, wenn auch nicht gefordert. Im Allgäu, in katholischen Dörfern Schwabens und in der Oberpfalz werden unter dem Landvolk diese Tobiasnächte noch beobachtet: als Gründe werden angeführt, der Teufel habe dann keine Macht über das Paar, oder es verbürge Glück in der Ehe, oder auch man erlöse dadurch eine arme Seele (Birlinger, Volksthüml. 2, 334. 354. Schönwerth I, 112). Bei den Wallonen herrscht dieselbe Sitte. Im Dorfe Cerexhe-Heuseux, im Canton Fléron, wird ihre Beobachtung dem jungen Manne für die erste Nacht zur Pflicht gemacht; wer es länger thut, beweist seiner Neuvermählten besondere Hochachtung. In Charleroi wurde das junge Paar in den ersten Nächten durch ein Brett getrennt, das längs zwischen ihnen lag. Wer über das Brett ging, zahlte Busse. Am Ende der Woche sollen beide Parteien völlig gleich in ihrer Bussensumme gewesen sein (Wallonia II. 9. S. 158—160. Liège 1894). Auch in andern französischen Gegenden, ferner in Italien, bei den Südslaven, bei Esten und Finnen kommt das *trinoctium castitatis* vor (v. Schröder 194 ff.

¹⁾ Fr. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Nr. 239. 240. Altd. Bl. 2, 276. Seb. Franck, Welth. 128 (1534). v. d. Hagen, Narrenbuch 174. 432. Uhland in Pfeiffers Germ. 1, 335. Frommann, Mundarten 4. 95. 112. Kuhn, Märk. Sagen 358. L. Tobler, Schweizer. Volksl. 1, 154. Bavaria II, 289. Birlinger, Volksthümliches 2, 385.

Krauss 456). Merkwürdigerweise wird nun auch im altindischen Hochzeitritus die Keuschheit von dem jungen Ehepaar in den ersten drei Nächten, ja auch länger, bis zu einem Jahre, gefordert (Haas, Ind. Studien 5, 325 f. 346. 368. 377. Winternitz 86. 88). Bei dem ins einzelne entwickelten, mit allerlei Reinigungs- und Sühnceremonien durchzogenen indischen Ritual kann man sich über dieses Gebot der Enthaltung nicht wundern. Die europäische Erscheinung des Brauchs wird schwerlich damit als urverwandt zu behaupten sein, sondern dem Einfluss der katholischen Kirche entspringen, wonach sie als ein gutes Werk aufgefasst ward. Etwas ursprüngliches, gesundes und kräftiges liegt nicht darin, deshalb halte ich diese Tobiasnächte für ungermanisch.

Nachdem das junge Paar eine Zeit lang sich selbst überlassen geblieben war, gingen die nächsten Verwandten, zuweilen auch die ganze Hochzeitgesellschaft in die Kammer und brachten den neuen Eheleuten einen Trunk¹⁾. Am nächsten Morgen war Brauch, ihnen ein gebratenes Huhn, das briutelhun, Brauthuhn, an das Bett zu bringen²⁾. Aus diesem Bringen des Brauthuhns und Brautweins war allmählich auch etwas geworden, das entweder zu Luxus oder zu einer Ungebührlichkeit führte, die grämlichen Rathsherren nicht gefiel. So enthalten die Statuten der westfälischen Städte Alen und Cöesfeld von 1380, 1389, 1403 Verbote, dem Brautpaar tor brutlacht oder wannער si byslopen, hanen zu bringen und gevelwyn (Gebewein); ebenso verbieten die Wisnarer Statuten v. 1339 den Bruthan (Geschenk von Hahn und Henne). Aus Westfalen und der Altmark ist der Brauch bei städtischen Hochzeiten noch aus dem 16./17. Jahrhundert bezeugt (Jahrb. f. niederd. Sprachf. 3, 128. Kuhn, Märk. Sagen 363. Germania 18, 4). Vershoben ist dieses Essen heute in der Oberpfalz auf die Trauung. In manchen Orten bekommt das Brautpaar vor der Trauung ganz für sich die Gaglhenne

¹⁾ Trist. 12642. Krone 8642. Wittenweilers Ring 188.

²⁾ Parz. 273, 26. Heinr. Trist. 842. Lohengr. 2398 f. Jeroschin 18754. Lassberg, Lieders. Nr. 226, 293.

zu essen, d. i. ein gebratenes Huhn oder eine Suppe mit alter Henne, an andern Orten eine Taube zwischen der Trauung und dem Hochzeitsmahl (Schönwerth 1, 75. 94). In Deilingen in Westfalen war es im vorigen Jahrhundert noch Brauch, dass das junge Volk „den Brauthahn“ aufzufinden suchte, mit ihm in die Brautkammer drang und ihn vor dem Bette krähen liess. (Jahrb. f. niederd. Sprachf. 3, 142. 144). Das ist Entstellung des alten Brauchs.

Auch neue Kleider wurden den Neuvermählten hingelegt und manche Geschenke gebracht¹⁾. Als österreichische Landessitte erzählt Ottokar in seiner österreichischen Reimchronik 75635 ff., dass an das Brautbett viel kommen von Männern und Frauen und das Paar segnen und ihnen wünschen das gute lieben, das üble leiden und vollkommene Treue pflegen. Die Mutter der Braut im besondern und auch die des Bräutigams sprachen den Kindern Morgengruss und Glückwünsche für Zeit und Ewigkeit²⁾.

Auch Scherzworte, feinere und gröbere, fielen; formelhaft scheint die Frage an die junge Frau, ob sie noch ohne Stab gehn könne? (Ulrichs Wilh. 132, dazu Helmbr. 1418. Sperber 334. Liedersaal Nr. 31, 322).

Nun gab auch der junge Ehemann seiner Neuvermählten die Morgengabe. Es war ursprünglich ein Geschenk der Liebe (in signum amoris), das seinen Namen von der Zeit des Gebens trug, dem Morgen nach der Hochzeitnacht³⁾,

¹⁾ Nibel. 593. Lohengr. 2387. Frische Kleider auch nach indischem Ritual: Haas, Ind. Studien 5, 213.

²⁾ Ein solcher Segen findet sich im Gedicht von der tiuvels ähte 91 f.: got grüez iuch kinder! ros unde rinder, korn unde win boscher iu unser trehtin, sælde unde heil, guotes ein michei teil immer ewicliche, und ouch sin himelriche teil er mit iu beiden (v. d. Hagen, GA. 2, 132).

³⁾ *morgangeba*, *morgingäbe*; ags. *morgengyfe*; altschwed. *morghongäf*; altn. *línfē*, *beckjargiöf*, *hindrudagsgaf*. — matutinale donum, donatio nuptialis, dos (l. saxon. und sächs. und agl. Rechte). — Über die Morgengabe in rechtlicher Beziehung vgl. R. Schröder, Ehel. Güterrecht I. 84—112. II. 1, 24—71. 2, 242 ff. 3, 332 ff., worauf ich hier verweise.

und in fahrender Habe oder in Geld, zuweilen in Grundstücken gegeben oder ausgesetzt ward. Als solches freies Geschenk zeigt sie sich im alemannischen, westgotischen, altsächsischen (ostfälischen) und im ältesten langobardischen Recht. Sie ward aber in späteren langobardischen Gesetzen zu einer vorher bedungenen Leistung des Mannes, die zur Sicherung der Witwe bestimmt wurde, und dieselbe Bedeutung hat sie im salischen und ripuarischen Recht, wie im angelsächsischen und altwestfälischen erhalten. Wir finden sie auch Witwen gegeben, was zum Beweise dienen darf, dass die Morgengabe als kein *pretium virginitatis* galt.

Die Frau hatte schon bei Lebzeiten ihres Mannes Eigenthumsrecht an der Morgengabe, über die von dem Gatten nicht einseitig verfügt werden durfte. Nach schwäbischem und bayrischem Gesetz des späteren Mittelalters geht die Morgengabe nach dem Tode des Mannes und nachdem die Witwe ihr Recht daran geltend gemacht hat, in ihren vollen Besitz über. Sie kann sie veräußern, darüber völlig verfügen und sie daher auch in eine zweite Ehe hinübernehmen. Wird ihr Recht angefochten, so darf sie es nach alemannischem und bayrischem Gesetz durch den *Nesteid* (*nastait*) beweisen, den sie schwört, indem sie mit der linken Hand ihre linke Brust und den rechten Zopf anfasst¹⁾. In dem bayrischen und österreichischen Recht hat sich die Morgengabe mit dem alten Mundschatz zum Wittum verschmolzen. Sie übernimmt also die Stellung der Widerlegung im bayrischen Recht und tritt in dem österreichischen als Heimsteuer auf²⁾.

In den fränkischen Rechten des späteren Mittelalters erscheint die Morgengabe als standesmässige Pflicht des Adels, kommt aber auch im Bürger- und Bauernstande vor. Sie war volles Eigenthum der Frau, und vererbte, wenn dieselbe vor dem Gatten starb, auf ihre geborenen Verwandten.

Im sächsischen Rechtsgebiete scheiden sich die westfälischen Bestimmungen über die Morgengabe von den ost-

¹⁾ l. Alam. LVI, 2. Schwabensp. Landr. 20. bayr. Landr. 126. 134. Weist. 1, 14.

²⁾ Schröder a. a. O. II. 1, 88. 92.

fälischen und engrischen¹⁾. Nach letzteren ward die Morgengabe durch die Geburt eines Kindes volles Eigenthum der Frau, das auf ihre Kinder oder bei deren früherem Tode auf ihre Verwandten durch Erbschaft überging. Nach westfälischem Recht verschmolz die Morgengabe durch Geburt eines Kindes mit der Errungenschaft. Sie blieb also nur in kinderloser Ehe bestehn und fiel nach dem Tode der Frau an den Mann oder seine Erben zurück. Der Sachsenspiegel bestimmt, dass die Morgengabe Eigenthum der Frau ist, mag sie Kinder haben oder nicht; sie ist aber von dem gemeinsam verwalteten Vermögen nicht ausgesondert und fällt an den Mann zurück bei Tod oder Scheidung. Ritterbürtige konnten nach dem Sachsenspiegel einen leibeigenen Knecht oder eine Magd geben, ein gezimmertes Haus mit Umzäunung und Weidevieh. Alle, die nicht von ritterlichem Geschlecht waren, durften nur ihr bestes Pferd oder Rind überweisen (I, §. 20, 1, 8). In den Städten des sächsischen Rechtes kam die gelobte Morgengabe auf, gewöhnlich eine Geldsumme, welche von dem Manne für den Fall seines Todes der überlebenden Witwe versprochen ward.

Die Hochzeit endete, wie früher erwähnt, gewöhnlich nicht mit der Nacht des ersten Tages, sondern wurde bei den reicheren Leuten aller Stände durch mehrere Tage fortgesetzt²⁾. Die Ergötzlichkeiten blieben sich ziemlich gleich; in den ritterlichen Kreisen scheint der zweite Tag vorzüglich den Turnieren und zuweilen dem Feste des Ritterschlages gewidmet gewesen zu sein. War die Hochzeit in dem Hause der Braut gehalten worden, so gab die Heimführung eine

¹⁾ Schröder a. a. O. II. 3, 332 ff.

²⁾ Die Gedichte übertreiben natürlich, wenn sie dem grossen Alexander einen Brautlauf von mehr als dreissig Tagen geben (Alexanderl. 4020) und dem elenden Erek einen vierzehntägigen (Erek 2194). Aus den Hochzeitordnungen, die im 13. und 14. Jahrhundert beginnen und den Stadträthen namentlich im 16. Jahrhundert nothwendig schienen, ergibt sich, dass drei, fünf, acht und mehr Tage bei den städtischen Hochzeiten die Lustbarkeiten dauerten. (Über die Dauer der Hochzeit bei andern Völkern: v. Schröder 190 f.)

bedeutsame Nachfeier, oder der Bräutigam lud die Verwandten der neu Vermählten mit möglichst grosser Gesellschaft in fester Frist zu einem Feste in sein Haus. •

In den blühenden Zeiten des alten Städtewesens bedurften auch die Nachhochzeiten polizeilicher Beschränkung. So durften in Lübeck die jungen Eheleute am Tage nach der Trauung nur ihre nächsten Verwandten zu sich einladen. Mit dem Jahre 1566 trat hier grössere Freiheit ein. Der junge Ehemann versammelte seine Freunde um zehn Uhr Morgens in der Marienkirche und führte sie in sein Haus zu einem Mahle, begleitete sie um zwei Uhr wieder in die Kirche, verabschiedete sie und versammelte sie gegen Abend zu einem neuen Essen, das von sechs bis neun Uhr dauerte. In unserem Landvolke haben sich solche Nachhochzeiten unter verschiedenen Benennungen noch vielfach erhalten¹⁾.

Die Sitte einer Vorfeier am Vorabende der Hochzeit habe ich im früheren Mittelalter nicht erwähnt gefunden. Die Lübecker Kore van der brutlacht (angeblich aus dem 14. Jahrhundert) bringt aber bereits Beschränkungen der Vorhochzeit. Die Braut soll nur sechzehn Jungfrauen bei sich haben und der Tanz soll bis zum Nachtsang, also nur bis zwei Uhr Nachmittags dauern. Die Feier war demnach mehr eine Morgengesellschaft als ein Abendvergnügen. Eine Leipziger Polizeiordnung von 1454 verbietet, dass die Braut, wie vormals üblich, den Tag vor der Hochzeit Jungfrauen zu sich lade und über Nacht bei sich behalte, *das man dy Rammel-nacht genannt hat*, bei Busse von 20 Groschen für jede geladene Person²⁾.

Abgesehen von den Polterabenden bei bürgerlichen Hochzeiten, hat sich im Landvolk vielfach eine Vorfeier der Hochzeit erhalten, indem sich die Freundinnen der Braut bei ihr versammeln und den Brautkranz binden (Schönwerth 1, 74) oder auch Kränze und Sträusse für den nächsten Tag

¹⁾ Schneller, Bayr. Wb. 12, 877. 1208. 1695. 2, 297. Bavaria I, 408. II, 290. Schönwerth 1, 112 f. Mätz, Siebenb.-sächs. Bauernhochzeit 80 ff. Zeitschr. des hist. Vereins f. Niedersachsen 1851, S. 108.

²⁾ Cod. diplom. Saxon. reg. II, 8. n. 317.

zur Vertheilung an die Gäste, wobei die Kranzeljungfrau besonders hervortritt. Es ist der Kranzelabend, Kranzelpintabend, auch bloss der Kranzelpint genannt. Tanz und Musik sind dabei Brauch (Lexer, Kärntisches Wörterbuch, S. 1). In Vorarlberg (Thal Montavon) herrscht dieselbe Sitte; der Abend heisst von den Maien (Blumensträussen), die gebunden werden, die Maineta (Frommann, Mundarten 4, 321).

Bei unsern Bauernhochzeiten ist der Braut- oder Kammerwagen, welcher die Ausstattung der jungen Frau in den Hof des Bräutigams bringt, ein bedeutsames Stück in der Brautfahrt. Zuweilen wird er ein oder zwei Tage vorausgeschickt; hier und da kommt er an einem bestimmten Wochentage, so im Hohenloheschen am Freitag vor dem Hochzeitstage, der stets auf Dienstag fällt (Birlinger, Volksthümliches 2, 388). Oft schreitet die beste Kuh aus dem väterlichen Stalle dem Wagen voran. In Westfalen war ein Hahn darauf (Jahrb. f. nd. Sprachf. 3, 134), der Rufer zur Arbeit des Tages. Ein nothwendiger Theil und Schmuck des Brautwagens ist bis in neueste Zeit der Spinnrocken oder das Spinnrad gewesen.

In der Mark sitzt bei dem Brautzuge die dritte Brautjungfer auf dem ersten Wagen zur Linken der Braut mit dem aufgemachten, dick bewickelten Wocken (Kuhn, Märk. Sagen 355). Im Lechrain hält die Braut bei ihrer Fahrt auf dem Kuchelwagen die verzierte Kunkel selbst (v. Leoprechting, Aus dem Lechrain 241). In manchen oberbayrischen Gegenden schreitet die Hochzeiterin, die reichgeschmückte Kunkel im Arm, neben ihrem Prunkwagen einher (Bavaria I, 393). In der Altmark ist es Aufgabe der unverheirateten Burschen, am zweiten Hochzeitstage das alte Spinnrad, das von der Brautjungfer vom Hause der Braut in ihr neues Heim getragen ward, gegen die Angriffe der verheirateten Männer zu schützen, indem sie die Jungfer in festem Kreise umtanzen. Die Männer stürmen derb an und suchen das Spinnrad zu zerbrechen; es ist eine Schande, wenn es ihnen nicht gelingt. Dann wird ein neues, geschmücktes Spinnrad

dem Brautpaar unter Reimen von der Brautjungfer übergeben (Kuhn a. a. O. 359 f.). Bei den Siebenbürger Sachsen kommen hier und da die Gespielinnen der Braut am dritten Hochzeitstage mit einem geschmückten Spinnrocken und schenken ihr denselben (Mätz 93). In Tirol war früher ein Brauch, der Ende des 17. Jahrhunderts aber schon abgekommen war, wie der Kapuziner Heribert von Salurn in seinem *Festivale concionum pastoralium*, d. i. Fest- und Feyrtag-Predigen (Salzburg 1693) 1, 280 erzählt, „wann die Braut oder neue Haushalterin das erstemahl in des Bräutigams Haus ist geführt worden, so hat man die Hausthür mit einem Kranz von Flachs gekrönet; dardurch wurde bedeutet, dass die neue Haushalterin ihren Fleiss solle anwenden mit der Gespunst, damit das Hauswesen mit Lein- und Betgewandt gebührend eingerichtet und der Mann, die Kinder und sie selbst mit Leingewandt sauber versehen werden“. In Pergine, einem früher deutschen, jetzt verwelschten Dorfe in Südtirol, trugen die beiden Brautführer (brumoli) der eine eine lebende Henne (Sinnbild der Vorsicht und Fruchtbarkeit), der andere einen Rocken mit Flachs und Spindel (Schneller, Märchen und Sagen aus Wälsch-Tirol 241). Im Lechrain bringt die stärkste Kranzeljungfer den zierlich geflochtenen und lang bebänderten Rocken, in dem die Spindel steckt, auf die Tenne oder den Vorplatz des Brauthauses. Die Bänder werden von andern Mädchen gefasst und auseinander gehalten, und das Brautpaar voran, tanzt die ganze Gesellschaft zwischen den Bändern hindurch. Das ist der Kunkeltanz (Bavaria I, 404).

Lassen wir unter diesem alten Zeichen deutscher Weiblichkeit die junge Frau in ihr neues Leben eintreten!



DIE
DEUTSCHEN FRAUEN
IN DEM MITTELALTER.

VON
KARL WEINHOLD.

— — — — —
DRITTE AUFLAGE.

ZWEITER BAND.

WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1897.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Siebenter Abschnitt. Die Ehefrau und die Witwe ..	1
Achter Abschnitt. Das Hauswesen	43
Neunter Abschnitt. Das gesellige Leben	112
Der Tageslauf. Festlichkeiten. Gastfreundschaft. Die Sittlichkeit der Gesellschaft.	
Zehnter Abschnitt. Die Tracht	207
Die Entwicklung der Kleidung. Gewandstoffe. Die einzelnen Theile des Gewandes und des Schmuckes.	
Elfter Abschnitt. Rückblicke	316
Charakteristik des deutschen Weibes.	
Register über Band I. und II.	331



Berichtigungen zu Band II.

S. 29, Z. 2 v. u. *peirra* lies *þeirra*.

S. 32, Z. 5 v. u. *hogst* lies *hogsl*.

S. 185, Z. 8 v. u. *Fiösvinnsm.* lies *Fiölsvinnsm.*

S. 197, Z. 6 v. o. *gleihen* lies *gleichen*.



Siebenter Abschnitt.

Die Ehefrau und die Witwe.

Die Rede geht unter den Menschen, dass in der Ehe die Liebe und die Poesie des Lebens wie ein Hauch verschwinde, und des Dichters Spruch, dass mit dem Gürtel und dem Schleier der schöne Traum der Jugend sich löse, findet in vielen Herzen Widerhall. Wie manche Frauen sehen mit Wehmuth eine Braut zum Altare schreiten, und wie viele Männer beklagen den Bräutigam, dass er für den grünen Kranz der Freiheit eine eiserne Kette tausche! Wie vermitteln sich die Stimmungen vor und nach der Hochzeit? Reizend steht die Braut im Perlenschmucke des Zagens und Hoffens, des Sehns und Bangens am Altare; die jungfräuliche Jugend legt sie mit dem verbindenden Ja in das Opferbecken, und demüthig harret sie dessen, was der Herr ihr bescheiden werde. Rasch verrauschen die ersten Wochen in heiterem Glück den jungen Ehegenossen¹⁾.

¹⁾ Vor dem 16. Jahrhundert kenne ich keine Benennung dieser ersten Wochen: im 16. Jahrhundert ist Flitterwoche verbreitet, eigentlich die Lachwoche (Grimm, D. Wb. 3, 1807); bei Johann Murner (von Eelichs Stadts nutz a. iij) findet sich der Kussmonat. In J. Stimmers Comedia (1580) heisst es: es ist noch in der treutelwochen, wo muss daz kindlein 's tütel suchen; die Trütlerwochen (Kusswoche) kommt noch schweizerisch vor (Stalder, Tobler). Kuderwoche (Kicherwoche also = Flitterwoche) ist bayrisch (Schmeller, Bayr. Wb. I², 1226); Zärtelwoche oberdeutsch. Übertragen vom fetteren, besseren oder süsseren Essen festlicher Zeit ist die moderne Benennung der Butterwoche, dann der Honigwoche oder des Honigmonats (erst bei Lessing und Möser, wohl nach dem franz. la lune de miel, ital. luna de miele), die nd. Stutenweke = nl. wittebroodsweke. Von jungen Eheleuten sagt man in Ostfriesland (Doornkaat-Koolman. Wb. 3, 358): se lefen noch in de Stutenweke, man de brodweke schal wol bold nakamen.

Aber die Leidenschaft erkaltet und die Liebe flieht. Auf den Trümmern seines Lebens sitzt oft nach Jahresfrist dasselbe Weib, das seine Zukunft auf starke Säulen der Hoffnung gegründet hatte; verdüstert, vereinsamt, oft verwildert steht der Mann beiseite, und trüben Auges suchen beide in dem Schutte nach der zerstörenden Gewalt und hoffen vergebens, dass die Kränze der Brautzeit wieder grün werden. So ist es immer gewesen und so wird es immer sein. Eine glückliche Ehe verlangt Tugenden und einen Einklang der Seelen, der nur selten ertönt, und erfordert überdies äussere Verhältnisse, welche im Schosse der selten lächelnden Götter liegen.

Welch ein Himmel ist doch die Ehe für jene glücklichen, welche die Liebe zu bewahren wissen! Ich lasse den trefflichen Reinmar von Zweter davon reden (Spruch Nr. 50. MSH. II, 186):

Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
Die Treue fleckenlos und in der Keuschheit Hut,
Hier zwei, da zwei, und doch vereint durch stete Treue ganz!
Wo Lieb' mit Liebchen so kann sein,
Da strahlt das Silber nicht, noch Gold und Edelstein
Mehr als der beiden Lust, die zu uns spricht im Augenglanz.
Und wenn die Minne so die zwei verbindet,
Dass man sie unter einer Decke findet
Wo Arm mit Arm sich fest umschliesst,
Das mag wohl sein der Freuden Krone.
Heil ihm, dem solches fällt zum Lohne!
Ich weiss, dass Gottes Gunst der Selige geniesst.

Unsere Alten deuteten die Bürgschaft für eine glückliche Ehe dadurch schön an, dass sie den Mann des Weibes Trost und Herren nannten (Biterolf 9392). Sie gaben damit zu erkennen, dass er ihr ein Schutz und eine Hilfe sein solle, ein Schild gegen alles abwendbare Leid, ein Höherer, in dessen Hand sie getrost ihr Leben legen und zu dem sie mit vertrauender Liebe und festgegründeter Achtung aufblicken könne. Er ist ihr Freund (*wine*), ihr Erhalter (*ætgeofa*), der Wirt des Hauses, das sie als Wirtin verwaltet¹⁾.

¹⁾ Der Ehemann: got. *aba*; ahd. *charl*, altn. *karl*, ags. *ceorl*; altn. *verr*; ahd. *hiwo*, *wirt*, *man*, éman, *gomman*, *wini*. Die Gattin:

Der Mann darf nicht der selbstsüchtige Tyrann sein, welcher keinen Willen neben sich duldet. „Höre, lieber Mann“, spricht ein trefflicher Prediger des 13. Jahrhunderts¹⁾, „Eva ward nicht gemacht aus einem Fusse. Das bedeutet, dass du deiner Ehefrau nicht schmäählich begegnen, noch sie unter deine Füße treten oder werfen sollst. Das thut nun mancher freilich nicht²⁾, allein er behandelt seine Wirtin in allem gering und spricht sie niemals freundlich an. Eva ward auch nicht aus dem Haupte gemacht; das bedeutet, dass die Frau nicht über ihrem Manne sein soll. Woraus ward sie denn gemacht? Sieh, sie ward aus seiner Seite gemacht; daran sollen wir merken, dass der Mann seine Wirtin recht habe als sich selbst und als seinen Leib. Sie sollen recht sein ein Leib und zwei Seelen“. Auf das rechte Verhältniss zwischen Mann und Ehefrau machen die Spruchdichter des 13. und 14. Jahrhunderts vielfach aufmerksam. „Der Mann sei der Meister ihres Leibes und Gutes, die Frau aber leite sein Herz und seine Gesinnung. Sie höre auf seinen Rath und handle als weibliches Weib nach seinem Willen, er aber halte sie in Ehren. Wie stünde es, dass ein Weib würde aus dem Manne und aus dem Weibe ein Mann? Man spräche dann: „Herr Weichling, Ihr seid ein Mann mit Weibes Herzen“³⁾. Die Frau selbst, meint Reinmar von Zweter, muss den unmännlichen Mann verachten und ihm zurufen: „Pfui! wie thut Ihr so, Herr Adam mit dem Barte? Ihr folgt Eurer Even allzustark; rafft Euch auf, seid Mann und lasst mich Weib sein“. Hat sie einen trefflichen Gatten, sie kann nicht

got. *quéns*, hd. *quân*, *chēna*, *kone*, *konewip*, *hiwa*, *bettegenōs*. Die Hausfrau: mhd. *wirtun*, *wirtinne*, *hūsvrouwe*; altn. *hūsfreyja* (*hūsfría*, *hūsfrugha*, *hūspreae*), ags. *hlæfdige*; hd. seit dem 16. Jahrh. Hauschre: Haupt in der Z. f. d. A. VI, 392. Heyne im D. Wb. IV, 2, 656. Vgl. dazu Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. XIII, 700. Die Eheleute: ahd. *hîun*, *sinhîun*, *kihîtiu*, *gamachidi*, *gemechide*, altn. *hión*.

¹⁾ Grieshaber, Predigten 2, 20.

²⁾ Br. Berthold, Pred. II. 115, 17 sagt: *sô sleht eteliche ir man dag sie vil arbeit dâvon hât. dag tuont aber allermeiste niur unbiderbe liute, dag povelvolc: edele liute oder sust frume liute die tuont dag niht.*

³⁾ Meisner bei v. d. Hagen MS. III, 90^a.

zürnen, wenn er das längere Messer anhängt (MSH. 2, 195)¹⁾. Dem männlichen Weibe das Schwert, dem weibischen Manne die Spindel! Und ist das Weib eigensinnig und boshaft, so räth Reinmar zu einem gründlichen Mittel: Zieh Deine Freundlichkeit aus und greif nach einem grossen Knittel, den miss ihr auf dem Rücken, je mehr desto besser, mit aller Kraft, dass sie dich als Meister erkenne und ihrer Bosheit vergesse (MSH. 2, 196*)²⁾. Noch weiter geht ein verbreiteter Spruch:

*Swer ein übel wip habe,
der tuo sich ir enzîte abe,
er kouf ir ein guoten bast
und henke sie an einen ast,
unde henke dûbî
zwêne wölfe oder dri.
wer gesach ie galgen
mit wirseren balgen,
ez wær ob man den tiuvel vienge
unde in ouch darzuo hinge*³⁾.

In der novellistischen Poesie des Mittelalters ist das übele Weib, welches in bösem Eigensinne dem Manne das Leben vergällt, eine bekannte Figur, und die Darstellung, wie solche böse Sieben zu zähmen sei, ist in mannigfacher Umgestaltung in den Litteraturen nachweisbar⁴⁾.

Die derben dramatischen Spiele des 15. und 16. Jahrhunderts verspotten solche arme Männer, die unter der Zucht-

¹⁾ *daz lenger mezzger tragen, anhenken* MSH. II, 196* III, 316* *die bruoch an tragen* Mone, Anz. V, 80. Schmeller, Bayr. Wb. I², 343. Altnord. *hafa quínriki; afquæni* ein Pantoffelheld.

²⁾ Vgl. die verwandten Rathschläge beim Teichner (Karajan über Teichner 59), im Osterspiel bei A. Pichler, Drama des Mittelalters in Tirol, S. 156. Uhland, Volkslieder II, 728.

³⁾ Vom Zornbraten: Lassberg, Lieders. Nr. 148, 971. Fastnachtsp. II, 511. Hätzler, Liederb. 219^b.

⁴⁾ Aus der deutschen führen wir an: Sibots Frauenzucht bei v. d. Hagen, Ges. Abent. n. 3. Lambel, Erzählungen und Schwänke n. 9. Die zeltende Frau, Lassberg, Liedersal n. 42 und das Märe vom Zornbraten, ebd. n. 148. Über die verwandte Litteratur: v. d. Hagens und Lambels Einleitungen. Vgl. ferner: Von dem übeln Weibe, eine altd. Erzählung, herausg. v. M. Haupt, Leipz. 1871. — Von der übeln Adelheit in Kollers Altd. Erzählungen 204 ff.

ruthe eines bösen Weibes stehn, auf das ärgste und das Volk hat damals und noch heute vieler Orten höhnende Gebräuche gegen sie gerichtet. In Wien hing im 16. Jahrhundert ein pachen (Schinken) am rothen Thurm. Welcher Ehemann im Haus Herr zu sein vermeinte, konnte ihn sich herabholen. Der Mautner am Thurm zeigte ihn den Einwandernden: „Hie oben secht ihr ein pachen Unter dem Rotenthurn hangen. Derhalben ist es angefangen, Ob jemand hie zeucht ein und auss, Sein weyb nit furcht, sey herr im hauss, Der mag den pachen herab nemen. Ist aber bisher keiner khemen! Hangt etlich hundert jar her“ (W. Schmeltzl, Lobspruch der Stadt Wien 278 ff.). Nicht anders war es in Nürnberg. Dort hing der Bachen im deutschen Haus; keiner aber der viel tausend Männer der Stadt wagte ihn zu holen, und so hing er nach der Scherzrede schon zweihundert Jahr, als Hans Sachs 1539 sein Fastnachtspiel „Das Pachenholen im teutschen Hof“ schrieb.

Für solchen „Frauenknecht“ hatte der Volkswitz in Bayern und Österreich im Wortspiel mit Simon den Namen Siman erfunden: Siman = Sie-Man, und Er-Weib (Wortspiel mit Erwein, Erwin). Ein niederösterreichischer Pritschmeister, Hans Weytenfelder, entwickelte in einem Gedicht „Ein schöner Lobspruch und Heyrats Abred zu Wien“, was alles der Bräutigam Siman seiner Braut Margreth versprechen und geloben musste, und sein Gedicht fand solchen Beifall, dass es bald nach dem Erscheinen selbst ins Niederdeutsche übersetzt ward (Gödeke, Grundriss II, 326. 2 A.). An diese komische Figur des Siman, die im 16. Jahrhundert in ganz Deutschland bekannt war, knüpfte sich litterarischer und geselliger Scherz in Menge. In Wien gab es bis in die Gegenwart lustige Simandlbruderschaften, die ihre Statuten hatten und mit harmlosem Alt-Wiener Humor bei gutem Österreicher auf Stunden darüber lachten, dass sie die Hosen ihren Frauen überlassen mussten¹⁾.

¹⁾ Über die Simanlitteratur u. s. w. Jul. Feifalik in der Einleitung zu Franz Haydingers Neudruck von Weytenfelders Lobspruch. Wien MDCCCLXI.

Das war auch ein bitterer Scherz, der Kampf um die Bruch (die Männerhose), der im 15. und 16. Jahrhundert oft begegnet in Gedichten und in Bildern¹⁾.

Von volksthümlicher Verurtheilung verkehrter Ehehaltung sei nur einiges angeführt. Wenn im Markt Partenkirchen in Oberbayern bekannt wird, dass ein Mann von seinem Weibe geschlagen wurde, so ruft das junge Volk des Nachts vor dem Hause des armen wohlfeile Kutteln aus, die je nach dem Alter des geschlagenen frisch oder zäh genannt werden²⁾. In Kühnhart in Mittelfranken steht auf einem Hügel eine Eiche mit einer grossen Keule, die kaum von einem Manne ertragen werden kann. Wird dort ein Ehemann von seiner Frau geschlagen, so wird die Keule unter Jubel vor die Hausthür desselben gebracht und nicht eher weggenommen, als bis sich die Eheleute versöhnt haben. Dann muss der Mann ein Paar Mass Wein zum besten geben³⁾. Ein altes westfälisches Weisthum, das Benker Heiderecht⁴⁾, schreibt vor, dass der Mann, der aus seinem Hause durch die Frau gejagt wurde, eine Leiter an das Haus setze, ein Loch durch das Dach mache und sein Haus zupföhle. Dann nehme er ein Pfand, einen Goldgulden an Werth, und vertrinke es mit zwei seiner Nachbarn und sie sollen so rein austrinken, dass eine Laus mit ausgestreckten Ohren unter dem Pegel hindurchkriechen könne.

Im ehemaligen Fürstenthume Fulda liess der Hofmarschall das Dach des Wohnhauses abdecken, worin ein Mann von seinem Weibe geschlagen worden war. In feierlichem Zuge mit einer Fahne, welche die Prügelszene abbildete, gingen die Hofdiener zu dieser Arbeit⁵⁾.

1) Einiges bei A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert, S. 275 f. — Bis in unsre Zeit ist die Redensart „die Hosen anhaben“ für in der Ehe herrschen, überhaupt ein Mann sein, bekannt: Grimm, DW. IV. 2, 1839.

2) Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1312.

3) Panzer, Bayr. Sagen 1, 252.

4) Grimm, Weisthümer 3, 42.

5) Journal von und für Deutschland 1784. II, 136 f.

In Hessen musste die Frau, die sich an ihrem Manne vergriffen hatte, verkehrt auf einem Esel durch den Ort reiten; der Mann führte das Thier. Die Herren von Frankenstein hatten den Esel dazu zu stellen, sie trugen nämlich das Esellehen¹⁾. Bis Ende des 18. Jahrhunderts ist dieser frankensteinische Esel durch das darmstädtische Land gewandert.

Aber auch die Männer, die über Gebühr den festen, zornigen Eheherren herauskehrten, traf die Volksjustiz. Wenn in der Eifel ein Mann zänkisch und grob mit seinem Weibe war, wurde ihm „das Thier gejagt“. Die Burschen sammelten sich unter der Dorflinde mit allerlei Instrumenten (Peitschen, Kuhhörnern, Kannen, lärmendem Geschirr) und brachten dann dem Manne eine Katzenmusik, nachdem ihr erwählter Schultheiss gefragt: „Wat mäd ihr Jungen he?“ Antwort: „Mir jagen dem N. N. et Dühr“. Schultheiss: „Wat hät hä dän gedön?“ Antwort: „Hä hät sing Frau gekraz, gebessen on geschlön.“ (Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes, S. 63).

Ähnlicher Brauch ist auch aus Oberdeutschland bekannt²⁾.

Das eheliche Regiment ist in alter Zeit in den meisten Fällen von dem Manne streng gehandhabt worden; wie sich dies auf die rechtliche Stellung der Frau stützte, ist bereits nachgewiesen. Allein es hatte bei den Germanen für die Frau nicht das herabwürdigende wie bei andern alten Völkern und namentlich bei den Orientalen und Griechen; die deutsche Ehefrau ward als die Genossin des Mannes an Recht und Stand, an Lust und Leid betrachtet, und was ihr das Gesetz verwehrte, räumte ihr die Liebe ein oder verschaffte ihr die Klugheit. Wir kennen eine grosse Reihe germanischer Fürstinnen, welche auf Gemahl, Söhne und Reich den grössten

¹⁾ Wenck, Hessische Landesgesch. I, 519—521. In Frankreich bestund eine gleiche Sitte. War der Mann davon gelaufen, um sich der Schande zu entziehen, so musste ihn der nächste Nachbar vertreten; vgl. auch L. v. Maurer, Frohnhöfe IV, 381.

²⁾ Z. B. Birlinger, Aus Schwaben 2, 502 f.

Einfluss übten. Ich erinnere an Amalasvintha, des grossen Theoderichs grosse Tochter, welche mit Einsicht und Gerechtigkeit das Scepter für den Sohn führte und mit ihrem scharfen Auge weiter sah als die Männer ihres Volkes. Unter den merovingischen Königinnen ragte mehr als eine hervor, welche auf den Gemahl und die Verwaltung bedeutend wirkte und als Mitregentin und Vormund Rechts- und Reichshandlungen vornahm. Harald Schönhaar ward durch seine Frau Gyda zu dem Entschlusse bestimmt, sich zum Einkönige von ganz Norwegen aufzuwerfen und die grosse politische und religiöse Umwälzung zu wagen, welche in das skandinavische Leben aufs tiefste einschneidet¹⁾. Eine der einflussreichsten Frauen in dem isländischen Freistaate war Thorbjörg digra, die Tochter Olafs des Pfau (Fóstbroedras. c. 1). Und so liessen sich aus allen germanischen Ländern der Frauen genug aufweisen, welche in grösseren oder kleineren Verhältnissen nicht die unmündige Rolle spielten, die ihnen der Buchstabe des Gesetzes vorzeichnete, sondern sich den Männern gleich ausgestattet und gleich handelnd, nicht selten sogar überlegen bewiesen.

Wie sich bei Besprechung der Liebesverhältnisse sehr schöne und tüchtige Bilder geboten haben, trotz der Unterordnung des Weibes, so dürfen wir auch auf günstige Züge in der germanischen Ehe hoffen. Jene Helgilieder, die ich früher als köstliche Zeugnisse germanischen Herzenlebens anführte, verklären mehr die eheliche als die bräutliche Liebe; alt-nordische Geschichten, welche sonst von wenig mildem, aber von viel rauhem und blutigem erzählen, berichten uns von mehr als einem Manne, der nach dem Tode seiner Gattin auf ihrem Grabhügel Nacht und Tag in seinem tiefen Harne sass. Mancher liess sie nahe an seinem Hofe bestatten und ihr Grab war fortan seine liebste Stätte, wo er Rath pflog, mit den Genossen die Mahlzeiten hielt und Spielen zuschaute²⁾. König Harald Schönhaar hatte eine seiner Frauen der Sage

¹⁾ Fornmannas. X, 181.

²⁾ Fornaldars. III, 251. 456.

nach so lieb, dass er, als sie starb, den Leichnam nicht von sich lassen wollte. Man deutete dieses als Zauberwerk; der Zauberer Svasi sollte einen Zaubermantel über die Leiche gebreitet haben und so sei die todte Sniófrid in unvergänglichem Liebreiz erschienen. Drei Jahre sass Harald bei der Todten; da wusste endlich Egill Ullserkr ihn zu bewegen, den Mantel zu entfernen, und es zeigte sich, dass alles Zauber und die Schönheit nur Trug und Hülle der Verwesung gewesen war. Harald jagte hierauf alle Zauberer aus dem Lande¹⁾. Die Volkssage erzählte von Karl dem Grossen eine ähnliche Liebe zu der todten Fastrada, die ebenfalls auf Zauber sich gründen sollte²⁾. Allein es gab auch der unbezauberten Treue und herzlichen Zuneigung im germanischen Volke genug, die sich auf die rechte und echte Auffassung der Ehe als einer Genossenschaft zum gemeinsamen Leben der Seelen erbaute. Dass es vielfach auch anders war und dass träge Selbstsucht oder Rohheit der Männer die Ehe herunterdrückte, wollen wir nicht verschweigen.

Mit dem Tode des Mannes erlischt die Sonne der Frau; wer durch die Liebe gelebt, soll freudig mit der Liebe sterben. Dem Manne, welcher einsam durch die Pforte der Unterwelt geht, fallen ihre Thüren schwer auf die Fersen³⁾; er führt sein Leben in der Todtenwelt weiter und darum tödtet sich das Weib, nachdem er gestorben ist. Brynhild hat den Sigurd (Siegfried) morden lassen, aber heisse Liebe trieb sie dazu und Liebe treibt sie auch zum eigenen Tode, denn sie gewinnt den Geliebten dadurch wieder. Sie ersticht sich und lässt sich auf den Scheiterhaufen neben Sigurd legen, das Schwert zwischen ihnen, wie damals, als sie das bräutliche Bett bestiegen. Eine Zahl ihrer Diener und Dienerinnen, die Gespielin ihrer Jugend, zwei Habichte und zwei Hunde und ihre Mitgift lässt sie zugleich verbrennen⁴⁾.

¹⁾ Fornmannas. X, 207.

²⁾ Deutsche Sagen, herausg. von den Brüdern Grimm n. 459.

³⁾ Sigurðarqu. III, 69.

⁴⁾ Sigurðarqu. III, 65 ff.

In diesem Mitsterben der Frau tritt uns ein Brauch entgegen, den die Germanen in ältester Zeit mit den Indern, Thrakern, Geten, Griechen und Slaven gemein hatten¹⁾. Es liegt ihm ursprünglich nichts anderes denn die rohe Auffassung der Frau als eines Stückes Eigenthum des Mannes zu Grunde, das gleich seinem Pferde und seinen Knechten mit ihm sterben muss. Der Gebieter will, weil er in den Tod geht, dass nichts, das ihm gehört, die Freude des Lebens weiter genieße, und dass es ihn in die dunkle Todtenwelt begleite zu jeglichem Dienst. So verlangte die sterbende Austrigild, des Frankenkönigs Guntram Gemahlin, dass jemand mit ihr sterbe, und der König liess ihre beiden Ärzte tödten (Greg. Tur. 5, 35). Allein jene alte Sitte konnte doch auch einen sittlichen Grund erlangen, die Liebe, welche die Trennung von dem dahingegangenen Geliebten nicht erträgt. Sie wird auch nur noch von den Herulern²⁾ und den skandinavischen Stämmen bezeugt; die andern Germanen hatten sie bereits zu Tacitus Zeit, der sie nicht verschwiegen hätte, verschwinden lassen. In Norwegen und auf Island scheint sie bis in die erste kristliche Zeit bestanden zu haben; es wird erzählt, dass Hakon Jarl († 955) von der jungen Gunnhild bei seiner Werbung deshalb abgewiesen wurde, weil er alt war und das Mädchen darum den baldigen Tod fürchtete; denn es war Gesetz im Lande, dass die Gattin dem Manne in den Todtenhügel folge (Fornmannas. 10, 220). Als Valgautr zu Olaf dem heiligen († 1030) geht, befiehlt er seiner Gattin, wenn sie von seinem Tode höre, das Leichenmahl zu halten und sich mit allem Vermögen zu verbrennen (Fornmannas. 5, 328).

1) J. Grimm, Rechtsalterth. 451. Gesch. d. deutschen Sprache 139. Über das Verbrennen der Leichen (1849), S. 202. 210. 212. 214. 237. 254—256. 264. Zimmer, Altindisches Leben 328 ff.

2) Prokop b. got. II, 14 berichtet, dass es für die Witwe eines Herulers ruhmvoll war, wenn sie sich an dem Grabhügel ihres Gatten bald nach seinem Tode erhängte. Es galt für eine Schande, wenn sie es nicht that, und sie hatte die Rache der Sippe des Todten zu fürchten.

Nackter noch als in der Forderung der Todesfolge äussert sich die Behandlung des Eheweibes als Sache, wenn es von dem Manne verschenkt wird. — Ein Isländer, Thorgils mit Namen, lebte längere Zeit mit seiner Frau in Norwegen. Als er in seine Heimat zurückkehren will, ist ihm die Frau, eine Schottin, unbequem, und er lässt sie seinem Freunde Thorstein dem weissen als ein Andenken zurück; es wird diese Schenkung auch überall gebilligt (Flóamannas. c. 17).

Das härteste und kränkendste war aber der Verkauf. Ein nordisches Beispiel zeigt zugleich, wie tief das Weib die Beleidigung fühlte. Der Isländer Illugi der rothe verkaufte seinen Hof mit aller beweglichen Habe, zugleich mit seiner Frau Sigrið, an Holm-Starri; Sigrið aber erhängte sich, weil sie dies nicht ertragen konnte¹⁾. Bei den andern deutschen Völkern ist der Verkauf der Ehefrauen in Nothfällen nachzuweisen. Nachdem die Friesen zur Aufbringung der ihnen von Drusus, dem Bruder des Tiberius, aufgelegten Steuer ihre fahrende und liegende Habe bereits veräussert hatten, verkauften sie noch, um den harten römischen Präfecten zu befriedigen, ihre Weiber und Kinder²⁾. Nach der lex Saxonum (l. Francor. 65, Merkel) war es dem litus des Königs erlaubt, sich eine Frau zu kaufen wo er wolle, aber verboten, irgend ein Weib zu verkaufen; dem freien Sachsen dagegen scheint der Verkauf seines Weibes freigestanden zu haben. Wie in England der Frauenverkauf noch heute vorkommt, ist bekannt. In Deutschland war es in Nothfällen dem Manne bis in das 13. Jahrhundert wenigstens gestattet, sein Weib und Kind zu veräussern³⁾.

Milder erscheint die Verfügung über die Person der Frau, wenn der sterbende Gatte dadurch für sie zu sorgen sucht. Auch dafür geben die nordischen Quellen Beispiele.

¹⁾ Landnámab. I, 21.

²⁾ Tacit. annal. IV, 72.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 461. Kraut, Vormundsch. I, 297. Nach dem Gedicht von der guten Frau (13. Jahrh.) fordert dieselbe ihren Mann in der Hungersnoth selbst auf, sie zu verkaufen, um ihn und die Kinder zu retten, g. Fr. 1699 ff. 1753.

Der Skald Bardr der weisse ist in der Schlacht im Hafursfiord tödtlich verwundet worden. Als er seinen Tod nahen fühlt, bittet er seinen Herrn, König Harald Schönhaar, um die Erlaubniss, frei über sein Vermögen zu verfügen, und vermacht hierauf seine Frau Sigrid, seinen Sohn und seine ganze übrige Habe seinem Freunde Thorolf, weil er ihm am meisten von allen Menschen vertraue. Als Thorolf mit dieser Nachricht zu der Witwe kommt, sagt sie ihm, sie werde sich fügen, wenn ihr Vater einwillige. Thorolf wirbt bei Sigrids Vater um dieselbe und die Vermählung wird vollzogen (Egilss. c. 9). Aus der Fridthiofssage ist bekannt, dass der sterbende König Ring dem Fridthiof mit seinem Reiche seine Frau Ingibiorg vermachte; mit dem Todtenmahle um den Verstorbenen wird der Brautlauf der beiden vereinigt (c. 14). Wir gewahren aber auch einen Widerstand der Frau. Nach dem Eddaliede von Helgi, dem Haddingschade, bittet Helgi sterbend sein Weib, sich seinem Stiefbruder Hedin, welcher sie sehr liebt, zu vermählen. Allein Sváva entgegnet, sie habe bei der Vermählung mit ihm gelobt, wenn er einst fallen sollte, keines unberühmten Mannes Gattin zu werden (Helgaqu. Hiörvardsson. 41. 42).

Wenn die Ehe würdig aufgefasst wird, kann nur Einweiberei bestehen, denn die Vielweiberei ist die Herabsetzung des Weibes von der echten Genossin des Mannes zum Spielzeug oder zur Sklavin. Zu dem Lobe, welches Tacitus über die germanische Keuschheit und über die Ehen vor allem ausspricht (Germ. c. 18. 19), gehört vorzüglich, dass sich die Germanen an einer Frau genügen liessen, mit Ausnahme sehr weniger, welche aber nicht aus Wollust, sondern aus politischen Rücksichten in Vielweiberei lebten. Als solche durch äussere Rücksichten gebotene Mehrweiberei erscheint Ariovists Doppelhe; zu einer swebischen Gattin hatte er die Schwester des norischen Königs Voctio geheiratet, die ihm ihr Bruder geschickt hatte (Cäsar, b. gall. I, 53). Wie jedoch manches, das Tacitus von den Germanen erzählt.

eingeschränkt und besonders auf einzelne Stämme verwiesen werden muss, so auch seine Nachricht hierüber. Die germanischen Völkerschaften stunden auf verschiedenen Stufen der sittlichen Entwicklung. Die Nordgermanen bewahrten länger die älteren Zustände; die nach Süden und Westen vorgedrungenen Stämme schritten zugleich in der allgemein menschlichen Cultur vor. Sie machten also den Fortschritt zur Einweiberei, während die Nordgermanen bei der Vielweiberei noch länger verharren. Adam von Bremen erzählt von den Schweden, dass sie in allem Maass hielten, nur nicht in der Zahl der Weiber. Ein jeder nehme nach Verhältniss seines Vermögens zwei oder drei oder noch mehr, die reichen und die Fürsten ohne Beschränkung der Zahl, und es seien dieses rechte Ehen, denn die Kinder daraus seien vollberechtigt¹⁾. Adams Angaben werden durch die skandinavischen Geschichtsbücher bestätigt, denn fast sämtliche Fürsten erscheinen darin vielbeweibt. Wie uns bei dem unbeschränkten Verfügungsrechte der Männer über die Frauen bei diesen der Widerstand hiergegen und damit der Vorbote der Änderung zum besseren entgegentrat, so zeigt sich auch die Vielweiberei von den Frauen bekämpft. Sie waren begreiflicher Weise mit der Theilung des Mannes nicht zufrieden und strebten mit aller Macht nach dem Alleinbesitze. Die beiden Frauen des Königs Alrek von Hördaland lagen im fortwährenden Streite miteinander, so dass Alrek endlich beschloss, nur eine einzige zu behalten. Er erklärte also, dass die bei ihm bleiben solle, welche das beste Bier brauen werde, und mit Odins Hilfe siegte die neugeheiratete junge Geirhild²⁾. Andere Frauen erklärten sich von vornherein nicht gewillt, mit andern den Gatten zu theilen. So entgegnete die Königstochter Ragnhild dem Harald Schönhaar auf seine Werbung, es sei kein König so mächtig, dass sie sich mit dem dreissigsten Theile seiner Liebe begnügen wolle. Harald

¹⁾ Adam, gest. Hamab. eccl. pontif. IV, 21. Vgl. auch Dudon. de morib. et act. Norm. I. init.

²⁾ Fornaldars. II, 25.

schickte hierauf seine zehn Frauen und zwanzig Kebsen fort und führte Ragnhild als einziges Weib heim¹⁾. Die Königs-
witwe Sigrid von Schweden weist den norwegischen König
Harald Grönski mit seiner Werbung ab, weil er schon ver-
heiratet ist. Als er mit den Anträgen fortfährt, lässt sie ihn
bei Nacht in seinem Schlafgemach verbrennen und seine
Witwe Asta ist damit zufrieden, denn sie zürnte, dass den
Gemahl nach mehr Weibern gelüstete (Formannas. 4, 25 f.).
Wenn die Frauen so entschieden gegen die Polygamie
kämpften, so konnte dieselbe nicht mehr lange Stand halten
und sie musste dem Andringen des Kristenthums bald er-
liegen²⁾.

Ausser in Skandinavien lässt sich die Vielweiberei noch
in ziemlich junger Zeit bei dem Geschlechte der Merovinger
sowie bei den vornehmen Franken überhaupt nachweisen.
König Chlotar I. ward von seiner Gemahlin Ingund gebeten,
ihrer Schwester Aregund einen würdigen Gemahl zu geben.
Er wusste keinen besseren als sich selbst aufzufinden und
Aregund war damit zufrieden³⁾. Charibert I. hatte viele
Frauen; der bei der Kirche hoch angesehene Dagobert I.
drei Frauen und unzählige Kebsen; Pippin II. zwei Frauen,
Plectrud und Alpais. An dieser Zweiweiberei Pippins nahmen
spätere kirchliche Schriftsteller Anstoss, und suchten allerlei
hervor, um dieses Ärgerniss zu verdecken. Allein es ist sicher;
dass Plectrud und Alpais rechtmässige Ehefrauen waren, nur
dass sich damals die Geistlichkeit noch nicht dagegen zu er-
heben wagte⁴⁾.

Wir haben bei diesen polygamischen Verhältnissen
bisher nur wirkliche Ehen im Auge gehabt, also Verbin-
dungen, welche durch den Brautkauf und mit öffentlicher
Verlobung und Heimführung eingegangen wurden. Verschieden
davon ist der Concubinat, der neben der ein- oder mehr-

¹⁾ Formmannas. X, 194.

²⁾ Vgl. übrigens Gulath. b. c. 25. Biarkeyja r. c. 8.

³⁾ Gregor. Tur. IV. 3.

⁴⁾ Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. 1, 539.

fachen Ehe bei den Germanen bestund. Die Kebse¹⁾ war nicht vermählt und gekauft (*desponsata et dotata*), sondern der Wille des Mannes, später auch gegenseitige Neigung schloss ohne Förmlichkeit die Verbindung, welche der Frau nicht Rang und Recht der Ehefrau, den Kindern nicht die Ansprüche ehelicher Nachkommen gewährte. Die Concubinen werden, wie die ursprüngliche Bedeutung Magd oder Sklavin für Kebse schliessen lässt, unfreie, meist wohl kriegsgefangene Mädchen oder Frauen gewesen sein, denn eine Freie oder deren Sippe wird sich schwerlich zu einem solchen, mit rechtlichen Nachtheilen verbundenen Verhältniss verstanden haben, zumal da die Vielweiberei noch Sitte war. Der Concubinat ist auch nicht selten in dem unebenbürtigen Stande des Weibes begründet gewesen. Durch die Dauer des Verhältnisses stund er über dem flüchtigen Zusammenlaufen von Mann und Weib. Wahrscheinlich durch den Einfluss der Geistlichkeit erhielt er sogar nach einigen nordischen Gesetzen durch Verjährung rechtliche Erhöhung. Das Gulathingsbuch (c. 125) bestimmte, dass nach zwanzigjähriger öffentlicher Dauer des Concubinats die Kinder erbfähig würden; das jütische Recht (1, 27) setzte fest, wenn jemand drei Jahre eine Beischläferin bei sich im Hause habe, mit ihr Tisch und Bett offen theile und sie das Hauswesen (*laas ok lyckae*) verwalte, so werde sie rechte Ehe- und Hausfrau. Für beiliegen eines andern bei der Kebse hatte ihr Besitzer Busse zu verlangen (*Biarkeyj. r. c. 129*).

Der Concubinat war das ganze Mittelalter bei den reicheren häufig, ohne dass die öffentliche Meinung grosses Ärgerniss daran nahm. Von den Fürsten kennen wir das Privatleben noch am besten; da sehen wir, des Ostgoten Theoderich, des Westgoten Alarich, des Wandalen Godegisil

¹⁾ ahd. *chepisa*, *kebisa* (*pellex*, *concubina*), *friudila*, *friudilinna*, *ella*, *gella*; mhd. *kebese*, *kovese*, *kebeswip*, *friundinne*, *golle*, *bislâfe*, *bislæferinne*, *slâfwip*, *slâffrouwe*, *zuowip*; nhd. *Kewsweib*, *Beifrau*, *Beiweib*, *Zuweib*, *Nebenweib*, *Beischläferin*, *Beisitz* (*Zimmersche Chron.*) mnl. *kefse*, mnl. *kevisse*, *kiese*, ags. *cefese*, *cifese* (*cefes*, *coafes*, *cifes*); — altn. (masc. *kepsi*, *kefsir*, *Sklave*), *elja*, *fridla*, *frilla*, *birgis-kona*; altschwed. *sloekifrilla* (*sloeki*, *ancilla pigra*); altdän. *slekefrith*.

zu geschweigen, namentlich die Merovinger sich in dieser Hinsicht auszeichnen und die Karolinger ihnen nicht nachstehn. Karl der Grosse, der für dieses und ähnliches im Fegfeuer nach dem Bericht der Visionen absonderlich gestraft ward, Ludwig der Fromme und alle die Herren lebten mit Beischläferinnen. Die Kirche begnügte sich zunächst daran, gegen doppelten Concubinat oder gegen den einzuschreiten, der neben einer rechtmässigen Ehe bestund¹⁾. Sie verhängte die Kirchenstrafen für Ehebruch darüber. Dann aber bildete sich unter ihrer Mitwirkung der Concubinat zur morganatischen Ehe um, dem *matrimonium ad morganaticam*. Dieselbe ist ohne den Brautkauf oder Widum eingegangen, die Kinder daraus sind nicht zum Erbe berechtigt und folgen dem Stande der Mutter; für ihre Versorgung dient eine als Morgengabe (*morganatica*) benannte freiwillige Schenkung des Mannes. Die morganatische Ehe wurde kirchlich als rechte Ehe betrachtet, was sie aber nach bürgerlichem Rechte nicht ist, weil sie ohne die Bedingungen desselben eingegangen ward.

Die Kinder der Kebsen (altnord. *frillusynir*) genossen also nicht die Rechte ehelicher, hatten vor allem keine Ansprüche auf den väterlichen Stand und das väterliche Erbe, sondern konnten nur von ihrer Mutter erben. Ebenso verhielt es sich mit der Theilnahme an Wergeld und Bussen, denn sie gehörten nicht zu der Sippe des Vaters. Hatte jedoch der Vater, so bestimmten langobardische, angelsächsische und skandinavische Rechte, in öffentlicher Versammlung die Kinder als die seinen anerkannt, so trat ein engeres Rechtsverhältniss zwischen ihm und ihnen ein. Er hatte Anspruch auf die Bussen, welche für sie zu zahlen waren²⁾ und sie zogen einen Theil seiner Hinterlassenschaft, den er näher vor Gericht (auf dem Ding) zu bestimmen hatte³⁾, oder der für solchen Fall der

¹⁾ Eugen. II. conc. Roman. 826. c. 37. Conc. Mogunt. 851. c. 12. 14. Vgl. auch Cnut. döm. 1, 51. Gulath. b. c. 25.

²⁾ Ines ásetn. 27. l. Sean. XII, 5. Sjell. I. III, 38. Jyd. I. 1, 22. II, 20.

³⁾ Ostgöth. arfðhab. 4. Sjell. I. I, 18.

öffentlichen Anerkennung schon gesetzlich bestimmt war¹⁾. Durch eine spätere rechtmässige Heirat mit der Mutter wurden die Kinder nach der Ansicht des Volkes nicht legitimirt, so sehr auch die Kirche und unter ihrem Einflusse eine Menge Gesetze seit dem 13. Jahrhundert dafür eintraten²⁾. Diese spätere Ehelichmachung unehelich geborener hat bis in die neueste Zeit lebhafteste Anfechtung gefunden³⁾.

Uneheliche Söhne der Fürsten waren hiernach von der Thronfolge ausgeschlossen⁴⁾; nur besondere Umstände oder grosse persönliche Vorzüge reichten ihnen den Herrscherstab. Theoderich, der grosse Ostgotenkönig, war (nach dem anonymus Vales.) der natürliche Sohn des Königs Walamir. Als Alarich gefallen war, wählten die Westgoten seinen Kebsensohn Giserich zum König, da der rechtmässige Erbe Amalarich noch zu jung war⁵⁾. Dem Wandalenkönig Godegisil folgte sein ehelicher Sohn Gunthari, mit ihm aber herrschte der uneheliche Gizerich, denn jener war noch ein Knabe und dazu von schlaffer Art, dieser aber war ein tapferer, gefürchteter Krieger⁶⁾. Nach dem Erlöschen des geraden kerlingischen Mannsstammes in Deutschland folgte Karlmanns natürlicher Sohn Arnulf Herzog von Kärnten, der seinem eigenen unehelichen Sprossen Zwentibold die lothringische Königskrone gab. Uneheliche Fürstensöhne erhielten nicht selten hohe geistliche Stellen. Kaiser Otto I. erhob 954 seinen natürlichen Sohn Wilhelm, den ihm eine Slavin aus vornehmerm Geschlecht geboren hatte, zum Erzbischof von Mainz. Fürstentöchter von Beischläferinnen wurden von den Vätern gewöhnlich recht gut verheiratet; so vermählte Theoderich der Grosse seine zwei Töchter Theudigotho und Ostrogotho,

1) Ed. Roth. 154. 157. Sun. I. Scan. III, 7.

2) Schwabensp. landr. 377. Jyd. I. 1, 25. Sjell. I. 1, 50. Frostath. 3, 11. Uplandsl. 3, 18. Ostgöthal. gipt. 5. Vestgöthal. I, arfdab. 8.

3) Wilda, Zeitschrift für deutsches Recht 4, 287 ff.

4) Wolfdietrich ist ein kebeskint, der mac erbes niht gehän, Wolfdieter. B. 278, 2.

5) Procop. b. goth. I, 12.

6) Procop. b. vand. 1, 13.

die er in Mö sien mit einer Kebse erzeugt hatte, die eine dem Westgotenkönig Alarich, die andere dem Burgundenkönig Sigismund ¹⁾).

Das Bild von germanischer Keuschheit, das Tacitus in seiner Germania entwarf, ist durch das, was die vorstehenden Mittheilungen über Polygamie und Concubinat ergaben, blässer geworden. Wir dürfen indessen nicht vergessen, dass auch die Kebsen noch einen festen und öffentlichen Grund unter sich hatten, und dass sich die dauernd, wenn auch nicht unlösbar verbundene Beischläferin von der öffentlichen Dirne durchaus unterschied. Von dem lüderlichen Leben des kaiserlichen Roms, von der dortigen Preisgebung aller Scham und Ehrbarkeit bei Männern und Weibern fand Tacitus in den Berichten über das deutsche Leben keine Spur, und mit Freude mögen wir noch Römer des 4. und 5. Jahrhunderts davon reden hören, dass die Germanen keine Huren unter sich duldeten und die Unzucht den römischen Provinzialen überliessen. Salvianus rühmt von den Westgoten, dass sie das wollüstige Treiben als römisches Vorrecht betrachteten und keusch unter unkeuschen lebten. Von den Wandalen erzählt er, dass sie mitten in der Üppigkeit der eroberten Städte und Länder alle Wollust verabscheuten, die öffentlichen Dirnen aufhoben oder verheirateten, und auf jede öffentliche Unsittlichkeit den Tod setzten ²⁾. Freilich hat dieser männliche Widerstand der germanischen Eroberer gegen die Verderbtheit der römischen und gallischen Bevölkerung nicht fortgedauert. Die grenzenlose Unzucht, welche hier herrschte und von der die Beichtspiegel der abendländischen Kirche eine ekele Abspiegelung geben, verfehlte in der Länge des Zusammenlebens die Wirkung nicht, so dass die Westfranken, die Merovinger an der Spitze, bald ebenso angesteckt vom Laster waren als ihre Unterworfenen. Die germanischen

¹⁾ Jordan. Getic. c. 58.

²⁾ Salvian. de gubernatione dei (ed. Rittershus.) p. 132 f. 148 ff. Auch die lex Wisigoth. (III. 4, 17) bestraft die feilen Dirnen sehr streng. — Was Procop. (b. goth. II, 14) von den Herulern sagt, scheint Verleumdung; er ist gegen sie eingenommen.

Stämme aber, welche auf reinem Boden sassen, haben die altgerühmte Züchtigkeit noch lange bewährt, und namentlich haben sich die Sachsen¹⁾, Friesen und nach den Strafgesetzen auch die Isländer und die andern Nordmänner darin ausgezeichnet.

Die öffentlichen Weiber²⁾, die sich etwa in älterer Zeit unter den Germanen fanden, waren keine germanischen Frauen oder wenigstens keine freien Deutsche. Das gotische Wort *kalkjō* (Hure) ist wahrscheinlich aus dem finnischen entlehnt und bedeutet eigentlich die Sklavin; ebenso weist

1) Bonifaz berichtet (epist. 72), dass bei den Sachsen ein gefallenes Mädchen von den ihren gezwungen werde, sich selbst zu hängen. Über dem Scheiterhaufen der Todten wird dann der Verführer aufgehängt. Noch Neokorus erzählt von den Ditmarschen, dass ein gefallenes Mädchen von ihren Verwandten zuweilen getödtet werde; niemand wage, es etwa für Geld und Gut zu heiraten. Der Spruch gelte: *de eine hōre nimt vorsatichlich, vorrēt ôk wol sîn vaderland*. Leider aber lasse solche Strenge nach: Neokorus, herausg. von Dahlmann, 1, 96. 99.

2) *gemeine frouwen* oder *fröuwelîn*, *gemeiniu wîp*, die in dem *gemeinen hûs*, später auch *gemeinen Frauenhaus*, dem öffentlichen, von der Stadt überwachten Bordell leben, ist mhd. die gewöhnlichste Benennung. vgl. Mhd. Wb. II, 1, 99^a. Ausserdem führe ich aus mhd. und folgender Zeit auf: *armiu wîp* Stricker, kl. G. 12, 163; *boesiu wîp* MSH. II, 198. Konr. v. Haslau. Jüngl. 755. Basler Rechte 1, 19; *valschiu wîp* Helbl. 2, 972; *varende frouwen unde tōchteren* Basl. R. I, 41, 103; *reile frouwen* Aimg. 101; *reiliu wîp* Helbl. 2, 976; *die freien tōchterl* Wiener Copeib. 13 (*uf dem fryen huse* Leipziger Rathsvorschr. v. 1463. Cod. dipl. Sax. 2. VIII, 293); *die boesen hiute die ûf dem graben gēnt* Berth. 115, 2, 207, 29, 231, 2, 415, 16; *irriu wîp* W. Grimm über Freidank 48, 9; *lihtiu wîp* Lichtenst. Frauenb. 649, 22. *lichtfertige frouwen* Basl. Rechte 1, 203; *oede frouwen*, Brucker, Strassb. Poliz.-Ordn. 456. *suverke frauwen*, Urkundenb. der St. Wernigerode Nr. 600. 1458; *swachiu wîp* Freid. 103, 7. MSH. II, 262; *übeliu wîp* MSH. II, 160; *unêrlîke wandelbāre vrouwen* Hamb. Stadtr. v. 1292, M. XXVIII; *unwîp* Walth. 49, 3. MSH. III, 150^a. Freid. 101, 15, 18. Lassb. Lieders. XXXVII, 4; *üppige vrouwen* Basl. R. I, 187; *wildiu wîp* MSH. III, 29. *wilde frauwen* C. dipl. Sax. II, 8. n. 364. — Vgl. ausserdem ahd. *hripa*, *lantgengja*, *lāzza*, *lupin*, *zatarā*; mhd. *gilwerin*; *hübscherinne*, *hübslerin*, *hübskone* (courtisane); *knaberin*; *lenne lennelîn* (*lōnelîn*); altn. *skockja*, *förukona*, *lettlatiskona*, *loepakona*, *portkona*, *skynðikona*, *rændiskona*.

das hochdeutsche lāzza darauf, dass die gemeinen Weiber dem freien Stande ursprünglich nicht angehört haben. Das hochdeutsche lenne wird von manchen zum irischen leanan, von andern zum nordischen hlenni (fauler Knecht) gebracht, und würde je nach Umständen auf die fremde Nationalität oder auf die Unfreiheit der feilen Dirnen hinweisen.

Die Frauenhäuser in den römischen Städten Süddeutschlands waren mit dem Untergange der römischen Macht nicht eingegangen. Früh hatten die nach Rom gehenden Pilgerinnen und Wallfahrerinnen, der Verführung auf der langen Reise nachgebend und der Noth erliegend, in den Städten des fränkischen Reiches und der Lombardei sich zu Priesterinnen der Venus vulgivaga gewandelt (Bonifaz. ep. 73). Der Reichthum des Landes Schwaben an „gemeinen Weibern“ war über das Mittelalter hinaus sprichwörtlich¹⁾.

Überall in den Städten fanden sich während des Mittelalters und noch weit später öffentliche oder gemeine Frauenhäuser²⁾, welche unter der städtischen Obrigkeit stunden und den heimlichen Huren gegenüber Schutz und Gunst des Rathes fanden, sobald sie sich den Polizeiverordnungen fügten. Der Frauenwirt oder die Wirtin³⁾ war der Obrigkeit für die zu haltende Ordnung zunächst verantwortlich. Die städtische Polizei verwies sie auch in gewisse Gassen, namentlich in die Gässchen an der Stadtmauer (hinder die müren). Diese Häuser blühten besonders im 15. Jahrhundert. Damals scheuten sich auch die vornehmsten Männer nicht, namentlich fremde, das Frauenhaus zu besuchen. Als Kaiser Sigismund 1434 mehrere Wochen in Ulm sein Hoflager hielt, führte die Stadt einen besonderen Rechnungsposten für die Kosten der Be-

¹⁾ Fastnachtsp. I, S. 93. Seb. Franck, Weltb. 53. Fischart Gargantua (1590), S. 43. Jakobs u. Ukort, Beiträge II, 199.

²⁾ Vgl. u. a. Hüllmann, Städtewesen im Mittelalter IV, 270 f. Jäger, Ulm 544—557. Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 345—410. Nürnberger Polizeiordnungen 117—121. Brucker, Strassburger Zunft- u. Polizeiordnungen 456 ff. — A. Schultz, Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jahrh. 72—77. 178.

³⁾ Humoristisch zuweilen die Königin oder Äbtissin des Frauenhauses genannt, L. v. Maurer, Städteverfassung II, 471. III, 110.

leuchtung, wenn der Kaiser das gemeine Tochterhaus besuchte. Gästen, die man ehren wollte, ward ein schönes Fräulein zur Unterhaltung geschickt. Sigismund von Herberstein erzählt von seiner Gesandtschaft nach Zürich 1516 (Font. rer. austr. I, 1, 102): „der brauch was, dass der burgermeister, gerichtsdienner und gemaine weiber mit dem gesandten assen“. Man hatte damals ein anderes Urtheil über viele Verhältnisse als wir heute.

Die polizeilichen Verordnungen der städtischen Obrigkeiten geboten auch, dass die leichten Frauen auf den Strassen durch keinen auffallenden Putz oder nicht durch eine Tracht, die sie mit wohlhabenden, ehrbaren Frauen verwechseln liesse, sich hervorthaten. Hier und da mussten sie auch ein Abzeichen¹⁾ tragen, das sie sofort kenntlich machte. Das Meraner Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert verordnet c. 13²⁾: es soll kein gemeines Fräule einen Frauenmantel oder einen Pelz tragen, noch an einem Tanze theilnehmen, wo Bürgerinnen oder andere ehrbare Frauen sind. Sie sollen auf ihren Schuhen ein gelbes Fähnle haben, woran man sie erkennen könne, und sollen sich kein Futter von Feh, noch Silberschmuck erlauben. In Köln mussten die gemeinen Frauen 1389 rothe Schleier (welen) auf dem Kopfe tragen zur Unterscheidung von andern Frauen. In Strassburg ward ihnen 1471 eingeschärft, nicht Pelzwerk und Seide als Futter zu brauchen, keine goldenen Spangen und Gürtel, keine kostbaren Ringe, Korallen und Edelsteine, keine weiten Mäntel und Stürze (Kopftücher). Der Leipziger Rath befahl 1463, dass die Huren und wilden Frauen auf dem freien Hause einen grossen gelben Lappen von Groschenbreite tragen sollen. Die heimlichen Huren aber (das sind die nicht im Frauenhause leben) sollen die Mäntel über die Köpfe ziehen, wenn sie auf den Gassen gehn, wie in etzlichen andern grossen Städten gewöhnlich ist³⁾.

¹⁾ Vgl. im allgemeinen Hüllmann. Städtewesen IV. 270. Regis Rabalais 2. 441.

²⁾ Haupt. Zeitschr. VI, 425.

³⁾ Cod. dipl. Sax. 2. VIII, 293.

Gelb ist meist die Farbe des Abzeichens. Gelb war die galante Farbe seit der römischen Kaiserzeit, nachdem die modischen Römerinnen nur gelbes Haar für schön erklärt hatten. Gelbe Stirnbinden und Schleier galten auch im 12. bis 15. Jahrhundert für besonders modisch und fein¹⁾. Sie bekamen aber einen verdächtigen Schein, weil sie gerne von leichtfertigen Hübscherinnen getragen wurden. Sonst hätte Berthold von Regensburg nicht zu den Weibern predigen können: Aussätzig am Kopfe sind die Frauen, welche sich gar so sehr putzen an den Haaren und mit Binden und Schleiern, die sie gelb färben wie die Jüdinnen und die Dirnen, die auf dem Graben streichen, und wie die Pfaffenhuren; niemand ausser diesen soll gelbes Gebände tragen (Pred. I, 115).

Der Verkehr mit den feilen Weibern scheint den Männern im allgemeinen keinen sittlichen Makel gebracht zu haben, besonders nicht ledigen Gesellen und Fremden. Auch Ehemänner durften das Frauenhaus besuchen, ohne deshalb als Ehebrecher gestraft zu werden; nur manche Stadthäupter von zarterem Gewissen schritten hier und da ein und strafften einen dort ergriffenen verheirateten Stadtbürger. Die Städte zogen ja Einnahmen aus gutem Besuch der unter ihrem Schutze stehenden Bordelle.

Kirchenbussen trafen dagegen Liebesleute, die zu vertraut mit einander verkehrt und durch die daraus erwachsenen Folgen überführt waren. Durch die Öffentlichkeit der Kirchenbusse ward das unglückliche Paar Gegenstand öffentlicher Schmach. In katholischen wie in protestantischen Gemeinden war bis Ende des 18. Jahrhunderts diese Kirchenzucht mehr oder minder streng geübt und allerlei Volksgebräuche hatten sich daran geheftet. In Konstanz wurden die beiden sündigen, beide mit einem Strohkranz auf dem Kopf, sie ausser-

¹⁾ Heinrich v. d. Todes gehügel 329. Pfaffenl. 697. Elisabeth. 1987. Altd. Bl. 2, 395. Berth. Pred. II, 242. Renner 12536. Haupt. Z. f. d. A. III, 501. Gelbes Röckel mit gelben Ärmeln, rothen Rock und rothes Gebende führt der alemannische Prediger (Grieshaber, Pred. 2, 69) als modische Frauentracht an. — Über Gelb als Judenfarbe und galante Farbe: W. Wackernagel, Kleine Schriften I, 187 ff.

dem mit einem Strohkopf, er mit einem strohernen Degen während des Gottesdienstes in der Kirche ausgestellt, der Amtsknecht neben ihnen. In Rottenburg geschah es an drei Sonntagen, der Sünder hatte hier einen Strohmantel um. In Dörfern oberhalb Rottenburg musste er seine Metz in einem Karren herumfahren, wobei die Jugend das Paar mit Schmutz bewarf (Birlinger, Volkthümliches aus Schwaben 2, 215 ff.).

Was die Bestrafung des Ehebruchs betrifft, so konnte nach der Rechtsanschauung der ältesten Zeit nur die Frau die Ehe brechen. Der Mann war zur ehelichen Treue nicht verpflichtet; aber er forderte sie von der Gattin, da diese ihm allein gehörte und es eine Störung seines Eigenthumsrechtes war, wenn sie sich einem andern Manne hingab.

Brach die Frau die eheliche Treue, so folgte in der alten Zeit die schwerste Strafe augenblicklich und nichts konnte vor ihr retten. Sie, die von den nächsten Verwandten vor Zeugen vermählt worden war, wurde, wie Tacitus (Germ. c. 19) berichtet, vor den Augen ihrer Sippe schimpflich aus dem Hause gestossen, des Schmuckes der Freien, des langen Haares, beraubt, und im dürftigsten Gewande unter Schlägen von dem Manne durch das Dorf gejagt. Wir müssen hinzufügen, dass sie all ihr eingebrachtes Vermögen an den Mann verlor, und dass diese öffentliche schimpfliche Verstossung nur eine Milderung für den Tod war. Als altes Recht des Germanen galt, sein ehebrecherisches Weib samt dem Ehebrecher auf frischer That zu erschlagen; sie lagen ungebüsst, denn solche That der Rache galt für keinen Mord¹⁾. Wollte er der Frau das Leben schenken, so stund das in seiner

¹⁾ Cassiod. var. 1, 37. Ed. Roth 212, 1. Wisigoth. III, 4, 4. l. Burgund. LXVIII, 1. 2. l. Bajuv. VII, 1, 2. l. Fris. V, I. — Grág. vígsl. 31. Frostath. 4, 39. Gulath. c. 160. Hákonarb. 23. Biark. r. 18. Vestgöta. I, mandr. 11. l. Sean. XIII, 1. Sjell. I, II, 1. Jyd. I, III, 37. Rib. Stadtr. 17. Thord. Dogn. art. B. 18. — Vgl. Wilda, Strafrecht 821 ff. — In einigen Rechtsbüchern (l. Wisig. III, 4, 5. Grág. vígsl. c. 31. Frostath. 4, 39. Hákon. b. 23. Gulath. c. 160. Biarkeyj. 18. Wilh. ges. 1, 37) gilt dieses Recht des Todtschlagens auch gegen den Beischläfer der Mutter, Tochter, Schwester, Nichte, Schwiegertochter.

Macht (*poena maritis permissa*, Germ. c. 19); sie musste aber, wie das in jüngeren skandinavischen Rechten ausgesprochen wird, mit wenigen und schlechten Kleidern von dem Hofe gehn (*Vestgöta l. gipt. 5, 1. Sjell. l. II, 1*) und ihre fahrende Habe, namentlich die Morgengabe, der Brautkauf und die Drittelermehrung waren verloren. Von ihrem liegenden Eigen zog der Mann nach skandinavischen Gesetzen, so lange sie lebte, Niessbrauch; nach ihrem Tode fiel es an ihre Erben¹⁾.

Die That der Rache durfte nicht heimlich und ohne sofortige Anzeige bleiben. Sobald der Mann die Strafe vollzogen hatte, musste er nach den nordischen Rechtsbüchern die Beweise seiner That, das blutige Kissen und Polster, zuweilen auch die Leichen in die öffentliche Gerichtsversammlung bringen und durch Zeugen erhärten, dass die That wirklich für Ehebruch geschehen war²⁾. Hatte er das sündige Paar nicht bei frischer That überrascht, so blieb ihm nur die Klage. Konnte sich der angeklagte Ehebrecher nicht durch Gottesurtheil oder Eideshelfer reinigen, so traf ihn der Tod oder die Verbannung, im Falle sich der beleidigte Gatte nicht an einer Geldbusse genügen liess³⁾. Noch der *Sachsenspiegel* (II. 13, 5) und *Schwabenspiegel* (174. 201 Lassb.) setzen die Strafe der Enthauptung darauf, wenn einer im Ehebruch (*in overhüre, in überhuore*) ergriffen wird. Auch in den deutschen Stadtrechten der folgenden Jahrhunderte wird auf Enthauptung oder auf lebendig begraben, letzteres namentlich für die Frau, wegen überführten Ehebruches erkannt, im Falle sich der gekränkte Gatte nicht an anderer Busse genügen lässt.

¹⁾ *Uplandsl. III, 5. Hans privil. 46. — Frostath. 11, 14. — Sjell. l. II, 1.*

²⁾ *l. Scan. XIII, 1. Sjell. l. II, 1. Jyd. l. III, 37. Rib. Stadtr. 17.*

³⁾ *ed Roth. 213. l. Liutpr. VII, 76. l. Bajuv. VII, 1, 3. VII. 10. 12. Gutal. 21. Uplandsl. III, 6. l. Scan. XIII, 2. Hans privil. 46. — Das Lübsche Recht gestund dem beleidigten Gatten das Tödtungsrecht nicht zu und setzte dafür die Bestimmung, dass die sündige Frau ihren Buhlen an seinem Gliede durch die Stadt Gasse auf, Gasse ab ziehen solle. Diese cynische Satzung ist subsidiarisch in das Ripener und andere dänische Stadtrechte übergegangen: Frensdorff in den Hansischen Geschichtsblättern XII. 102.*

Indem die Frau nach älterer Rechtsansicht keinen Anspruch auf die Treue des Mannes hatte, war ihr ursprünglich auch kein Anspruch auf seine Bestrafung wegen Ehebruches gegeben. Nicht sie hatte ihn, sondern er hatte sie mit allen Rechten erworben. Es ist eine Abweichung von dem alten Rechte, dass das westgotische Gesetzbuch anordnet, das Weib, mit dem ihr Gatte sich verging, solle in die Gewalt der Ehefrau gegeben werden (II, 4. 3. 7. 9. 12. 13); wir werden annehmen dürfen, bei Überraschung in der That. In dem altschwedischen Uplandsrecht (III, 6) darf die Ehefrau das Weib, das sie bei ihrem Manne liegend findet, straflos tödten. Dass sie gleiche Gewalt über den Ehemann gehabt hätte, wird nirgends in nördischen oder deutschen Rechten gesagt¹⁾.

Im Leben wurden übrigens die gesetzlichen Bestimmungen oft stillschweigend übergangen, und mancher Ehebruch, selbst der Frau, ging, zumal wenn Zeugen fehlten oder der Mann Rücksichten zu nehmen hatte, ungestraft hin. Nordische Geschichten erzählen sogar von Ehefrauen, welche im zwingenden Verdachte der Untreue ihrem Manne trotzten und ihn zur Nachsicht zwangen (Gísla Súrs. S. 99. Ausg. K. Gislasons).

Das Recht des Mannes über Leib und Leben der Frau ist die Folge der erkauften und übertragenen Mundschaft. Das Schwert, das bei der Vermählung von dem bisherigen Vormunde dem Bräutigam gereicht wurde, war das Sinnbild dafür. Mit der feierlichen Übergabe der Frau trat der Mann die Mundschaft an. Was der Vater oder der nächste Verwandte für das Mädchen zu leisten und zu fordern hatte, das übernahm jetzt der Mann für sein Weib. Er hatte sie allenthalben zu vertreten: ihr Recht wahrzunehmen, wo sie verletzt war; die Klage zu erheben, wo sie verklagt ward; der Klage zu antworten und die Busse zu leisten. Sie theilt sein Recht und seinen Stand und ist seine Genossin²⁾, auch

¹⁾ Frensdorff in den Hansischen Geschichtsblättern XII, 160.

²⁾ Sachsensp. I. 45, 1. Schwabensp. 67. Lassb. — Grimm, Rechtsalt. 447 ff. Kraut. Vormundsch. I, 61. 178. 185. R. Schröder, Ehel. Güterrecht I, 21.

wenn er ihr nicht ebenbürtig war. Er kann sie hart züchtigen, wenn sie es verdient, sie sogar tödten (ed. Roth. 166); behandelt er sie aber ohne Grund schlecht, so darf sie ihn nach langobardischem Recht verlassen, er verliert ihr *Mundium*, die Scheidung tritt ein (ed. Roth. 182, dazu l. Liutpr. 120); nach dem Hamburger Stadtrecht des 13. Jahrhunderts verliert er sogar sein Vermögen¹⁾. Eine Züchtigung zum Tode strafte die spätere Zeit unter allen Umständen mit dem Leben (Lüb. r. cod. Brock. II, 304).

Eine nothwendige Folge der Mundschaft des Mannes ist sein genaues rechtliches Verhältniss zu dem Vermögen der Frau²⁾. Man darf dies aber keineswegs als eine Gütergemeinschaft fassen, so dass also die Habe der Frau auch seine Habe geworden wäre, sondern nur als eine Gütervereinigung in der Hand des Mannes, der als Vormund der Gattin das Verwaltungs- und Nutzungsrecht daran hatte. Er sass, wie der Sachsenspiegel (I. 45, 2) es ausdrückt, mit der Frau in der Gewere; er nahm, indem er ein Weib nimmt, all ihr Gut in seine Gewere zu rechter Vormundschaft (I. 31, 2). Hörte die Ehe durch Tod oder Scheidung auf und es waren keine Kinder vorhanden, so endete auch sein Verhältniss zu dem Vermögen der Frau; die vereinte Habe ward getrennt und was ihr gehört hatte, fiel an ihre Familie zurück. Daher kam es auch, dass in der ältesten Zeit die Beziehung des Geschlechtes der Frau zu ihrem Vermögen nicht aufhörte. Bei der Möglichkeit, dass dasselbe wieder an sie zurückfalle, übten ihre Verwandten eine gewisse Obervormundschaft aus, die sich scharf genug in der Bestimmung der Liutprandischen Gesetze (IV, 22) ausspricht, dass bei einem Kaufe aus dem Vermögen der Ehefrau ausser der Einwilligung des Mannes die Anzeige an zwei oder drei ihrer Verwandten erforderlich sei. Dieses geschah zunächst, um die Frau vor willkürlichen Verfügungen des Mannes zu schützen, lag aber auch im Interesse der ganzen Familie und war eine

¹⁾ Hamburg. Stat. 1270. III, 8.

²⁾ Vgl. die ausführlichen Darlegungen bei Schröder, Ehel. Güterrecht I, 126—142. II, 1, 94—155. 2. 1—46. 3, 218—264.

Äusserung der fortdauernden Vermögenscuratele derselben, welche in der germanischen Auffassung der ehelichen Güterverhältnisse begründet ist. Diese Beaufsichtigung verschwand jedoch mit der Zeit immer mehr und der Mann erschien als der einzige Vermögenscurator der Frau¹⁾. Aber wie dem auch war, mochte ihr Geschlecht eine Mitbevormundung ausüben oder nicht, der nächste Verwalter und Vormund der Habe der Frau war der Ehemann, der Vogt und das Haupt seines Weibes, „und sie sol nach seinem willen leben und unterthenig und gehorsam sein, denn sie ist ihres selbes nicht gewaltig ohne ihren man weder zu thun noch zu lassen“²⁾. Die Frau hatte also kein einseitiges Verfügungsrecht über ihr Vermögen, sowohl über das angeborene als über das durch die Vermählung hinzugekommene, sondern zum Verschenken, Verkaufen und Verleihen bedurfte sie der Einwilligung des Mannes³⁾, ohne welche eine jede derartige Handlung ungiltig blieb.

Als Verwalterin des Hauswesens, wofür die Schlüssel am Gürtel die äusseren Zeichen waren, hatte die Frau nach nordischen Rechten eine gewisse Freiheit in Geldsachen. Das isländische Recht erlaubte ihr im Auftrage des Mannes Käufe abzuschliessen; ebenso durfte sie, während der Mann auf der Volksversammlung war, den Hausbedarf einkaufen (Grág. festath. 21). Das altschwedische upländische Gesetz (V, 4) gestattete ihr, wenn der Mann eine Pilgerfahrt unternommen hatte oder fortgelaufen war, durch Verkäufe das nöthige zum Lebensunterhalte herbeizuschaffen. Bei der nachherigen Berechnung wurden zwei Drittel auf das Theil des Mannes und ein Drittel auf die Frau gerechnet. Aus den Bestimmungen über die Haushaltungsschulden der Frauen in späteren deutschen Rechten ergibt sich nur, dass der Werth, bis zu dem sie ohne Wissen ihres Mannes kaufen konnten,

¹⁾ Widon. leg. 889 bei Pertz, I. I, 557.

²⁾ Sächs. Distinct. I. 9, 7.

³⁾ Sachsensp. I. 31, 1. 45, 2. Schwabensp. I. 74. Jyd. I. III, 44. — Schröder. Ehel. Güterrecht I, 131.

sehr gering war¹⁾. Auch in den nordischen Rechtsbüchern ist der Frau nur ein sehr geringer Betrag zur selbständigen Verfügung ausgesetzt.

Die isländische Graugans (festath. 21) gab der Ehefrau auf zwölf Monate nur eine halbe Unze (drei Ellen groben Tuches) an Werth einzukaufen frei; was darüber war, konnte der Mann für ungiltig erklären und der Verkäufer verlor nicht bloss alles Rückforderungsrecht, sondern fiel auch in Strafe. Das norwegische Frostathingsbuch (11, 22) scheint für ein gewöhnliches Weib denselben Satz gehabt zu haben; die Frau eines Erbbauern (höldr) durfte bis zu einer Unze einkaufen. Weit geringer sind die schwedischen, schonischen, seeländischen und schleswigischen Sätze²⁾. Unverheiratete Mädchen durften in Noth nach jütischem Rechte (I, 86) von ihrem Gute mit Zuziehung der Verwandten bis zu einer halben Mark Silber veräussern³⁾.

So unselbständig die Frau war, so durfte doch, wie wir schon sagten, auch der Mann über ihr Vermögen nicht frei schalten und walten⁴⁾, denn er besass es nicht, er verwaltete es nur. In Noth allein und mit Berücksichtigung ihrer Erben stund ihm Veräusserung frei. Nordische und friesische Rechte bestimmen ausserdem, dass zur Möglichkeit solches Verkaufes Kinder in der Ehe gehören, und dass er von seinem Erbgute oder von dem, was er erkauft, ein gleich werthes Stück zum Ersatze oder zum Pfande legen muss⁵⁾. Das Westerwolder Landrecht (13) spricht es geradezu aus, dass das Gut des

¹⁾ R. Schröder a. a. O. II. 2, 160. 3, 219 ff.

²⁾ Vier Pfennige Uplandsl. VI, 4. fünf Denare l. Scan. VII, 12. fünf Pfenn. Sjell. l. III, 35, zwölf Denare Älteres Schleswig. Stadtr. 39 (zwölf Schilling neuer. Stadtr. 59). — Vgl. auch Alt. Lüb. R. (cod. Hach.) II, 96. A. Culm. 4, 3. Verm. Sachsensp. (13) II. 16, 11.

³⁾ Auch im Sachsensp. I. 45, 2 erscheinen *mege de unde ungemannede wif* bei Veräusserungen selbständiger als verheiratete.

⁴⁾ Grág. festath. 50. Lüb. r. v. 1240. §. 7. Alte Lüneb. Stat. 72.

⁵⁾ l. Scan. I, 5. Sjell. l. III, 9. Jyd. l. I, 35. Emsig. pfenn. Schuldb. 6.

Mannes für die Mitgift der Frau zu Pfande stehe, so dass er es also weder überschulden noch veräussern darf. Ein Schritt weiter, aber zugleich ein Schritt zu neuer Rechtsauffassung war, dass die Ehegatten bei Bestimmungen über ihr Vermögen an die gegenseitige Einwilligung gebunden wurden (Schwabensp. 33). Auch hier ist die Gütergemeinschaft noch nicht vollzogen, es ist vielmehr eine Güterverpfändung mit Berücksichtigung dessen, dass das Gut der Frau, wenn sie Kinder hat, an diese als nächste Erben fällt, also in der Familie des Mannes bleibt. Thatsächlich unterscheidet sich dieser Zustand von der Gemeinschaft wenig, im Grundgedanken liegt er aber von ihr ab. Wo die Ansicht vom gemeinsamen Gute Boden gewann, musste sie übrigens zunächst auf die fahrende Habe wirken als den mehr persönlichen Besitz; bei dem liegenden Eigen als dem Geschlechtsgute haftete das alte Rechtsverhältniss länger. Im Sachsen- und Schwabenspiegel finden sich auch Spuren, dass die fahrende Habe als gemeinsam betrachtet wurde; Weisthümer (I, 14. 15. 102) schwanken zwischen der Gemeinschaft in fahrender und der in liegender und fahrender Habe. Das seeländische Recht (I. 1, 30) kennt ebenfalls Gemeinschaft in dem beweglichen Vermögen.

Sehr merkwürdig ist, dass einzelne nordische Rechte die Gütergemeinschaft bereits kennen. Die isländische Graugans lässt den Brautleuten beim Verlöbniß (festamál) die Wahl für sich und ihre Erben, das Vermögen zusammen zu legen¹⁾ oder die Gemeinschaft auszuschliessen. Das norwegische Gulathingsbuch (c. 53) erlaubte die Gütergemeinschaft mit Bewilligung der Erben. War sie ausgeschlossen worden, so hatte natürlich keines das Recht, über das Vermögen des andern Theils zu verfügen²⁾. Am weitesten geht das westgotländische Gesetzbuch (I, arfdhab. 16), worin die volle Gütergemeinschaft auch eine Änderung des Erbrechtes herbeigeführt hat.

¹⁾ leggja lög fé þeirra saman, daher félag, Grágás festath. 22.

²⁾ firmaða nó firigera.

Wie sich nach dem Tode eines Ehegatten die Erbverhältnisse gestalteten¹⁾, lässt sich aus dem über die Güterverhältnisse gesagten ermessen. Die Gütervereinigung ward aufgelöst und das Vermögen des verstorbenen fiel an seine Erben, zu denen der überlebende Theil nur bedingungsweise gehörte. Was zunächst die Frau betrifft, so zog sie nach deutschen Rechten alles, was ihr gehörte, aus dem Gute des Mannes; sie nahm also nicht bloss ihre Mitgift, sondern auch den Brautkauf, die Morgengabe, die Widerlage und was ihr sonst nach dem Landesrechte bei der Vermählung zugekommen war. Gerade und Mustheil, das sind die früher besprochenen Gegenstände der fahrenden Habe, sowie die Hälfte aller Lebensmittel, welche sich am dreissigsten Tage nach dem Tode des Mannes auf dem Gute fanden, gab sächsisches und schwäbisches Recht hinzu²⁾.

Von grosser Bedeutung war natürlich, ob die Ehe kinderlos gewesen war oder nicht. Bei Kinderlosigkeit enthielten das burgundische Gesetzbuch (XIV, 3. 4) und ein angelsächsisches Gesetz (Ädelb. dôm. 77—80) der Frau die Morgengabe vor, ersteres dem Manne den Brautkauf³⁾. Das norwegische Frostathingbuch (9, 19) bestimmt, dass die Drittelervermehrung (þriðjungaauki) nach dem Tode der Frau an den Mann zurückfalle. Indem die Mitgift an ihre Verwandten heimkam, war auch jene Bürgschaft unnöthig geworden und der Mann musste sie einziehen. Stirbt der Mann, so erbt die Frau diese Zugabe. Im allgemeinen fiel nach den älteren Rechten alles Gut der Frau bei kinderloser Ehe an ihre Familie zurück⁴⁾. Eine

¹⁾ Über die vielfach verwickelten deutschen Verhältnisse handelte ausführlich R. Schröder, Ehel. Güter. I, 143—174. II, 1. 156 bis 224. 2, 47—158. 3, 1—217. Für das fränkische Rechtsgebiet kommen vorzüglich in Betracht die unvollendeten Untersuchungen von G. Sandhaas, Das fränkische eheliche Güterrecht, Giessen 1866.

²⁾ Sachsensp. I, 22, 24. Schwabensp. I, 25. (Lassb.)

³⁾ In der Willkür der Sachsen in der Zips von 1370, §. 13, wird das Erben der Morgengabe ebenfalls von der Geburt eines Kindes abhängig gemacht.

⁴⁾ l. Alam. LV, 1, 1. l. Bajuv. XIV, 7. — Gutal. 20, 18. — Langewold. Erbr. 19. Emsig. Busst. 30. — Grágás arðdarb. 2. —

Haupterin war dann nach isländischem Rechte die Mutter, indem sie Brautkauf und Mitgift erhielt.

Die Umänderung der Erbverhältnisse zeigte sich zuerst an der fahrenden Habe, bei welcher auch am frühesten die Gütergemeinschaft durchbrach. Sächsische und nordische Gesetzbücher sowie süddeutsche Weisthümer stimmen hier überein und lassen dadurch auf einen gemeinsamen Entwicklungsgang schliessen. Die Witwe nimmt nach dem Sachsenspiegel die Gerade voraus, der Witwer erbt alle fahrende Habe ausser der Gerade (Sachsensp. III, 76, 2). Das uppländische Gesetz (III, 10) lässt die Frau Bett und Kleider, den Mann die Waffen vorausnehmen, das bewegliche Vermögen und selbst die Morgengabe unter die Erben theilen. Das ostgotländische Recht (gigt. 16) setzt dem Manne als Erbe von seiner Frau die fahrende Habe, das erkaufte Land und sogar zwei Drittel ihres liegenden Eigens aus. Galt das bewegliche Vermögen schon als gemeinsames Gut, so fiel es natürlich dem überlebenden Theile ganz zu; der Grundbesitz blieb entweder ganz oder halb als Leibgedinge (Weisth. 1, 44. 203).

Anders gestalteten sich natürlich die Verhältnisse beerbter Ehe, d. h. wenn die Ehe fruchtbar gewesen war; denn alsdann erbten die Kinder von der Mutter, und da sie unter der Mundschaft des Vaters standen, blieb bis zu ihrer Mündigkeit das gesamte Vermögen in alter Weise unter der Verwaltung und in dem Nutzniess desselben. Starb der Mann zuerst, so nahm die Witwe Brautkauf, Morgengabe und alle Vermählungsgaben zwar voraus, allein nach ihrem Tode fielen sie an ihre Kinder, kamen also niemals an ihre Verwandten. Besondere Bestimmungen mussten sich über die Erbensprüche an die Errungenschaft bilden, d. h. an das Vermögen, welches die Eheleute gemeinsam während der Ehe erworben hatten. Wie es in ältester Zeit damit gehalten wurde, wissen wir nicht. Dürfen wir aus dem, was bei Ostfalen und Engern

Nach l. Wisig. IV. 2. 11 beerben sich die Eheleute erst, wenn bis in das siebente Glied keine Verwandten der verstorbenen Seite da sind.

der Brauch war, einen Schluss ziehen, so erhielt die Witwe davon nichts. Jüngere Ansicht scheint der westfälische Grundsatz (l. Sax. IX), dass die Witwe die Hälfte, der ripuarische (l. Rib. 37), dass sie ein Drittel zog, der westgotische (IV, 2, 16), dass die Gatten nach Verhältniss ihres Vermögens ihren Theil nahmen. Der Hinneigung zur Gütergemeinschaft gemäss, die sich in der Graugans zeigt, ist nach ihren Bestimmungen die Errungenschaft gemeinsam. Es war übrigens ein Unterschied zu machen, ob das während der Ehe zugekommene Vermögen ererbt, durch Geschenk erhalten oder erarbeitet war; die letztere Art, die eigentliche Errungenschaft (Erkoberung, *collaboratio*, *acquaeustus conjugalis*)¹⁾ ist es, auf welche sich die vorangehend angeführten Bemerkungen beziehen. Was ererbtes Gut betrifft, so folgte das liegende Eigen, welches die Frau während der Ehe erbt, der Mitgift; über das fahrende entschieden die sonst geltenden Bestimmungen. Gut, das von dem Vermögen der Frau erkaufte wurde, gehörte nach dem Frostathingbuch (11, 8) der Frau und ihren Erben; von gemeinsam erkauftem (*saen-gaeköp*) zog nach dem upländischen Rechte (III, 9) der Mann zwei Drittel, die Frau ein Drittel; nach Ostgöotalag (*gipt*. 16) fiel es dem Manne ganz zu. Was einem der Gatten während der Ehe geschenkt wurde, gehörte nach dem in diesen Verhältnissen einer jüngeren Ansicht folgenden westgotländischen Gesetz (I. *vidharb*. 4, 3) beiden gemeinsam.

Von Bedeutung waren ferner die Bestimmungen über die Verpflichtung der Ehegatten zur gegenseitigen Schuldzahlung. Berücksichtigt man die ältesten ehelichen Güterverhältnisse, so lässt sich nicht einsehen, wie damals die Frau zur Deckung der Schulden ihres Mannes oder umgekehrt der Mann für seine Frau verpflichtet sein konnte²⁾. Das Vermögen beider war, wenn auch unter einer Verwaltung, so

¹⁾ Im Gutalag 20, 20 scheinen *hogst* und *id* der Errungenschaft zu entsprechen. — Das seit dem Jahre 1848 allgemeiner gewordene Wort Errungenschaft wird im Sinne von *bona acquisita* zuerst von Schottel verzeichnet (1647), Haltaus hat es nicht aufgenommen.

²⁾ Mittermeier, Deutsches Privatrecht, §. 402.

doch getrennt; wie konnte also der Mann von dem ihm nur anvertrauten Gute etwas in seinen Nutzen verwenden? Ganz in solcher Auffassung begründet ist, dass noch im Westwolder Landrecht (15) bestimmt wird, das Vermögen der Frau gehe bei der Erbtheilung allen Schulden vor. Diejenigen Rechtsbücher freilich, welche sich mehr oder minder der Gütergemeinschaft zuneigen, müssen damit auch eine Schuldverpflichtung der Eheleute anerkennen, die in der jüngeren Zeit nach den veränderten Vermögensverhältnissen angenommen ward.

Nach dem süddeutschen (schwäbisch-bayrischen) Recht des späteren Mittelalters¹⁾ waren gemeinsam von den Ehegatten contrahirte Schulden für sie in gleichem Maasse verbindlich. Schulden, welche die Frau vor ihrer Ehe gemacht hatte, gingen den Mann nichts an; für die Schulden, die sie während der Ehe machte, haftete er aber, sobald sie von der Frau in Noth gemacht oder mit seiner Genehmigung aufgenommen waren. Für Schulden des Mannes durfte keine der rechtlichen Vermögensleistungen, die er als Ehemann der Frau erfüllt hatte, angesprochen werden. Für die Schulden des verstorbenen Mannes konnte die Witwe nur verpflichtet sein, wenn sie mit ihrem Wissen und Willen gemacht waren. War sie aber alleinige Erbin, so musste sie auch diese Schulden decken.

Auch nach den fränkischen Rechten²⁾ verpflichteten gemeinsam gemachte Schulden beide Gatten in gleicher Weise. Für einseitige, ohne Wort und Willen des Ehewirtes gemachte Schulden konnte die Frau nur mit ihrer eigenen Habe in Anspruch genommen werden. Für Schulden des Mannes aber haftete die Frau durch ihr ganzes Vermögen mit, ja selbst durch ihre Aussteuer. Nach der Trennung der Ehe durch den Tod übernahm derjenige Theil die Verpflichtung, die Schulden des verstorbenen zu zahlen, welcher die Erbschaft der fahrenden Habe antrat. Der Frau stund es aber

¹⁾ R. Schröder a. a. O. II. 1, 225—234.

²⁾ R. Schröder a. a. O. II. 2, 159—171.

frei, von dem Schlüssel- oder Mantelrecht Gebrauch zu machen, d. h. auf das gesammte eheliche Vermögen zu verzichten und nur mit dem nothwendigsten versehen aus dem Hause zu gehn. Nach dem kleinen Kaiserrecht, das am frühesten diese Form erwähnt (II, c. 50) geht die Frau, wenn ihr Mann begraben ist, nicht in das Haus zurück, aus dem man ihn getragen hat, und lässt ohne Betrügerei (*âne arglist*) alles liegen und stehn, das in dem Hause oder anderswo ist. Sie legte auch zum symbolischen Zeichen ihren Mantel und die Schlüssel auf das Grab und ging, nur mit einem Rocke bekleidet, hinweg¹⁾.

Nach dem Sachsenspiegel²⁾ haftete die Frau mit Vermögen und Person für die Schulden ihres Mannes während und nach der Ehe nur dann, wenn sie die Haftpflicht ausdrücklich vorher übernommen hatte, oder wenn die Schuld zu ihrem besonderen oder auch zum gemeinsamen Besten gemacht war. Nach dem westfälischen und lübischen Recht war die Frau nur bei Auflösung einer beerbten Ehe für die Schulden des Mannes verpflichtet. Bei kinderloser Ehe geschah es bloss, im Fall sie ihn zur Hälfte beerbte; wo nicht, konnte sie auch nicht zur Zahlung herangezogen werden. Nach einigen Stadtrechten (Dortmund, Hamburg, Bremen) bestund während und nach der Ehe Schuldengemeinschaft. Wo die Schulden des Mannes gemeinsam getragen wurden, musste umgekehrt auch der Mann für die vor der Ehe gemachten Schulden der Frau einstehn. Während der Ehe waren nur die Schulden der Frau für den Mann verbindlich, welche mit seinem Wissen gemacht waren oder sich in den Grenzen ihres Rechtes hielten.

Hatte der Tod die Ehe getrennt und war die Witwe in den Besitz des ihr zukommenden gesetzt³⁾, so musste sie bei kinderloser Ehe alsbald aus dem Gute des Mannes gehn,

¹⁾ Grimm, RA. 161. 177. 453. R. Schröder a. a. O. II. 2. 166 f.

²⁾ Über die Schuldverhältnisse nach den sächsischen Rechten Schröder a. a. O. II. 3. 265—294.

³⁾ Schröder a. a. O. I. 143 ff.

das seine nächsten Verwandten nunmehr in Besitz nahmen. Erklärte sich die Witwe nach vorangegangener Unfruchtbarkeit beim Tode des Mannes für schwanger, so durfte sie bis zur Entscheidung über die Richtigkeit ihrer Angabe in dem Hause bleiben¹⁾. Wenn Kinder vorhanden waren, blieb die Witwe bis zur etwaigen Wiederverheiratung bei diesen und führte das Hauswesen fort. Im allgemeinen stand sie dabei unter der Mundschaft des nächsten Schwertmags ihrer Kinder, denn indem sie im Gute des Geschlechtes blieb, verharrete sie auch in der Mundschaft desselben²⁾. In einigen deutschen und skandinavischen Rechtsbüchern finden sich Abänderungen, so dass sie zwar unter Aufsicht der Verwandten ihres Mannes steht, aber selbst Vormund ihrer Kinder ist und das Vermögen derselben verwaltet³⁾. Schied sie aus der Familie ihres verstorbenen Mannes, so kam sie begreiflicher Weise, so lange sie keine neue Ehe schloss, unter den Schutz ihrer nächsten angeborenen Verwandten zurück, von deren Zustimmung die Rechtsgiltigkeit aller ihrer bisherigen Handlungen abhing⁴⁾. Ziemlich frei scheint ihre Stellung nach dem norwegischen Frostathingbuch (10, 37. 11, 7), indem ihr die Wahl ihres Rechtsvertreters freigestellt wird. Am selbständigsten aber macht sie das uppländische Gesetz (III, 7. VIII, 11), das ihr alle Rechtsachen selbst zu führen gestattet.

In der ältesten Zeit, in der die Witwe dem Gatten in den Tod folgte, konnte natürlich eine Wiederverheiratung derselben nicht vorkommen. Diese Zeit ist jedoch im Ganzen vorhistorisch. Darauf folgte diejenige, in welcher zwar die Witwe fortlebte, aber sich nicht wieder vermählen durfte. Sie dauerte bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeit-

¹⁾ Sachsensp. I, 33. III. 38, 2. Schwabensp. Landr. 38. 303. Weisth. 1, 3. Hamburg. Stadtr. v. 1270. IV, 8. — Uplandsl. III, 10. Vestgöta. I, arfdh. 4. (Ostgöta. ärfdab. 7). Sun. l. scan. 1, 1. Sjell. l. 1, 2. Jydske lov 1, 3.

²⁾ Sachsensp. I. 23, 2. vgl. Kraut, Vormundschaft 1, 187 ff.

³⁾ l. Burg LIX. l. Wisig. IV. 2, 13. 3, 13. — Sjell. l. 1, 46. Jydske l. 1, 3. 29.

⁴⁾ l. Scan. III. 1. Ostgöta. gipt. 14, 4. Jydske l. 1, 36.

rechnung fort; Tacitus spricht es (Germ. c. 19) nachdrücklich aus, dass unter den Deutschen keine zweiten Heiraten für die Frauen gestattet seien, und Spuren davon lassen sich noch in einigen Volksrechten finden (lex Salica von Hessels, Sp. 279 Anm.). Aber im allgemeinen lassen die Volksrechte die Wiederverheiratung einer Witwe zu. Doch erhielt sich unter Mitwirkung der Kirche, welche dieselbe nur nothgedrungen hinnahm¹⁾, im Volke eine gewisse Abneigung gegen Witwenheiraten. Wir können einmal Spuren einer Abgabe an die Obrigkeit bei der Hochzeit einer Witwe nachweisen²⁾, und sodann haben sich Volksgebräuche bis in die Gegenwart erhalten, welche eine spöttische Stimmung dagegen ausdrücken. Auch dass der sonst vermiedene Mittwoch in einigen Städten für Witwentrauerungen bestimmt war³⁾, zeigt, wie Kirche und Volksinn sich gegen Wiederverheiratung der Frauen zäh erklärten.

Die Kirche strebte, da ein Verbot zweiter Ehen nicht durchzusetzen war, darnach, wenigstens der zu raschen Wiederverheiratung Schranken zu bauen. Es ward ein Jahr trauernder Enthaltensamkeit geboten⁴⁾, aber nur selten inne gehalten. Darum sah sich König Ludwig 817 veranlasst, zu verfügen⁵⁾, dass die Vermählung mit einer Witwe in den ersten dreissig Tagen nach dem Tode ihres Mannes streng zu bestrafen sei. Der angelsächsische König Äthelred (IV, 20) setzte eine Art Belohnung darauf, wenn die Witwe den Gatten ein züchtig Jahr betrauerte, ehe sie einem zweiten die Hand reichte; sie durfte dann ohne Einspruch ihrer Verwandten sich vermählen, wenn sie wollte. Auch in Skandinavien und auf Island kam es nicht selten vor, dass die Witwe, wenn

¹⁾ Gregor III. erliess 732 durch Bonifaz das Verbot dritter Ehen der Frauen, da die zweiten nicht zu verhindern waren, vgl. die Alloc. sacerdot. de conjug. illicit. 743 (Hartzheim I, 39. 53).

²⁾ Conrad. archiepisc. Magdeburg. dipl. n. 1276 für Halle, citirt von Walter Rechtsgesch. §. 400.

³⁾ Vgl. oben I, S. 333.

⁴⁾ Ed. Theod. 37. l. Wisig. III. 1, 4. Cnutes dóm. I, 71.

⁵⁾ Hludov. capit. v. 817, Pertz, leg. I, 211.

das Erbmahl für den verstorbenen Gatten gehalten ward. ihren Brautlauf mit einem zweiten hielt oder wenigstens nicht viel länger wartete.

Meistens durfte eine Witwe sich selbst verloben, nur hatte sie den Rath und die Zustimmung ihrer Verwandten einzuholen¹⁾.

Die Leistungen, welche der Freier um eine Witwe zu erfüllen hatte, waren dieselben wie für eine Jungfrau. Durch die vorangegangene Ehe war aber in dem Empfänger eines Theils der Leistungen eine Änderung eingetreten. Sobald die Witwe als Erzieherin und Wirtin ihrer Kinder in dem Hause ihres verstorbenen Mannes geblieben war, blieb sie auch der Mundschaft seiner Verwandten unterworfen, und ihr Bewerber hatte an diese den Brautkauf ganz oder theilweise, je nach der herrschenden Bestimmung, zu entrichten²⁾. Ihre eigenen Verwandten waren jedoch, da dieselben durch die Verwitwung zu ihr und ihrem Vermögen wieder in ein näheres Verhältniss getreten waren, ebenfalls nicht ohne Ansprüche, die befriedigt werden mussten. Der Brautkauf scheint ihnen also entweder gemeinsam mit jenen Anverwandten zugekommen zu sein, oder sie wurden, wie das nach salischem Gesetz geschah, durch eine besondere Zahlung des Freiers abgefunden.

Darauf beruht auch der vielumstrittene Titel XLIV der lex Salica über den Reipus. Derselbe bestimmt, dass, wer eine Witwe heiraten will, dies auf einer ungebotenen Gerichtsversammlung vor dem Thunginus oder Centenarius erklären und drei vollwichtige Solidi und einen Denar erlegen muss, worauf er die Frau erhält. Wenn er dies aber nicht thut und die Frau ohne weiteres nimmt, so wird er mit 62½ Solidi gestraft, die (wie bei richtiger Eheschliessung die 3 Solidi 1 Denar) den Blutsverwandten der Frau in bestimmter Folge zukommen; sind solche nicht vorhanden, so

¹⁾ ed. Roth. 182. l. Burgund. LII. — Grág. festath. 2. Gulath. 51.

²⁾ ed. Rothar. 182. 183. l. Burg. LXIX. l. Saxon. VII. 2—4. — Hunsig. Busst. 31. Westerlawer Gos. 429, 1.

haben die Verwandten ihres verstorbenen Mannes, die nichts von ihm geerbt hatten, Anspruch darauf; bei ihrem Abgang fällt die Busse an den König (Fiscus). Dieselbe ist als eine Mundbrüche zu fassen; 62 $\frac{1}{2}$ Solidi werden auch nach salischem Recht bei widerrechtlichem Beilager und bei Entführung gezahlt (R. Schröder a. a. O. I, 16)¹⁾. Wenn nun diese Mundbrüche den Blutsverwandten der widerrechtlich geheirateten Frau zunächst zugesprochen wird, so beweist dies das nahe Verhältniss, in dem nach salischem Recht die Sippe derselben auch nach deren Verheiratung zu ihr blieb; nach der Verwitwung wurde dasselbe noch enger.

Eine sehr begreifliche Folge der Wiederverheiratung der Witwe war, dass gewisse Erbgenüsse aus dem Vermögen ihres vorigen Mannes aufhörten. Ausser Brautkauf und Morgengabe gestattete das langobardische Gesetz Aistulfs (V.) noch bestimmte Theile des Vermögens zur Nutzniessung der Witwe, welche mit der Wiedervermählung natürlich zurückfielen. Das westgotische und bayrische Volksrecht verliehen der Witwe, welche bei ihren Söhnen blieb, Sohnestheil am Erbe; mit dem Tage der Wiederverheiratung verlor sie es (l. Bajuv. XIV, 6. 7. l. Wisigot. IV, 2. 14). Nach burgundischem Recht (XLII. LXXIV) konnte die Witwe zwei Drittel des Vermögens als Erbe behalten, so lange sie unverheiratet war. Ebenso wie diese Genüsse erlosch mit der Verheiratung das Leibgedinge, denn sein Zweck, den Unterhalt der Witwe zu bestreiten, war erfüllt und die Frau war aus der Familie ihres Mannes ausgetreten.

Welche Wirkung die Scheidung lebender Gatten auf das Vermögen ausübte, hing von deren Grund ab. War seitens der Frau Ehebruch, Mordversuch oder ein beschimpfendes Verbrechen, wie Zauberei und Gräberschändung, Anlass zur Scheidung, so verlor sie sowohl ihr Eingebrautes als die Morgengabe, den Brautkauf und die andern Leistungen vom Manne. Anders verhielt es sich, wenn andere Gründe vor-

¹⁾ Dargun, Mutterrecht und Raubehe, S. 141 ff., führte den Reipus auf eine Sühne des Raubes der Witwe zurück.

lagen. Als solche galten hohes Alter des einen Theils, Unvermögen zur ehelichen Pflicht oder Verweigerung derselben, Widerwille, schlechte Behandlung, leichtsinniges Verlassen oder z. B. auf Island zu viel arme Verwandte, die ernährt werden mussten¹⁾. Grossartige Frauen schieden sich wohl zuweilen, wenn der Mann ein unwürdiges, thatenloses Leben führte oder sonst ihrer unwerth erschien. So verliess den König Olaf Tryggvason seine Gattin Gudrun mit ihrem Gefolge (Olafs. Tr. c. 168), und nach dem kleinen Sigurdliede drohte Brynhild dem Gunnar, ihn mit ihren Schätzen zu verlassen, weil sie ihn hinter Sigurd in allem zurückstehn sah²⁾. Auch ward die Ehe ohne einen bestimmten Grund nach beiderseitigem Übereinkommen zuweilen gelöst³⁾; beide Theile nahmen ihr zughöriges Vermögen und waren wieder ungebunden und frei. Zuweilen trennte der Mann einseitig und eigenmächtig die Ehe, wie Hárald Háfagr, als er um Ragnhilds willen seine sämtlichen Frauen fortschickte. Ein solches willkürliches Verfahren ist jedoch als kein rechtlich gebilligtes zu bezeichnen, es hatte gewöhnlich auch die Fehde mit der beleidigten Familie des Weibes hinter sich (Fornmannas. 7, 176).

Die Ehe, welche offen und vor Zeugen geschlossen war, konnte auch nur vor Zeugen aus beiden Familien rechtlich gelöst werden (Grimm, Rechtsalterth. 454). In dieser Weise ging nach Tacitus (Germ. 19) die Trennung wegen Ehebruchs vor sich, und offen und mit bestimmten Formen wird bei jeder Ehescheidung verfahren sein. Wo ein geordnetes Gerichtsverfahren sich gebildet hatte, wurde in aller Form ein Process geführt und das Erkenntniss auf Scheidung öffentlich bekannt gemacht⁴⁾. Die Kirche strebte früh darnach, die Scheidung möglichst zu erschweren. Bereits in einigen Volks-

¹⁾ Grágás festath. 14, 53.

²⁾ Sigurðarqu. en skamma 10. 11. 16.

³⁾ Wenigstens ergeben das fränkische Quellen der merovingischen Zeit: Gregor Tur. X, 8. Form. Marculf. 2, 30. Sirmond. 19. Andegav. 56.

⁴⁾ Nach Grág. festath. 14 den Nachbarn angezeigt.

rechten wird auf grundlose Trennung, wofür nach dem bayrischen Gesetz sogar die aus Widerwillen galt, Strafe gesetzt¹⁾. In den Capitularien der älteren Karolinger ist nur Ehebruch und Mordversuch als Scheidungsgrund zugelassen²⁾, und zu Worms 829 ward sogar der Ehebruch der Frau als kein Grund zur Auflösung der Ehe erklärt. Die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe verfocht Papst Nicolaus I. gegen König Lothar II. hartnäckig und siegreich, und befestigte dadurch diese Lehre thatsächlich für das fränkische Reich. Hinkmar von Rheims erkannte in seinem Gutachten über die Scheidung Lothars II. von Theotberga nur zwei triftige Anlässe: erstens wenn beide Theile freiwillig in das Kloster gehn wollen, und zweitens wenn ein Theil des Ehebruchs überführt ist (*Opera Hincmari* I, 561 ff.).

Ein Verbot der Wiederverheiratung Geschiedener kannten die germanischen Stämme ursprünglich nicht, und die Kirche, welche bereits 407 die Lehre von der Untrennbarkeit der Ehe aufgestellt hatte, gerieth darum, trotzdem sie ihr Dogma in die Staatsgesetze hineingebracht hatte, in fortwährende und bedeutende Streitigkeiten mit dem weniger speculativen und mehr weltlichen Sinne. Am verwickeltsten und langwierigsten waren die Kämpfe wegen der Scheidung Lothars II. und seiner Verheiratung mit Waldrada. Welchen Antheil an Heinrichs IV. Schicksalen seine ehelichen Verhältnisse hatten, ist bekannt; der Staufer Friedrich I. ward 1158 von Papst Hadrian wegen seiner Wiederverheiratung als Geschiedener excommunicirt, während in andern Fällen die Kirche nachsichtiger war. Unter gewissen Umständen gestattete sie die Wiedervermählung. Hatte die Frau nämlich dem Leben des Mannes nachgestellt, so konnte er sich von ihr trennen und eine andere heiraten, die Frau musste aber unvermählt bleiben³⁾. Im Falle die Ehe wegen Impotenz des Mannes nicht vollzogen

¹⁾ l. Bajuvar. VII, 14. l. Burg. XXXIV, 2. l. Grimoald. VI.

²⁾ Pippin. capit. 744 (Pertz, leg. I, 22). capit. 753 (Pertz, leg. I, 22).

³⁾ Pippin. capit. v. 753 bei Pertz, leg. I, 22.

war, durfte sich die Frau, wenn sie sich scheiden liess, wieder verheiraten (Regin. can. 242 f. Hartzheim 2, 551).

Hauptzweck der ehelichen Verbindung war von je die Erhaltung und Fortpflanzung der Familie. Blieb die Ehe unfruchtbar und schien die Schuld am Manne zu liegen, so hat eine sehr frühe Zeit nichts verfängliches darin erblickt, dass der Gatte sich durch einen kräftigeren Mann vertreten liess. Dem griechischen Alterthum und auch dem alten Indien war das nicht fremd¹⁾. Ein thüringischer Ritter, der wegen Unvermögens keinen Erben von seiner Frau gewinnen konnte, kam zu Landgraf Ludwig, dem Gemahl der heiligen Elisabeth, und bat denselben, ihn zu vertreten²⁾. Wird dieses Anliegen auch als eine *affenheit* des Ritters dargestellt, so wurzelt es doch in einer alten Sitte, die aus mehreren westfälischen Dorfweisthümern späterer Zeit, freilich in humoristischer Finkleidung, als altüberliefert sich erschliessen lässt³⁾. Sie mochte freilich zur Zeit der Aufzeichnung längst ausser Brauch sein.

In einer Zeit, in welcher die kirchliche Lehre von der Verdienstlichkeit ehelicher Enthalttsamkeit Eingang fand, blieben oder wurden manche Ehen bloss Scheinehen. Die Geistlichkeit pries das als ein heiliges Werk, und einige Fürstinnen und Fürsten erwarben sich hierdurch den Heiligenschein. Man freut sich um so mehr über die Synode von Schwerin, welche sich 1492 (c. 36) sehr entschieden gegen derartige Verbindungen erklärte. Bei gesunden und verständigen Menschen konnte freilich eine solche Verirrung nicht vorkommen, und in der heidnischen Zeit wusste man davon nichts. Wohl aber kannte man die Sitte und führte sie

¹⁾ Grimm, Rechtsalt. 445. Kohler in d. Z. f. vergl. Rechtswissensch. 3, 394 (1882).

²⁾ Leben der h. Elisabeth vom Verf. der Erlösung. Her. von M. Rieger. Stuttg. 1868. v. 3387 ff.

³⁾ Grimm, Weist. III; 42. 48. 70. 311. — Die Strafbestimmungen l. Liutpr. 130 u. l. Wisigot. IV. 1, 2 über Verleitung der Frau durch ihren Mann zum Ehebruch fallen unter einen ganz andern Gesichtspunkt.

durch, dass ein Paar das Lager theilte, ohne sich näher zu berühren, wenn es die Umstände heischten. Da legte der Mann ein nacktes Schwert oder einen Stab zwischen sich und die Frau, und der sittliche Entschluss ward durch die leichte äussere Scheidung gestärkt. Wir haben davon schon früher gesprochen¹⁾.

¹⁾ Bd. 1, S. 314.



Achter Abschnitt.

Das Hauswesen.

Nachdem wir die rechtlichen Verhältnisse dargelegt haben, welche die Verheirathung und dann die Auflösung der Ehe durch den Tod oder die Scheidung für die Frau geschaffen hatten, soll das Hauswesen geschildert werden, worin die deutsche Frau der Vorzeit waltete und dessen Gestaltung sie im Wesentlichen vollzog, wenn auch die Grundlage dafür die allgemeine Cultur des Volkes gab. So lange nicht die Familie aufgelöst und das Recht der Persönlichkeit nicht vernichtet sein wird, bleibt auch das Haus der Boden, auf dem das Weib seinen natürlichen Wirkungskreis hat. Derselbe ist keineswegs auf des Leibes Nahrung und Nothdurft beschränkt, sondern begreift auch die Pflege des Hausgeistes, das ist des inneren Lebens der Familie. Das ist eine hohe Arbeit, die auch in kleinem, geordnetem Haushalt und von dem eigenen Hause aus die einfachste Frau thun kann zum Segen des ganzen Volkes.

So lange ein Volk keine festen Wohnsitze hat, hat es auch keine Häuser, sondern nur Wanderzelte oder leicht abzubrechende Stangen- und Strohhütten. Bei dem unsteten Leben kann sich aber auch keine stetige Wirtschaft und keine Häuslichkeit entwickeln.

Was nun die Deutschen oder weiter gefasst die Germanen anlangt, so ist zur richtigen Beurtheilung ihrer Urzeit zunächst gründlich mit der falschen, zum Dogma gewordenen Annahme zu brechen, dass sie beim Anfange ihrer durch Römer und Griechen zuerst geschriebenen Geschichte noch

Wanderhirten waren oder wenigstens ein halbnomadisches Leben innerhalb Deutschlands geführt haben. Eine vorurtheillose, kritische Prüfung der Nachrichten Cäsars, Strabos und Tacitus über den Ackerbau der Deutschen, wie sie namentlich von Anton Baumstark¹⁾ vorgenommen worden ist, beweist, dass die Deutschen um den Anfang unserer Zeitrechnung neben der Viehzucht den Ackerbau als einen Theil ihrer Wirtschaft trieben, der für die Volksernährung von Wichtigkeit war; ferner dass die einzelnen Völker auf abgegrenzten Gebieten wohnten, nicht bloss von den Kelten im Westen und Süden, von den Slaven im Osten, sondern auch unter sich durch natürliche oder künstliche Marken geschieden. Wie lange sie bereits die Landschaften zwischen Weser und Weichsel, zwischen dem mitteldeutschen grossen Gebirgszuge und der See, die zur Zeit von Cäsar und Tacitus schon durch Eroberungen im Westen und Süden Erweiterungen bis an den Rhein und gegen die Donau erhalten hatten, bewohnten, lässt sich nicht sagen. Da aber die Süd- und die Nordgermanen ein grosses Volk bilden, und von den skandinavischen Archäologen, unter Zustimmung der Anthropologen, festgestellt ist, dass die Bevölkerung des südlichen Schwedens, der dänischen Inseln, Jütlands und Schleswigs seit dem jüngeren Steinalter, durch das Bronze- und das Eisenalter hindurch dieselbe gewesen ist, ferner dass das mit der Bevölkerung der jüngeren Steinzeit durchaus zusammenhängende Volk der älteren Bronzeperiode entschieden von leiblicher germanischer Art war, so reicht die Besitznahme der genannten skandinavischen Landschaften und der kimbrischen Halbinsel in eine gewaltige Zeittiefe hinab. Die schwedischen Archäologen nehmen sogar an, dass schon 3000 Jahre vor Christus Germanen im südlichen und östlichen Skandinavien heimisch waren. Das waren nun keineswegs wilde Barbaren, die, in Felle dürftig gehüllt, halb- oder ganz nackt um das Herdfeuer lagen und nur von

¹⁾ Urdeutsche Staatsalterthümer zur schützenden Erklärung der Germania des Tacitus, S. 828 ff. (vgl. auch denselben in den Jahrb. f. klass. Philol. 1863, S. 866). — Vgl. auch Rud. Much in der Z. f. d. Alterth. XXXVI, 97 ff.

Jagd und Fischerei lebten, sondern, wie noch die in Eichensärgen auf uns gekommenen stummen Zeugen aussagen, ein wohlgekleidetes Volk, mit schönen Waffen und Geräthen, reich an Goldschmuck, also nach allem zu urtheilen, eine sehr cultivirte Bevölkerung. Auf solcher Stufe treibt aber jedes Volk, soweit Klima und Boden es gestatten, Ackerbau.

Es sind auch hierfür stoffliche Beweise erhalten in den pflugscharartigen dreikantigen Steingeräthen, die, an der Spitze abgenutzt, sichtlich Theile eines Pfluges gewesen sein müssen. Sie sind in Skandinavien wie in Deutschland nicht selten zu finden¹⁾ und gehören zu einem hölzernen Pfluge, der, von dem römischen und dem keltischen Ackerinstrument verschieden, weit praktischer als diese war und als deutscher Pflug zu bezeichnen ist, der gleich dem Worte den Germanen eigenthümlich ist und mit ihrer Ackerbestellung durchaus zusammenhängt²⁾. Die Deutschen haben den Ackerbau weder von den Römern noch von den Kelten gelernt, sondern längst geübt und mit praktischem Sinn geübt, ehe diese Nachbarn auf sie Einfluss gewannen. Das ist denn auch wohl ein Beweis uralter Sesshaftigkeit und der Entwicklung ihres Wirtschaftslebens.

Gerste und Hafer scheinen die ältesten Getreidearten, welche die Germanen bauten. Plinius (h. nat. 18, 44) beschränkt den deutschen Ackerbau auf Hafer; aber aus sprachlichen und anderen Zeugnissen müssen wir auch die Gerste als von undenklicher Zeit verbreitete Ackerfrucht in Süd- und Nordgermanien annehmen (Altnord. Leben 78)³⁾. Hafer, Roggen (sigale) und Gerste waren im westlichen Norddeutschland gegen Ende des 8. Jahrhunderts die üblichen Getreidearten (capit. Saxon. n. 797). Spelt, eine Weizenart, ward in Süddeutschland, nachdem es erobert worden war, gebaut. Je nach

¹⁾ Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin 1895. I, 281.

²⁾ Meitzen a. a. O. I, 274 ff. 281 f.

³⁾ Tacitus (Germ. 23) nennt Weizen und Gerste als Stoffe des von den Deutschen bereiteten Getränkes.

Boden und Klima wurden also alle unsere Getreidearten schon früh und mehr und mehr von den deutschen Äckern getragen. Dazu kamen die Bohnen als sehr alte und im späteren Mittelalter wie in manchen Gegenden noch heute verbreitete Hülsenfrucht. Im salischen Gesetz werden neben den Bohnen- auch Linsen- und Erbsenfelder erwähnt; Hirse ward auf Karls d. Gr. Musterhöfen gebaut. Bereits Plinius nennt Rettiche, eine schmackhafte Wurzelart und ein spargelartiges Gewächs (h. nat. 19, 26. 28, 42) als gute deutsche Gemüse.

Tacitus nennt als einzige Pflanzennahrung der Germanen die wilden Äpfel (Germ. 23), was also sehr zu beschränken ist. Jedenfalls werden auch Eckern und Eichen, Schlehen, wahrscheinlich auch Mispeln und die mannigfachen wilden Beeren von den ältesten Deutschen als essbar gekannt und bei unverwöhntem Geschmack gewürdigt worden sein. Die besseren und gezüchteten Obstarten lernten die Deutschen erst durch die Römer und auf den von diesen cultivirten Ländereien kennen und züchten. Im salfränkischen Gesetz wird der Diebstahl in Äpfel- und Birnengärten bestraft (tit. XXVII); sie waren also vorhanden.

Ausser den wilden Früchten der Bäume und Sträucher, bedurfte, was die Erde sonst für die Nahrung erzeugte, Getreide und Gemüse der Arbeit, und von dieser Feldarbeit nahmen die Frauen und Mädchen ein gut Theil auf sich. Tacitus schildert (Germ. 15), wie die tapferen germanischen Männer in Friedenszeiten den Tag faul hinbringen, unter Schlaf und Mahlzeit ihn theilend. Die Sorge für Haus und Feld überlassen sie den Weibern und Kindern (vergl. auch Germ. 25) und den zum Waffenwerk untüchtigen — wir setzen hinzu, auch den Unfreien und Freigelassenen. Ist die Darstellung von Tacitus auch etwas grell, so wird doch jedenfalls richtig sein, dass die freien und adelichen Männer, die aus dem Kriege ihren eigentlichen Beruf gemacht (*fortissimus quisque ac bellicosissimus*), sich um Haus- und Feldwirtschaft wenig gekümmert haben. Die andern Freien aber werden, falls sie nicht unter Waffen stunden, auch auf dem Acker und bei den Herden nicht unthätig gewesen sein. Auf den kriege-

rischen Wanderzügen traten natürlich ganz andere Verhältnisse ein. Da war Krieg.

Als die sogenannte Völkerwanderung vorüber war und auch das Heerwesen eine Änderung erhalten und der gemeine freie Mann im Ganzen nur als freier Bauer auf seinem Hofe lebte, wird er, falls er kein schlechter Bauer war, seine Arbeit nach Gebühr als Wirt des Hofes gethan haben. Ihm kam vor allem zu, ausserhalb, auf Feld und Weide, zu schaffen, der Frau aber im Hause, wie auch die nordischen Frauen nur innerhalb des Gebäudes (innan stocks) die Wirtschaft (ráð) zu führen hatten.

Grösserer oder kleinerer Besitz brachte in allem dem eine Verschiedenheit der Einrichtung; nicht minder, wenn die Männer Fischer waren oder gar Seefahrer und meist vom Hause abwesend. Noch heute bestellen in friesischen Gegenden die Frauen die ganze Wirtschaft dann allein¹⁾. Neben den Knechten haben auch die Mägde im Mittelalter den Pflug führen müssen²⁾, eine schwere Arbeit. Bei der Ernte wird, wie noch heute, alles zugegriffen haben, auch die Töchter des freien Bauern, und nur die Hausfrau am Herde geblieben sein.

Wir haben es nachdrücklich hervorgehoben, dass der Ackerbau in sehr alter Zeit von den sesshaften Germanen getrieben ward und zur Volksernährung wesentlich beitrug. Damit ist jedoch die sehr hohe Bedeutung der Viehzucht für keine Periode der Vorzeit verkannt und nicht geleugnet, dass die Herden der werthvollste Besitz des Bauers waren, sein Geld, d. h. ein Gut, das er nicht bloss zur täglichen Nahrung verwendete, sondern das auch als leicht verfügbarer Werth im Verkehr galt. Die Viehzucht hat bis tief ins Mittelalter hinein den Ackerbau im allgemeinen überwogen. In Dänemark, das unter den skandinavischen Ländern für die Ackerwirtschaft am günstigsten liegt, war sie noch im 12. Jahr-

¹⁾ Chr. Jensen, Die Nordfriesischen Inseln. Hamburg 1891, S. 139.

²⁾ Die kluoge, diu nâch dem phluoge muoz sô dicke erkalten, schalten den wagen sô er gestât, MSH. 2, 159. phluoghalterin, stivaria, Diefenb. Gl. 554*.

hundert gering und der Reichthum des Volkes bestund in dem Vieh ¹⁾).

Rosse, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen sind die indogermanischen Herdenthiere. Weide gab es überall genug und, wie die Römer wussten, vortreffliches Grasland auf leichtem Sandboden (Plin. h. nat. 17, 3). Die Pferde und Rinder waren klein und unansehnlich, aber die Rosse waren schnell und ausdauernd sowie die Kühe fruchtbar und milchreich. Es war Steppenvieh. Die Zahl der Stücke schätzten die Deutschen mehr als die Ansehnlichkeit der einzelnen Häupter. Doch trat allmählich Verbesserung der Gattung ein. Als sich ein Theil der Alemannen nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit durch die Franken in das Reich des ostgotischen Theoderich rettete, befahl der grosse König den Norikern, das stattliche, aber abgetriebene Vieh der durchziehenden Fremden gegen ihr zwar kleines, aber zähes Alpenvieh umzutauschen, damit jene schneller weiter könnten (Cassiod. var. III, 50). Von dem Viehstande einzelner Völker kann die Nachricht eine Vorstellung geben, dass bei einem Streifzuge Kaiser Valerians in gotisches Land allein in den Meierhof des Kaisers 2000 Kühe, 1000 Stuten, 10.000 Schafe, 15.000 Geisse als Beute eingebracht wurden (Flav. Vop. vita Aurel. c. 10).

Der Hauptbesitz lag in den Kühen. Die Kuh bildete bei den Deutschen wie bei den Skandinaviern die Grundlage für die Werthbestimmungen ²⁾. Die Pflege der Rinderherden, die Zähmung der Stiere für den Pflugdienst war Geschäft des freien Bauern. Aber das Melken und Füttern galt für Arbeit der Knechte und Mägde. Selbst wenn Noth um Wirtschaftskräfte war, hätte eine nordgermanische Hofbäuerin niemals sich herabgelassen, das Vieh zu besorgen ³⁾.

Durch Milch- und Fleischnutzung und durch ihre Häute werthvoll, dienten die Stiere, Ochsen und auch die Kühe zum

¹⁾ Dahlmann, Geschichte Dänemarks I, 241.

²⁾ l. Rib. 36. l. Burg. IV, 1. l. Alam. Hloth. 77, 3. cap. Saxon. a. 797. tit. II. Mein Altnord. Leben 52 f.

³⁾ Grágás festath. 21. Engelstoft, S. 261.

pflügen und zum fahren, wie das bis heute in vielen (freilich nicht in allen) Landschaften Deutschlands Brauch ist.

Neben der Kuh hat in der Viehwirtschaft das Schaf eine grosse Bedeutung, da es Fleisch, Milch und Wolle ausser den Häuten liefert. Aber auch das Schwein ist von grossem Werth und seine ausgedehnte Zucht in den weiten Buchen- und Eichenwäldern des Festlandes sowie der dänischen Inseln und des südlichen Schwedens stund im ganzen Mittelalter in Blüte. In dem salischen Gesetz (tit. II) äussert sich die Werthschätzung dieses Theiles des Viehstandes. Den Thüringern ward von den Franken nach ihrer Unterwerfung ein Schweinezins aufgelegt, den sie bis in das 11. Jahrhundert an den König geben mussten. Die Bayern und die angrenzenden Schwaben bis zur Iller trieben einen ausgedehnten Handel mit den nützlichen Rüsselthieren. In den Zusätzen zur lex Alamannorum (CI, 2. 3) wird der Schweinehirt höher als die andern Hirten im Wergeld gesetzt. In Norwegen freilich finden wir den Sauhirten als den geringsten der Knechte; die Norweger höhnten die Dänen damit, dass sie lieber die Schweine in den Wald trieben als zur Schlacht gingen, und die Schweine füttern (*svinum soð gefa*) galt ihnen als gemeinster Dienst, den sie daher ihren Feinden anwünschten¹⁾.

So lange der Ackerbau nicht den grösseren Theil des culturfähigen Landes in Anspruch nahm und der Wald ausgebreitet genug war, um Schädigungen nicht sehr zu empfinden, sind auch grössere Ziegenherden gehalten worden. Karl der Grosse ordnete in seinem Erlass über die Einrichtung der königlichen Meierhöfe (c. 23) an, dass ausser den Kuh-, Schweine- und Schafherden auch Geiss- und Bockherden (*capritias, hircaritas*) gehegt würden. Es ist der Viehstand der ältesten Zeit, welcher sich, nur im Verhältniss gegen einander nach Landschaft und Zeitraum wechselnd, auch durch die folgende Zeit als Grundlage der Landwirtschaft fort erhielt.

Milch und Fleisch²⁾ liefern die Rinder-, Schaf- und Ziegenherden. Die Milch diente zum nahrhaften Trunk auch den

¹⁾ Altnord. Leben 44 ff. Helgaqu. Hundingsb. I, 35. II, 38.

²⁾ J. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, c. 41.

Männern¹⁾, ausserdem gibt sie den Käse, den Cäsar unter den Hauptnahrungsmitteln der Deutschen kannte (b. g. VI, 22), oder die geronnene Milch, den weissen weichen Quarg, die Tacitus nennt (Germ. 23). Bei den volksthümlichen Käsearten der süddeutschen Berge, dem Topfen und Zieger, haben sich auch die heimischen alten Benennungen erhalten, so wie im alemannischen Anke (ancho) der deutsche Name der Butter, die nach Plinius (h. n. 28, 35) bei den Barbaren, welche Vieh genug besaßen²⁾, um Milch zum Buttern übrig zu haben, sehr geschätzt war. Auch das für Fett überhaupt gebrauchte Wort smero (nord. smiör, smör) bezeichnete die Butter, im oberdeutschen freilich gern als chuosmero oder ancsmero näher bestimmt. Ranzige Butter verwandten die Burgunder in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zur Haarsalbe (Sidon. Apoll. carm. 12, 6).

Von den Herden kam das Fleisch des zahmen Viehs, durch die Jagd das Wildpret (Cäsar, b. g. IV, 1. Tacitus, Germ. 23). Schaf- und Schweinefleisch wird am meisten gegessen worden sein, auch wohl das der Geisse. Bei den Angelsachsen des 7. und 8. Jahrhunderts war es ebenso. Das Fleisch ward auch getrocknet und geräuchert³⁾. Karl der Grosse befahl, dass in seinen Meierhöfen (capit. de vill. 34. 35) stets ein Vorrath an Speck, Rauchfleisch, Sülze und frisch gesalzenem Fleisch sowie Schöpsen- und Schweinefett vorhanden sei. Über die mannigfachen Fleischspeisen der späteren Jahrhunderte werden wir weiterhin reden.

Aus dem Pflanzenreich kommt das Getreide überwiegend für die Nahrung in Betracht.

Das Mahlen der Körner geschah auf Handmühlen⁴⁾, das war eine harte Arbeit, welche besonders den Mägden oblag.

¹⁾ Altnord. Leben 152.

²⁾ Auch aus den angelsächsischen Urkunden ergibt sich, dass die Butter nur auf den Tisch der Reichen kam, H. Leo, Rectitudines 202. — Die Geschichte der Butterbereitung behandelt B. Martiny, Kirne u. Hirbe. Berlin 1895.

³⁾ Tacitus spricht nur von frischem Fleisch (recens fera).

⁴⁾ got. *quairnus*, ahd. *quirn*, mhd. *kurne*, *kürne*, ags. *creorn*, *cvyrn*, altn. *quern*; lith. *girna*, poln. *żarna* bezeichnen die Handmühle,

Wer gedenkt nicht jener Mühlmägde aus der Odyssee, deren Klage und Treue der heingekehrte Odysseus belauschte? Auch unsere alte Poesie berichtet von diesen Arbeiterinnen, die zu den niedrigeren Mägden gerechnet wurden, weil ihre Beschäftigung nur grobe Kraft, keine Geschicklichkeit verlangte¹⁾. Zwei gefangene Riesinnen, Fenja und Menja, mussten dem König Frodi Gold, Friede und Glück auf der Mühle Grotti mahlen. Tag und Nacht arbeiten sie und Schlaf wird ihnen nicht länger gegönnt, als der Kuckuk im Rufen einhält und man ein kurzes Lied singen kann. Darum stimmen sie ein zauberndes Rachelied an und mahlen statt Friede auf der Zaubermühle ein Feindesheer, das den König erschlägt. Aber es war nur ein Wechsel des Plagers; Ruhe finden sie nicht, neue Arbeit wird ihnen gegeben und sie sollen Salz mahlen. Da arbeiten sie so stark, dass das Schiff, auf dem die Mühle steht, birst und sie in das Meer stürzt. Davon ist das Meer salzig geworden²⁾.

Dass die Mägde oder Sklavinnen die Mühlarbeit mit Liedern begleiteten, ist aus dem hellenischen Alterthum überliefert. Bei den Finnen, bei den Arabern und afrikanischen Stämmen sind solche Mahlgesänge noch bekannt³⁾.

den Mühlstein. Ahd. *muli*, mhd. *mül*, ags. *myln* Mühle ist aus spätlat. *molina* entlehnt und bedeutet die Wasser- oder Windmühle. Die steinernen Handmühlen, welche sich in Deutschland und im Norden in der Erde gefunden haben, bestehn gewöhnlich aus einem grösseren Steine als Unterlage, auf oder in welchen ein kleinerer passt, so dass Körner durch das aufeinanderreiben der Steine zermalm werden können. Nach dem angelsächsischen Rätsel vom Mühlstein war auf dem oberen Stein, um ihn besser fassen zu können, ein Ring befestigt (Cod. Exon. 387, 8). Aus der ags. Sachsenchronik zum Jahre 938 ergibt sich, dass es auch Mühlen mit Messern gab, welche die Körner zerschnitten und zermalmten.

¹⁾ I. Fris. XIII. Schmid, Angels. Gesetze 2 (Ädelbirhtes dōmas II). Die Mühlmagd heisst angels. grindende *peōwa*.

²⁾ Skaldskaparm. 43. (Sn. E. I. 378—390) mit der pros. Erzählung und dem Liede Grottasöngur, das auch von Munch, Bugge, F. Jónsson in ihre Ausgabe der Eddalieder aufgenommen worden ist.

³⁾ O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, S. LXIII f.

Helgi, Siegmunds Sohn, ist auf Kundschaft am Hofe der Feinde gewesen und die Verfolger sind ihm auf den Fersen. Er rettet sich nur durch Verkleidung als Mühlmagd. Wie er so an den Mahlsteinen arbeitet, dass sie schier springen und seine Augen im Welsungenglanze sprühen, werden die Feinde seiner gewahr und schöpfen Verdacht. Helgis Freund findet aber rasch die Ausrede, die Magd sei eine gefangene Walküre, und so ziehen die Verfolger weiter¹⁾.

Die Handmühlen haben sich zur Qual der Mägde sehr lange erhalten. Noch heute sind sie, freilich in veränderter Gestalt und nicht mehr für das Mehl mahlen, in den Haushaltungen zu finden. Daneben gab es auch grössere Mühlen, die durch Thiere bewegt wurden, wie das gotische *asiluquairnus*, Eselsmühle, zeigt.

Die Wassermühlen waren durch die Römer den Ostgoten, Franken, Burgundern und Westgoten bekannt worden. Sie dienten nicht bloss zum Gebrauche des Besitzers, welcher sie durch einen Unfreien führen liess, sondern auch für das allgemeine Bedürfniss²⁾. Die Strafe für ihre Beschädigung war sehr hoch. Wasser- und Windmühlen waren im 8. Jahrhundert auch in England schon in allgemeinem Gebrauche, und fast jeder Ort besass eine solche Mühle³⁾.

Die einfachste Verwendung des in der Mühle zubereiteten Getreides war als Grütze und als Brei. Dürften wir aus heutiger Neigung auf frühere schliessen, so wäre die Grütze besonders im Norden beliebt gewesen; noch heute ist sie Lieblingsspeise der Dänen und Jüten. Bekannt war sie aber auch in Oberdeutschland, wie die Worte bezeugen⁴⁾. Mit der Grütze ist der Brei nahe verwandt. Plinius erzählt, die Germanen lebten vorzüglich von Haferbrei⁵⁾, und seine Angabe hat für viele Jahrhunderte ihre Wahrheit behalten; Haferbrei

¹⁾ Holgaqu. Hundingsb. II, 1. 2.

²⁾ Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. II. 1, 93.

³⁾ Leo, Rectitudines 202.

⁴⁾ mhd. *grütze*, *grûz*, *griuze*, *griez*; nd. *grutte*; dän. *grød*; schwed. *gröt*; altn. *grautr* (puls).

⁵⁾ Hist. nat. 18, 44.

war noch im 15./16. Jahrhundert die gewöhnliche Nahrung der ärmeren¹⁾. Daneben war Gerstenbrei beliebt, ferner Bohnenbrei und Hirsebrei²⁾. Die Breiliebe der Normannen, welche ihnen den Namen *bouilleux* zuzog, scheint Nachwirkung ihrer germanischen Abkunft. Im 17. Jahrhundert waren Breie auf den Tafeln der französischen Könige ein beliebtes Gericht; sie werden sich freilich von dem urgermanischen Haferbrei bedeutend unterschieden haben, wie auch jene nordischen Breie, welche als Reizmittel zum Trinken benutzt wurden (*ölkrásir*). Im allgemeinen galt Brei, wie heute Brot, zur Bezeichnung von Essen oder Nahrung überhaupt; darum sprach Freidank: der Thor sorgt ängstlich alle Tage, wie er genug des Breis erjage (58, 22), und: Ist dem Thoren Brei zur Hand, was kümmert ihn das Vaterland? (83, 27).

Das älteste Brot³⁾ war im Grunde nichts anderes als am Feuer gerösteter Mehلبrei. Ungesäuert, in flacher Kuchenform⁴⁾ bereitet, verlangte es keine grosse Backkunst; solches Brot hiess *Derbbrot*⁵⁾. Es war meist aus Gersten- oder Hafer-

¹⁾ Beheim, Buch v. d. Wienern 386, 13. Hans Sachs V, 356^b.

²⁾ Hoffmann. Fundgruben 2, 24. 36. Helbl. 8, 880. Schmoll. 1², 353. Uhland, Volkslieder n. 329. — Hirsebrei bei den Sarmaten nach Plinius, h. n. 18, 24 sehr beliebt. Mhd. ward eine breiartige Speise zuweilen auch *muos* genannt, im besonderen *apfelmuos*, *birnumuos*, *küttenmuos*, *morchenmuos*; auch *koch* (n.) kommt schon mhd. vor, das im bayrisch-österreichischen eine breiartige Speise von mancherlei Stoff bezeichnet. Schmeller I², 1220. Lexer, Kärnt. Wb. 163. Hildebrand im Dtsch. Wb. V, 1552. — Die *giselitze*, *geislitz* war auch eine Breiart, die bei feinerer Bereitung ein Herrengericht, bei gröberer als eine Art Polenta Bauernspeise war und aus slavischer Kochkunst stammt. Hildebrand in Grimms D. Wb. IV. 1. 2, 2622 f.

³⁾ got. *hlaifs*; ahd. *hleip*, *leip*; altn. *hlaifr*; ags. *hláf*. Vom germ. entlehnt poln. *chléb*, russ. *chljeb*, lith. *klepas*, lett. *klaips*.

⁴⁾ Dieses flache, ohne Gährungsmittel bereitete und in der Asche gebackene Brot ward auch *kuoche* geheissen, es lebt in dem thüring. obersächs. schles. *Platz*, *Brotplatz* fort: R. Hildebrand im D. Wb. V. 2497. Weinhold, Beitr. zum schles. Wörterb. 71^a.

⁵⁾ *derb brôt*, *azymus*, ags. *þeorf hláf*. Vgl. im allgemeinen Hoffmann. Ahd. Glossen 15, 14—18. Über die römischen Brote Plin. h. n. 18, 27.

mehl¹⁾, später auch aus Roggen, Dinkel oder Spelt bereitet, und das Mehl scheint nicht fein gemahlen; darum war es schwer und dick (Rígsth. 4). Ihm stand ein besseres, durch Gährmittel aufgetriebenes Brot gegenüber²⁾, das aus Weizenmehl gebacken ward und *schoen brôt*, auch *weizbrot* hiess³⁾. Seine Gestalt war eher kuchenartig als in der gewölbten Weise unserer Brote. Hartgebacken, flach und rund war das Halbbrot oder Gastel (auch wastel, frz. gastel, gâteau)⁴⁾. Mondförmige Brote wurden den Freckenhorster Nonnen im 11. Jahrhundert in der Fastenzeit dreimal in der Woche gebacken. Eine feinere, runde und ringförmige Brotart hatte den Namen Brotring (coronella Rudlieb VI, 86. ringila, ringiline und seit dem 15. Jahrhundert Kringel), auch Stechling, woraus sich durch allerlei Zuthaten unsere Napfkuchen, Gugelhupfe und Torten gebildet haben⁵⁾. Als Gebäck aus Weizenmehl (lat. simila) ergibt sich die Semmel, die seit dem 11. Jahrhundert (Arnold de S. Emmeramo l. II. Canis. lect. antiqu. II, 145) nachweisbar ist, während das Wort vorher nur das feine Mehl bezeichnete. Von feinerem Mehl, zuweilen auch (wohl mit geschmolzener Butter oder mit Öl) begossen, war der Wecke, von seiner keilförmigen Gestalt so genannt, und daher wohl dasselbe als der panis triangulus coctus et frictus; auch vier-eckiges Feinbrot wird erwähnt. Gebäck mit Samenkörnern bestreut oder mit Salz, dann Brote mit Speck bestrichen, werden im Rudlieb (VI, 85 f.) genannt. Eine dünne Kuchenart, ebenfalls meist von Weizenmehl, die in der Herdasche gebacken wurde,

1) Grieshaber, Predigten 2, 212.

2) *erhaben brôt* fermentatus. — Gährmittel got. *beist*; ahd. *deismo*, mhd. *deisme*, nhd. *deisam* (Grimm, D. Wb. II, 913), ags. *þæsmu*, nd. *dêsem*; ahd. *hefo*, *hevilu*, mhd. *hebe*, *heve*, *hepfe*; mhd. *gerice*, nhd. *gerben*, germ: altn. *dregg*.

3) *schoenez brôt* Nith. Ben. 34. 4. Weist. 1, 466. 614. 2. 328. 406. 606. Altd. Kochb. bei Haupt, Z. f. d. A. 5, 13. — *weizbrôt* Roth. 2543. MSH. 2, 287^b. Weist. 2, 117. *kleifr hrîtr af hreiti* Rígsn. 30. *cluen hláf* Leo, Rectitud. 199.

4) Vgl. W. Grimm zu Graf Rudolf H, 15.

5) Panis tortus; tourte, tourtel, Roquefort et le Grand vie privée 1, 97. 2, 276.

hiess *vochenza*, *Fochenz*¹⁾, bei Germanen wie bei Romanen bekannt. Beliebtes Tischgebäck waren die Brezeln, die auf Bildern des 12. und 13. Jahrhunderts von ziemlicher Grösse und in heutiger Gestalt zu sehen sind; sie wurden mit Öl bestrichen²⁾. Zu den feineren Backwerken wird auch das Schlüsselbrot zu rechnen sein, das mit den Semmeln zusammen genannt und wohl auf gutem Tisch in Schüsseln aufgesetzt wurde (Elisab. 424. Rothe, Düring. Kron.). Ein Wiener Gebäck von Weizenmehl waren schon im 13. Jahrhundert die Kipfel (*kipfe*, Enikel Fürstenb.), neben ihnen *wize flecke*, die auch mit Wecken und Wasteln zusammen genannt werden (Lexer, Wb. 3, 389). Seit dem 11. Jahrhundert finden sich die Krapfen, ein in Schmalz oder Öl gesottenes Gebäck, ursprünglich wohl nach dem Namen (*chrapfo*, Haken) hakenförmig. meist mit Füllung verschiedener Art (Obst, Eier, gehacktes Fleisch oder Speck, Käse), das, wie noch heute, besonders zu Fastnacht gebacken ward, aber auch zu Kirchweihfesten. Der Name ist noch jetzt ober- und mitteldeutsch; in Norddeutschland werden sie (so in Berlin) Pfannkuchen genannt (Hildebrand in Grimms D. Wb. V, 2064 ff. Lexer, Wb. 1, 1712), worunter anderwärts der Eierkuchen (*omelette*) verstanden wird.

Ein Klostergebäck waren die *crede mihi*, die zu gewissen Zeiten in niederrheinischen Stiftern vertheilt wurden und deren Name auch niederländisch erscheint (*crede micke*). Zu dem auffallenden Klostersnamen (*glaube mir*) hat J. Grimm den hennebergischen gewisser Klösse verglichen, die Herr Gott behütes (gekürzt: Behütes) heissen oder hiessen³⁾.

¹⁾ Mittellat. *focacius* (*cinere coctus et reversatus*); ital. *foccacio*; span. *hogaza*; franz. *fouasse*. Vgl. Hoffmann, Ahd. Glossen 51, 11. Graff 3. 441. Grimm, D. Wb. III, 1863. Diez, Rom. Wb. s. v. *focaccia*. Regis Rabelais 2. 117. Das Wort bezeichnet in Süd-Deutschland heute bald eine Milchsemmel, bald ein grösseres Brot. Es ward auch von slovenischen Nachbarn aufgenommen. — Der deutsche Name *ascherknoche* kommt im 15. Jahrh. vor. — ags. *foca*, *panis sub cinere pistus*.

²⁾ ahd. *prezila*, *prezitella*, *pricella*; mhd. *prézile*, *prêzel*, aus mlt. *bracellus*.

³⁾ *Credemicke* scheint zu *Micke* abgekürzt, das als Name von kleinen Weissbrötchen oder Semmeln auch niederdeutsch erscheint, ebenso wie mlat. *micha*, *michea* (woraus französ. *miche*, *michotte*)

Wie schon die Krapfen durch die Füllung auf mittelalterlichen Gaumenkitzel deuten, so auch die österreichische aus dem 13. Jahrhundert (Helmbr. 445) bezeugte Clamirre, die sich bis in unser Jahrhundert unter dem Namen Klammer oder Klemmer in Österreich erhalten hatte: zwei Semmelschnitten, zwischen ihnen eine Lage gekochter Zwetschen oder Kalbshirn, und dann in Schmalz gebacken (Keinz, zu Helmbr. 445). Auch das bāhen (rösten) des Brotes, das nach Wolframs Parzival 420, 29 im Kessel geschah, gehört zur „Gutschmecke“.

Die Kuchenbäckerei hat seit dem 14. Jahrhundert sich mannigfacher ausgebildet; bis dahin hielt sie sich einfacher. Die Beigaben zum Mehlteig, das bestreichen der oberen Seite mit Schmalz oder andern Fetten, auch das bestreuen mit würzenden oder schmeckenden Dingen stellten Verschiedenheit der Arten her¹⁾. Lebkuchen werden seit dem 13. Jahrhundert erwähnt (Martina 248, 90 ff.); nach der Beschreibung sind es süsse Honigkuchen (vergl. auch h. Elisab. 1755). Von dem zugesetzten Gewürz bekamen sie den Namen Pfefferkuchen (15. Jahrhundert).

Zu diesem Hausgebäck kam in der heidnischen Zeit, wie wir aus isländischen Quellen bestimmt wissen, noch die Tempelbäckerei, welche die Frauen besorgten. Götterbilder und heilige Thiere wurden in Teig geknetet, mit Öl bestrichen und an geweihter Stätte von den Weibern gebacken²⁾. Die

ein kleines Weissbrot bezeichnet. Ob dies auf credemicho oder auf mlat. mica zurückgeht, das auch für ein Kleinbrot verwandt wird (Du Cange s. v.), sei dahin gestellt. Vgl. auch J. Grimm in Haupts Z. II, 191. VII, 563.

¹⁾ Hildebrand im Deutsch. Wb. V, 2498. — Aus dem Kochbuch eines mittelfränkischen Klosters des 14. Jahrh. (Haupt, Z. V. 12) sei zur Probe ein Speckkuchenrecept gegeben: Heidnischer Kuchen. Man sol nemen einen teig unde sol den dunne breiten, unde nim ein gesoten fleisch unde spec gehacket, und epfele unde pfeffer unde eyer darin unde backe daz. unde gib ez hin unde versirtez niht (und verdirb es nicht).

²⁾ Belege für die gebackenen Götter und Göttersymbole aus verschiedenen Zeiten und Völkern gab F. Liebrecht. Zur Volkskunde, S. 496 f.

Bilder waren zuweilen so gross, dass ein Baldr von Teig, als er in das Feuer fiel, nach der Fridthiofsage seinen Tempel in Brand steckte. Noch genug Spuren dieser Opferbäckereien sind in den deutschen Ländern, unter andern in der Schweiz, Steiermark, Oberfranken, Schlesien erhalten, wo Männlein, Weiber und allerhand Thiere (namentlich Hirsche und Schweine) in Semmelteig nachgebildet werden. Auf alte, religiöse Bräuche weisen auch die Backwerke¹⁾, welche sich an bestimmte Zeiten des Jahres oder an Ereignisse des Lebens knüpfen und auch als alte Opfergaben zu betrachten sind.

Im allgemeinen ward die Bäckerei, namentlich des Brotes, in jeder Haushaltung von den Hausfrauen betrieben, wie noch heute auf den Dörfern. Daneben gab es aber schon früh gewerbsmässige Bäcker; in dem angelsächsischen Gespräche Älfriks nennt sich der Bäcker die Kraft der Männer (*māgen vera*).

Ausser zum Backen verwandten die germanischen Frauen das Getreide beim Brauen des Bieres. Cäsar erfuhr nichts vom Bier der Germanen oder berichtet wenigstens nichts davon; dagegen erzählt der fast gleichzeitige Diodor (V. 26, 2), dass die Galater, worunter er die Germanen versteht, aus Gerste einen Trank bereiteten, und dies stimmt zu Tacitus Angabe (Germ. 23), dass die Deutschen eine aus Gerste oder Weizen (*ex hordeo aut frumento*) gegorene Flüssigkeit als Getränk genossen. Auch die wahrscheinliche Herleitung des Wortes Bier (ahd. *peor pior*, ags. *beó*, altn. *bior*) von demselben Stamme, der in dem durch altengl. *beó*, altnord. *bygg* bezeugten altgermanischen Worte für Gerste vorliegt, deutet auf einen Gerstentrank der alten Germanen als Grundlage des Biers. Gerste ist auch immer die Hauptfrucht für das

¹⁾ Wie sehr das Brot in Sitte und Sprache des Volkes eine grosse Stelle einnimmt, kann das vortreffliche Buch von Fr. Staub zeigen: *Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte*. Leipz. 1868. Ein Capitel aus dem reichen Stoffe ist: *Das Aller-seelenbrot in Rochholz*. *Deutscher Glaube und Brauch* I, 299—335. Vgl. ferner Pfannenschmid, *Germanische Erntefeste* 92. 120 ff. 215 f. 554. 576.

Brauen geblieben. Ausser dem daneben gebrauchten Weizen ist im Mittelalter auch Hafer gemalzt worden¹⁾.

Ein zweites, bei den Altsachsen, Angelsachsen und Skandinaviern gebrauchtes Wort für das gleiche oder nah verwandte Gebräu aus Getreide war das im englischen ale erhaltene altsächs. *alu*, altengl. *ealo* und altnord. *öl*. Die eddischen *Alvismál* (34) schreiben die Benennung *öl* den Menschen, *biórr* den Ansen zu, *veig* (Stoff) den Wanen. Der heutige englische Unterschied zwischen dem ungehopften ale und dem gehopften beer reicht nicht in die alte Zeit zurück²⁾.

Bier war das allgemeine Getränk der Germanen, das im Hause von den Frauen bereitet ward und bei den öffentlichen Opfern vielleicht von den Priesterinnen. Im Leben des heil. Columban (7. Jahrhundert) wird erzählt, dass dieser Bekehrer auf ein alemannisches³⁾ Wotansfest stiess, bei dem aus 26 Scheffeln Getreide gebrautes Bier in dem mächtigen Opferkessel stand.

Bei den nordgermanischen Opfern war Bier ebenfalls der Trunk, der den Göttern zum Gedächtniss (*minni*) gebracht ward. Und die Götter selbst dachte sich der Skandinavier und Isländer bei ihren Festen nicht anders als am Bier (*öl*, *biórr*) sich erfreuend. Die *Hýmiskviða* geht von dem Gelage aus, das Aegir in der Zeit der Flachsernte den Göttern zu bereiten pflegte. Odin, der als vornehmer Götterkönig den Wein dem Bier vorzieht, lässt die seligen Helden in Walhalla mit Bier durch seine Schildmädchen erquicken.

Das Bier brauen war, wie schon erwähnt, Geschäft der Frauen und gehörte zu den geschätztesten Fertigkeiten der

¹⁾ Gedicht von Himmereich v. 270: *durh trinken haberen noh gersten eo biero mulcon*, Haupts Zeitschr. VIII, 152. Haferbier wird auch von der h. Hildegard in ihren *Physic.* III, 3 erwähnt. Nach der Brauverordnung für Landshut in Bayern v. 1409 ward das Gerstenmalz mit einem bestimmten Maass Hafermalz gemischt: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1876, Sp. 43.

²⁾ Ein alter deutscher Ausdruck für ein gegorenes Weizenbier ist *grüz*, *grüzine* (bayr. *Greussing*), altniederl. *grüt*, mnl. *gruit*, ags. *grūt*, vgl. Müllenhoff-Scherer, *Denkm.* 2, 155 f. (3. A.)

³⁾ Von dem Bierzins der Alemannen spricht l. Alamann. XXII.

selben. Noch heute wird in manchen Gegenden Niederdeutschlands sowie in der Zips, der oberungarischen deutschen Landschaft, das Hausbier von der Hauswirtin bereitet. Als die zwei Weiber Königs Alrek von Hördaland sich nicht vertragen konnten und eine den Platz räumen musste, ordnete er ein Wettgebräu an: die das beste Bier lieferte, wollte er behalten. Die jüngere und hübschere siegte, denn Odin hatte ihr geholfen, er gab ihr seinen Speichel zur Gährung¹⁾.

Was in ältester Zeit als gährungbefördernder Zusatz gebraucht ward, findet sich nicht erwähnt. Um dem Bier einen kräftigen, bitterlichen Geschmack zu geben, werden wohl dazu geeignete Wurzeln und Kräuter benutzt worden sein²⁾, bis der Hopfen aufkam. Dieser lässt sich auf geistlichen Gütern seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts nachweisen³⁾, in Frankreich auf den Besitzungen der Abtei St. Germain des Prés, in Deutschland auf Freisingischen Gütern. In der folgenden Zeit ist Hopfenbau über alle deutsche und die angrenzenden slavischen Länder verbreitet. In England und Schweden ist der Hopfenzusatz zum Bier erst seit dem 16. Jahrhundert üblich geworden.

Das ungehopfte Bier ward zuweilen mit Honig versetzt oder mit Wein gemischt, wogegen die Synoden von Aachen (818), Worms (868) und Tribur (895) einschritten; es war ein Luxus, den sich wenigstens die Cleriker nicht gestatten sollten. Gewärmtes Bier war im Norden beliebt.

Malz wird seit dem 9. Jahrhundert erwähnt⁴⁾; mit Malz gleichbedeutend war Anfangs auch die Würze. Doch bezeich-

¹⁾ Fornaldars. II, 25. Über die alterthümliche lettische Bereitung des Hausbiers: A. Bielenstein, Studien aus d. Gebiete der lett. Archäologie, Riga 1896, S. 48.

²⁾ Ein Haferbier, das mit Eschenblättern angesetzt war, erwähnt die h. Hildegard in den Physic. III, 3. Später bis in die Gegenwart ist *Myrica gale*, Porsch, auch wilder Rosmarin, Gränze u. s. w., genannt, ein schädliches, betäubendes Kraut, vielfach benutzt worden.

³⁾ Hohn. Kulturpflanzen, S. 411. 2. A.

⁴⁾ In den Klöstern, so in St. Gallen, gab es früh Malzdarren. In den Städten, so in Breslau, wo die Malzhäuser ein besonderes

nete dieses Wort sehr bald die aus dem Malz gezogene starke, süsse Flüssigkeit¹⁾.

Mit dem Aufblühen der mittelalterlichen Städte wuchs auch die Bierbrauerei und der Vertrieb des Bieres durch den Handel, der namentlich von den niederdeutschen und den flandrischen Städten bis nach Skandinavien betrieben ward. Auch im innern Deutschland erhielten die Biere mancher Städte grossen Ruf, so im späteren 13. Jahrhundert das von Erfurt, das ein schwarzes, wahrscheinlich sehr malzhaltiges Bier war, gleich der jüngeren Braunschweiger Mumme und andern Doppelbieren. Im *Chronicon Engelhusii* wird zum Jahre 1290 erzählt, dass König Rudolf, als er damals in Erfurt war, mit einem Glase Bier in der Hand gerufen habe: „wol in, wol in, eyn güt beir, dat hat der Sifrid von Büstede ûfgetân“, dessen sich die Erfurter noch rühmen²⁾. Später verlor es seinen Ruf.

In Frankreich war ein flämisches Bier, *goed äl* genannt (mlat. *godala*), durch lange Zeit im 14. und 15. Jahrhundert berühmt³⁾.

Neben dem gehopften Bier ward ungehopftes noch immer getrunken. In Köln hiess im 14. Jahrhundert das westfälische Bier *hoppenbier* (Ennen, Kölner Urk. V, 352), ein Beweis, dass das Kölner nicht mit Hopfen gebraut wurde.

Im 15./16. Jahrhundert hat die Zahl der berühmten deutschen Biere mit der wachsenden Trinklust zugenommen. Die Länder ohne Weinbau hielten sich am Gersten- und

Stadtviertel schon 1303 bildeten, waren die Mälzer (*brasiatores*) von den Brauern und Schenken (den Kretschmern, *tabernatores*) unterschieden: Markgraf, *Die Strassen Breslaus*. Breslau 1896, S. 77 ff.

¹⁾ Graff II, 713. Benecke-Müller, *Mhd. Wb.* II, 751. W. Grimm bei Haupt VI, 330.

²⁾ Moncken, *Script.* II, 563. Von dem Erfurter Bier sagt Nicolaus von Bibera, *carm. satiric.* 1766 f. *nigra cerevisia, per quam nova philosophia. Quando gustatur, in corde viri generatur.*

³⁾ Du Cange (*Niort* 1885) IV, 83. Verdam-Verwijs, *Mnl. Wb.* I, 333.

Weizentrunk schadlos. Besonders stunden die Niedersachsen im Rufe, grosse Trinker zu sein ¹⁾).

Weit älter als das Bier ist der Meth, der Honigtrunk, den alle Indogermanen kannten und liebten. In dem germanischen Meth ist noch das uralte und sonst verschwundene Wort ²⁾ für Honig erhalten.

So berichtet denn Diodor von dem Getränk, das die Galater (Germanen) durch den Aufguss auf Honigwaben bereiteten (V. 26, 2), und wenn wir auch von Cäsar und Tacitus nichts darüber hören, so ist doch sicher, dass der Meth mit dem Bier den Deutschen den Stoff für ihre Trinkgelage gab. Er galt für vornehmer als der Gerstentrunk und stund noch im 12. Jahrhunderte in gleichem Ansehen mit dem Wein. Die höfische Zeit drängte ihn zurück in der vornehmen Gesellschaft ³⁾; aber er blieb noch lange ein geschätztes Getränk des eigentlichen Volkes. Noch heute gibt er in Bayern, Steiermark und Österreich zur Sommer- und Wintersonnenwende, ebenso wie in Polen den herkömmlichen Festtrunk ab ⁴⁾. Johannes der Täufer heisst bayrisch-steirisch der Methhansel, weil an seinem Tage die Buben ihre Diernlen zum Meth führen, der ihnen Schönheit und Stärke spendet. Er wird von den Lebzeltern gebraut und verschenkt.

In England scheint der Meth früh ausser Mode gekommen zu sein ⁵⁾. Dagegen war er in Skandinavien im 13. Jahrhundert noch geschätzt. Nach einer prosaischen Darstellung von Aegis Trinkgelage zechen die Ansen Meth statt des Biers, von

¹⁾ Vgl. einiges bei A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh., S. 502 ff.

²⁾ Altind. madhu, Honig und daraus bereiteter berauschender Trunk; griech. μέθυ, berauschendes Getränk, Wein; brit. meda Meth; lit. medūs Honig, midūs Meth; aslav. medu Honig, Meth (auch medovina, Meth); alts. medu; ags. medo; ahd. metu. — Die Grundbedeutung ist der erfreuendo, berauschende.

³⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Zeitschr. VI, 263. — In Reinbots h. Georg 1918 wird alter Meth noch als vornehmes Getränk genannt.

⁴⁾ In Schlesien war er im 17. Jahrh. noch, wie A. Gryph und Logau bezeugen, Festgetränk des Landvolks.

⁵⁾ Leo, Rectitudines 201.

dem die Lieder sprechen. Und als König Magnus von Norwegen bei einem Julfest seinen Gefolgsmännern Meth vorsetzte, während die fremden Leute (gestir) nur Bier bekamen, nahmen es diese sehr übel (Fornmannas. 8, 166).

Auch der Meth ward mit Zuthaten angemacht. Am merovingischen Hofe mischte man ihn zuweilen mit Wein (Greg. tur. VIII, 31); auch durch Kräuter ward er in Frankreich würziger gemacht¹⁾. Ein Recept aus einem mainfränkischen Kloster des 14. Jahrhunderts versetzt die Methwürze mit Hopfen und mit Salbei. Der Meth soll dann acht Wochen auf dem geharzten Fasse liegen, um recht gut zu werden²⁾.

Jünger als Meth und Bier, obschon den Germanen ebenfalls früh bekannt, war der Obstwein³⁾. Seine Bereitung setzt natürlich eine Verbreitung des Obstbaues voraus, welche nicht allzufrüh erreicht wurde. Aus den wilden Äpfeln, welche nach Tacitus von den Deutschen verspeist wurden, wäre schwerlich irgend ein leidliches Getränk zu gewinnen gewesen. Die Reste römischer Cultur in den Donau- und Rheinlanden mögen indessen zu Hilfe gekommen sein, und im südlichen Deutschland wie in Gallien, abgesehen von den gotischen Landgebieten, mag der Obstbau und mit ihm der Obstwein zuerst in Pflege und Hege gebracht worden sein. Karl der Grosse befahl 812 nicht nur, dass bei den kaiserlichen Meierhöfen Birnen-, Äpfel-, Pflaumen-, Mispelbäume und Johannis-

¹⁾ Le Grand et Roquefort, Vie privée 2, 339.

²⁾ Haupt, Z. V, 12 f. — Die Verse auf den Meth, die in der Hs. dem Recept folgen (Schmeller, Bayr. Wb. I², 1688), scheinen verbreitete Wortspiele zu enthalten, vgl. Nicol. v. Bibera, Carm. satir. 1769 f.

³⁾ Der germ. Name dafür ist got. *leipus*, ahd. *līdu*, mhd. *līt*, ags. *līt*, das ursprünglich Flüssigkeit im allgemeinen bedeutet. Im 13. Jahrh. stirbt es als selbständiges Wort ab, nur in *lītgebe*, *līthūs*, *lītkouf* fortlebend, aber ohne seine alte Bedeutung (Obstwein) zu behalten. Es bedeutet dann überhaupt geistiges Getränk: *lītgebe* der Schenke, *līthūs* die Schenke, *lītkouf* der durch einen Trunk bestätigte Kauf oder Vertrag. Die besonderen Bezeichnungen *epfeltranc*, *birmost*, *slēhenwazzer* traten an seine Stelle: Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 271. Ben.-Müller. Mhd. Wb. I, 1012. Schmeller, Bayr. Wb. I², 1535 ff.

beersträucher gezogen würden, sondern auch, dass Leute vorhanden wären (*siceratores*), welche Kirschen-, Äpfel- und Birnenwein zu bereiten verstünden¹⁾. Johannisbeeren, Himbeeren, Maulbeeren und Granaten wurden auch späterhin in Frankreich zu der Obstweinbereitung benutzt. In der mittleren Zeit waren Äpfeltrank und Birnenmost bei den bayrischen und österreichischen Bauern beliebte Getränke, und noch heute findet man in Bauerhöfen des südlichen und mittleren Deutschlands den Äpfelwein und Birnenmost ziemlich häufig. Ein auch in Deutschland in vornehmer Gesellschaft geschätzter Beerenwein war der *môraz*, *môrat* (lat. *moratum*), aus Maulbeeren bereitet und wahrscheinlich mit Zuthaten versetzt.

Das edelste Getränk, den Wein, liessen die Deutschen zu Cäsars Zeit noch nicht über ihre Grenzen, weil er weichlich und üppig mache (*Cæs. b. gall. IV, 2*). Aber gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. hatten die Rheingermanen ihn schon schätzen gelernt und kauften ihn von den gallischen und römischen Händlern (*Tac. Germ. c. 23*). Im Rhein- und Moselthal hatten die Römer Weinberge angelegt, und als die Franken sie eroberten, rodeten sie sie nicht aus. Der Preis des Moselweins dauert von Ausonius an durch das Mittelalter bei den Dichtern fort (*Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 264 f.*), und auch der gute Rheinwein wird von den Helden des Nibelungenliedes nicht verschmäht (*Nib. 369. 1127*). Der Rheingauer Wein erfreute sich damals schon guten Rufes. Auch an der Ahr, der Nahe und der Saar ward viel Wein gebaut, und in den grossen Höfen weltlicher und geistlicher Herren lagerten, ebenso wie im reichen Stift St. Gallen, in der sächsischen und fränkischen Zeit zahlreiche volle Fässer²⁾. Im Breisgau

¹⁾ *siceratores* i. e. qui corevisiam vel pomatum sive piratium vel aliud quodcunque liquamen ad bibendum aptum fuerit, facere sciant. *capit. de villis, c. 44*. — Wohl ist möglich, dass schon sehr früh auf Waldbeeren ein gährender Trank abgezogen ward, wie in Kärnten heute noch auf den Preiselbeeren (Granten) geschieht, *Lexer, Kärnt. Wb. 121*.

²⁾ *Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 1, 567 ff. Inama, Deutsche Wirtschaftsgesch. 234 ff. Eckoh. Cas. S. Galli 134.*

und Elsass, auf altem Römergrunde, gediehen im Mittelalter wie heute geschätzte Weine, dann auch an den Lehnen des Mainthals um Würzburg¹⁾ der fränkische gesunde Wein.

Nach Niederösterreich war der Weinbau im 12. und 13. Jahrhundert durch die reichen Stifter Melk und Klosterneuburg an die Abhänge des Wiener Waldes verpflanzt: im Preise stand im 13. Jahrhundert besonders der Nussberger (Helbl. 2, 18). Auch in Steiermark gediehen in den noch heute an feurigen Weinen reichen windischen Büheln die Reben: in einem unechten Neithartliede (MSH. 3, 298^b) wird von dort her der in Wien geschänkte Luttenberger (Liutenberger) als wunderstarker Wein gerühmt. In Krain wuchsen der Wippacher, Patzner und Terraner (Ottokars Reimchron. 35018. 19. 35006), und drüben in Südtirol gab der heisse Boden von Bozen schon den mittelalterlichen Trinkern treffliche Roth- und Weissweine. Wahrscheinlich ist der Weinbau hier sehr alt; schon 908 ward das orientale vinum de Bauzano in Bayern eingeführt. In dem lebhaften Handel von Bozen nahm der Wein keine geringe Stelle ein: Bozener Wein ward in Süddeutschland von geistlichen und weltlichen Herren gern getrunken. Der heil. Bischof Ulrich von Augsburg († 973) that dem Abt von St. Gallen mit einem Fuder desselben eine Ehrung an (Eckeh. Cas. S. Galli, Pertz, Script. 2, 108).

Aber nicht bloss am Rhein, an der Donau, an der Etsch und in andern sonnigen Lagen baute der mittelalterliche Deutsche die Rebe; auch in Niedersachsen, Thüringen und Meissen ward sie gepflanzt und in den Colonistenländern des Ostens und Nordens. Als die deutschen Bauern aus Thüringen und Ostfranken in Schlesien einwanderten, legten sie überall Weinberge an: davon sind die von Grünberg, Schwiebus, Krossen noch erhalten. Auf der Oder ging ein lebhafter Weinhandel, und selbst in der nördlichen Mark Brandenburg, ja selbst in Preussen versuchte man Trauben zu keltern.

Solcher Traubensaft war wohl nur durch Kunstmittel, namentlich durch Syrope, Gewürze und Kochen trinkbar zu

¹⁾ ibi bona vina, Nicol. v. Bibera 774. MSH. 2, 384^b. Biter. 3121.

machen (gesoten win, vinum coctum). Galt doch schon der bayrische Wein als böses Getränk, höchstens als Most schmackhaft. Hug von Trimberg sagt in seinem Renner 22570: mir seit ein briester, daz beirisch win, juden unde wölfelîn am best sîn in der jugent, im alter wahse ir untugent.

So waren denn die feurigen und meist süssen Weine des Ostens, zunächst der benachbarte Osterwein oder vinum ungaricum¹⁾, dann die italienischen und die griechischen Weine sehr beliebt: von den italienischen besonders der Reinfal (rivoglio, regivolum) und der Malvasier, von den griechischen der Cyperwein (win ûz Kipperlant, Ernst B. 3517. Kipprischer win H. Trist. 907). Die französischen Weine scheinen weniger in Deutschland gesucht gewesen. Mit den italienischen und griechischen Weinen versorgte Venedig die deutschen Keller²⁾.

Zu den Naturweinen kamen dann beliebte angemachte, die wir den neueren Bischof und Cardinal ungefähr vergleichen können: der Claret, auch Lautertrank oder Lauterwein (lûtertranc, lûterwin), ein über Gewürz (pigment) oder Würzkräuter (z. B. Alant, Rosmarin, Wermuth, Salbei) abgeklärtes und gesüsstes Getränk, das sehr beliebt war; und der Sinopel (frz. sinople, mlt. sinopis, rothe, aber auch grüne Farbe), ein angemachter Rothwein, der seltener von den Dichtern erwähnt wird³⁾.

¹⁾ Zu unterscheiden ist von dem vinum ungaricum der vinum hunicum, der heunische Wein, der von einer grossen (riesigen, hiune = Riese) geringeren Traubenart gemacht ward und eine geringere Weinsorte benannte. Den Gegensatz gab das vinum franconicum, nicht mainfränkischer Wein, sondern aus einer aus Frankreich eingeführten guten Traube gekoltet. Vgl. u. a. Steinmeyer, Anzeiger f. deutsches Alterth. IV, 138 f.

²⁾ In Ottokars Reimchronik 35005 ff. werden meist diese fremden Weine aufgeführt. Über den ganzen Gegenstand W. Wackernagel a. a. O. und A. Schultz, Höfisches Leben I², 403 ff. 441 ff. 446.

³⁾ Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 273 ff. A. Schultz, Höfisches Leben I², 412 f. Über altrömische gewürzte und Kräuterweine Plin. h. nat. XIV, 15. 18.

Den Mittelpunkt des Hauses und der häuslichen Geschäfte der Frau gab der Herd, der ursprünglich nur eine Feuergrube war, die mit Steinen umstellt und allmählich durch Steinlagen im Innern der Grube erhöht wurde. Um den Herd ward die junge Frau geführt, wenn sie zuerst das Haus des Gatten betrat (I, 380); an dem Herde war ihr Sitz im altgermanischen Hause. Von hier aus hat die niedersächsische Bäuerin bis gegen unsere Zeiten hin Haus und Hof verwaltet.

Wir können freilich noch einen Culturzustand der Germanen aus dunkelm Alterthum herüberwinken sehen, auf welchem sie das Feuer zur Bereitung der Speisen, namentlich des Fleisches, nicht bedurften. Pomponius Mela (*de chorographia* III, 3) erzählt von den Germanen, die er als Halbwilde schildert, dass sie das Fleisch roh genössen, entweder ganz grün, oder, nachdem sie es in Felle gewickelt und durch schlagen und treten mürbe gemacht haben. Florus (III, 3) weiss, dass die Kimbern von ihrer rohen Wildheit etwas verloren, als sie an Brot und gesottenes Fleisch sich gewöhnt hatten. Noch Jahrhunderte lang hat der Genuss rohen Fleisches bei denen fortgedauert, welche nach Erhaltung wilder Kraft trachteten, so bei den Berserkern des Nordens (*Altnord. Leben* 147 f.). Aber im allgemeinen werden wir kochen und braten als das gewöhnliche in der geschichtlichen ältesten Zeit annehmen können.

Das Fleisch ward am Spiesse gebraten oder im Kessel oder Topfe gesotten. Das Braten galt für feiner und leckerer. In grösseren Höfen und ebenso in den grossen geistlichen Stiftern gab es besondere Küchengebäude, von denen sich in Deutschland auf Burgen und in alten Klöstern einzelne Reste erhielten. Der weite, riesige Schornstein, welcher hier über dem grossen Herde emporstrebt und den ganzen Raum zum Windfang macht, zeigt den Abstand zwischen den heutigen und den alten Küchen am besten. Aber in dem gewöhnlichen Hause war ein Küchenraum nicht abgetrennt. Der Herd war, wie erwähnt, der heilige und heimliche Mittelpunkt des ganzen, und der Rauch suchte durch das Dach und die Lichtöffnung oder auch zur grossen Thür den Ausgang, wie im alten

sächsischen Hause und in oberdeutschen Rauchhäusern oder Rauchstuben bis in unsere Zeit.

Über dem Herde hing der Haken (hâhala, hâhele f.), welcher den Kessel trug, unter dem stets das häusliche Feuer am Tage brannte; in der Nacht deckte die Herdasche die Glutreste bis zum Morgen. Die Brantreite, d. i. das eiserne Gestelle, welches die Brände trägt, der Spiess, der Rost und der Dreifuss für Kessel und Töpfe waren Herdgeräthe des Mittelalters. Ausserdem gab es natürlich Kessel und Becken, Töpfe und Kannen, Schüsseln und Pfannen, Eimer und Krüge, später auch Salzfüsser, Pfeffermühlen und Pfefferbüchsen, Reibeisen, Mörser, grosse Gabeln mit krallenartigen Zinken (krôuwele), Messer und Löffel¹⁾ verschiedener Grösse und Verwendung im reicher ausgestatteten Haushalt.

Nur an grossen Höfen oder in Mannsklöstern besorgten Männer (kuchenknechte, unter Leitung des kuchenmeisters) das kochen. Im gewöhnlichen Hause that es die Hausfrau mit den Töchtern oder den Mägden.

Was gekocht oder am Spiesse gebraten ward, kann man ungefähr auch für die älteste Zeit angeben: Fleisch von den Thieren der Herden, die wir früher schon nannten, dann Wildpret, unter welchem Hirsche, Eber und Bären²⁾ wegen ihres Fleisches und Fettes besonders geschätzt wurden. Den Genuss von Hasen und Bibern liess Papst Zacharias den Deutschen durch Bonifaz, ohne Erfolg natürlich, verbieten, ebenso den von Hähern, Raben und Störchen. Aber die Menschen des Mittelalters assen auch noch im 12. und 13. Jahrhundert Kraniche, Schwäne, Störche, Rohrdommeln und Krähen

¹⁾ Gedichte vom Hausrath in Chr. Myllers Sammlung alt-deutscher Gedichte II, S. XXXVII. Cl. Hätzler. S. 42 f. H. Folz, Von allem Hausradt (Keller, Fastnachtspiele, S. 1215—1222). L. Tobler, Schweizer. Volkslieder 1, CXXVIII. Vgl. auch A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh., S. 113 ff. und das Verzeichniss der Kücheneinrichtung des Nürnberger Rathhauses 1462 bei Tucher, Baumeisterbuch 288 f.

²⁾ Chronic. Novalic. III, 21. — Odin nährte die seligen Helden in Walhalla mit dem täglich wieder sich ersetzenden Eber Sæhrimnir. Eberfleisch war also nordischer Holdenbraten.

gern und brachten sie auf die vornehmen Tische. Pfauen¹⁾ und Reiher schmückten in ihrer Federzier die königlichen Tafeln und galten als Leckerbissen.

Auf seinen Musterhöfen liess Karl der Grosse edle Hühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner und Turteltauben halten²⁾. Hühner am Spiess gebraten erscheinen im 13. Jahrhunderte besonders geschätzt, Gänsebraten wird seltener erwähnt.

Die Fische gehören zur ältesten Nahrung der Menschen. Das Volk, das der älteren Steinzeit angehört, fing sie, wie die sogenannten Abfallhaufen (Affaldsdynger) an den dänischen Küsten zeigen, mit einfachen Geräthen und verzehrte sie roh (Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 210). In der historischen Zeit haben sie auch den germanischen Anwohnern der Flüsse und Seen überall zur Speise gedient. Seit der Bekehrung nahm durch die kirchlichen Fastengebote ihr Verbrauch zu. Auch Luxus trieb man auf reichen Tafeln damit. Den ostgotischen Königen lieferten Donau, Rhein und das Meer ihre schwimmenden geschuppten Bewohner³⁾. Forellen, Salme oder Lachse, Welse, Hechte, Störe, Barsche, Rutten, Äsche, Schleien, Pfrillen, Grundeln, Barben und Karpfen werden schon als Speisefische der sächsischen Kaiserzeit genannt⁴⁾. Die Aale waren sehr geschätzt. Die Angeln in Sussex sollen bis zu ihrer Bekehrung keine andern Fische als geniessbar gekannt haben (Beda, Hist. eccl. 4, 13). Unter den Seefischen war die Lamprete (Muräne) hoch angesehen, am verbreitetsten aber der Häring, der eigentliche Fastenfisch, der gesalzen von den Seeküsten her bis in den deutschen Süden schon im 9. Jahrhundert kam und einen grossen Handelsartikel im 12. und den folgenden Jahrhunderten ausmachte.

¹⁾ Le Grand et Roquefort, Vie privée 2, 19 f. 25. A. Schultz, Höf. Leb. I², 386. 388.

²⁾ Capit. de villis, c. 40. Vgl. auch Hoffmann, Ahd. Glossen 51, 20—24.

³⁾ Cassiod. var. XII, 4.

⁴⁾ J. Sass, Zur Cultur- und Sittengesch. der sächs. Kaiserzeit, Berlin 1892, S. 19.

Die Fische wurden entweder über der Kohlenglut gebraten oder in einer Pfefferbrühe (Gewürzbrühe) genossen. Von Lampreten in Gallert (Aspic) spricht Wolfram von Eschenbach im Willehalm 134, 13.

Auch das Fleisch ass man gern in gewürzten Brühen. Der Pfeffer und der Safran waren beliebte und fast unentbehrliche Gewürze des Mittelalters neben dem Salz. Die süddeutschen Städte bezogen sie von den italienischen Seestädten oder aus Lyon und trieben damit grossen Handel nach dem Norden. Ausserdem ward von Gewürzen Senf (Mostart), Ingwer, Zimmt, Muscatnüsse und Muscatblüten, Galgan, Nägellein, Kardamom gebraucht. In einem Herbstliede Steinmars (MSH. II. 154) wird verlangt, dass alles so stark gewürzt sei, dass aus dem zum trinken sich öffnenden Munde ein heisser Dunst gleich dem Rauche eines Brandes steige und der Mund wie eine Apotheke rieche. Pfauen und Fasanen wurden mit stark gewürzten Brühen (*plurigenis condimentorum saporatae irritamentis*)¹⁾ verspeist.

Die Kochkunst des Mittelalters kannte Sulzen (schon in der Verfügung Karls des Grossen über die kaiserlichen Meierhöfe genannt), ferner Gallerte (*galreide*). Die gröberen wurden aus Kalbs- und Rindsfüssen, die feineren aus Hühnern und Fischen gesotten²⁾ und mit Kräutern oder Gewürzen schmackhafter gemacht.

Mit einigem Interesse nimmt man die Speisezettel entgegen, welche in Gedichten, Rechtsaufzeichnungen und Chroniken überliefert sind. Wir können einen solchen aus einer anziehenden Stelle in Arnolds von S. Emmeram lib. II (Canis. lect. antiqu. II, 145, geschrieben 1035—1037) entnehmen, wo von dem Einsiedler Gunther im Nordwalde erzählt wird, der vom Kloster Rinchnach (*Rancinga*) mit Brot versorgt ward, aber einmal im Winter durch den Schnee neun Tage lang abgeschnitten war. Er versucht, sich aus Waldkräutern und dörren Buchenblättern eine Art Kräutersuppe zu kochen, ver-

¹⁾ Arnold. de S. Emmeramo l. II. (Canis. lect. ant. II, 154).

²⁾ Wolfr. Willh. 134. 13. Colocz. Cod. S. 134, 179. MSH. III, 311^a Hätzler. 71^b Wirtemb. Buch 1, 241.

mag sie aber trotz des Hungers nicht zu essen. Da hält er sich eine Strafrede: „Wo sind nun die duftenden weichen Semmeln? wo die Geisschultern, das Bären- und Wildsaufleisch, von den Köchen schmackhaft bereitet? wo die weich gebratenen Pfauen und Fasanen mit den Würzbrühen? wo der unverfälschte Wein, der dir täglich nach Belieben gespendet ward?“ — Und Günther kocht seine Kräuter zum dritten Mal auf und isst sie?¹⁾ Der Dichter Hadlaub (am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts) wünscht sich zur Mahlzeit fette Schweinebraten, Würste, Schafgehirn, begossenes Brot (mit Fett beträufeltes Weissbrot), Gänse, gefüllte Hühner, gesottene Kapaune, Tauben und Fasane²⁾. Im einem Gedichte vom Herbst und Maien³⁾ wird eine ganze Reihe Leckereien aufgetischt. Da finden wir geröstete Ochsenknie, Schweinsfüsse, Magen, die mit gehackten Eiern, Petersilie und Safran gefüllt sind, Würste mit Muscat und Nägellein, Sülze, Gänse, Speckkuchen, Reinsalmen, Hausenwammen, Hechte, Aale und Forellen, einen jährigen Stier mit Petersilie und Safran gebraten, und zuletzt beträufte Wecken. Alles dieses wird dem Herbst als riesige Rüstung angelegt, als Sporen aber trägt er eine Henne und einen Hahn.

Bei der Einweihung der Weissenfelder Pfarrkirche (1303) wurden dem Bischof von Zeiz folgende Speisen vorgesetzt. Am ersten Tage als erste Tracht: Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig, ein Hirsegemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschen; als zweite Tracht: Stockfisch mit Öl und Rosinen, in Öl gebackene Bleie, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf; als dritte Tracht: sauer gesottene Speisefische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettich, eine Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tage gab man als erste Tracht: Schweinefleisch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Häring; als zweite Tracht: kleine

¹⁾ Ich verdanke die Mittheilung dieser Stelle meinem Coll. E. Dümmler.

²⁾ MSH. II, 287. III, 210.

³⁾ Myller. Samml. III, 29^b—30^b.

Fische mit Rosinen, aufgebratene Bleie und eine gebratene Gans mit rothen Rüben; als dritte Tracht: gesalzene Hechte mit Petersilie, Salat mit Eier und Gallert mit Mandeln belegt¹⁾.

Auch aus den Speisen, welche hie und da den Schöffen vorgeschriebenermassen an den Gerichtstagen vorgesetzt werden mussten, lässt sich mancherlei entnehmen. Da wird zu Neumünster an der Saar ein Kohlkopf mit Fleisch gespickt herkömmlich bereitet. Zu Pellingen im lothringschen Hochwald wird den Schöffen zum Frühstück bedungen: eine Suppe, jedem zwei Eier, Knoblauch, zweierlei Brot und ein gutes Glas diesjährigen Weins; zu Mittag als erstes Gericht Speck mit Erbsen, dann grünes Rindfleisch mit Senf, zum dritten Schafffleisch mit Kümmel, zum vierten Reisbrei und dazu Weissbrot²⁾. Zu Neumagen an der Mosel war der Richter den Schöffen schuldig ein Essen, bestehend aus Erbsen mit Speck, Rindfleisch mit Senf, Schweinefleisch in gelber Brühe, Schönbrot wie es das Sieb lässt, Wein ohne Wank (Tadel), ein Feuer mit wenig Rauch und nach dem Essen einen besseren Schank; zum Abendessen einen Braten³⁾. Für ein Amtessen in Köln wurden 1339 folgende Fastengerichte festgesetzt: zuerst durchgeschlagene Erbsen wohl gemacht, darnach gebratene Häringe mit Mostart und Butter auf den Tisch zu setzen. Hiernach Stockfisch, Bollich, Rheinfische oder was zu den Zeiten zu haben ist. Darnach auf je vier Mann eine Schüssel gesottene Karpfen mit einer Zuckerbrühe übergossen und dabei in jeder Schüssel ein Stück junger Hechte. Hierauf wird Käse aufgetragen und dann der Koch gerufen, welcher die Amtsmeister um Erlaubniss dreimal bittet, nun die Gelatine (galentyn) giessen zu dürfen⁴⁾.

Solcher Kochkunst und Schleckerei gegenüber regten sich Scherz und Spott. In die handschriftlichen Receptsammlungen guter Speisen trug man sich solche lustige

¹⁾ Lepsius, S. Klarenkloster in Weissenfels, Nordhausen 1837, S. 49. Die ganze Mahlzeit kostete 8 Flor. 15 Gr. 9 Pfenn.

²⁾ Weist. II, 35. 117.

³⁾ Weist. II, 328.

⁴⁾ Ennen, Quellen z. Gesch. d. Stadt Köln I, 391.

Dinge ein. Aus Franken und aus dem 14. Jahrhundert stammen diese beiden (Haupt, Z. V, 14 f.), die ich in neuem Deutsch gebe: Ein gut Leckerköstelin: So mache eine feine, kleine Leckerspeise von Stichlings Magen und Mückenfüssen und Lohfinken- (Waldfinken-) Zungen, Meisenbeinen und Froschkehlen. Davon kannst du lange ohne Sorgen leben.

Ein gut Gericht für den, der es gern isset.

Willst du ein gut Gericht machen, so nimm ein Seidel Schweiss, das macht den Magen gar heiss, und vom Wiesel das Schmalz, das ist den Mägden gut, die in den Hüften hinken. Nimm Brombeeren und Pröbstling, das ist das allerbeste Ding. Bist du nicht an Sinnen taub, so nimm grün Weingartlaub. Du sollst auch nehmen Binssen, Liebstöckel und Minzen, das sind gute Mittel, bläst du in den Kittel. Nimm Stieglitzfersen und Mückenfüsse, das macht das Speislein ganz süsse, ist gut und kann wohl sein ein lecker Speigerichtelein. Ach, aber versalze es nicht, denn es ist ein gut Gericht.

Vom 14. zum 15. Jahrhundert kann man Fortschritte der Üppigkeit beobachten. Für die Kirchenvorsteher von St. Marcus in Köln werden 1345 zu den festlichen Gastmählern ausgesetzt: Enten in Pfeffer, Fische mit Reis, Hähne, und als Nachtisch Birnen, Nüsse und Käse. Dagegen 1415: Rindbruststücke, junger Hammelbraten, Schinken, Wildpret in Pfefferbrühe, für je zwei Gäste ein Kapaun oder eine wilde Ente; als Getränk Bier oder der beste Wein, der zu kaufen ist¹⁾. Zum Nachtisch ward ausser Brot und Käse gewöhnlich Obst aufgetragen; in Frankreich war es im 12. und 13. Jahrhundert Brauch, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Erdbeeren zum Vortisch zu geben, Äpfel dagegen und Birnen, Kastanien und Nüsse zur Nachkost²⁾. Die Deutschen liebten namentlich Nüsse zum Nachtisch, wozu sie fleissig tranken³⁾.

¹⁾ Hüllmann, Städtewesen 4, 154.

²⁾ Roquefort, Vie privée 3, 333. 338.

³⁾ Stenzel. Gesch. d. fränkischen Kaiser 1. 16.

Das schon oft erwähnte Capitulare Karls des Grossen von 812 über die kaiserlichen Musterwirtschaften ist auch für die Geschichte des deutschen Obst- und Gemüsebaues von Bedeutung. Die italienische blühende Obstcultur hatte den Kaiser angereizt, auch auf seinen Meierhöfen edleres Obst zu ziehen, und er hegte ausser Kastanien, Pfirsichen, Quittenbäumen, Mandelbäumen, Nussbäumen, Haselstauden, Kirsch- und Maulbeerbäumen verschiedene Birnen-, Pflaumen- und Äpfelarten. Von Gemüse liess er bauen: Gurken, Kürbisse, Bohnen, Kümmel, Erbsen, Salat¹⁾, Schwarzkümmel, weisser Gartensenf, Brunnenkresse, Petersilie, Dill, Fenchel, Pfefferkraut, Mohn, Rüben, Carotten, Pastinak, Kohlrabi, Schnittlauch, Zwiebeln, Schalotten, Lauch, Kerbel. Von Blumen befahl er zu ziehen: Rosen, Lilien, Bockshorn (fenigrecum), Minze, Salbei, Raute, Rosmarin, Meerzwiebel, Schwertel, Schlangenzwurz, Sonnenblumen, Bärwurz, Ligusticum, Sadebaum, Reinfarn, Malven, Eppich, Tausendguldenkraut, und der Gärtner soll auf seinem Dache Hauswurz haben. Die Blumen sind dieselben wie im römischen Garten, ein Gemisch von Zier-, Arznei- und Küchenpflanzen. In zäher Treue hat sie der deutsche Bauerngarten bis heute fortgepflegt²⁾. Wie sich die Frauen zu der Gemüse- und Blumenzucht verhielten, beantwortet sich von selbst. Für die Küche und den Schmuck war hier gleich viel zu gewinnen, und die germanischen Weiber stunden von je den Römerinnen nicht nach, deren Obliegenheit Besorgung des Gartens war (Plin. hist. nat. 19, 19).

¹⁾ Der Salat ward mit Essig angemacht wie heute: Eckehard, Benedict. ad mensas (Mittheil. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich 1846 f. S. 114). Wolfram v. Eschenbach. Parz. 550, 19 erwähnt purzeln unde lätün (Portulak und Lattich) gebrochen in den vinäger.

²⁾ Kerner, Die Flora der Bauerngärten in Deutschland, in den Verhandlungen des zoolog.-botan. Vereins, Wien V, 787 ff. (1855). Frz. Unger, Das Bauerngärtchen in Österreich, in der Österr. Revue 1864. I. 212 ff. Göppert im 42. Jahresber. der schles. Gesellsch. für vaterländ. Cultur. S. 177, 1865. R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Kiel 1894.

Die thätige Theilnahme, welche in unserem Alterthum auch sehr vornehme Frauen dem Hauswesen schenken, erstreckte sich bis auf die Arbeit des Waschens. Königinnen selbst beschäftigten sich nach den Dichtern mit der Wäsche, und bis in die neuere Zeit hinein war der Washtag auch für die Frauen der höheren Stände ein Tag lebendigster Geschäftigkeit. Die jüngere Edda erzählt, wie der verderbliche Streit zwischen Brynhild und Gudrun bei der Schleierwäsche ausbrach (Sn. E. Skaldskap. 74). Die schöne Schwanhild, des Gotenkönigs Ermanrich (Jörmunrekr) Verlobte, wird, als sie bei der Schleierbleiche sitzt, von den ausgesandten Mördern überritten und durch die Hufe der Rosse getödtet (ebd. 78). Ein angelsächsisches Gedicht schildert, wie der Seefahrer heimkehrt, die Gattin den Mann empfängt und in das Haus führt, das verbrauchte Zeug ihm wäscht und neues Gewand reicht: „Wohlig ist dem daheim, des die Liebe harrt“ (Cod. Exon. 339, 17 ff.).

Das Waschen der grossen und gröberen Linnentücher und Gewänder wurde freilich in grossen Hauswesen den Mägden überlassen. Zur Strafe für die Sprödigkeit gegen Hartmut ward die gefangene Königstochter Gudrun von der bösen Gerlind verurtheilt, ihr und ihrem Hofgesinde die Kleider zu waschen. Da muss sie auch des Winters im frühen Morgen hinaus an das Meeresufer und die blossen Füsse im Schnee, leichtbekleidet den harten Dienst verrichten (Gudrun Str. 1064 ff.).

Eine niedere, verachtete Mägdarbeit in grösseren Hauswesen war das Heizen. So erniedrigt und peinigt Gerlind die Gudrun auch damit, dass sie ihr aufgibt, ihr Zimmer dreimal des Tages zu heizen (Gudr. 996. 1020).

In kleineren Häusern mussten die Dirnen oder die Hausfrau selbst alle und jede Arbeit wie heute verrichten. Dass die Mägde dabei von den Frauen nicht immer gut behandelt wurden, lernen wir aus den Concilienbestimmungen, welche für tödtliche Misshandlungen einer leibeigenen Magd der grausamen Herrin sieben Jahre Kirchenbusse, oder wenn die Züchtigung nur durch Unvorsichtigkeit so ungünstig ablief, fünf Jahre

bestimmen¹⁾. Eine weltliche Strafe stund auf solchem Todtschlage nicht, denn die Getödtete war eine Leibeigene.

Wir wenden uns jetzt zu der Wohnung und ihrer Einrichtung.

Cäsar, Strabo, Tacitus²⁾ heben gemeinsam hervor, dass die Häuser der Deutschen nicht feste, gemauerte Bauten seien (gleich den römischen), sondern leichte, hölzerne Hütten, und Strabo, der die Germanen noch als Wanderhirten darstellt, spricht sogar davon, dass sie, wenn sie weiterziehen mit den Rinderherden, die leichten Häuser auf die Wagen setzen. Plinius (h. n. VIII, 61) nimmt dies auf, wendet es aber auf die Kimbern an bei ihrem Raub- und Kriegszuge nach Gallien und Italien³⁾. Es wird das wohl so zu verstehn sein, dass die Deutschen auf den kriegerischen Wanderzügen, die sie mit Weib und Kind antraten, alles Hausgeräth auf die bedeckten, mit den Rindern bespannten Wagen brachten, die zugleich als Schutz bei Unwetter dienten. So schildert noch Ennodius den Zug der Ostgoten unter Theoderich nach Italien (Panegyri. VI, 4); er lässt auch das Ackergeräth und die Handmühlen auf die Wagen bringen.

Bildliche Darstellungen germanischer Häuser geben die Trajanssäule und die Marcussäule in Rom.

Auf der Trajanssäule sehen wir länglich viereckige Schrothäuser mit Breterdächern und kleinen, viereckigen Fenstern in den Wänden, den Giebel nach der Strasse, von Breterzäunen das ganze umgeben (Colonne Trajan., ed. Arosa et Fröhner. Taf. 50); es sind anscheinend festere Gebäude. Auf der Marcussäule sind die Häuser der Markomannen als kleine Rundbauten mit einem Kuppeldache aus Schilf oder Stroh dargestellt, nebenher ein länglich viereckiges Gebäude (Bartoli, Colonna Antoniana Taf. 9. 17). Dazu stimmt auch die Darstellung eines sein Haus vertheidigenden Barbaren auf

¹⁾ Concil. Wormat. 868. c. 39 (Hartzheim 2, 316).

²⁾ Cäs. b. g. VI, 22. Strabo VII, 1, 3. 2, 4. Tacit. Germ. 16.

³⁾ Strabo VII, 1, 3. ὥστ' ἐκείνους (τοὺς νομάδες) μιμούμενοι τὰ οἰκεία ταῖς ἀρμαμάξαις ἐπάραντες ὅπη ἂν δόξη τρέπονται, μετὰ τῶν βοσκημάτων. Plin. VIII, 61 domus eorum plaustris impositas.

einem Pariser Relief¹⁾. Strabo (IV, 4) beschreibt so die belgischen Häuser: aus Bretern und Ruthengeflecht, kuppelförmig, mit Rohr gedeckt. Durchaus ähnliche Wohnungen müssen nach Ausgrabungen in Vindonissa und andern Schweizer Orten die Helveter gehabt haben²⁾: nämlich Rundbauten aus Pfählen und Ruthengeflecht, das mit Lehm überschlagen war. Reste davon haben auch die Pfahlbaudörfer der Schweizer Seen geliefert.

Als Nachbildungen swebischer Häuser des älteren Eisensalters (oder der Zeit von Cäsar und Augustus) werden sodann die sogenannten Hausurnen gefasst, die sich in räumlich beschränkter Landschaft (östliches Thüringen, Anhalt, Ostfalen, Priegnitz, Mecklenburg. — Bornholm) gefunden haben und auf die Herstellung der Wohnungen in Art der belgisch-helvetischen durch starke Pfähle weisen, die mit lehmbeschlagenem Ruthengeflecht verbunden waren. Das sattelartige Sparrendach, mit Stroh oder Rohr gedeckt, ruhte, wie es scheint, auf einem Firstbalken³⁾. Das Haus hatte kein Fenster, sondern nur eine Thür in der Breitseite der fast viereckigen Anlage⁴⁾. Unter dem Hause lässt sich, nach der einen Hausurnenform, ein kellerförmiger Raum annehmen. Das swebische Haus, welches diese Urnen nachbildet, vermittelt zwischen dem runden Nomadenzelt (der Jurte) und dem festen viereckigen Hause des fränkisch-alemannischen Typus (Meitzen a. a. O. II, 689. III, 130).

Neben diesem war schon ein paar Jahrhunderte vor Christi Geburt in Westfalen und am Niederrhein das keltische Haus von den westlich vorgedrungenen Germanen in Besitz

¹⁾ Clarci, Musée de sculpture du Mus. roy. de Louvre II. Taf. 144.

²⁾ F. Koller, Keltische Vesten. Zürich 1855. (Antiquar. Mittheil. VII. 7, 190).

³⁾ A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 128 f.

⁴⁾ Über die Hausurnen Lisch, Mecklenb. Jahrb. XXI, 243 ff. XXIV. XXXVIII. Becker, Zeitschr. des Harzvereins XX. XXI. R. Virchow in den Sitz.-Ber. der Berlin. Akad. 1883. Nr. 37. A. Meitzen, Siedelung III, 128 ff. — Berliner Zeitschr. f. Ethnologie, Bde. XII, XIII, XV—XIX.

und Gebrauch genommen worden, das wir als altsächsisches Haus zu bezeichnen pflegen. Dasselbe hat sich im nördlichen Westdeutschland, auf altem Keltenboden nur in Irland erhalten. Im alten Rhätien und Noricum fanden die deutschen Eroberer das steinerne rhäto-romanische Haus, das sie ebenfalls annahmen, wie auch in Lothringen (Meitzen III. Anlage 28). So herrschen in Deutschland bis heute drei Haustypen auf den Dörfern: der fränkisch-alemannische, der altsächsische und der romanische. In Skandinavien und auf Island erscheint ein vierter, der mit dem griechischen Hause zusammenhängende nordische (Meitzen III, 464 ff. Anlage 140)¹⁾.

Das weiteste Gebiet nimmt das fränkische Haus mit seinem Hofe und das nahe verwandte alemannische Haus ein. Es reicht von Belgien und den Ardennen östlich bis nach Schlesien und darüber hinaus in das slavische und ungarische Land bis Siebenbürgen. Durch die schwäbische Eroberung des südwestlichen Germaniens ward es auch hier bis in die Schweiz hinein herrschend. Der Eingang zu den Wohnräumen des länglich viereckigen Baues liegt in der Breitseite. Das eigentliche Haus zerfällt in drei Theile: den Hausflur (Eren), ursprünglich mit dem Herde, der Rest des früher ungetheilten Hauses; die Wohnstuben; die Kammern. Im Giebel liegt die Wohnstube, davon ist zuweilen eine Kammer abgetheilt; auf der andern Seite des Flurs liegen zwei Kammern, zwischen denen ein schmaler Gang zu dem unter selbem Dach befindlichen Pferdestall führt. Zuweilen liegt der Kuhstall gleich hinter dem Pferdestall. In grösseren Höfen sind die Ställe, die Scheune und die Schuppen in besonderen Gebäuden, die den meist viereckigen Hof bilden, der umzäunt ist und zu dem die Einfahrt durch ein Thor mit Nebenpforte für die Fussgänger geschieht. Der Hauptgiebel des Hauses steht gegen die Strasse. Bei grösserem Besitz ist das Haus zweistöckig; oben liegen Kammern und Getreideboden. In dem anstossenden

¹⁾ Eine Kartenskizze der Verbreitung der volksthümlichen Hausformen bei A. Meitzen, Das deutsche Haus. Berlin 1882.

Baumgarten befindet sich zuweilen der gemauerte Keller und das Backhaus. Der Heuboden liegt gewöhnlich über den Ställen.

Eine grosse Anlage, der Musterhof Karls des Grossen zu Asnapio (wahrscheinlich Gennap a. d. Mosel), zeigt dieselben Grundzüge. Er enthielt das königliche steinerne Wohnhaus (salam) mit drei Kammern und elf heizbaren Stuben (pisilibus i. e. gyneceis), zwei Lauben (porticis) und einem Keller. Um das ganze Haus lief eine Gallerie. Ausserdem lagen in dem von einem Zaun umgebenen Hofe siebzehn kleinere hölzerne Häuser; dann ein Küchen- und ein Backhaus, ein Stallgebäude, zwei Speicher und drei Scheunen¹⁾.

Das alemannische Haus zeigt die Einflüsse des fränkischen Hauses in der Anlage der Thür in der Breitseite und der Dreitheilung der Wohnräume in Hausflur, Stube und Kammer, unterscheidet sich aber darin, dass es auch die Tenne mit dem Bansen unter demselben Dache birgt. Die Einfahrt geschieht in die Tenne von der Hintergiebelseite. Unter der Wohnstube liegen Ställe und Keller. Das alemannische Haus zeigt sich so von vorn als ein dreistöckiger Bau mit hohem Dach²⁾. Noch stattlicher baut sich das Schweizerhaus auf. — Indem das alemannische Haus alle Wirtschaftsräume in sich vereint, bedarf es keinen Hof. Dagegen ist ein fest geschlossener Hof auf bajuvarischem Boden entwickelt und in ältester Zeit haben bei grossem Besitz auch in Alemannien die Ställe (equaritia, vaccaria, porcaritia, ovilia), die Scheune, Speicher, Keller und kleine Nebenhäuser (stubae, camarae) abgesondert vom Haupthause gestanden (l. Alam. t. 81. 97), so wie wir das noch heute bei dem grossen bayrischen Einöd-

¹⁾ Pertz, Leges 1, 178. Capit. von 812. Andere königliche und geistliche Höfe beschreibt L. v. Maurer, Fronhöfe 1, 125 f. 131 f. 2, 138 f. 143 f. — Landau über den fränkischen Bauernhof in der Beilage zu dem Correspondenzbl. der Geschichtsvereine von 1857/58 und 1860. — Meitzen a. a. O. III. Anlage 65. R. Henning, Das deutsche Haus, Strassburg 1882. Cap. 2.

²⁾ In einigen alemannischen Gegenden, so am Bodensee, herrscht Einstöckigkeit vor; rechnet man den gemauerten Kellerunterbau hinzu, Zweistöckigkeit.

höfe in Oberbayern und Salzburg finden. Die vier Gebäude, die den Hof bilden, sind durch hohe Thore verbunden¹⁾. Kleinere Höfe brauchen nur zwei oder drei Gebäude. In der Oberpfalz befindet sich in der Regel Wohnung, die Ställe, die Tenne, Frucht- und Heulager unter einem Dache²⁾.

Einen augenfälligen Gegensatz zu dem fränkisch-oberdeutschen Hause bildet das rhätisch-alpine Haus, das in bayrischen Gegenden, in Salzburg, Tirol, Kärnten, auch in Oberösterreich herrscht, die Thür in der sehr breiten Giebelseite und alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache hat. Es ist zweistöckig und meist von Stein gemauert. Der Hausflur ist sehr geräumig und führt zu den Ställen u. s. w. Zu beiden Seiten des Hausflurs liegen Stuben und Kammern und die Küche. Ebenso hat der Vordertheil des Oberstocks Stuben und Kammern³⁾. Das Dach dieses Hauses ruht durch Stützbalken auf den Innenwänden und hat einen Firstbalken, an dem die Sparren befestigt sind. Der Dachwinkel ist stumpf.

Das sächsische Bauernhaus, das die Fortsetzung des alten keltischen Hauses nach Meitzen ist, hat das Hauptthor in der Giebelseite und stellt sich dreischiffig dar: im Hauptschiff die breite Tenne, an deren Ende der Herd ursprünglich liegt, rechts und links davon Pferde- und Kuhställe und die Verschläge für das Gesinde. Der Herdraum ist in jüngerer Zeit in die Stuben des Bauern und seiner Familie verwandelt. Zuweilen ist der Herd davor belassen worden. Das sächsische Haus hat in den friesischen Gegenden, ebenso in Angeln und Jütland verschiedene Abarten erhalten⁴⁾.

Das nordische Haus, das uns hier weniger berührt, scheint von dem griechisch-syrischen Hause abgeleitet und besteht im Grundriss aus einer oblongen Kammer, mit der

1) Bavaria, Landes- und Volkskunde des K. Bayern I. 2, 980.

2) Bavaria II. 1, 166 ff.

3) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 224 ff.

4) R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, Cap. IX. 2. 3. A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen, S. 10 ff. O. Lasius, Das friesische Bauernhaus. Strassb. 1885.

Thür in der Schmalseite, davor eine auf Pfosten ruhende Vorhalle, die von dem Hausdach gedeckt wird¹⁾. Neben dem eigentlichen Wohnhause stehn eine Menge kleiner einzelner Baulichkeiten für alle möglichen Bedürfnisse²⁾.

Das älteste Haus der Germanen war ein höchst einfacher Bau: rund oder viereckig, von den Wänden und dem Dach umschlossen, ohne Abtrennung irgend eines Raumes; in die Mitte oder an die Wand der Thür gegenüber ist die eingefasste Feuer- und Aschengrube, der Herd gerückt.

Aus der Bestimmung der lex Alamannorum tit. XCII, das Kind habe als lebend geboren zu gelten, welches die vier Wände und das Dach des Hauses beschreiben konnte, erhellt, dass das alemannische Haus lange nach alter Art gebaut blieb. In den Rechtsbüchern des 13. Jahrhunderts wird in derselben Formel das Dach weggelassen³⁾, weil nunmehr die Zwischenböden üblich geworden waren. In hallenartigen Gebäuden, z. B. in dem Gasthause der Abtei St. Gallen nach dem Riss von 820, war der mittlere Raum noch von dem Dach allein überdeckt, in dem sich die lange und breite Öffnung für Licht und Rauch befand, die durch ein erhöhtes Schirmdach gegen Regen oder Schnee geschützt ward⁴⁾. Bis in das jetzige niedersächsische Bauernhaus, wenn es nicht mehr oder minder verändert wurde, hat die alte Anlage fortgedauert, dass man auf der Diele unmittelbar das Dach über sich sieht. Das Baumaterial waren, wie wir bereits nach den Alten und den Funden in Erde und See angaben, Pfahlgestelle mit Rutengeflecht und Lehm, oder Holzbalken, also Schrotbau (Herodian VII, 2). Stein- oder Ziegelbau mit Mörtelbindung kannten

¹⁾ A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III. Anlage 140.

²⁾ Mein Altnord. Leben 223 ff. Valtýr Guðmundsson, Privatboligen på Island i sagatíden. Kopenh. 1889. Eilert Sund, om bygningsvaesen på landet i Norge (Folkevennen X.). Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrh. Deutsche Ausgabe. Kopenh. 1882.

³⁾ Sächs. Lehn. 20, 1. Schwabenspiegel 271 und spätere Rechtsatzungen, Grimm, RA. 75.

⁴⁾ Bauriss des Klosters S. Gallen, herausg. von F. Keller.

die Deutschen nicht. Das Dach lag mit leichtem Gesperre auf den Wänden: Schilf, Stroh, Baumrinde, dann Breter und grössere (axiles) oder kleinere Schindeln (scindulae), auch Rasenstücke¹⁾ (wie auf Island bis in neue Zeit gewöhnlich) gaben die Deckung. Die Barbarenhäuser der Trajanssäule sind von festem Balken- und Bretgefüge.

Eine Verbesserung des Bauwesens der Deutschen kam durch die Römer, deren Vorbild ihnen auch hier nachahmenswerth erschien.

Schon im 4. Jahrhundert hatten die Alemannen, gegen welche Kaiser Julian kämpfte, gelernt, ihre Wohnungen sorgfältiger nach römischer Art zu bauen (Ammian. Marc. XVII, 1). Darunter werden wir aber schwerlich die Verwendung des Mörtels und der Ziegeln und Steine, eher die Anwendung des Fach- oder Riegelbaues verstehn dürfen. Wo Deutsche selbst bauten und nicht, wie in Italien, Burgund und Spanien, durch römische Meister bauen liessen, ist auch in merovingischer und karolingischer Zeit nur an eine rohe Nachahmung römischer Technik zu denken. Erst seit dem 11. Jahrhundert haben deutsche, meist geistliche Baumeister tadellose Mauern in Bruchsteinen wie in behauenen Werkstücken aufgeführt. Die Muster gaben fortwährend bis zu dieser Zeit Italien oder auch Gallien.

Aber der Steinbau hat überhaupt bis ins tiefere Mittelalter nur ausnahmsweise Anwendung gefunden. Zwar wurden die königlichen Pfalzen der Merovinger und Karolinger von Stein errichtet, selbst der thüringische Königshof an der Unstrut soll, als er von den Franken zerstört ward, ein Steinbau mit metallenen Dächern gewesen sein; aber im übrigen werden, wo nicht römische Wartthürme und Kastelle benutzt wurden, die Burgen des früheren Mittelalters aus Holzbauten, durch Wall, Graben und starkes Pfahl- und Balkenwerk befestigt, bestanden haben. Und mit den christlichen Kirchen stund es nicht anders auf deutschem wie nordischem Boden. Noch Jahrhunderte nach der Bekehrung waren selbst die

¹⁾ Vgl. Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 11. 396.

meisten Bischofskirchen von Holz, daher auch die häufigen Brände¹⁾. Seit dem 11. Jahrhundert, in dem eine grosse Baulust sich überall regte, trat eine entschiedene Wendung zum Steinbau bei den grossen Kirchen ein. Doch blieb Niederdeutschland, besonders die flachen, steinarmen Gegenden zunächst noch zurück²⁾. Die grosse Marienkirche in Lübeck, die 1163 geweiht wurde, war ein Holzbau, und so lassen sich hölzerne Kirchen in Norddeutschland noch lange verfolgen. Noch jetzt sind sie in Schleswig, Hinterpommern, Preussen, namentlich im polnischen Oberschlesien³⁾, in Böhmen, Mähren, sowie in Galizien, in der Bukowina und in Ungarn erhalten und können gleich den alten dänischen und norwegischen Holzkirchen beweisen, wie malerisch dieser geistliche Holzbau, den man nur nicht für Fortsetzung nordisch-wandilischer Tempelbauten erklären sollte, wirken kann.

Das gewöhnliche Wohnhaus blieb von Holz. Auf der Karte von Europa vom Jahre 1120 in dem liber floridus Lamberti filii Onulfi sind die Städte sämtlich mit einer Häuserform wiedergegeben, die man auf Holz- oder wenigstens auf Fachwerkbau deuten muss. In Köln müssen Ende des 13. Jahrhunderts ziemlich viel steinerne Häuser gestanden haben, denn sonst würden in testamentarischen Verfügungen nicht ausdrücklich Holzhäuser hervorgehoben worden sein⁴⁾. In Basel dagegen ward es im 14. Jahrhundert als etwas besonderes erwähnt, wenn ein Privathaus von Stein war; die meisten waren vor dem Erdbeben von Holz und mit Schindeln gedeckt; höchstens der vorspringende Theil des Giebeldaches trug Ziegeln⁵⁾. Und so war es überall in Deutschland. In Luzern beschloss der Rath im 15. Jahrhundert, jedem, der

¹⁾ Nordhoff, Der Holz- und Steinbau Westfalens, Münster 1863, S. 64—92. H. Otte, Handbuch d. kirchl. Kunst-Archäologie 1⁵, S. 31 f.

²⁾ In Hildesheim freilich entwickelte Bischof Bernward, der selbst ein Künstler war, eine grosse Bauthätigkeit in neuem Stil. Ebenso sein Zeitgenosse B. Meinwerk von Paderborn († 1036).

³⁾ H. Luchs, Über die oberschlesischen Holzkirchen: Jahresbericht d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur, 1872.

⁴⁾ Ennen, Quellen III, 405.

⁵⁾ Fechter, Topographie von Basel, in: Basel im 14. Jahrh. 37 f.

ein steinernes Haus bauen wollte, zur Aufmunterung Steine und Kalk unentgeltlich zu liefern. Das half und bereits Ende des 15. Jahrhunderts ward die Vergünstigung als zu lästig abgeschafft¹⁾. Nach grossen Bränden vor allem ergingen polizeiliche Verbote des Wiederaufbaues in Holz. Aber bis in die Gegenwart hinein erhielten sich ganz hölzerne kleine Städte in Böhmen.

Zu den Holzbauten gehören im Grunde die Fachwerk-
 uten, das ist Gezimmer mit Aussetzung der Fächer durch
 Ziegeln, die in Nieder- und Mitteldeutschland bis in unsere
 Zeit noch üblich sind, und zu denen jene schönen hochgiebe-
 ligen Häuser des 16. Jahrhunderts zählen, die ein Schmuck
 der alten sächsischen Städte von Ostfalen bis nach Westfalen
 hinein sind. Das reichste Schnitzwerk an den Balken, Sprüche
 und Bilder bedecken die künstlerisch gegliederte fensterreiche
 Strassenwand. Der germanische Sinn, der in die Höhe strebt,
 wie in den gotischen Kirchen, hat sie geschaffen, und sie
 mahnen zugleich an die hohen, oben horngeschmückten
 Häuser, von denen die alt- und angelsächsischen Dichter
 sagen²⁾.

Die sich kreuzenden Giebelbalken liefen auch in Thier-
 köpfe aus. Pferdeköpfe und Schwanenhälse bilden heute noch
 an den Bauernhäusern mancher deutscher Gegenden die Krö-
 nung des Giebels: Pferdeköpfe nicht bloss in Niederdeutsch-
 land³⁾, sondern auch im Vilsthal in Bayern, in der Ober-
 pfalz, ferner in Kärnten und Graubünden. Der Schwan als
 Giebelzier findet sich noch im Altenlande an der Niederelbe,
 hier und da in Holstein, Holland, England. Als Schlangen-
 hälse sind die Schwanenhälse an bayrischen Häusern gedeutet
 worden.

¹⁾ Segesser, Rechtsgesch. der Stadt Luzern 2, 400.

²⁾ hōh hūs Helj. 2001. heáh hūs Beow. 116. on sele þām heán
 Beow. 713. 1984. sele heáh and horngéap Beow. 82. getimbred tempel
 heáh and horngéap Andreas 668. hornseli Helj. 686. Andr. 1159.
 hornreced Beow. 705.

³⁾ Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, be-
 sonders in Norddeutschland, Kiel 1860.

Auch Bemalung und selbst Vergoldung ist nach alt- und angelsächsischen Dichterstellen an den Prachtbauten reichlich angebracht worden. Die glänzende Burg, das hohe und goldbunte Haus¹⁾ wird typisch gesagt, und das kann sich nicht allein auf inneren Schmuck beziehen²⁾. Die Anfänge dazu bildete jene Bemalung mit einer glänzenden Erdart, welche die Deutschen nach Tacitus (Germ. 16) an einzelnen Stellen ihrer Häuser anbrachten. Auf Miniaturen des 10. bis 12. Jahrhunderts zeigen sich Kirchen und Burgen von aussen bemalt. Konrad von Würzburg († 1287) beschreibt die neue Troja und die mit Lauben versehenen Palase, die mit Gold und Lasur bemalt waren. An den Quadersteinen der Mauern waren Bildwerke ausgehauen. Ähnlich lautet die Beschreibung kunstreich verzierter Zinnenmauern im Herzog Ernst. Mag dabei dichterische Ausschmückung unterlaufen, es ergibt sich daraus farbige Bemalung der Aussenwände vornehmer Gebäude in der romanischen und frühgotischen Periode.

† Eine Gliederung der Wände des Hauses durch die Fenster fiel in der ältesten Zeit ganz fort. Die ältesten Häuser waren fensterlos und erhielten ihr Licht entweder durch die Thür oder durch eine Luke im Dach, durch welche auch der Rauch hinauszog. Das ist bei dem nordischen Hause auf Island wenigstens, bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts die Regel gewesen³⁾.

¹⁾ *thea berhtun burg* Helj. 433. 3708. *reced goldfáh* Beov. 1801. *sál geatolic and goldfáh* 308.

²⁾ Heyne, Halle Heorot (Paderborn 1864), S. 44, denkt an bunte Ziegeln oder bunte Schindeln. Man vergleiche Konrads von Würzburg Beschreibung des neuen Troja, Tr. Kr. 17434 ff. *vil manic höher pulas stuont dârinne schône enbor, an dem die louben wâren vor und der wende mûre mit golde und mit lâsûre geverwet und gezieret. die steine wol gerieret von bilden wâren schône ergraben*, ferner Ernst B. 2233. *ouch wâren die zinnen beide ûzen unde innen meisterlich gezieret, mit golde wol gevieret und mit edelem gesteine meisterlich geworht*.

³⁾ Mein Altnord. Leben 218. Lund, Tägliche Leben 10. M. Lehmann-Filhés in meiner Zeitschr. f. Volkskunde VI, 239. — Altnord. Worte für Fenster sind: *vindauga*, *líori*, *gluggr*, *skjár*. Vgl. auch Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 15 f.

Diese Dachluke wurde durch einen Laden geschlossen. Als aber ein Zwischenboden zwischen den viereckigen Wohnraum und das Dach gelegt ward, ist auch das Fenster in die Hauswand gekommen. Isländische Sagas erwähnen das öfter (Altnord. Leben a. a. O.). In Deutschland wird es, bei den grösseren und vornehmeren Häusern, sicher schon weit früher geschehen sein.

Der Schluss der Licht- und Luftöffnung geschah entweder bei Nacht und schlechtem Wetter durch einen Schieb-laden, durch ein vorgehängtes Tuch (wie im Kloster Tegernsee noch um 1000), oder durch ein hölzernes Gitterwerk, das sich landschaftlich noch hier und da bei Kammer- und Bodenfenstern erhalten hat, oder durch einen das Licht mehr oder minder durchlassenden Belag in Holzrahmen: so durch die Magenhaut eines Rindes, oder die Eihaut eines Kalbes (wie auf Island bis in unsere Zeit)¹⁾; dann durch Spat oder Marienglas, was im mittleren Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert noch recht üblich war²⁾. Die Fenster waren in den gewöhnlichen Häusern sehr klein (auf Island oft nur handbreit), wie das der unmoderne deutsche Dorfbewohner noch heute liebt. Darauf hat weniger eine gewisse Lichtscheu oder Wärmeliebe, als das Bedürfniss, sich gegen Feinde und Diebe zu schützen, eingewirkt; auch an grossen Burgen beobachtet man, wie an Stellen, die feindlichem Angriff freier liegen, keine oder wenige kleine Fenster angebracht sind. Was nun die Glasfenster anlangt, so konnten bei der Kostbarkeit derselben nur Reiche sich dieselben gestatten. Die fränkischen Könige hatten ihre Glaser (vitrarii), und an westfränkischen Kirchen erwähnt Gregor von Tours Glasfenster, die wir uns als kleine, zusammengesetzte Glasstücke in Holzrahmen denken können. Aber in Deutschland sind sie bis gegen das Jahr 1000 gewiss selten gewesen. Ekehard IV. († um 1036) erwähnt sie am reichen Stift Sanct Gallen. Unter K. Heinrich II. war in Tegernsee ein Glasofen im Betrieb. Aber noch im 13. Jahr-

¹⁾ Meine Zeitschr. f. Volksk. VI, 236.

²⁾ Konr. v. Megenb. 453, 5. Rechtsb. in Distinct. II. 1, 21. Eisenach. Rechtsb. 3, 4. F. Bech aus Pegauer Hss. 17, 42.

hundert gelten Glasfenster als etwas besonders prächtiges oder reiches. Wolfram von Eschenbach (Parz. 553, 5) erwähnt ausdrücklich von der Kemenate auf Chastel merveille, dass Glas vor den Fenstern war, und Jans Enikel in der Weltchronik (6672. 12852. 13088. 21052. 22731) wird nicht müde, zu versichern, dass die Palase, die er schildert, verglast, mit Glasfenstern versehen waren. Es mag daher auffallen, dass in Wien gegen Ende des 13. Jahrhunderts Glasfenster an den Bürgerhäusern nicht ungewöhnlich gewesen sind (Seifr. Helbl. 1, 1293. 1355). Selbst das Rathhaus einer reichen Stadt, wie Basel, hatte noch im 15. Jahrhundert nur Leinentücher vor den Fensteröffnungen. Dagegen ist von 1501 aus Bern verbürgt, dass sich die wohlhabenden Bürger selbst nicht mit Rautenfenstern (Butzenscheiben) befriedigten, sondern grosse Scheibenfenster oder gar gemalte haben wollten¹⁾.

Wir haben auch der unterirdischen Räume zu gedenken, welche die Deutschen nach Plinius (h. nat. 19, 1) als Webe- oder Wirkkeller benutzten, wie sich solches in Ulm und in Oberschwaben bis heute erhalten hat²⁾. Tacitus kennt diese Gruben als Zufluchtsräume für den Winter und als Fruchtkeller; sie wurden durch darüber gebreiteten Dünger gegen Kälte und feindliche Aufspürung geschützt (Germ. c. 16). In der Schweiz, namentlich längs des Rheins, in Frankreich und England haben sich zahlreiche trichterförmige Gruben verschiedener Grösse, zuweilen in grossen Gruppen erhalten, welche zu den Nachrichten bei Plinius und Tacitus als Erläuterung dienen können. In Steiermark, Hessen, Thüringen kommen sie auch, aber selten, vor. Die grösseren bestehn

¹⁾ A. Schultz, Deutsches Leben, S. 89.

²⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Z. VII, 128—133; in den ahd. Glossen ist *tunc dunc* durch *textrina*, *genecium* erläutert; die Ulmer Webkeller heissen noch Dunk; die Erklärung des Wortes vermittelt Tacitus, Germ. 16. — Über diese Gruben (frz. *mardelles*, *escreènes* oder *écraignes*, engl. *pennpits*) vgl. noch H. Schreiber, Taschenb. f. Gesch. Süddeutschlands IV, 3—26. Lavillegille in den Mémoires des antiquaires de France XIV, 144—163. F. Keller, Keltische Vesten (Züricher Antiquar. Mitth. VII, 7). A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 119. 130.

aus zwei durch eine Balkendecke ursprünglich geschiedenen Theilen; der untere hat als Keller, der obere für das Handwerk und den Aufenthalt der Menschen dienen können.

In den Königspfalzen und auf den Burgen der Fürsten und Edeln hatte sich das ganze Bauwesen nach den gesteigerten Ansprüchen und gemäss dem in Reichthum und Geschmack an der Kunst in Stein und Erz sich höher erhebenden Leben gedeihlich entfaltet. Mit den Kreuzzügen kamen neue Einflüsse von dem Morgenlande und von Byzanz. Das Ritterthum und mit ihm ein bewegtes, geselliges Leben blühten auch in Deutschland in der stauischen Zeit auf. Das wirkte alles auf das Haus der vornehmen Kreise, und die beliebten Schilderungen der äusseren Dinge in den Epen dieser höfischen Zeit geben uns die Mittel, die häusliche Einrichtung des 12. und des 13./14. Jahrhunderts kennen zu lernen, da sich von Bauten und Geräth nur wenig erhalten hat. Wir müssen allerdings manches der Phantasie auf die Rechnung schreiben und von der märchenhaften Pracht, die in nicht wenigen Beschreibungen gerühmt wird, nüchtern abziehen, aber im ganzen fliessen doch hier gute Quellen.

Ich habe hier nicht von dem Burgenbau des Mittelalters zu handeln, über den eine gründliche, von technischer und geschichtlich-litterarischer Seite gemeinsam geführte Untersuchung noch aussteht¹⁾. Es sei hier aber darauf verwiesen, dass es Burgen der verschiedensten Anlage und Grösse gab, je nach dem Reichthum der Besitzer und der Bedeutung der Örtlichkeit. Es gab eine Menge kleiner Burgen, die nur aus

¹⁾ Nur einige Litteratur: Leo, Über den Burgenbau in Deutschland. Leipzig 1837. J. Scheiger, Über Burgen u. Schlösser im Lande Österreich u. d. Enns. Wien 1837 (nicht gelehrt, aber nützlich durch sehr gute, ausgebreitete Beobachtung). Krieg von Hochfelden, Gesch. der Militärarchitectur in Deutschland. Stuttg. 1859. Violot-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture. Par. 1854—1868. Jan te Winkel, Het kastel in dertiende eeuw. Groningen 1879. Cori, Bau u. Einrichtung der deutschen Burgen. Linz 1874. A. Schultz, Höfisches Leben I², 7—50. Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. 7—16. Zahlreich sind die Beschreibungen einzelner Burgen.

einem engen, hohen Thurm mit einem geschlossenen kleineren Hofe bestunden; dann etwas grössere, in denen sich ein besonderes Wohngebäude von mehreren Stockwerken, der Palas, neben dem Kernwerk jeder grösseren Burg, dem Hauptthurm, befand, und endlich umfangreichere, welche ausser den Haupt- und Nebenthürmen ein oder mehrere Palase, ferner den Saal und mannigfache Nebengebäude enthielten. Grosse, weite und bequeme Zimmer würden wir darin sehr vermissen. Den luftigsten und grössten Raum bot das eine lange, mit einer reicheren Fensterreihe, falls die Vertheidigungsstärke es erlaubte, versehene Gebäude, der Saal, der sich über einem zu Wirtschaftszwecken dienenden Untergeschoss erhob und zu dessen Thür eine Gerade, eine Freitreppe hinaufführte¹⁾. Hier fand alle Geselligkeit und jede Feierlichkeit statt, wenn sie innerhalb geschlossener weltlicher Räume begangen ward. Zuweilen bildete der Saal kein besonderes Haus, sondern der grösste Raum des Palas ward dazu benützt. Die Zimmer in dem Palas waren heizbar und hiessen davon Kemenaten (*caminatae*, von *caminus*), oder Phiesel²⁾, auch Phieselgademe. Die Heizung geschah theils durch offenes Feuer in Kaminen, theils durch Öfen. Schon auf dem Bauriss von St. Gallen von 820 sind Öfen gezeichnet; sie stehn in einer Zimmerecke und je zwei in benachbarten Zimmern münden in denselben Schornstein. Die Öfen waren theils aus Backsteinen, theils aus Kacheln gebaut, an denen sich schon im 13. und 14. Jahrhundert³⁾, noch mehr aber beim Übergang des Mittel-

¹⁾ Beispiele dieses Saales geben heute noch die Burgtrümmer von Eger, von Gelnhausen, von Münzenberg in der Wetterau, von dem Petersberge ob Friesach, von Ulrichstein, der mittleren der Rappoltsteiner Burgen im Elsass. Auf der Wartburg ist der Palas in grösseren Maassen angelegt und enthält auch sonach ein grösseres, saalartiges Gemach.

²⁾ Vom mlt. *pisale* (frz. *poêle*) aus *pensile*.

³⁾ v. Hefner und Wolf, Die Burg Tannenberg. Frkf. a. M. 1850. Taf. 2—4. Lübke, Über alte Öfen in der Schweiz, Mittheil. der antiqu. Gesellsch. in Zürich XV, 4. — Ofen gibt in den Glossen (z. B. Cassel. Gl. G. a.) sowohl *fornax* als *caminus* wieder. — Ein eiserner Ofen scheint im angels. Daniel 243 erwähnt: *þá väs se ofen*

alters in die Renaissanceperiode die Töpferkunst sehr hübsch bewährt hat. Von den aus Ziegeln gemauerten haben sich in Tirol und im oberen Allgäu alte Vertreter erhalten, welche an die Backöfen erinnern.

In den Öfen wie in den offenen Kaminen heizte man mit Holzscheiten, in den Kaminen übrigens auch mit Holzkohlen (Enikel, Wkr. 6809). In vornehmen Sälen oder Kemenaten gab der Kamin den Architekten und Steinmetzen Gelegenheit zu schönem Schmuck durch zierliche Säulen als Träger des Mantels und durch bildnerische Ausführung der Umrahmung¹⁾.

Die Wohnzimmer lagen gewöhnlich im zweiten Geschoss des Palas; das untere enthielt Wirtschaftsräume. Im dritten waren auch noch Kemenaten, die von den Kindern bewohnt wurden, während die Eltern das zweite Stockwerk inne hatten²⁾. Die Kemenaten dienten übrigens nicht bloss als Wohnzimmer, wobei sie oft genug, weil die Männer meist draussen lebten, den Nebengriff des Frauengemachs³⁾ annahmen, sondern auch als Schlafkammern⁴⁾. Indem sich Kemenate zuweilen mit Kammer vermengt, bedeutet es wie dieses auch die Vor-

onhæted, isen eall þurhglêded, wenn sich das Eisen nicht auf die eisernen Scheiterböcke bezieht. — Die Deutschen liebten stark geheizte Stuben und waren dadurch bei den Fremden im 15. und 16. Jahrh. berüchtigt: Zappert im Archiv f. österr. Geschichtsqu. XXI, 65. Der deutsche Bauer thut es den Vorfahren heute noch nach.

¹⁾ A. Schultz, Höf. Leben I², 72. der Kamin aus K. Friedrichs I. Gelnhauser Pfalz. Ein ganz ähnlicher auf Münzenberg. — Ob eine von J. Meier, Z. f. d. Philol. XXIV, 380 erwähnte Hoisanlage durch Luftröhren im Goslarer Kaiserhause in das Mittelalter gehört, sei dahingestellt.

²⁾ In dem Hauptpalas des Petersberges ob Friesach liegt im dritten Geschoss die Hauskapelle des Burgherren, des Salzburger Erzbischofs.

³⁾ Ags. hiess das dem höfischen *palas* entsprechende Gebäude *brýdbûr*.

⁴⁾ Vgl. die Nachweise in den Mhd. Wörterb.: Benecke-Müller, I, 795. Lexer I, 1545. — Die *kemenâte* (Gudr. 1325, 3. 1329, 3. ist gar ein Schlafsaal zu dreissig Betten.

raths-, Schatz- und Rüstkammer, während wiederum Kammer mitunter das Schlaf- und Wohngemach bezeichnet.

Zuweilen erscheint die Kemenate als ein besonderes Gebäude des Burghofes (Parz. 240, 25. Marienlegenden 220, 250), ja selbst als einzeln liegendes Haus, wodurch das Wort gleich hûs im Dativ des Plurals (kemenâten = hûsen, Hausen) zum Ortsnamen werden konnte ¹⁾.

Die Küche befand sich gewöhnlich im Untergeschoss des Palas oder auch des Saales. Zuweilen lag sie in einem an den Palas angelehnten Nebengebäude, das mit jenem durch Thür und Treppen verbunden war und zugleich das Speisezimmer für die Dienerschaft enthielt.

In den Städten gab der beschränkte, durch die Befestigung eingeengte Platz dieselben Bedingungen enger Raumbenützung wie auf den Burgen; ja, da jede Familie auf ein einziges, sehr oft recht schmales Haus beschränkt war, geboten hier auch reiche Leute nur selten über bequeme Wohnzimmer. Der Stil der Häuser entsprach dem Baustil der Zeit. Löst man das eine oder andere der in süddeutschen Städten erhaltenen Häuser romanischer Periode, namentlich ein mit Bergfrieden versehenes, wie Regensburg noch eine Anzahl bewahrt hat, aus der Nachbarschaft los, so hat man einen Palas, angelehnt an den Hauptthurm, eine Hochburg des 12. oder 13. Jahrhunderts. Durch die Tiefe der städtischen Häuser bei schmaler Strassenfront und durch ihre Höhe in mehreren Gaden (Stockwerken) gab es dunkle Stiegen und Gänge, und da unsere Alten zwar mit gutem Mörtel mauerten, auch die Strassenwand recht malerisch zu gestalten wussten, aber für die innere Raumvertheilung nicht lange überlegten, so bieten diese alten Stadthäuser wenig Wohnlichkeit; sie haben kleine und wenige Zimmer bei viel unnützer Raumverschwendung in Nebensachen, wenig Luft und Licht. In den späteren Jahrhunderten änderte sich zunächst darin nichts zum besseren. Erst die Renaissancebauten des 16. und 17. Jahrhunderts brachten dem Hause eine andere Entwicklung, wenn auch

¹⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 1244. K. Hildebrand im D. Wb. V, 528 f.

immer noch recht viel Raum nach unserm Begriff verschwendet ward, weil man ihn nicht verwenden konnte.

Wir betrachten nun einzelne Theile des Hauses samt der Einrichtung.

Der Fussboden (flazzi, fletze; esterich) bestund gewöhnlich aus fester Lehmlage ¹⁾ oder aus gemauertem Ziegelboden, seltener aus Steinplatten. In Räumen, die als Pracht- und Repräsentationszimmer der Vornehmen verwendet wurden, fanden sich gleich wie in Kirchen bunte Marmorplatten (Trist. 16719. 16973. Konr. Troj. Kr. 17531. Wigal. 8315) in künstlerischer, z. B. geschachter Stellung, oder verzierte Thonfliese. Dieselben sind in Deutschland (wo sie bis zum 13. Jahrhundert hinauf sich bolegen lassen) glasirt, mit vertieften oder erhabenen geometrischen oder heraldischen Ornamenten, zuweilen auch mit Blumen und lebendigen Gestalten geschmückt ²⁾. In Frankreich wurde die vertiefte Zeichnung auch mit andersfarbigem Kitt gefüllt, um kräftiger wirken zu können. Musivischer Estrich kam in Deutschland wohl nur selten vor ³⁾.

Bei festlichen Gelegenheiten ward der Fussboden mit Teppichen ⁴⁾ belegt. Gewöhnlicher aber war, wie heute noch bei Hochzeiten und auch zu Pfingsten und am Johannistage geschieht, so damals überhaupt ihn zur Erfrischung und zum Schmuck mit Blumen oder mit Gras und Binsen zu bestreuen, wobei es gleich galt, ob der blosse Estrich oder kostbare Teppiche darunter lagen ⁵⁾. Im Winter ward der Wärme wegen Heu oder Stroh über den kalten Fussboden gespreitet.

¹⁾ Im ältesten Hause aus dem natürlichen Erdboden.

²⁾ Hassler, Schwäbische Fliese in den Verhandl. des Vereins für Kunst u. Alterth. in Ulm XIV. Essenwein in den Mittheil. der k. k. Centralcommiss. in Wien 1862, 48—51. 1872, S. XXI f. Fürst Hohenlohe-Kupferzell in dem Anzeiger f. K. d. Vorz. XXII, 8. — Über französ. Fliese A. Schultz, Höf. Leben 1², 63 f.

³⁾ W. Grimm zu Athis F. 82.

⁴⁾ Eneide 12933. Ernst D. 2174. Erek 8600. Parz. 627, 24. Wilh. 144, 1. Krone 17408. Bitor. 6820. Walberan 1203. Mei u. Beapl. 8, 12. Heinr. Trist. 2524.

⁵⁾ Parz. 83, 28. 549, 12. Krone 14619. 17411. Georg 5539. Tr. Kr. 14580. 15144. 19475. Lohengr. 2356. Gos. Abent. Nr. 32, 367. Nr. 51,

Es gehörte zu den Leistungen der Hörigen, die Binsen und das Gras zum streuen herbeizuschaffen¹⁾.

Die Wände der Gemächer bestunden, je nach dem Baumaterial des ganzen Hauses, aus Holz oder Mauer. Auch in Steinhäusern mochten die Zwischenwände oft aus Riegelwerk oder gar aus Bretern hergestellt sein. An den Holzwänden wird Schnitzerei die hervortretenden Pfosten und Leisten geschmückt haben — wenigstens ist dies aus dem Norden bekannt und für die letzte Zeit des Mittelalters auch in Deutschland sicher. Die Götterhalle in Asgard war mit blinkenden Schilden behängt; darin spiegelt sich der Gebrauch kriegerischer und ritterlicher Zeiten aus Skandinavien und Deutschland ab, die Waffen an die Wand des Saales oder der Kemenate zum Schmuck²⁾ und zugleich für die rasche Vertheidigung zu hängen. Früh scheint auch Bemalung oder Bekleidung der Wandflächen und selbst der Innenseite des Daches oder der Zimmerdecke in grossen Hallensälen am Holzbau vorgekommen zu sein³⁾. An den gemauerten und für gewöhnlich weiss getünchten⁴⁾ Wänden des Steinhauses lässt sich malerischer Schmuck oft erweisen. Die Ausmalung der Kirchen gab die Vorbilder, aber man wählte für das Haus meist weltliche Geschichten oder Thier- und Pflanzenornamente, gern auch die Wappen der eigenen und befreundeten Familien⁵⁾. Der Pfaffe Amis spiegelte dem König von Frankreich vor, er habe an die Wände eines Saales alle

104. In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger (Anfang d. 13. Jahrh.) sind oft Ausgaben pro gramine in caminatam notirt. — Egilss. c. 44. Fornmannas. 4, 75. — A. Schultz, Höf. Leben 1², 179. Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 153. 253. Dybeck, Runa 1845, S. 53.

¹⁾ Grimm, RA. 361 Anm.

²⁾ Krone 22556. Parz. 173, 16.

³⁾ Heyne, Halle Heorot, S. 55.

⁴⁾ Gotfr. Tristan 16967.

⁵⁾ Krone 15728. Demantin 7120. 7166. Ulrichs Wilh. d. H., S. 61. Renner 17348. Karajan, Über H. Teichner, Anm. 254. Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich III, 4. XVIII, 4. — Stellen aus französ. Gedichten bei Alw. Schultz, Höf. Leben 1², 74 f. Deutsches Leben 86.

Thiere, zahme und wilde, die man kenne, gemalt, ferner die Geschichten von David und Salomon, von Alexander und Darius und Porus, von den römischen Königen und von dem babylonischen Thurmbau¹⁾.

So sehr auch die Zerstörung der alten Bauten und bei den erhaltenen die böse Tünche späterer Anstreicher jene Wandmalereien in kirchlichen und weltlichen Gebäuden vernichtet hat, vieles davon ist in alten Kirchen doch erhalten und noch mehr in unserer Zeit wieder aufgedeckt worden. Weniger in profanen Häusern, die dem Abbruch oder dem völligen Umbau unendlich öfter unterlegen sind.

Ich will aber auf einige bis vor kurzem noch vorhandene oder selbst jetzt noch zu schauende Bilder hinweisen. Das Haus Johannisgasse 107 in Konstanz war im Innern vom Dach bis in das Erdgeschoss einst mit Wandgemälden geschmückt, die aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts stammten. Eine Reihe Bilder stellte die Zubereitung des Flachses, das Spinnen und Spulen von Garn und Seide, das Weben, Bortenwirken und Schneidern durch Frauen dar²⁾. Jetzt ist alles vernichtet.

Ebenso wissen wir von Ausmalung ritterlicher und bürgerlicher Häuser in Zürich, Winterthur, im Thurgau³⁾.

Dann sei der bekannten Bilder auf dem Runkelstein bei Bozen gedacht, die Nicolaus Vintler, als er 1391 die Burg erworben, malen liess und die K. Maximilian I. im Anfang des 16. Jahrhunderts herzustellen befahl. Theils an der Aussenwand des Saalgebäudes nach dem Hofe zu, hauptsächlich aber in dessen Innerem sind eine Reihe von Wandgemälden ausgeführt. Die ältesten geben Tanz- und Ballspiel-szenen, die auf Margaretha Maultasch gedeutet werden; die übrigen sind aus den Epen des Mittelalters geschöpft: beliebte Triaden berühmter Helden, dann eine Szenenreihe aus dem

¹⁾ Strickers Amis 491—804.

²⁾ Die Frescobilder zu Konstanz von L. Ettmüller. Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich XV, 6.

³⁾ Mittheil. der k. k. Centralcommission, Wien 1889, S. 18.

Tristanroman und ferner aus dem Garel¹⁾. Die besten sind die ältesten.

Wie der Runkelstein war auch Schloss Lichtenberg bei Glurns im Vinstgau im 15. Jahrhundert reich mit Fresken geschmückt, wie noch die heutigen Trümmer bezeugen; ferner Fürstenburg und Juval im Vinstgau, Pröfels unter dem Schlern, und gewiss viele andere, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, denn der Bilderschmuck selbst kleiner Dorfkirchen und Kapellen, der Tirol vor allen andern deutschen Ländern von der romanischen Periode bis in die Renaissance auszeichnet²⁾, verlockte auch zur Ausmalung der Burgen und Ansitze, theils mit geistlichen Gestalten, theils mit Szenen ritterlichen Lebens oder mit zierlichem Pflanzenwerk und Vögeln und Wild. Es war eine fröhliche, geistig bewegte Zeit im lieben, schönen Tirol, die leider im 16. Jahrhundert ihr Ende fand.

In Eberhards Reimchronik von Gandersheim (1216) heisst es am Beginn³⁾: Schöne Gotteshäuser sind viel gestiftet, Mit schönem Schmuck wohl ausgerichtet, Mit Teppichen und mit Umhangen sind alle Wände schön umfangen, Durch Meisterkünste ausgemalt: Lasur, Silber und auch Gold Geben dran wonnereichen Schein, Und was das köstlichste mag sein, Ein reicher Schatz von Edelstein.

Wir können diese Schilderung der Ausschmückung geistlicher Stifter auf die reichen weltlichen Gebäude anwenden. Denn auch hier war es bei festlichen Gelegenheiten Brauch, die Wände, die sonst kahl waren, zu behängen. Ob dies, wie in Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert, durch gerbte Widder- und Ziegenfelle geschah, die bemalt und vergoldet wurden (A. Jubinal, *Les tapisseries historiées* 12—14),

¹⁾ Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein bei Bozen, gezeichnet von Seelos, erklärt von J. Zingerle. Innsbruck 1857.

²⁾ G. Dahlke, *Romanische Wandmalereien in Tirol* (Repertorium f. Kunstwissensch. V. VI. IX). P. Clemen, *Beiträge zur Kenntniss alter Wandmalereien in Tirol* (Mittheil. der k. k. Centralcommission, Wien 1889).

³⁾ *Monum. German. histor.*, *Deutsche Chroniken* II, 397.

weiss ich nicht. Unsere höfischen Epen schildern auch die fürstlichen und adelichen Kemenaten und Säle mit Wandteppichen behangen. Von der Fertigung derselben, entweder durch Handstickerei oder durch Weben und Wirken, und von den Bildern darauf haben wir früher gesprochen¹⁾. Diese Umbehenge, Sperlachen, Stuollachen, oder, da sie im Rücken der längs der Wände sitzenden hingen, auch Rückelachen²⁾ genannten Wandteppiche waren oben und unten mit Borten besetzt und durch Haken (krapfen) an Stangen befestigt. Sie hingen, wie es scheint, nicht dicht an den Wänden herunter, sondern zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum, in welchem sich jemand verstecken konnte (Rother 2511. Salom. und Mor. 417, 3. 418, 1; vergl. auch Shakespeares Hamlet). Das weist darauf hin, dass die Stangen nicht an der Mauer, gleich unsern Gardinenstangen, befestigt waren, sondern ein tragbares Gestell bildeten, weshalb uns auch die Gedichte erzählen können, dass die Rücklachen und Umhänge im Freien oder in Zelten rasch aufgehängt wurden.

Die Aussenwand des Saales oder der Kemenaten war durch die Fenster durchbrochen, die in der Blütezeit des höfischen Lebens als rundbogige, später als spitzbogige zierliche Arbeit sich darstellten. Namentlich wenn zwei oder mehrere miteinander verbunden waren, durch ein oder zwei gekuppelte Säulchen mit feinem Capitäl³⁾ getrennt, gaben diese Fenster in der That einen Schmuck, wie wir noch aus manchem alten Palas- und Saalbau, selbst aus den in Trümmer liegenden, wie zu Gelnhausen, Münzenberg, Eger und Friesach, vollkommener aber auf der Wartburg über Eisenach erkennen können. Die Fenster lagen oft ziemlich hoch über dem Fuss-

¹⁾ Vgl. I, S. 170. 173 f.

²⁾ Belege geben das Benecke-Müllersche und Lexersche Mhd. Wb. unter toppich oder teppit und umbehanc. Das für Wandteppiche auch gebrauchte *stuollachen* (Schlegel 181. Dietr. Fl. 1711) bedeutet ursprünglich das Tuch über das Gestühle und hat die weitere Bedeutung uneigentlich angenommen.

³⁾ Von den Bildwerken des Capitäls der Fenstersäulen sprechen z. B. Partonop. 848. Tr. Kr. 17512 ff.

boden und konnten daher nur durch eingesetzte Tritte zum Herausschauen gebraucht werden. Von dem 12. Jahrhundert ab sind aber auch jene Fensternischen nachzuweisen¹⁾, die Platz für zwei gegenüber liegende steinerne Sitzbänke, ja selbst für ein Krankenbett boten, und die wir in Thürmen und Häusern der folgenden Zeit häufig treffen.

Bequemer als von den Fenstern aus, in welche die Dichter die schaulustigen Frauen oft treten lassen²⁾, liess sich frische Luft und freie Aussicht von der Zinne des Thurmes³⁾ oder aus der Laube (loube, lieue) geniessen. Man verstund unter dieser im Mittelalter wie heute erstens einen laubenartigen Vorbau am Erdgeschoss oder auch in einem obern Stockwerk, der zuweilen das ganze Gebäude als gedeckte Galerie umlief, zweitens eine in das Gebäude hineinspringende, vorn offene Halle, die im Erdgeschoss oder in einem obern Gaden sein kann (loggia, loge)⁴⁾. Die schönsten solcher einspringender Lauben veranschaulichen uns manche Paläste in Venedig.

Von Bildhauerarbeit an den Lauben und von bunter Malerei der Wände derselben erzählen Dichtungen, welche besonders prächtige Schlösser beschreiben⁵⁾.

Die Beleuchtungsmittel für die Wohnräume waren in ältester Zeit und in allen ärmeren Häusern so einfach, wie noch tief in unserm Jahrhundert, ehe die Petroleumlampen für wenig Geld helles Licht auch in dürftige Haushaltungen brachten. Das Herdfeuer, die Holzbrände vor den Bänken der Halle, die Kien- oder Buchenspäne, die in Hälter eingeklemmt

¹⁾ Wenn auch zur Zeit erhaltene Fensternischen erst gegen Mitte des 13. Jahrh. nachgewiesen sind, so ergeben doch die Stellen bei Dichtern (Lexer, Mhd. Wb. II, 66) ihr Vorhandensein schon im 12. Jahrh. Vgl. auch A. Schultz, Höf. Leben I², 66.

²⁾ Rother 2177. M. Fr. 129, 16. Nib. 366, 1. 377, 3. Parz. 553, 8. Gudr. 1355, 2.

³⁾ M. Frühl. 8, 1. 140, 1. Nibel. 477, 1. Gudr. 373, 4. Wolfr. Tit. 118, 1. Parz. 620, 23. Konr. Troj. Kr. 29, 234.

⁴⁾ Benecke-Müller, Mhd. Wb. 1, 1048. 983. Lexer, Mhd. Wb. 1, 1964. Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1405.

⁵⁾ Konr. Partonop. 854. Tr. Kr. 17436.

wurden und am Ofen oder längs der Wände angebracht waren, gaben damals, wie im Bauernhause bis in die neue Zeit, das Licht, das für die Abendarbeiten (spinnen, schnitzen) und für das Gespräch genügte. Der Kienspan oder die buchene Schleisse (kien, sleize) haben die Fackel zur grösseren Gefährtin, die auch innerhalb der geschlossenen Räume gebraucht ward. Sie und auch die Kerzen zu tragen oder halten waren Knaben ¹⁾ oder Jünglinge (altn. kertisveinar) und auch Mädchen bei Festlichkeiten bestimmt.

Die Bereitung der Lichter und Kerzen aus Talg oder Wachs werden die Deutschen von den Römern gelernt haben; namentlich die der Wachskerzen hat die Geistlichkeit vermittelt, welche für den Kirchendienst ihrer bedurfte. Daher war auch Wachs eine häufige Lieferung der Freigelassenen, Schutzhörigen und besser gestellten Eigenleute der Kirchen und Klöster ²⁾, die davon den Namen der Wachszinsigen, cerarii, ceræ censuales trugen.

Die grossen Kerzen, die auch aus zweien zusammengedreht wurden — gewundene, gevlohtene, gedräete kerzen — dienten namentlich für kirchliche Processionen ³⁾ und feierliche Aufzüge. Dicke Wachslichter wurden auch als Leuchtmittel auf den Gassen benutzt ⁴⁾, wofür sonst freilich die Laternen ⁵⁾ und Fackeln dienten. Man scheint auch zur Lichtverstärkung Kerzenbündel gebildet zu haben ⁶⁾.

Die Lichter wurden in das lihtvaz, lihtkar, lihtstoc, kerzestal gesteckt. Die ältesten erhaltenen, nicht zum Kirchendienst bestimmten Leuchter sind wohl die hölzernen aus den

¹⁾ Im Jüngling Konrads v. Haslau 649 *swer einem kinde læt daz licht sô lange unz man ez sweinen siht, daz ist ein vil unwise site*. Vgl. auch Saxo Gr. hist. dan. I. VII, 333 (Müller). Nib. 603, 1. Wigal. 190, 15. Lanzel. 889. Wolfdiet. D. VI. 76, 1. Krone 29353.

²⁾ Grimm, RA. 315, L. v. Maurer, Frohnhöfe 1, 55. 58. 69. II, 7. IV, 275.

³⁾ Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 122.

⁴⁾ Frauend. 299, 15 ff., als wintlicht zuerst Ottok. 90519 bezeichnet.

⁵⁾ Loxer, Mhd. Wb. I, 1839. Schultz, Höf. L. 1, 94.

⁶⁾ *dâ wûrn ave ungefüegin licht, von kleinen kerzen manec schoup* Parz. 82, 24.

Gräbern von Oberflacht in Württemberg¹⁾, die freilich schon christlicher Zeit angehören. Sie zeigen zugleich einfache und zierliche Form. Auf Prachtleuchter, die aus edlem Metall oder aus Bronze und Messing mit kunstreicher Arbeit hergestellt wurden, hat der Kirchenleuchter verschiedener Grösse eingewirkt, wenn wir überhaupt die Bestimmung zu weltlichem Gebrauch heute noch sicher für die erhaltenen behaupten können²⁾.

Aus der Kirche wurden auch die Kronleuchter (krönen) in weltliche Gemächer übertragen. Es haben sich in den Domen von Hildesheim und Aachen und in der Stiftskirche zu Comburg wahre Prachtstücke aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten³⁾, die uns jene von Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts⁴⁾ beschriebenen in fürstlichen Häusern veranschaulichen können, bei denen es natürlich an goldenen Ketten und Edelsteinen nicht mangelt. Die wirklich gebrauchten werden einfacher gewesen sein, vielleicht selbst zuweilen nur Holzkreuze mit Lichtdornen, wie sie auf Bildern des 15. Jahrhunderts erscheinen⁵⁾.

Auch Wandleuchter werden erwähnt⁶⁾, die armartig aus Holz oder Eisen gearbeitet sein mochten. Wo es einfach herging, ward ein Talglicht an ein Fensterbret oder sonst wo angeklebt, wie allerdings mit besonderen Umständen in

¹⁾ Beschrieben von Dürr und W. Menzel in den Jahresheften des Würtemb. Alterthumsvereins, Heft III, Taf. 8.

²⁾ Weiss, Kostümkunde vom 4.—14. Jahrh., S. 780 ff. A. Schultz, Höf. Leben 1², 90 f. — Bezeugt durch die Dichter werden goldene und krystallene Kerzstal (Leuchter) u. a. Parz. 34, 26. Krone 14743. 29355. Lanzel. 888. Alex. 5976.

³⁾ Fr. Bock, Der Kronleuchter Friedrich Barbarossas zu Aachen und die Lichterkronen zu Hildesheim und Comburg. 1863. Vgl. auch Weiss a. a. O. 784 f.

⁴⁾ Alexand. 5569. Parz. 229, 24. 638, 9. Konr. Tr. Kr. 17532. j. Tit. 390, 1. 2.

⁵⁾ A. Schultz, Höf. Leben 1², 91. Deutsches Leben 98 f. Gegen Ende des 15. Jahrh. kommen dann Geweihe und geschnitzte bemalte Figuren (die sogen. Lichterweibel) auf.

⁶⁾ Parz. 229, 27. Frauend. 348, 28. Mei 91, 16.

dem Gedicht von der treuen Magd (Hagen. Ges. Abent. Nr. XLII, 496) erzählt wird. Ich habe solche angeklebte Talglichter in meiner Jugend noch gesehen.

Ausser den Lichtern dienten Oellampen zur Beleuchtung. Sowohl Leinöl als Mohnöl¹⁾ ward gebrannt. Die Gestalt der Lampen weist auf die Forterhaltung der römischen Formen, sowohl bei den stehnden als bei den hängenden²⁾. Bei den hängenden, die von Glas oder Metall waren, erscheint eine spitz zulaufende Form beliebt. Das Docht ging durch einen Schwimmer. Zuweilen sagen die Dichter, dass Balsam gebrannt ward³⁾, worunter wohl ein parfümirtes Öl gemeint ist.

Auch Talg ward gewiss schon damals in Näpfchen gegossen und mit einem Docht versehen als Lampenspeisung (wie heute noch bei Illuminationen) gebrannt. Auf Island haben solche Lämpchen (zuweilen nur mit Moos als Docht) bis in unser Jahrhundert in Brauch gestanden.

Die Ausstattung der Wohn- und Schlafräume ist im ganzen Mittelalter einfach gewesen. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert ward die Einrichtung der reicheren Familien voller und behaglicher, weil der Wohlstand überhaupt zugenommen hatte.

Wie noch heute im echten Bauernhause, mag sich eine Bank an den Wänden hingezogen haben, die mit denselben fest verbunden war. Ausser dieser einfachsten und ältesten Wandbank gab es bewegliche tragbare Bänke; dieselben waren zuweilen lange, kastenartige Sitze mit Rücklehne, die zugleich als Kisten gebraucht werden konnten. Ein Loch war deshalb in dem Sitzbret angebracht⁴⁾. Gewöhnlich stunden die Füße auf einer Schwelle fest. Schon in den Beowulfliedern wird die zierliche Arbeit der Bänke hervorgehoben und nordische

¹⁾ Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 126.

²⁾ Weiss, Kostümkunde a. a. O. 786.

³⁾ Eneide 8357. 9516. Parz. 236, 3. Wigal. 8237. Krone 8137. j. Titur. 6113, 1. Ottokar 50289.

⁴⁾ Weinhold, Altnord. Leben 232.

Lieder preisen den Erzbeschlagn und Goldschmuck derselben¹⁾. Auch allerlei Schnitzwerk war daran in reicheren Häusern; es ward besonders wenn die Bänke Lehnen hatten, reich und schön entwickelt. Zur grösseren Bequemlichkeit des Sitzens wurden Decken²⁾ darüber gelegt (banclachen, banc-kleit, altn. beckklædi, mlt. bancale, scamnale), oder auch Federpolster (bancpfülwe). Vor den Bänken lief eine Fussbank hin. Zuweilen bestund die Lehne aus Ruthengeflecht oder hölzernem Gitterwerk³⁾. Eine Bank fand sich auch am Herde oder am Ofen, ebenso am Bett.

In dem alten nordischen Hallenhouse zogen sich zwei Bankreihen durch den grössten Theil des Raumes, zwischen denen Feuer brannten, die eine die höhere, die andere die geringere (wahrscheinlich die rechte und die linke) genannt. Ebenso gab es auf dem Querverschlage (dem pallr), wo die Frauen sassen, Bänke. Die mittelste Abtheilung (öndvegi), zwei bis drei Sitze enthaltend, nahm der Hausherr mit den Seinen ein, die gegenüberliegende Bank war auch ein Ehrensitz. Rücklehnen und Bankdecken waren auch hier im Brauch⁴⁾. In der alten angelsächsischen Königshalle scheint der Ehrensitz des Hausherrn an einer Wand des mehr viereckigen Gebäudes gestanden zu haben, die Bänke der übrigen an den andern Wänden, der Herd war nahe dem Platze des Wirtes⁵⁾.

Dass auch in der höfischen Zeit in Deutschland die vier Wände des Saales bei Gastmählern mit Bänken und Tischen besetzt wurden, bezeugt der Pleier im Tandarois 2597 ff.

Stühle waren, wie heute noch im Bauernhause, weit weniger im Brauch als die Bänke; doch fehlten sie weder in den festlichen Sälen, noch in besser eingerichteten Ge-

¹⁾ Beow. 777. Vegtamsqu. 6.

²⁾ Gregor v. Tours 9, 35. Wigam. 4432; banclachen, banc-kleit in Glossaren des 12.—15. Jahrh.; auf Handschriftbildern sieht man diese Decken und Pfühle oft.

³⁾ Herrads Hortus von Engelhardt 99.

⁴⁾ Valtýr Guðmundsson, Privatboligen på Island, S. 178 ff. A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 3, 494.

⁵⁾ Heyne, Halle Heorot, S. 53.

mächern¹⁾. Das Vorbild gaben die Stühle im Kirchenchor für den Bischof oder Abt sowie die Thronsessel. Zwei Formen sind hier zu unterscheiden: der bewegliche Falt- oder Klappstuhl und der kastenartige feste Sitz mit Arm- und Rückenlehnen und mit Fussbänkchen oder Tritt²⁾. Polster und Decken³⁾ darüber sowie über die Lehne gehörten zum festlichen Schmuck des Stuhles. Ausserdem hat der Bildschnitzer diese Stühle, die fast ausschliesslich zu Ehrensitzen dienten, an allen Theilen verziert.

Unter den Collectiven *gestüele* und *gesidele* verstund man überhaupt die Vorrichtungen zum sitzen mehrerer. Es können unter Umständen darunter zugleich die Tische verstanden werden, die bei grossen Festen im Freien der Bewirtung wegen vor den Bänken aufgeschlagen wurden.

Die älteste Nachricht über die Tische unseres Alterthums gab Tacitus (Germ. 22), wo er sagt, dass beim Essen jeder seinen besonderen Sitz und Tisch hatte. Ein kleiner Tisch⁴⁾ mit Stuhl oder Schemel ist also damals vor jeden gestellt worden. Später sind neben den grösseren Tafeln auch kleinere Tische bezeugt, an denen etwa sechs Personen sassen; je zwei assen aus einer Schüssel⁵⁾.

Die Tische waren entweder rund oder länglich viereckig und bestanden bei grösserem Umfange aus schweren Tafeln,

¹⁾ Erek 6430. Trist. 10866. Nibel. 1868, 4. Gudr. 181, 2. Herbert 9238. Albr. v. Halberst. 35, 244. Frauend. 178, 13. Ges. Abent. II. Nr. 32, 452.

²⁾ Weiss, Kostümkunde vom 4.—14. Jahrh. 733. 750. 817. A. Schultz, Höf. Leben 1², 81 ff. v. Sava in den Quellen und Forschungen 339. Wien 1849. Wohl den ältesten erhaltenen Faltstuhl besitzt das Benedictinerinnenkloster auf dem Nonnberge in Salzburg; er wird ins 11. Jahrh. gesetzt.

³⁾ *stuollachen, stuolgewæte, stuolgewant. — stuolküssen.*

⁴⁾ Das germ. Wort für Tisch ist got. *biuds*, altn. *bioðr*, ags. *beoð* (hier zugleich Schüssel), ahd. *piot, biet* (zugleich Altar). Verdrängt wurde es von *tisc, tisch* (aus *discus*), während sich got. *més*, ahd. *meas, mias*, ags. *meose* aus *mensa* verloren hat.

⁵⁾ Rudlieb XVI, 28. XI, 19. 26.

die über niedrigen¹⁾ Schragen oder auf Stollen lagen; ihre Füße waren nicht selten kunstreich ausgeschnitten. Seit früher Zeit, im fränkischen Gallien schon seit dem 6. Jahrhundert, wurde bei den reicheren ein Tuch über die Tafel gedeckt (tischfano, tischlachen, tischtuoch; borddûkr)²⁾, das gewöhnlich aus weissem Linnen, auf sehr reichen Tafeln aus weissem oder buntem Seidenstoff bestund; zuweilen war es gestickt und mit Goldborten besetzt³⁾. Auf Bildern des 12. bis 15. Jahrhunderts lassen sich zwei Tischtücher an einer Tafel unterscheiden; das obere, hier und da gelb gestreift, bedeckt nur die Tischplatte, das zweite ist mit Ringen an den Rand angehängt und kunstreich gefältelt; es reicht bis zur Erde⁴⁾. Selbst die einfachen Tischtücher waren nicht selten so lang, dass sich jemand unbemerkt unter ihnen verstecken konnte (Roth. 3850). Unter jedem Sitze stund ein Fusschemel. Servietten waren nicht üblich; dafür wurden vor und nach Tisch Wasser und Handtücher⁵⁾ herumgereicht, welche manchmal kunstreiche Stickerinnen oder Wirkerinnen mit ihrer Arbeit geziert hatten. Auf einem saubern Handtuch wurden zuweilen auch trockene Speisen, z. B. Obst, den Gästen dargeboten (Parz. 244, 17).

Die Ess- und Trinkgeschirre sind in der ältesten Zeit sehr einfach gewesen: irdene Schüsseln, Näpfe, Töpfe und Kannen sorgten für die Nothdurft; freilich sind sie schon in

¹⁾ Parz. 176, 13. Kindh. Jesu 95, 53. Willh. v. Wenden 1294. — Vorauer Ged. 111, 7. Parz. 233, 7.

²⁾ Kindh. 95, 54. Trist. 15805. Wolfd. A. 145. Dietr. Fl. 7644. Roseng. H. 2399. Virgin. 923, 7. Ernst D. 2180. Wigam. 4431. Enikel, Weltkr. 6732. Lohengr. 915. Jüngling 550. — In der Rigsthula wird nur bei den Jarlen des Tischtuchs gedacht, bei den Froien und Leib-eigenen war keines hiernach in Brauch. Altnord. Leben 233.

³⁾ Oswald 3269. Wolfdieter. B. 60 ff. Fornmannas. 3, 177, vgl. auch I, S. 170. 173. Später waren die Tischtücher auch bemalt, Zeitschr. f. d. würtemb. Franken VII, 310.

⁴⁾ Engelhardt, Herrad 96. Desselben Staufenberg 80. Roquefort, Vie privée 3, 163 ff.

⁵⁾ *tuchela, hantfano; twehele, hanttuoch; perra*; mlt. mantile, mappula.

der jüngeren Steinzeit von guter Arbeit und nicht ohne Zierlichkeit der Form, wie die Grabfunde bezeugen. Besonders erwähnt seien die bemalten feinen Schalen aus der jüngeren Hallstädter Periode, die in Schlesien und Posen gefunden wurden (M. Zimmer, Die bemalten Thongefässe Schlesiens. Breslau 1889).

Als ältestes Trinkgefäss diente das Thierhorn. Mit Silber oder anderem Metall beschlagene Büffelhörner (Cäsar, b. gall. VI, 28) haben im Norden wie in Deutschland sich lange erhalten. Auch sind thönerne Nachbildungen in deutschen Gräbern gefunden und gläserne, sehr schön gearbeitete von südlicher Technik aus Deutschland und Skandinavien bekannt¹⁾.

Aus wilder Zeit hat sich auch bis in geschichtliche Perioden bei Helden der Brauch erhalten, den Schädel eines getödteten Feindes als Trinkschale zu benützen. Reiche liessen ihn in Silber oder Gold fassen²⁾.

Auf die Gestalt der Trinkgefässe hat früh die Beute aus griechischen und römischen Landen gewirkt³⁾. Die bronzenen, silbernen und goldenen Gefässe wurden weiter benutzt und gaben die Vorbilder für neue Arbeiten. Der Kelch und der Becher⁴⁾ sind die Grundformen, die schon durch den Namen als entlehnt sich bezeugen. Unter den Bechern⁵⁾ ist eine spitz zulaufende Form ohne Fuss beliebt gewesen; dann auch eine hölzerne aus kleinen Dauben mit Reifen zusammengefügt⁶⁾. Hölzerne Becher waren überhaupt stark im Brauch. Im Rudlieb (V, 12) wird eine Trinkschale von Nussbaum

¹⁾ Altnord. Leben 156. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidn. Vorzeit IV, 10, 59.

²⁾ R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttg. 1878, S. 133 f. Hartland, Legend of Perseus II, 282. Weinhold, Altnord. Leben 156.

³⁾ Für die Wandalen bezeugt durch Procop, b. vand. II, 9. Geschenke silberner Gefässe an deutsche Principes und Gesandte erwähnt Tacit. Germ. 5.

⁴⁾ Becher aus mlt. bicarium.

⁵⁾ Got. stikls, Becher. Ahd. stauf, stouph, mhd. stouf, ags. steap, altn. staup, weist wie stikls auf die spitz zulaufende Gestalt.

⁶⁾ Engelhardt, Herrads hortus 97.

(*patera nucerina*) erwähnt, sonst wissen wir namentlich von ahornen und fichtenen Bechern¹⁾. Kostbarer freilich waren die gläsernen und die aus edlem Metall. Die sächsischen Goldschmiede waren als kunstreiche Verfertiger silberner Becher mit einem Untersatze seit dem 10. und 11. Jahrhundert berühmt, ihre Arbeiten gingen bis Italien. Gläserne Trinkgefässe aus fränkischen Gräbern, aber wohl römischer Herkunft, in verschiedenen Formen sind in Lindenschmits Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit I, 11, 7. IV, 10, 59 abgebildet. An den Hof Kaiser Ottos I. brachten italienische, griechische und sarazénische Gesandtschaften neben goldenen, silbernen und kunstreichen ehernen Gefässen auch gläserne (*vitrea vasa*, Widukind III, 56). In der Ecbasis (10. Jahrh. v. 570. 791) werden gläserne Geschirre (*cristallica vascula*) erwähnt, ebenso von Eckehard IV. in den *Casus S. Galli* c. 13. 113. Aus höfischer Zeit sind bei der Gebrechlichkeit des Glases sehr wenige erhalten.

Im 12. und 13. Jahrhundert werden Köpfe und Schalen als übliche und nach den Dichtern auch sehr kostbare Trinkgefässe genannt: der Kopf ist ein dem Kelch engverwandtes, halbkugelförmiges, auf einem Fuss stehndes Trinkgefäss²⁾. Die Schale ist ein fussloses, flachgewölbtes Geschirr. In beiden Gefässformen ward der Wein bei den grossen Hoffesten den Gästen geschenkt. Der Napf ist eine tiefere Schale; auch er wird im 12. und 13. Jahrhundert nicht selten erwähnt³⁾. Grössere Behälter waren die Kannen, aus denen nur un-

¹⁾ J. Grimm, Kl. Schrift II, 182. *maser* = Becher aus gemasertem Ahornholz: Lexer, Mhd. Wb. I, 2057.

²⁾ Über das etymologische von Kopf (lat. *cupa*, *cuppa*), und über sein Leben Hildebrand im D. Wb. V, 1744—1747.

³⁾ Zu *kopf*, *napf*, *schale* die Belege in Beneckes Mhd. Wb. und bei Lexer. — In den Trierer Glossen (Hoffmann, Ahd. Gl. 15 f.) sind folgende Worte für Trinkgefässe zusammengestellt: *pecher cyathus. urzil orca. coph scyphus. chelih calix. stouph potolicula. cruoc amphora. lagella lagena. flasgun flascones. congela curuca. tunna cuofa cupa. butin dolium. buoterich uter*. — Schöne hölzerne, mit Zinnstiften beschlagene Näpfe sind aus der älteren Bronzezeit erhalten: Worsaae, Sleswigs Oldtidsminder 33.

mässige Zecher tranken; im übrigen goss man aus ihnen den Bedarf in die Köpfe und Schalen ¹⁾).

Auf den Köpfen und den Kannen sassen, nach den Miniaturen zu urtheilen, nicht selten Deckel; auch kommen an den Köpfen Henkel vor.

Die Speisen wurden in Schüsseln verschiedener Grösse aufgetragen. Irdene und hölzerne dienten für den gewöhnlichen Gebrauch und im ärmeren Hause; metallene, mannigfach verzierte im reichen. Nach den Rígsnál (30) setzt Modir, die Ahne der Edlen, auf das gestickte, weissleinene Tisch-tuch silbergeschmückte Schüsseln. Silberne, vergoldete und goldene machten einen Theil des Vermögens reicher Leute aus. Späterhin wurden zinnerne Schüsseln im bürgerlichen Hause beliebt. Die gemalte Schüssel, die in einem unechten Neithartsliede (MSH. III, 310^a) erwähnt wird, ist wohl eine bemalte Holzschüssel. Neben den gewöhnlichen runden oder ovalen Schüsseln kamen zuweilen auch eckige vor.

Kleine Schüsseln scheinen nach dem Rudlieb (XI, 19) und französischen Gedichten des 13. Jahrhunderts ²⁾ unsere Teller mitunter vertreten zu haben, die erst allmählich aufkamen. Dafür diente eine Scheibe Brot, auf welche die Speisen gelegt ³⁾ und zerschnitten wurden. Kleine Bretchen mögen die hölzernen Teller, die noch heute in Küchen üblich sind, vermittelt und dann zu den irdenen und zinnernen geführt haben ⁴⁾.

Auf den Tisch gehörte noch das Salzfass und das Pfefferbüchsen. An dem Salzfass haben die Künstler später ihre Erfindungsgabe gezeigt. Gewöhnlich aber war es ein einfaches Zinnäpfchen, bei Reichen natürlich von edlem Metall.

¹⁾ Bronzene Kannen und Krüge aus merowingischer Zeit abgebildet in Lindenschmits Alterthümer unserer heidn. Vorzeit IV, 10. 58.

²⁾ A. Schultz, Höf. Leben 1², 370.

³⁾ Engelhardt, Herrad 97.

⁴⁾ Das Wort Teller (aus ital. tagliare. frz. tailler) kommt zuerst Ende des 13. Jahrh. im Gedicht Die Erlösung 4178 vor.

Löffel und Gabeln zählten auf den Tafeln des Mittelalters zu den Seltenheiten¹⁾; auch Messer wurden nicht für jeden Tischgast hingelegt, sondern die Gesellschaft begnügte sich mit einer geringeren Zahl. Unter den Geschenken, welche Bonifazens Nachfolger Lullus aus England erhielt, erscheinen mehrmals Messer, ein Beweis, dass es in Deutschland an ihnen fehlte oder dass man die englischen schon damals für besser hielt. Auf einem Bilde des 12. Jahrhunderts (Herrads hortus taf. 4) sieht man zu vier Personen zwei Messer und zwei Gabeln. Die Gabeln sehen wie Zangen aus und die Messer haben zuweilen oben die Gestalt eines Hakens und werden nach dem Heft zu schmaler. Im allgemeinen aber liefen die Messer oben spitz zu; so kommen sie auch allgemein in den Gräbern des nordischen Eisenalters vor²⁾.

Die ursprüngliche Einfachheit der germanischen Wohnungsverhältnisse zeigt sich namentlich in Bezug auf das Schlafen. Der Hausraum, der für die häusliche Arbeit, für die geselligen Zusammenkünfte, für Essen und Trinken diente, genügte auch in alter Zeit zur Schlafstätte; beide Geschlechter, Herren und Knechte, lebten und schliefen in demselben Raum. Wenn die Nacht kam, ward auf den Estrich des Saales Stroh gestreut und jeder legte sich vor die Bank dahin, wo er gegessen hatte. Oder, was namentlich in Skandinavien bis in

¹⁾ Auf den Bildern in Herrads hortus deliciarum (12. Jahrh.) sieht man nirgends Löffel, auf Bildern von 1430–1440 fehlen Löffel und Gabeln (Engelhardt, Staufenberg 80). Vgl. Roquefort, Vie privée 3, 197. 258. van Wyn, Avondstonden 2. 73. Die Speisen wurden mit den Messern aus der Schüssel genommen (Priscus, p. 45) und mit den Fingern zum Munde geführt. Petrus Damiani (Op. 50. c. 11. Oper. ed. Cajotanus, S. 726) erwähnt es als vornehme Ziererei der Gemahlin des Dogen von Venedig, dass dieselbe sich die Speisen von den Dienern klein schneiden liess und mit goldenen, zweizinkigen Gabeln zum Munde führte.

²⁾ Die Messer der Bronzezeit sind an der Spitze zuweilen halbrund, die Klinge auch nicht selten halbmondförmig. Letztere kommen auf Bornholm wesentlich in Männergräbern vor. Ganz bronzene Messer gehörten vorzüglich den Frauen (Vedel, in den Aarbøger 1878, S. 82). Die Messer wurden mit Lederriemen zum Schutze umwickelt, später in besonderen Scheiden getragen.

neuere Zeit das gewöhnliche war¹⁾, die Hausgenossen legten sich auf die Wandbänke, der Hausherr mit seiner Frau auf ihren Hochsitz. Ein Fell, ein Mantel waren die Zudecken. Vornehmeren Gästen wurde auf einem Tisch das Nachtlager zugewiesen. Das hat in Dänemark, Norwegen und Schweden im wesentlichen bis in das 16. Jahrhundert gegolten und ist in Schweden noch zu finden²⁾. In Dänemark kamen dafür die in den friesischen Gegenden Hollands und Deutschlands üblichen Wandkojen als Schlafstätten auf, die *lokhvilur*, die auf Island schon weit früher sich finden. Bettstellen, einschläferige oder zweischläferige, haben übrigens in den Häusern der reicheren Bauern auf Norwegen und Island schon in der Sagazeit das Lager ganz in Art deutscher Lebenssitte und Einrichtung enthalten.

Beachtenswerth ist, dass sich noch in einem höfischen Gedicht, dem Tristan Gottfrieds von Strassburg, eine Spur jenes alten gemeinsamen Schlafens findet; das Königspaar liegt dort mit dem nächsten Hofstaate zu Nacht in demselben Gemache (Trist. 15135)³⁾. Gewöhnlich aber waren in den höfischen Kreisen die Schlafzimmer der Geschlechter getrennt; der Herr schlief in Mitte seiner Diener, die Frau unter ihren Weibern und Mädchen⁴⁾. Seltener ist es, dass sie ohne diese allein lagen⁵⁾.

Zur Vermeidung von Ungehörigkeiten brannten Nachtlichter⁶⁾, wenn es auch nicht immer und überall geschah.

¹⁾ A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 3, 498. Lund, Tägliche Leben in Skandinavien, S. 26 f. — Mein Altnordl. Leben 233 f.

²⁾ In Deutschland hat die Ofenbank *lango* als gesuchter Schlafplatz gedient, die in manchen Gegenden auch breiter als andere Bänke ist, die *Bruck* bayrisch genannt (mhd. *diu brugge*; Schmeller, Bayr. Wb. 1², 347). Die *Bruck* befindet sich z. B. in Tirol zuweilen auch auf dem gemauerten breiten Ofen und dient namentlich Gästen als Liegerstatt.

³⁾ Ebenso liegen nach dem Roman van Walewein 11013 f. Walewein, Ysabele und der Prinz von Ysike in demselben Raume.

⁴⁾ Die nord. Mythe erzählt, wie die Göttin Freyja inmitten ihrer Frauen schläft, Fornald. sög. 1, 393.

⁵⁾ Eneide 1339. 1435. Konrad, Tr. Kr. 8446.

⁶⁾ Trist. 13511. 13591. Lanzel. 853. 892. Craon 1511.

Männer und Frauen lagen im Norden abgesondert¹⁾ in den grösseren Schlafräumen.

Das einzelne Bett war zunächst ein aus Bretern (Laden)²⁾ oder aus Stäben gefertigtes, länglich viereckiges Gestell, gleich unsern Bettstellen; zwischen den Langbretern waren Seile oder Gurte gespannt (daher *spannbette*), auf denen Stroh, Matrazen und die Pfühle und Decken gelagert waren. Die Bettstelle war beweglich und daher zuweilen mit Rädern oder Kugeln (*sphæris seu globis, instar rotularum*, Du Cange) unter den Stollen oder Pfosten versehen. Am Kopfende war sie etwas höher.

Schon in der Zeit der sächsischen Kaiser liebten die Reichen üppige Betten³⁾, und selbst Mönche wollten nicht gern ohne leinene Betttücher, also gegen die Ordensregel, liegen, während sich der h. Bischof von Augsburg, Ulrich, trotzdem er von edelster Abkunft war, mit einer Strohmatten als Unterlage und einem Mantel oder Teppich als Decke begnügte. Andere lagen gar nur auf einer Bank, höchstens ein kleines Kopfkissen als Stütze des Kopfes.

Weltliche reiche Leute lagen bequemer. Schon im 10. Jahrhundert werden gesteppte Matrazen und Federbetten (*plumatica, pflumite*) mit Linnentüchern darüber als Unterlage, dann Wangen- oder Kopfkissen, zuweilen mit Seide bezogen, dann warme Decken⁴⁾ als Theile des Schlafagers genannt. Die unterste Lage bildete wohl immer Stroh⁵⁾. Bettvorhänge von kostbaren Stoffen fehlten nicht, und vor dem Lager stand ein Schemel und eine kleine Sitzbank, die

¹⁾ Fornmannas. 5, 338. 9, 476. Engelstoft, S. 55.

²⁾ In der Pfälzer Hs. des Rolandliedes (Bild 13) liegt K. Karl in einem niedrigen Bettkasten. Bettstellen des 10. Jahrh. bei v. Hefner, Trachten I. Taf. 52, des 13. Jahrh. Taf. 40.

³⁾ J. Sass, Zur Cultur- und Sittengeschichte der sächsischen Kaiserzeit, Berlin 1892, S. 8 f.

⁴⁾ In Veldekes Eneide 1276 werden für ein Bett zwei Decken gegeben, eine sammtene, mit feinem Pelzwerk (*vederen*) gefütterte, und eine weiche, starke Ledordecke.

⁵⁾ So selbst bei dem reichen Bett, das Eneide 1270 ff. beschrieben wird.

mit Polstern oder Tüchern belegt war. Ein Teppich lag davor. Ganz in gleicher Art waren die reichen Betten der höfischen Zeit ausgestattet. Die Schlafkammern, die den köstlichen Betten entsprechend noch mit Wandbehängen und anderm Luxus versehen waren (in Hartmanns Erek 8593 ff. ist ein solches Gemach beschrieben), brauchten mit modernen Einrichtungen die Vergleichung nicht zu scheuen¹⁾.

Natürlich konnten nur die reichsten solche Üppigkeit sich gewähren, und manches in den dichterischen Beschreibungen in deutschen und französischen Epen, so die elfenbeinernen Bettstollen, wird wohl nur in der Phantasie bestanden haben. Im 14. und 15. Jahrhundert ging der Wohlstand zunächst zurück und damit die Pracht.

Statt der kostbaren Seiden- und goldgestickten Purpurdecken wird auch früher ein einfacher Kotzen oder ein geringes Fell die Schläfer bedeckt haben, ganz wie im 8. Jahrhundert, wo in den Briefen des h. Bonifaz öfter Ziegenfelle als Bett- und Fussdecken erwähnt werden (Epist. 37. 39 u. ö.).

Die Betten dienten übrigens auch als Sitze und vertraten unsere Sophas, Divans u. dgl. In diesem Falle waren sie nicht so vollständig wie die Schlafbetten, denn der Pfuhl, das Kopfkissen und die obere Decke fehlten. Allein die unteren Schichten waren dieselben und auch die Belegung mit einem Teppich blieb; lagen sie an der Wand, so kam noch ein Rücklachen hinzu. Entweder befanden sich auch diese Betten auf Gestellen, oder sie wurden über Decken an die Erde gelegt. Zuweilen stand ein Schirmbret davor, um die darauf sitzenden nöthigenfalls zu verstecken, oder auch, wenn es Abend war, gegen den Lichterglanz zu schützen (Krone 8321).

Zur Aufbewahrung der Kleider und zugleich als Vorrathskammern für die Gewandstoffe dienten besondere Ge-

¹⁾ Zu der Betteinrichtung vgl. den Artikel *bette* in Benecke-Müllers Mhd. Wb. 1, 109 ff. (dazu etwa noch Eneide 1270—1285. Meleranz 619—636). Weiss, Kostümkunde 819. 824. Herrads hortus (Engelhardt), S. 100, Taf. 5. A. Schultz, Höf. Leben 1², 85—89. 102. Deutsches Leben 107 f. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg, S. 80.

mächer. Die Kleider waren in ihnen entweder auf Pflöcken oder auf Stangen¹⁾ aufgehängt. Sehr gewöhnlich war es, sie zusammenzufalten²⁾, mit Schnüren zu umwinden und in Kisten oder Schreinen zu verwahren. Die Schreine dienten auch zur Bewahrung der etwaigen Schmucksachen, und ebenso wurden die Gebetbücher in sie gelegt (MSH. 2, 158^a). Auch in Fässern wurden Kleider verwahrt (MSH. 2, 77^b). In der isländischen Laxdoela (c. 43, 24) wird berichtet, wie eine Frau ein golddurchwobenes weisses Kopftuch (motr), und wahrscheinlich noch andern Putz in einem Methkrüge aufbewahrt hat.

Die Gestalt der Kisten oder Truhen oder Laden war die länglich viereckige, die sich bis heute an ihnen unter der ländlichen Bevölkerung erhalten hat. In späterer Zeit wurden diese Truhen, welche Wäsche, Kleider und andere Dinge aufnahmen, mit Schnitzerei und guter Schmiedearbeit ausgestattet.

Zur Aufbewahrung des Schmuckes verwandten reiche Frauen zierliche, kleine Kästchen mit schönem Elfenbeinbildwerk³⁾, oder auch aus Holz mit Erzbeschlägen⁴⁾. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden auch von Limoges aus derartige

¹⁾ *ir frowen, die dô gewandes über einander legent, daz ez erfület und daz reht diu stange nider bræsten möhte* Berth. Pr. II, 30. 25. *sô wil sîn wîp zehen mentel an der stang* Teichner A. 176^b.

²⁾ *in der valde ligen* MSH. III, 227^a. *in valden behalden* Trist. 12829. Holmbr. 166. *ûz der valde nemen* Nib. 262, 4. *suochen* Nib. 1210, 2.

³⁾ Dieselben gehören zu den schönsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Kleinkunst. Vgl. u. a. v. d. Hagen, Bilder aus dem Ritterleben, nach alten Elfenbeinbildern, in den Abhandl. der Berliner Akad. 1854 und desselben Bildersaal altd. Dichter, S. 47–81 f. 86. Worsaae, Afbildninger no. 420. v. Hefner-Alteneck II, Taf. 113–114. Boloz Antoniewicz, Über die Schnitzereien an den Elfenbeinkästchen in der Schatzkammer der Krakauer Kathedrale, Krakau 1885 (polnisch); derselbe: Ikonographisches zu Chrestiens de Troyes (Roman. Forschungen V. 1).

⁴⁾ Abbildungen eines solchen aus dem Germ. Museum in den Mittheilungen desselben I, 1 (1886).

Kästchen mit Emaillefiguren verbreitet¹⁾. Diese durch Stil und Gegenstand der bildlichen Darstellungen der höfischen Zeit zugehörigen Kästchen sind nur die Fortsetzungen der frühmittelalterlichen, die, mit Elfenbein und Beinplatten belegt, Nachbildungen antiker Vorbilder zeigen, und theilweise italienischen oder byzantinischen Ursprunges sind. Kirchenschätze und weltliche Sammlungen besitzen noch viel davon.

Wie viel Reichthum auch im einzelnen bei der häuslichen Einrichtung des Mittelalters angebracht sein mochte, sie stand doch in der Fülle nützlicher Sachen und an Bequemlichkeit hinter unserer heutigen Gewohnheit sehr zurück, und wohl allen Kindern der Gegenwart möchte es in einem mittelalterlichen Hause auf die Länge nicht gefallen. Die Landleute haben in ihrer Häuslichkeit viel altes ererbt und treu bewahrt; da ist nichts unnützes und überflüssiges, es ist alles auf handfesten Gebrauch berechnet. Das kann an den Grundzug erinnern, welcher durch die Häuser unserer Voreltern gegangen ist.

¹⁾ In Frauengräbern auf fränkischem und schwäbischem Boden aus merovingischer und karlingischer Zeit haben sich Reste von Schmuckkästchen gefunden. Die Beschläge von dünnem Erzbleche sind mit eingedrehten Kreisen und punzirten Linien und Sternverzierungen reich ausgestattet, vgl. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. II. Heft 9, Taf. 6.



Neunter Abschnitt.

Das gesellige Leben.

Wir haben in den vorausgehenden Theilen dieses Buches die Stellung des germanischen Weibes von sehr verschiedenen Seiten bereits betrachtet. Wie es in religiöser Verklärung erschien, welche Bedeutung es in den heiligen Gebräuchen hatte, wie es von der Kindheit bis zum Witwenstande lebte, wie Sitte und Recht über sein Leben schaltete, welche Häuslichkeit es umfing, darüber liegen die Mittheilungen nun vor uns. Aber über noch einiges haben wir dem Frager zu antworten. Zu den ernsten und den nothwendigen Ansprüchen des Lebens treten heitere und leichtere: in den Ährenkranz windet der Schnitter blaue Cyanen und rothen Mohn zum Feste. Das gesellige Leben, so weit die Frauen an ihm betheiligt waren, verlangt jetzt unsere Aufmerksamkeit.

Tacitus hat in seiner *Germania* (cap. 22) erzählt, wie die Deutschen im Frieden ihre Tage zubrachten. Nach langem Schläfe erheben sich die Männer, nehmen sofort ein Bad, das wegen des langen Winters gewöhnlich warm ist, und halten dann eine Mahlzeit. Hierauf gehn sie, stets bewaffnet, an ihre etwaigen Geschäfte oder versammeln sich zu einem Trinkgelage, bei dem auch über Familien- und Staatssachen und über die Schlichtung von Streitigkeiten verhandelt wird. Das Trinken setzen sie oft bis in die Nacht fort. — Die Frauen stehn bei diesem Leben im Hintergrunde; sie finden hier höchstens eine Stelle als untergeordnete Theilnehmerinnen und als Dienerinnen. Aus dem Hause heraus werden sie nur bei den gottesdienstlichen Festen getreten sein, die sich durch den Jahreslauf hindurch zogen. So blieb es viele Jahr-

hunderte nach Tacitus und änderte sich im Grunde erst durch die Umgestaltung des geselligen Lebens, die im 12. Jahrhundert durchgeführt ward. —

Das Baden, das der Römer erwähnt, hat eine bedeutende Stelle in der Tageslust der Germanen gehabt. Es galt für eine wahre Freude und Wohlthat des Leibes. Cäsar (b. gall. IV, 1. VI, 21) weiss, wie sie fleissig in ihren Flüssen baden. Plutarch erzählt im Leben des Marius (c. 19), dass die Teutonen und Ambronon sich mit Wonne in den warmen Quellen von Aquae Sextiae badeten, und dass diese Bade- freude ihnen beim Angriff der Römer verderblich ward. Unter den Gründen der Abneigung gegen das Wohnen in Städten gaben die von Marc Aurel in solche enge Orte verpflanzten Markomannen und Quaden an, dass sie darin auch auf das Baden verzichten müssten (Dio Cass. LXXI, 20).

In den Flüssen und im Meere haben die germanischen Männer sich nicht bloss die Glieder erfrischt, sondern sich auch zu tüchtigen Schwimmern¹⁾ und Tauchern gebildet. Die angelsächsischen Lieder und die nordischen Sagas erzählen Wunderdinge von Wett- und Meisterstücken darin²⁾. Das Baden im Freien gehörte zur leiblichen Nothdurft und hat sich im Landvolke bei beiden Geschlechtern fortgesetzt, bis die Sitten- polizei einschritt, „weilen das Baden der jungen Menscher und Buben sommerszeit sehr ärgerlich und viel schlimbes nach sich ziehet“, wie Abt Gregorius von Melk 1697 den 18. Jänner dem Pantaiding vom Markt Weikendorf im March- felde zufügte³⁾.

Neben dem kalten Baden ging das warme nebenher, von dem schon Tacitus (Germ. 22) erzählt. Natürlich geschah es im Hause in Kufen oder Wannen, oder in besonderen Badestuben, d. i. in kleinen Nebenhäuschen, die es wenig- stens schon in dem bayrischen und alemannischen Hofe dafür zur Zeit der Abfassung der Volksrechte gab. Die römischen

¹⁾ Pompon. Mela III. 3. Tacit. hist. 4, 12. 18. 5, 14. Herodian VII, 2. Ammian. Marc. XVI, 12.

²⁾ Mein Altnord. Leben 311 f.

³⁾ Kaltenbäck, Pantaidingbücher 1, 98. 104.

Bäder, mochten es künstliche oder, natürlich warme sein, wurden von den germanischen Eroberern gern benutzt. Baden galt für den mittelalterlichen Menschen als Nothdurft des Lebens¹⁾, daher ward auch die Enthaltung vom Bade als kirchliche Pönitz aufgelegt.

Wie die Klöster, so hatten fast alle grösseren Wohnungen im Mittelalter ihre Badestube und selbst in den meisten kleineren Häusern fanden sich wenigstens Badekufen, in denen leicht das einfache Wasserbad genommen werden konnte²⁾. Es war fast das erste, das man dem Gastfreunde erwies, ihm ein Bad zu bereiten; die Sorge für diese Erquickung gehörte zu den willkommensten Aufmerksamkeiten. Als der junge Hagen von Irland nach der Dichtung glücklich von der Greifeninsel heimgekehrt ist, vergisst er unter dem freundlichen, das er seinen drei Schicksalsgefährtinnen fort und fort erweist, des täglichen Bades nicht (Gudr. 162). Als Gudrun, ihrer Befreiung gewiss, sich bereit erklärt, Hartmuts Gemahl zu werden, verlangt sie nach ihren Mädchen, die gleich ihr in harter Dienstbarkeit gehalten worden waren. Als erste Erquickung und Freundlichkeit wird ihnen allen ein Bad bereitet (Gudr. 1301 ff.). Gelöste Gefangene, heimkehrende, aus der heissen Schlacht oder dem ritterlichen Kampfe kommende erhielten ein Bad als liebste und wohlthuendste Erfrischung.

In der höfischen Zeit war es Sitte, dass ritterliche Herren im Bade von Jungfräulein bedient wurden. Der junge Parzival findet nach der ersten Nacht auf der Burg des Fürsten Gur-

¹⁾ Hauptarbeit darüber ist die von Zappert, Über das Badewesen mittelalt. und späterer Zeit, im Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen XXI, 1—166. Vgl. auch E. Martin, Einleitung zur Badenfahrt von Th. Murner. Strassb. 1887. A. Schultz, Höf. Leben 1², 224 ff. Deutsches Leben 68 ff.

²⁾ Die besonderen kleinen Badehäuser, Badestuben, waren in Deutschland, wie in Skandinavien und auf Island üblich. In Oberbayern heisst Badstube ein zum Hofe gehöriges Nebenhäuschen, das jetzt zum Flachsdörren oder als Tagelöhnerwohnung dient (Schmeller, Bayr. Wb. I², 209); auf Island badstofa der Wohn- und Schlafraum: Meine Zeitschr. für Volkskunde VI, 236.

nemanz ein Bad am Ende seines Betteppichs bereitet. Das Wasser ist mit Rosen bestreut¹⁾. Liebliche, schön gekleidete Mädchen kommen an seine Kufe und zwagen und streichen ihn mit ihren linden Händen. Sie bieten ihm dann das Badelaken, aber er schämt sich in seiner tumpheit, es vor ihnen umzunehmen, und sie müssen ihn verlassen (Parz. 166, 21 ff.)²⁾. In der Manessischen Liederhandschrift finden wir ein Badebild, es steht vor den Liedern Herrn Jacobs von Warte³⁾. Der Ritter sitzt ganz nackt in einer Wanne, die zu Kopf und Füßen eine Lehne hat, also zweisitzig ist. Seine Brust und das Wasser sind mit Blumen bestreut. Ein Jungfräulein will ihm einen Kranz aufsetzen, ein anderes credenzt ihm den Becher. Neben seinem Kopf kniet eine Frau, die einen Hut trägt; zu Füßen der Wanne hängt der Kessel mit dem warmen Wasser über dem Feuer, das ein Badeweib mit dem Blasebalg anfacht.

Die zweisitzigen Wannen wurden nicht selten von Personen verschiedenen Geschlechtes benutzt. Leichtfertige Frauen vergassen bei ihren Freuden mit dem Liebhaber niemals des gemeinsamen Bades⁴⁾.

Ausser den häuslichen Bädern gab es die öffentlichen Badestuben, welche in Deutschland, England und Skandinavien⁵⁾ von früher Zeit durch das ganze Mittelalter in grosser Blüte stunden und erst durch die grossen Epidemien, die im 16. Jahrhundert wiederholt Europa überzogen, in Abnahme

¹⁾ Rosen oder andere duftende Blumen, ebenso aromatisches Gewürz wurden dem Badewasser oft zugegeben, vgl. u. a. Enikel, Weltkr. 7245. Rosen auf die Diele gestreut: Ulrichs Frauend. 228, 30.

²⁾ Der Ploier hat in seinem Tandarois 13399 ff. 13439 diese Scene copirt. Die Schämigkeit des Mannes wird auch Wolfdieter. D. 1386 erwähnt.

³⁾ v. d. Hagen, Bildersaal altdeutscher Dichter, Taf. XI.

⁴⁾ Roman de la Rose 10133 und viele Fableaux. In Deutschland ging es nicht anders zu. Stiche und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrh. stellen solche Vergnügungen dar, so in den Planetarien die Bilder zum Planeten Venus.

⁵⁾ Mein Altnord. Leben 393. Lund, Leben in Skandinavien im 16. Jahrh. 222 f. Heyne, Halle Heorot 29. Zappert a. a. O. 27 ff.

kamen. Jede Stadt, jedes Dorf hatte wenigstens seit dem 13. und 14. Jahrhundert seine öffentliche Badestube oder nach Bedarf deren mehrere¹⁾. Den Städten wurde die Erlaubniss dazu landesherrlich verliehen; Badestuben wurden zu Erblehen gegeben, denn sie brachten Geld; die öffentlichen Bäder genossen des gemeinen Frieden. Fromme Seelen stifteten zum Heil ihrer Seelen Bäder (Seelbäder) für die Armen und Kranken²⁾. Wer sich einmal als Wohlthäter zeigen wollte, gab ein Freibad. Bei Hochzeiten war ein gemeinsames Bad der Gäste mit dem Brautpaare ein Theil der Festlichkeit³⁾. „Wiltu ein Tag froelich sein? geh ins Bad. Wiltu ein Wochen froelich sein? lass zur Ader. Wiltu ein Monat froelich sein? schlacht ein Schwein. Wiltu ein Jahr froelich sein? nimm ein jung weib“, heisst es in spruchmässiger Fassung⁴⁾.

Die Bäder waren theils Wasserbäder in Wannen oder Kufen, theils Schwitzbäder. Letztere waren sehr beliebt, sie dauern in den russischen Dampfbädern fort. Sie wurden entweder durch erhitzte trockene Luft und Übergiessungen der Körper hergestellt, oder durch heisse Dämpfe, welche durch Aufgiessen auf heisse Steine erzeugt wurden. Wie es zuing, wird uns in dem dritten sogenannten Helblingbüchlein, das in Österreich gegen Ende des 13. Jahrhunderts gedichtet ist, geschildert⁵⁾. Wenn der Bader durch Hornstösse auf den Strassen das Zeichen gegeben hatte, dass alles bereit sei, schlichen die Badelustigen im luftigsten Gewande (mit niugebürstem här barfüeze âne gürtel) zu seiner Stube. Dort legten sie die wenigen Hüllen ab und traten höchstens mit einem Schurze bekleidet in die heisse Badestube, wo sie das Badevolk in Empfang nahm. Der Wirt bot ihnen das Badequast, den Laubbüschel⁶⁾, mit

¹⁾ Nachweisungen bei Zappert, S. 28 ff.

²⁾ Schmeller, Bayr. Wb. II², 256. Zappert 51 f.

³⁾ Vgl. I, 337. Zappert, S. 18, 47.

⁴⁾ Schertz mit der Warheyte. Frankf. 1501.

⁵⁾ Haupt, Z. f. d. A. IV, 83—91. Seemüllers Ausg. 115—128.

⁶⁾ Über die Queste (Quast) oder den Wadel M. Haupt in seiner Zeitschr. XI, 50 f. — Das Schlagen mit der Queste sieht man auf den Schnitten A. Dürers, Behams u. a., welche Frauenbäder in einfachster Einrichtung darstellen.

dem sie ihren Körper selbst schlugen. Nachdem sie an Rücken, Armen und Beinen mit lauem Wasser bestrichen waren, wurden sie am ganzen Leibe begossen und von den Weibern, welche in der Badestube die Dienste thaten, gerieben und geknetet. Zuletzt that der Scherer was seines Amtes war und schlichtete und schnitt den gebadeten Bart und Haar¹⁾. In manchen Badestuben war auch für Betten gesorgt, auf denen sich der Badegast pflegen konnte, und die Baderinnen leisteten ihm gerne Gesellschaft²⁾. Der Tannhäuser klagt in einem seiner Lieder, wie stark sein Beutel durch schöne Weiber, leckeres Frühstück und zweimaliges Baden in der Woche angegriffen werde (MSH. 2, 96*).

Aber nicht bloss wegen der Badedienerinnen und wegen Kuppeleien bekamen³⁾ die Badestuben einen übeln Ruf, sie galten bei sittenstrengen Menschen auch wegen des häufigen Zusammenbadens von Männern und Weibern für Stätten der Unsittlichkeit. Das war eine alte, in allen Ländern gepflogene Gewohnheit, gegen welche die Kirche früh einschritt. Für Deutschland erliess schon Bonifaz 745 (statut. 22) das Verbot dawider, dass Männer und Weiber gemeinschaftlich das Bad besuchten, und in den Beichtspiegeln und Bussordnungen ward auch diese Sünde gebührend berücksichtigt⁴⁾.

In den öffentlichen Badestuben aber und ganz besonders in den natürlichen warmen Heilbädern, z. B. in dem schwei-

¹⁾ Über das Waschen des Kopfes Zappert a. a. O. 113.

²⁾ Die Freuden in den Erfurter Badestuben, die um 1280 zahlreich in der blühenden Stadt waren, schildert der Cleriker Nicolaus von Bibera in seinem Carmen satyricum 1869 ff. Auch das unechte Neithartlied MSH. 3, 310* beleuchtet das Badetreiben. — Belehrend sind auch die Bilder der sogen. Wenzelbibel (Ende des 14. Jahrh.) auf der Wiener Hofbibliothek; gute Copien bei W. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Braunschweig 1891, zu Sp. 295 f.

³⁾ In des Teufels Netz (um 1420 gedichtet) heisst es v. 10277 ff.: *der bader und sin gesind gern huoren und buoben sind (daz sich wol dick empfind), dieb lieger und kupplêr und wissend alle fremde maer. Och kunnen si wol schaffen mit laigen und mit phaffen, die ir uppikeit wend trîben, kunnen die fröulîn zuo in schîben.*

⁴⁾ Wasserschlehen, Bussordnungen, S. 383. 429. 655.

zerischen Baden und in Wiesbaden (für letzteres Henricus de Hassia de cursu mundi c. 5, vgl. John Meier in der Zeitschr. f. deutsche Philol. XXIV, 395), dauerte das gemeinschaftliche Baden unangefochten von der öffentlichen Meinung und der Sittenpolizei fort, bis im 15. und 16. Jahrhundert dieselbe dagegen einzuschreiten begann¹⁾. Ganz verschwunden ist der Brauch aber noch jetzt nicht, wenn er auch durch die Badekleider gemildert ist, die in den früheren Jahrhunderten nicht beliebt wurden²⁾. In Schlesien haben bis in das 19. Jahrhundert Männer und Frauen in Landeck und in Warmbrunn gemeinschaftlich gebadet, und in den österreichischen und steirischen warmen Heilquellen geschah es noch vor nicht langer Zeit. —

Zu den ältesten Beschäftigungen des germanischen Mannes gehörte die Jagd, die zugleich einen erheblichen Theil der Nahrung und Kleidung und werthvolle Waaren für den Handel mit fremden Völkern gewann. Die Stellung der Jagd im Leben der Deutschen ist von Cäsar³⁾ weit richtiger als von Tacitus dargestellt, der übrigens bei seinen Worten⁴⁾ nicht die Männer des ganzen Volkes vor Augen hatte.

Man unterschied die Jagd auf vierfüßige Thiere (tiorweida) und die auf Vögel (vogilweida). Beide wurden leidenschaftlich im Norden wie im Süden gepflegt und auch die Frauen nahmen oft daran Theil, namentlich die aus reichen Geschlechtern, welche dazu Zeit hatten. Unter den Göttinnen erscheint Skadi als die Vertreterin der jagdlustigen Frauen. Skadi wird als rüstige Jägerin und Schlittschuhläuferin gerühmt. Wäre solches Leben den nordgermanischen Weibern nicht vertraut gewesen, so würde man es nicht einer Göttin

¹⁾ Nachweisungen bei Zappert a. a. O. 82 f. 136. Ob das viel geholfen hat, sei dahingestellt. Die Zeichner und Maler haben noch in dem 16. Jahrh. solche gemeinsame Bäder gern dargestellt. Einige Copien bei A. Schultz, Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jahrh. zu S. 68 f.

²⁾ Zappert a. a. O. 76.

³⁾ B. gall. IV, 1. VI, 21. 28.

⁴⁾ Quotiens bella non ineunt, non multum venatibus plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. German. 15.

angedichtet haben. Sie wussten den Bogen und den Jagdspieß zu führen. In den geschichtlichen Quellen treffen wir die Frauen wenigstens als Zuschauerinnen und Wirtinnen der Jagd. Paul Warnefrieds Sohn (V, 37) erzählt, wie Ermelind ihren Gemahl, den Langobardenkönig Kunibert, auf der Jagd begleitete, und Angilbert und Ermoldus Nigellus schildern uns die Jagdzüge Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen, wie sie in prächtigem Aufzug von der Gattin und den Töchtern begleitet zum Weidwerke reiten und im Waldesgrün von den Frauen besorgt und gepflegt ein fröhliches Mahl halten ¹⁾).

Noch im nationalen und im höfischen Epos wird dieser Theilnahme der Frauen an den Jagdzügen in den Wald gedacht ²⁾, die sich mitunter zu Hoffestlichkeiten gestalteten. Im Erekroman wird erzählt, dass König Guivreiz in seinem Bannforst mitten in einem Teiche ein Jagdhaus erbaut hat. Der Forst ist in drei Theile geschieden: der eine hegt Rothwild, der andere Schwarzwild, der dritte Füchse, Hasen und anderes niederes Wild. Bei der Jagd werden die Thiere durch Hunde in den Teich und nach dem Hause getrieben, wo sie abgeschossen werden. Guivreiz und die Frauen sehen von den Zinnen dieser Weidlust zu (Erek 7124 ff.). In der Regel freilich gingen die Männer allein auf die Jagd und die Frauen sassen einsam zu Hause. Manche hatte Grund, über das Weidwerk zu klagen, über dem sie selbst vernachlässigt und vergessen ward (Lichtenstein, Frauenbuch, S. 607 f. Lachmann). An den Höfen hat sich aber die Theilnahme der Frauen an der Jagd selbst in wirklicher weidmännischer Thätigkeit bis in die neue Zeit erhalten. Ich will nur vom Ende des 16. Jahrhunderts der Herzogin Maria von Bayern, Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steiermark und Mutter des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. gedenken, die eine leidenschaftliche Jägerin war ³⁾).

¹⁾ Angilb. III, 299 (Pertz, Scr. II, 398). Ermold. Nig. IV, 535 (ebd. 511).

²⁾ Wolfdiet. B. 388. Heinr. Trist. 4345 ff. Meleranz 2057.

³⁾ Hurter, Ferdinand der zweite 2, 358 f.

Als Liebhaberinnen einer besonders vornehmen Jagd, der Falkenjagd, haben sich freilich auch noch andere deutsche vornehme Frauen des 16. Jahrhunderts berühmt gemacht: so die Königin Maria von Ungarn, die Landgräfin Anna von Hessen, die verwitwete Markgräfin Anna von Brandenburg ¹⁾. Bekannt ist, dass Kaiser Maximilians I. beide Gemahlinnen, Maria von Burgund und Blanca Sforza bei der Reigerbeize durch den Sturz vom Pferde zu Tode kamen.

Die Jagd durch abgerichtete Stossvögel (Habichte, Sperber oder Falken) auf Reiher und andere Vögel ist bei den germanischen Völkern sehr alt. Die Goten scheinen sie gleich den Kelten von den Thrakern gelernt zu haben, bei denen sie Aristoteles erwähnt. In Deutschland wurden treffliche Beizvögel gezüchtet. Die Könige Ethelbert von Kent und Ethelbald von Mercia schreiben an den h. Bonifaz, er möge ihnen deutsche Falken und Habichte schicken (Bonif. c. 55. 84). Aus den Volksrechten erkennen wir den Werth, der auf diese Thiere gelegt ward ²⁾. Die Jagd damit galt für besonders edel. In Norwegen wurden die Falken Königseigen. In nordischer und deutscher Poesie ist der Falke Bild des tüchtigen Helden und des geliebten Mannes, und auch die schmucke Frau wird dem schönen Vogel verglichen ³⁾. Der glänzendste Kaiser und der grösste deutsche Gelehrte des 13. Jahrhunderts, Friedrich der Zweite und Albertus Magnus, haben über die Vogelweide Abhandlungen geschrieben ⁴⁾, und in fremder wie

¹⁾ Joh. Voigt in Raumers Histor. Taschenbuch VI, 288 (1835). Im 16. Jahrh. galten die preussischen Falken für die besten. Fast alle europäischen Fürsten baten damals den Herzog von Preussen um Falken, ebd. 279—288.

²⁾ l. Sal. 7. l. Ribuar. 36, 11. l. Burgund. 11.

³⁾ Vgl. oben I, S. 151. Altnord. Leben 65. J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache 43 f.

⁴⁾ Liber div. Aug. Friderici II. Rom. imper. de arte venandi cum avibus. — König Manfred machte hiez u. Zusätze. — Albertus Magn. de falconibus astoribus et accipitribus. — Diese Schriften erschienen zusammen im Druck Augsb. 1596. Alberts Tractat ist übersetzt in dem betreffenden Abschnitt des auf Befehl Graf Ludwigs des älteren verfassten Büchleins des Meister Heinrich Mynsinger von den Falken, Pferden und Hunden (herausg. v. Hassler, Stuttg. 1863).

in deutscher Literatur Nachfolge gehabt¹⁾. Die bildende Kunst des Mittelalters hat sich die malerische Falkenjagd nicht als Motiv entgehn lassen. Ich weise hier nur auf einige Bildwerke, die auch die Frauen dabei beschäftigt zeigen. Auf einer Elfenbeintafel in der fürstlichen Sammlung zu Wallerstein ist eine ritterliche Jagd zierlich geschnitzt, Frauen zu Ross mit dem Falken auf der Hand²⁾. In der Manessischen Liederhandschrift sehen wir Herrn Walther von Teufen und rechts von ihm seine Frau reiten, die auf der rechten, behandschuhten Hand den Falken an zwei Riemen hält. Ein anderes Bild derselben Handschrift zeigt Herrn Kunrat von Altsteten unter einem Baume auf dem Schoss der über ihn sich neigenden Geliebten mit dem Kopfe liegend; auf seiner linken Faust sitzt der Falke, mit den Riemen spielend³⁾. Es ist eine anmuthig gemalte Ruhescene auf der Jagd. —

Die dritte und die liebste Unterhaltung der germanischen Männer war das gesellige Trinken. Wie sie Tag und Nacht beim Gelage sassen, wie die Trinklust bei ihnen zur gefährlichen Leidenschaft sich steigerte, wussten schon die Römer⁴⁾. Über das Bier, den Meth, später auch den Wein, die aus den Büffelhörnern, den Kannen, Kelchen und Bechern genossen wurden, handelten wir schon früher⁵⁾. Aus den angelsächsischen Liedern und den nordischen Sagas gewinnen wir einen Einblick in das alte Trinkleben der Säle und Hallen. Die Männer sitzen auf den Bänken im Angesicht des Wirtes; während des Tages ist die Haltung gezwungener, auch wird im Trinken

¹⁾ Zwei deutsche Abhandlungen des 14. u. 15. Jahrh. herausg. mit Einleit. und Anmerk. von A. v. Perger, Zur Gesch. der Falkenjagd in den Wiener Sitz.-Ber. XXXI, 352—392. Vgl. auch Et. Charavay, *La fauconnerie au moyen âge: Revue des documents historiques* I, 60 ff. Paris 1873.

²⁾ v. d. Hagen, Bilder aus dem Ritterleben nach alten Elfenbeinbildern, in den Abhandl. der Berlin. Akad. 1854, Taf. 4 u. 5.

³⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. XV. XXXII. Eine Falkenjagd stellen dar die Bilder König Konrads des jungen und des Markgrafen Heinrichs v. Meissen ebd., Taf. II. VI.

⁴⁾ German. c. 22. 23. Ammian. XVIII, 2.

⁵⁾ Oben II. 57—65.

massgehalten. Wenn aber die Abendmahlzeit genommen war, trat Ungebundenheit ein: jeder trank nun so viel er wollte, die Männer setzten sich auch von der Bank herunter in das Stroh und überliessen sich ganz ihrem Behagen¹⁾.

Bei diesen Meth- und Bierfesten, zu denen der Wirt oft lange vorher die Freunde und Nachbarn einlud, oder die der Herr seinen Bankgenossen gab, war es Brauch in alter Zeit bei Sachsen und Skandinaviern, dass die Hausfrau oder ihre Vertreterin das Trinkhorn in den Reihen der Gäste selbst herumreichte; keine Königin oder Königstochter entzog sich dieser wirtlichen Pflicht. Als Beowulf der Geate zu dem Dänenkönig Hrôðgâr kommt, um ihm seine Hilfe gegen das Meerungeheuer Grendel anzubieten, findet er den König in der Halle, neben ihm sein Weib Wealhtheov, vor ihm auf langen Bänken seine Männer. Die Königin erhebt sich von Zeit zu Zeit und reicht zuerst dem Gemahl den Methbecher, dann geht sie von Mann zu Mann und credenzt ihnen mit freundlichem Worte den Trank (Beow. 608. 642). An einem andern Tage hat Hrôðgârs Tochter dieses Geschäft (Beow. 2013 ff.). An dem Hofe des Geatenkönigs Hygelâc sehen wir dessen Frau ebenso beschäftigt (Beow. 1981). Wie sehr dieselbe Sitte in Skandinavien herrschte, beweist ihre Verewigung durch die mythische Erzählung von dem Leben in Walhall. Hier gehn die Walküren unter den seligen Helden mit dem Trinkhorn umher, wie auf Erden die Frauen unter ihren Gästen thun, denn die Frau oder die Tochter des Hauses übernahm auch in Skandinavien das Amt der Schenkin²⁾. Zuweilen überliessen sie es bestimmten Dienerinnen (*olseljur*), oder auch Männer verwalteten das Schenkenamt, während die Hausfrau mit den andern Weibern auf der Querbank im Giebel der Gesellschaft beiwohnte.

Am merovingischen Hofe bereits gehörte das Schenkenamt zu den vornehmen Dienstämtern bei der Person des Königs, wenn auch der Schenke der jüngste und wenigst

¹⁾ Mein Altnord. Leben 460.

²⁾ Ebd. 461.

bedeutende dieser hohen Hofbeamten war. Seit Karl dem Grossen ward das Schenkenamt wie das Marschall-, Kämmerer- und Truchsessenamt bei grossen Festen von den vornehmsten Grossen des Reiches versehen. Die kleineren Höfe ahmten dem königlichen nach, und bei weltlichen und geistlichen Herren erscheinen nun diese ministri seniores. Ich spreche nur deshalb hier davon, weil zuweilen, so an dem Hennegauer Hofe, das Schenkenamt einer angesehenen Ministerialin verliehen ward. Sie hatte also gleich dem Schenken die Verwaltung des Kellers und die Aufsicht über das Getränk und die Diener bei grosser Tafel. Es stund ihr natürlich frei, auch selbst dem Grafen oder der Gräfin den Wein zu reichen ¹⁾).

Man darf nicht meinen, dass die Frauen bloss Zuschauerinnen bei den Trinkgelagen waren; sie nahmen wirklich daran Theil, und zwar nicht bloss mit zimpferlichem Nippen. Die Schande und strenge Strafe, welche die Römerinnen traf, wenn sie Wein oder sonst berauschende Getränke genossen (Plin. h. n. XIV, 14), konnte den Weibern eines Volkes nicht drohen, welches das Trinken so hoch hielt. Wollte die Hausfrau oder ihre Vertreterin den Gast recht ehren, so trank sie ihm aus dem Becher zu, den sie reichte, und zwar nicht wenig (Yngl. s. c. 41). In Skandinavien nahmen die Frauen häufig und schon in früher Jugend an den Gastgeboten Theil. Dabei sass man nicht selten gepaart (tvímenningr), und die Frauen und Mädchen tranken mit ihrem Genossen aus einem Becher. Bei einem grossen Gastmahl, das König Sigurd der Jerusalemfahrer in Drontheim hielt, sassen bei ihm sein Anverwandter Sigurd Hranason mit seiner Frau Skialdvör und seine eigene Schwester Sigrid. Die Frauen hielten mit dem Könige bis zuletzt aus ²⁾). In Deutschland sassen bei den Gastlichkeiten des 11., 12. und 13. Jahrhunderts Männer und Frauen auch zuweilen gepaart ³⁾), und auch hier thaten die Frauen den Männern guten Bescheid. Auch wenn sie allein sassen, verschmähten sie den Wein gerade nicht, der nach

¹⁾ Rotul. offic. Hainouens. 10, nach Fürth Ministerial. 534.

²⁾ Fornmannas. 4, 25. 7, 126. 10, 236.

³⁾ Rudlieb XIII. 62. 64. Biterolf 7403. Lohengrin 947.

deutscher oder französischer Toilettenlehre die Gesichtsfarbe verschönerte ¹⁾).

Aber im allgemeinen dürfen wir doch den Frauen auch hier Zucht und Sitte nachrühmen. Aus Epen des volksthümlichen Kreises wie aus höfischen erfahren wir, dass die Frauen, wenn das eigentliche Trinken nach Tisch anhebt, den Saal verlassen (Gudr. 337, 1. 2. Meleranz 5592) oder auch dass sie bis auf die Wirtin, die damit den Gästen besondere Ehre erweist, nicht bei Tisch erscheinen, und erst nach aufgehobener Tafel (*dô si getrunken hêten und gezzen überall*) zur Gesellschaft kommen (Nibel. 1611. 1612). Und auch wenn sie die ganze Mahlzeit mitmachten, ist so wenig als bei unsern jetzigen Gastereien irgend ein Grund, auf Unmässigkeit zu schliessen. Die ritterlich-höfische Periode des Mittelalters ist keine trunksüchtige gewesen: die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts verurtheilten unmässiges Trinken als ein Laster ²⁾, das die Seele mit Sünde und Schande überladet, bei Gott und Menschen verhasst macht, den Beutel und den Leib schädigt. Wehe dem darum, der Herr Trunkenbold und Herr Trunkenschlund gescholten wird.

In dem Schwank von der Wiener Meerfahrt wird zwar humoristisch der süsse Wahnsinn ausgeführt ³⁾, der über die Zecher kommt, aber der moralische Schluss fehlt nicht, der vor dem Zustand nachdrücklich warnt, darin man des Weines Knecht werde. Der Weinschwelg ⁴⁾ aber, der nicht viel jüngere Monolog eines weinfreudigen Trinkers, ist nur die geistvolle launige Verherrlichung eines unersättlichen Durstes, nicht ein Lobspruch auf die Trunkenheit.

Freilich hat es an der Kehrseite auch nicht gefehlt. Bei der sehr gemischten Gesellschaft, die sich um den thü-

¹⁾ Parz. 726, 4. Salman u. Mor. 18, 3. Chastoiem. d. dames 370.

²⁾ Walther 29, 25—30, 8. Freidank 94, 1—95, 13. Reinmar v. Zweter (HMS. II, 197^b). Jüngling 453.

³⁾ Der Schwank ist griechisch-sicilischer Herkunft, Athenaei Deipnosophist. II, 5.

⁴⁾ W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch 911—922. Ausgabe mit deutscher Übersetzung von K. Lucae, Halle 1886. An Werth steht der Weinschlund (Haupt, Z. VII, 405 ff.) nach.

ringischen Landgrafen Hermann in Eisenach zuweilen drängte, über die Walther v. d. Vogelweide und Wolfram v. Eschenbach klagen, hat es auch an starken Trünken nicht gefehlt (Walther 20, 3—15). Der ehrsame Bamberger Schulmeister Hug von Trimberg erzählt in seinem Renner (4773 ff.), wie er einmal zugesehen, dass der Wein bei einem Gelage, das König Adolf gab, vergeudet ward und gleich einem Bach über den Boden floss; und wie es in den Erfurter Schenken an den Markttagen zuring, schildert Nicolaus von Bibera (um 1280) in seinem Carmen satiricum (1889 ff.), der auch davon zu berichten weiss, dass in dem arg vom Adel des Landes heimgesuchten Kloster Pforta Edelfrauen nicht selten Leichenschmäuse für ihre dorthin begrabenen Verwandten vom Abt aus richten liessen und dabei sehr fröhlich wurden (112 ff.). Unter den Sünden, die der grosse Missionsprediger Berthold v. Regensburg rügte, fehlte natürlich auch die Trunksucht nicht bei Männern und Frauen.

Die Zeit ward roh und roher. Aber die Zeit, in der die Trunksucht gerade die vornehmen Kreise am meisten verwüstete, kam erst im 16. Jahrhundert, wie allgemein bekannt ist.

Im 16. Jahrhundert ward in Pfirt es nöthig befunden, den Weibern den Besuch der Wirtshäuser zu verbieten bei 1 Pfund 10 Schilling für jedesmal. Aus jener Zeit wird wohl auch der Brauch der Weiberfastnacht im Sundgau stammen. Am Fastnachtmontag haben dort die Weiber und Mädchen allein das Recht, die Wirtshäuser zu besuchen und sie benutzen es gründlich. Auch im Münsterthal war dieser „Weibertag“ im Schwange, ist dort aber seit 1681 abgeschafft. Bis Ende des 18. Jahrhunderts ward auch ein Weiberfest- und -Trinktag, „die Weiberzech“, im Württembergischen gehalten¹⁾.

Die langen Trinkgelage waren in unserm Alterthum nicht stumm und nicht ohne geistige Belebung. Im Gegentheile entfaltete sich bei ihnen ein sehr reges Treiben, wie Tacitus (Germ. 22 schildert): die wichtigsten Fragen des Volkes,

¹⁾ W. Hertz, Deutsche Sage im Elsass, S. 25. 192.

der Gemeinde, der Familie wurden hier verhandelt, Krieg und Friede beim Becher berathen, Verträge und Käufe geschlossen und Erzählungen und Lieder von den Göttern, den alten Königen und Helden des Stammes angestimmt. Die Nacht vor der Schlacht brachten die Germanen bei fröhlichem Gelage mit heiteren Liedern hin (Tacit. ann. 1, 65. histor. 5, 15), gingen sie doch auch unter Gesang in die Schlacht.

Wie die Griechen riefen auch unsere Altvordern Musik und Poesie an die Tafel. Die Harfe wanderte von Hand zu Hand¹⁾ und die grossen Geister und die alten Thaten des Volkes stiegen hernieder. Die lebendigsten Zeugnisse bieten die angelsächsischen Denkmäler. In den unschätzbaren Liedern von Beowulf wird erzählt, wie Mann für Mann in der Methhalle ein Lied zur Harfe singt. Von Caedmon, dem Verfasser biblischer Dichtungen, erzählt Beda (hist. eccl. 4, 24), dass er früher ohne poetisches und musikalisches Talent gewesen sei und die Gesellschaften stets verlassen habe, sobald man Lieder der Reihe nach zu singen begann. In Skandinavien herrschte diese schöne Weise der Unterhaltung beim Gelage ebenfalls²⁾, obschon insofern anders, als in der Zeit, die wir genauer kennen, die altüberlieferte Poesie hinter die kunstgerechten Dichtungen der Skalden oder hinter Gedichte, welche die Thaten der Vortragenden berichteten, zurücktraten. Die Zuhörer wurden durch die gesprochenen Strophen oft zur Entgegnung gereizt und es galt für eine rechte Zechlust (olteiti), wenn hierdurch die Unterhaltung blühte und glühte. In den Hallen der englischen Fürsten sass zu Füssen des Königs auf der Bank der Sprecher (þyle), welcher die Aufgabe hatte, die Unterhaltung zu erregen und zu leiten. Ausserdem stunden weit gewanderte Sänger im Dienst der Fürsten, welche viel gesehen und gehört hatten und über einen Liederschatz geboten, den sie unter den fremden Stämmen sammelten, aber die auch fähig waren, selbst die Verse zu richten und die Weise zu finden.

¹⁾ Oben I, 143.

²⁾ Altnord. Leben 464.

In der höfischen Zeit dauerte der Brauch, durch Gesang die Gastmähler zu würzen, fort. Die Tischgenossen sangen indessen nicht selbst, sondern gewerbsmässige Spielleute übernahmen die Unterhaltung durch Lied, Vortrag von Erzählungen, Tanz und Musik. Das Volk setzte aber die alte Bierlust fort und noch heute singen die Bauern mancher deutscher Gegenden am Schenktische ihre Gesänge und tragen alte Schwänke und Scherzspiele vor.

Erzählung alter Geschichten war ein recht eigentlicher Theil der altgermanischen Unterhaltung. Zwei Theile der sogenannten Snorra-Edda, Gylfaginning und Bragarœdur, sind in dieser Weise entworfen, dass in dem ersten Gylfi dem Hár, in dem andern Bragi dem Aegir auf ihre Fragen ausführliche Auskunft geben und dabei die Mythen von der Welt und den Göttern erzählen. Diese Unterhaltung (*ordaskipti*) ward oft zu einem förmlichen Wettgespräche, indem sich zwei zur Prüfung ihres Wissens herausforderten. Solche Einkleidung haben einige Lieder der poetischen Edda. In den Wafthrudnissprüchen versucht Odin selbst unter dem Namen Gangrádr ein Wettgespräch mit dem Riesen Wafthrudnir. In den Alvissprüchen haben wir eine Wettrede zwischen Thór und dem Zwerge Alvis; den überwundenen trifft der Tod. Mit diesen Wettgesprächen, die zuweilen den Gegensatz der gelehrten Weisheit und des natürlichen Witzes ausführten (Salomon und Markolf), stehn zwei Arten dichterischer Erzeugnisse im Zusammenhange: das Rätsel und das Streitlied (die Tenzzone).

Die Rätsel sind eine uralte, vielbeliebte Gattung unserer Poesie¹⁾, welche mit dem eigensten Sinne unseres Volkes und mit der Art unserer ältesten Dichtung eng zusammenhängt. Sie gaben die Gelegenheit, das Wissen von den alten Sagen und Liedern zu beweisen, und waren ebenso ein Mittel, die innerliche Verarbeitung des äusserlich gegebenen in kleinen, plastischen Bildern an das Licht zu bringen. Der Zug des rätselhaften, das Streben, die innerliche Anschauung und die

¹⁾ W. Wackernagel, *Gesch. d. deutschen Litteratur* 7 f. 35.

Empfindung über irgend etwas in ein Gleichniss zu verbergen, das die Thatsache und die Meinung davon zugleich ausdrückt, zeigt sich in der älteren Zeit unseres Volkes vielfach und dauert noch heute in denen fort, welche die Volksthümlichkeit stark in sich tragen. Die altnordische Poesie ist voll Spuren der Blüte der Rätseldichtung; ist doch die ganze Art der Skalden im Denken und Reden ein stetiges Rätselfinden und Rätselaufgeben. Die Angelsachsen zeigen dieselbe Neigung; sie haben uns in ihrer eigenen wie in lateinischer Zunge ¹⁾ Denkmale davon hinterlassen, und die deutsche älteste Litteratur würde uns gleiche Beweise geben, hätte nicht ein ungünstiges Geschick über ihr gewaltet. Die Rätsel schärfen den Witz und Verstand, und wurden deshalb auch von den Gelehrten des Karlingschen Hofes als pädagogisches Mittel gebraucht. Alkuin stellte eine Sammlung von 101 Rätseln für Karls des Grossen Sohn Pipin zusammen (Alcuini Opera, ed. Froben II, 1, 352). Lateinische Rätsel waren in den Klosterschulen beliebt ²⁾; sie wurden verschiedenen Quellen entnommen und stunden mit den deutschen volksthümlichen Rätseln in fortwährender Wechselwirkung. Die Spielleute haben jedenfalls hier stark mitgearbeitet. Im 12. und 13. Jahrhundert treten dann im Tragemundsliede, in dem Wartburgkriege, in den Gedichten mehrerer Lyriker die Zeugnisse für eine litterarische Behandlung der Rätselpoesie hinzu. Der Wartburgkrieg hat zugleich den uralten Zug bewahrt, dass der überwundene mit dem Leben zahlt. Die Übertragung der Litteratur auf den Bürgerstand mochte dann dem Rätsel neue Nahrung geben, denn mit der Liebe zu dem gnomischen und sinnbildlichen vereinigte sich das Rätsel sehr wohl. Die Rätsel und die nicht schulmässigen Gesänge, die Volkslieder, sind die frischeste Seite der Poesie jener Zeiten. Wir besitzen eine Reihe Rätselbüchlein ³⁾ aus dem 15. und 16. Jahr-

¹⁾ Ad. Ebert, Gesch. der Litter. d. Mittelalt. I, 590. ff. III, 41. f. Fr. Dietrich in Haupts Zeitschr. XI, 448 ff. XII, 232 ff.

²⁾ Vgl. auch das Fragebüchlein in einer Hs. des 9. Jahrh. in Haupts Z. 15, 166 f. und Müllenhoff-Scherers Denkm. Nr. VII.

³⁾ Gödeke, Grundriss z. Gesch. d. deutschen Dichtung 1², 304. Wackernagel in Haupts Z. 3, 25—34. Mone Anzeiger 7, 258 f. 8, 315 f.

hundert, welche auch ihrerseits ein Zeugniß von dem kecken, muthwilligen Leben jener Jahrzehnte ablegen. Vieles darin ist uralt; es hat sich noch bis jetzt im Munde des Volkes erhalten¹⁾, welches gleich den Gesellschaften des 15. und 16. Jahrhunderts solche Unterhaltung liebt. Selbst Rätsellieder werden noch heute gesungen, die eine scheinbare Bestrafung des besiegt in überraschender Treue festgehalten haben²⁾.

Mit den Rätselliedern sind die Streitlieder oder Tenzonen verwandt; sie sind aber subjectiv und individuell, während jene ein allgemeines, objectives Gut sind. Die Tenzonen haben in Deutschland keine Pflege gefunden, welche sich mit ihrer Aufnahme bei den westlichen Nachbarn vergleichen liesse; in das Volk sind sie nie gedrungen. Als die Lyrik gelehrt und spitzfindig wurde, beliebte man wohl diese Gattung, allein es zeigt sich, dass sie nicht in Saft und Blut überging. Keines dieser Gedichte kann sich den geistreichen provenzalischen Tenzons zur Seite stellen³⁾.

Die Rätsellieder verdanken ihre Entstehung der Lust des Volkes, den Witz (Scharfsinn) zu prüfen; dann auch das Wissen zu versuchen von den alten Geschichten, die Kenntniss der Vergangenheit. Dies gab aber nicht allein der Unterhaltung Stoff, sondern weckte auch das Verlangen nach Kunde der Zukunft. Als wir von den weisen Frauen sprachen,

¹⁾ Die Fülle der im Deutschen wie bei anderen Völkern umgehenden Rätsel ist sehr gross; freilich ist es Gut von sehr verschiedenem Wert. Auch viel unsauberes ist darin. Zur Orientirung will ich hier nur verweisen auf K. Simrock, Das deutsche Rätselbuch, Frankf. a. M. Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel 199—278. Müllenhoff in d. Z. f. deutsche Mythol. 3, 1—20. Ehlers, Schlesw.-holst. Rätselbok, Kiel 1865. Verschiedene Sammlungen in d. Z. d. Vereins f. Volkskunde. Bd. III. V. VI.

²⁾ Simrock, Deutsche Volkslieder Nr. 367. Ein altes verbreitetes Rätsellied bei Uhland, Alte hoch- u. nd. Volkslieder Nr. 3. Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 271.

³⁾ H. Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Breslau 1896. (Germanistische Abhandlungen XIII.)

hatten wir mehrfach Gelegenheit zu erzählen, wie dieselben bei gastlichen Zusammenkünften sehr willkommen waren, indem sie durch ihr Voraussagen allgemeiner Verhältnisse sowie durch ihre den einzelnen gewidmeten Prophezeiungen die Stunden ausfüllten. Ich habe nur hinzuzufügen, dass sich Erforschungsversuche der Zukunft fort und fort als beliebte Unterhaltungsmittel erhalten haben. Das Blei- und Wachs-giessen, das Spiel mit Nusschalenschiffchen und anderes, das nicht bloss zu bestimmten Tagen in den Gesellschaften getrieben wird, sind Überbleibsel jener alten Gesellschaftsfreuden.

Es ist hier die beste Stelle, von den Spielleuten zu sprechen, welche mit dem geselligen Leben des Mittelalters sehr eng verknüpft sind. Die Spielleute, unter denen uns die Spielweiber noch besonders angehn, sind in ihren niederen Schichten als Volk der gehrenden¹⁾ und fahrenden Schauspieler, Musikanten, Tänzer und Gaukler ein durchaus ungermanisches Volk. Eine Erbschaft der römischen Welt an die mittelalterliche, stehn sie jedoch nicht ausser aller inneren Verbindung mit dieser, denn sie sind die Erhalter und Fortpflanzer für uralte heimisches und volksthümliches geworden. Wir müssen der gottesdienstlichen Formen unseres Heidenthumes gedenken, unter denen Gesang und Tanz nicht unbedeutend hervortreten; müssen beachten, dass die Geistlichkeit noch mehrere Jahrhunderte nach der Bekehrung gegen Gesang und Tanz des Volkes und besonders der Weiber in und vor der Kirche zu eifern hatte, und dass, was wir hiervon erfahren, mit mancherlei Künsten der Spielleute zusammentrifft, um zu erkennen, dass das Volk der Mimen und Histrionen, der Tänzer und Kunststückmacher, als es aus Frankreich und Italien nach Deutschland kam, viel Boden fand, um Wurzel fassen zu können. Überdies waren unter den Germanen seit alter Zeit, wenn auch keine Sängerkaste, so doch Sänger und Spielleute vorhanden, welche die Kunst zum Lebensberuf

¹⁾ diu arme, ellende, varnde, gernde diet; daz varnde volk. — histriones, mimi, jocularores, scurrae.

gemacht hatten¹⁾. Die germanischen Fürsten strebten danach, ihre Hofhaltungen durch Männer zu schmücken, welche den Schatz der alten Sagen und Lieder besaßen und deren Geschicklichkeit im Harfenspiel das allgemeine Maass überstieg. Diese Sänger und Spielleute stunden in hohen Ehren, um so mehr, als sie nicht häufig waren; ja sie traten durch Landbesitz, der ihnen geschenkt ward, in eine feste Stellung zu dem Hofe. Es waren freie Männer. Gewöhnlich aber zogen sie von einem Fürsten eines kleinen Stammes zu dem andern und durchwanderten das ganze weitverzweigte deutsche Volk, waren überall wohl aufgenommen, mit der alten Ehrengabe, dem goldenen Armring, beschenkt und den Fürsten während ihres Aufenthaltes nahe zur Seite²⁾. Beim Weiterziehen wurden sie oft mit einer Botschaft betraut, denn im Genusse eines besonderen Friedens waren sie die sichersten Gesandten. Auch erhielten sie wohl den Auftrag, eine That von besonderer Ruhmwürdigkeit oder Schande zu verbreiten und gemein zu machen; sie waren der öffentliche Mund ihrer Zeit. Jenes Botenamt und dieses Scheltamt haftete ihnen so fest an, dass es noch auf ihre niedrigeren Nachfolger, die Fahrennden, überging. Spielmänner und Spielweiber wurden zu Boten (Parz. 362, 21. Nibel. 1347 ff.), Dichter und Spielleute zu Scheltern gebraucht, welche Ehre und Schande je nach dem Auftrage ausbreiteten³⁾.

Mit der allgemeinen Änderung, welche sich nach und nach in der mittelalterlichen Gesellschaft und namentlich in der Fürstenmacht und dem Hofleben vollzog, änderte sich

¹⁾ Arth. Köhler, Über den Stand berufsmässiger Sänger im nationalen Epos german. Völker, in Pfeiffers Germania XV, 27—50. Fr. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876. J. Stosch, Der Hofdienst der Spielleute im deutschen Mittelalter, Berlin 1881.

²⁾ Beowulf 89 ff. 1067. Cod. Exon. 332, 4 ff. 379 und vor allem Widsid.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 953. Saxo Grammat. VIII, p. 438. Lachmann zu Iwein 7162. Berthold I. 25, 4. Grieshaber, Pred. 1, 73. Helbl. II, 1290. VII, 803. MSH. III, 87^b 90^a 97^b 104^b Teichner 253 (Karajan).

auch dieses und jenes in den Verhältnissen dieser Sänger. Aus dem weiten Raume zwischen der Volkskönigschaft und der vollen Ausbildung des mittelalterlichen Staates sind uns von den Hofsängern nur geringe Spuren erhalten, denn die Skalden, deren Blüte in eine ähnliche Periode fällt, unterscheiden sich von ihnen. Bei diesen ist die Poesie nicht das einzige, das sie auszeichnet und ihre Gegenwart den Fürsten angenehm machte; sie stehn unter den edelsten und kühnsten der nordischen Männer, deren Schwert mit ihrer Zunge an Fürchtbarkeit wetteifert. Nur wenige von ihnen geben sich in ein eigentliches Dienstverhältniss; von einem Gewerbe machen aus der Kunst sind sie weit entfernt. Mehr Ähnlichkeit mit jenen altgermanischen Sängern haben die Dichter und Sänger der höfischen Zeit. Auch unter ihnen gibt es wandernde, die trotz erworbener Kunst und Bildung und selbst trotz ritterbürtiger Abkunft, wie Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter, von einem Fürstenhofe oder von einer Burg zur andern wandern, wenn es geht, in den Dienst eines Herrn treten und ihre Stellung möglichst sicher und dauernd zu machen streben. Indessen ist dieselbe nicht mehr so günstig wie die der alten Sänger; denn sie sind weniger gesucht als suchend, sie leiden unter der zahlreichen Mitbewerbung, und selbst ausgezeichnete können es selten höher als zur nothdürftigen Fristung ihres Lebens bringen. Diese ritterlichen Sänger und die besseren der bürgerlichen Meister und musikalischen Künstler sind jedoch völlig von dem Volke der gemeinen, meist ungebildeten und sittenlosen Fahrennden und Gehrenden unterschieden. Jene adelte die Gabe der Kunst, diese traf aller Schade, der an einem Leben nagt, das um Brot betteln muss und dafür nichts bietet als leichte Unterhaltung, eitle Kunststücke und Possen, die nach einem Lachen der Menge haschen.

Die Banden von Gauklern, Puppenspielern und Tänzern, welche sich aus der verfallenden römischen Welt in die aufsteigende moderne hineinretteten, sind ohne Vorfahren in dem germanischen Volke. Die Germanen kannten Volksspiele seit alter Zeit, ihre Jünglinge führten kühne Schwerttänze

auf, allein beim Gottesdienst, zur Ehre und Freude (Germ. c. 24). Wenn Snorre Sturluson (Snorr. Edda 1. Yngl. s. c. 5) von der Göttin Gefion erzählt, dass sie als fahrendes Spielweib umherzog, so ist das für eine höhnische junge Entstellung des Mythos zu erklären. Der freie Germane hielt solches Leben für verächtlich; wie hätte er seinen Göttern es zumuten können.

Das Scherzspiel (skemmtun), das zur gesellschaftlichen Unterhaltung in den ältesten Zeiten unter dem Volke aufgeführt ward, lässt sich noch in seinen Hauptzügen zeichnen und ist für die älteste Geschichte der Spielleute von Bedeutung. Feinen Scherz dürfen wir nicht erwarten; wenn wir die grotesken Possen der Naturvölker betrachten, so mögen wir jene Lustbarkeiten unseres Alterthums uns vorstellen. Ungeschickte Leibesbewegungen, wilde Tänze, Prügelei oder Verletzungen, welche den getroffenen zu grimmigen Äusserungen des Schmerzes zwingen, allerlei Mummerei, das sind die Reizungen zum Lachen, und Lachen bleibt die Hauptsache. Skadi, die Tochter des erschlagenen Riesen Thiasi, hat zu einer der Sühnbedingungen gemacht, dass man ihr ein Lachen ablocke. Da bindet Loki ein Band mit dem einen Ende um den Bart einer Geiss und mit dem andern um seine Scham, und zerzt sich springend mit dem Thiere herum. Darüber lacht die Göttin und die Sühne ist geschehen. In Märchen und Schwänken kehrt das Lachmotiv oft wieder und die erregenden Mittel sind meist recht grob. Als Abbild jener Unterhaltungen kann ferner der Aufzug des Herzogs Berchter mit seinen Riesen am byzantinischen Hofe angeführt werden, durch welchen er die nöthige Einsamkeit für die Zusammenkunft seines Königs Rother mit des Kaisers Tochter gewinnt. Mit ungefügen possenhaften Bewegungen ziehen die Riesen durch die Strassen; Widolt mit der Stange hüpfte und springt wie ein Hirsch, Asprian der Spielmann überschlägt sich, Grimme springt zwölf Klaftern nach einem Steine, den er vor sich her schleudert, und alles Volk sammelt sich und staunt und lacht (Rother 2152 ff.). Das Nachäffen der Thiere hat an diesen Possen einen grossen Theil; es hängt dies sowohl mit einer

menschlichen oder kindischen Neigung, als auch mit der religiösen Bedeutung der Thiere zusammen. Als Symbole und Begleiter der Gottheiten wurden sie in die gottesdienstlichen Auf- und Umzüge verflochten, die besonders bei den Jahrzeitfeiern stattfinden. Die beliebtesten Thiere in dieser Art waren der Bär und der Schimmel, dieser mit Bezug auf Wodan, jener, wie es scheint, auf Donar. Beide Thiere erscheinen noch heute in den Volksspielen, zwar nicht mehr in eigener Gestalt, aber durch vermummte Menschen dargestellt. Unser Alterthum liebte namentlich kunstreich abgerichtete Bären. Das um 1030 verfasste lateinische Gedicht Rudlieb erzählt (V, 84—98) von zwei solchen Thieren, die weiss mit schwarzen Füßen waren, aufrecht wie ein Mensch gingen und die Vorderfüsse wie Arme zum heben von Gefässen benutzten. Wenn die Spielleute die Saiten strichen, tanzten sie im Tacte nach der Weise. Dann sprangen sie in die Höhe und überschlugen sich, oder sie rangen miteinander und trugen sich wechselseitig. Auch unter die Zuschauer drangen sie ein und boten den Weibern brummend den Arm zum Tanz, den diese lustig springend mit ihnen traten. Oft arteten diese Bärenspiele aber ins grausame aus, denn es wurden ihnen auch nackte Menschen mit Honig bestrichen zum Frass vorgeworfen¹⁾, schwerlich ein Rest des Menschenopfers, welches dem Gotte galt, dessen Thier der Bär war, sondern eine Erinnerung an die Thierkämpfe in der Arena römischer und gallischer Städte. Diese grausame Rohheit ebenso wie das freche und unanständige, das bei diesen Spielen mit dem Bär geherrscht zu haben scheint, veranlasste die Kirche, die Theilnahme daran zunächst den Priestern zu verbieten²⁾, und das ganze Treiben der Fahrenden bewog ernste Fürsten, das Gesindel von ihren Hoffesten wegzujagen³⁾. Alle jene

¹⁾ Everholmi vita Popponis abb. Stabul. c. 12 (M. G. Script. XI, 301).

²⁾ nec turpia joca cum urso vel tornatricibus ante se facere permittant, Hincmar. cap. ad. presbyt. c. 14. W. Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 185.

³⁾ Wie K. Heinrich III. bei seiner Hochzeit mit Agnes von Poitiers 1143 that.

Possen, Aufzüge, Reihen, Sprünge und Gesänge, welche von dem Volke und namentlich auch von den Weibern auf Strassen, Plätzen und in den Vorhallen der Kirchen, ja mitten in diesen bei Tag und Nacht bei allen volksthümlichen Festen getrieben wurden, waren nicht Erfindungen der Spielleute. Aber sie boten ihnen die Gelegenheit, sich anzuschliessen und dadurch einzubürgern.

Die römischen Gaukler und Mimen, die *joculatores*, *histriones*, *thymelici*, *mimi* und wie sie hiessen, hatten sich über die Zeit des römischen Reiches hinaus in den Provinzen erhalten. Der Ostgotenkönig Theoderich hatte in seiner allgemeinen Sorge für die bestehenden römischen Verhältnisse auch den Histrionen seine Theilnahme zugewandt, suchte sie durch den *tribunus voluptatum* zu einiger Ordnung zu bringen und sorgte für alte Mimen, da er ihren Lebensberuf für keinen unnützen ansah, indem sie dem öffentlichen Vergnügen dienten (Cassiod. var. 2, 9. 3, 51. 4, 51. 7, 10). Theoderich II. der Westgote war kein Freund ihrer Künste¹⁾; dagegen ergötzten sich die Wandalen gern an diesen römischen Gauklern²⁾. Sehr zahlreich gediehen jene Banden im südlichen Frankreich. Die Poesie war nur Nebensache bei ihnen; Gaukelkünste, Tänze, allerlei Seiltänzerstückchen, pantominische Aufführungen, Spiele mit abgerichteten Thieren, das waren ihre hauptsächlichen Künste und Fertigkeiten. Aus dem Süden suchte das Volk nach dem Norden und Osten zu dringen, was ihm auch mindestens seit dem 8. Jahrhundert gelungen ist. Dafür zeugen die deutschen Namen, welche die Glossen seitdem für Possenreisser, Schauspieler, Tänzer und Springer aufführen³⁾. Ich lege dabei besonderes Gewicht darauf, dass diese Namen nicht durch Sänger und Harfenspieler wiedergegeben werden, und meine demnach, dass die einheimischen

¹⁾ Sidon. Apoll. ep. 1, 2.

²⁾ Procop. h. vandal. II, 6.

³⁾ *Spiliman*: *scurra*, *mimus*, *histrion*, *thymelicus*, *scenicus* Graff 2, 746. *tûmâri*: *histrion*, *scurra*, *salus* Graff 5, 424. *trutûri*: *saltator* (Graff 5, 522. *sprangûri*: *saltator* Graff 6, 399. *scirno*: *scurra*, *joculator*, *saltator*, *scortator* (Graff 6, 550. *wephari*: *histrion* Graff 1, 788.

Volkssänger und Musiker sich im Anfange von diesen fremden Seiltänzern und Mimen völlig absonderten und eine höhere Stellung noch lange behauptet haben.

Auf den Synoden, die 813 in Chalons, Tours, Rheims und Mainz abgehalten wurden, ergingen Verbote an den Clerus, den *spectacula turpia, joca und lusa*, den *carmina turpia et luxuriosa*, wie diese Aufführungen der Possenreisser auch genannt werden¹⁾, beizuwohnen, und das Gebot, die Laien davor zu warnen.

Als eine leichte Reizung, aber als schwerstes Gewicht zu tiefem Sinken hatten sich jenen Spielleuten und Tänzern seit römischer Zeit Weiber angeschlossen. Schon Childebert I. sah sich um 554 veranlasst, gegen den Unfug dieser Weiber (*bansatrices*) einzuschreiten (Pertz, leg. I, 1) und Hincmar von Rheims warnte seine Priester vor den lockeren *tornatrices*; die Glossen aber setzen ohne weiteres hinter ihre Namen das Zeugniß ihrer Sittlichkeit²⁾. Die Tänze und die pantomimischen Darstellungen, in denen sie auftraten, werden frei und frech gewesen sein³⁾; die Zuschauer scheinen sich jedoch sehr daran ergötzt zu haben.

Das leichte Volk der Fahrenden und Gehrenden war auf die Gunst der Menge angewiesen und musste sich also nach dem Geschmack derselben richten. Sie trieben im Anfang nur jene schon erwähnten Künste und unterhielten wohl auch durch Puppenspiele. Diese von Holz, Lappen oder Wachs gemachten Tocken wurden an Fäden gezogen und ihnen ganz wie heute allerlei Reden und Gespräche in den Mund gelegt⁴⁾. Sie erhielten anscheinend auch die Gestalt der Geister der

1) Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur 1, 70.

2) *spilwîp: tympanistria, scortum* Graff 1, 653. *spilarna, spilarra: theatrica, meretrix* Graff 6, 331. Andere Namen waren *bachi: saltatrix* Graff 3, 29. *tûmerschîn* (von *tûmôn rotari*) *zaturra: meretrix, theatrica* Graff 5, 633.

3) Adam. gest. hamab. eccl. pont. 3, 38.

4) In Herrads von Landsberg Hortus delic. ist ein solcher ludus monstrorum abgebildet; es sind zwei Ritter, die miteinander fechten.

Volkssage, wenigstens heissen sie später zuweilen Kobolde und Wichtel.

Auch Musik machten diese fahrenden Leute. Zu ihren Tänzen und Pantomimen hatten sie seit ältester Zeit Flöten- und Paukenbegleitung. Dazu kamen dann verschiedene Saiten- und mancherlei Blasinstrumente. In der höfischen Zeit ward die Fertigkeit auf folgenden Tonwerkzeugen von ihnen verlangt: Fiedel oder Geige, Rote und ähnliche Saiteninstrumente, Harfe¹⁾, Laute (mandura), Flöte, Querpfeife, Rohrpfeife (caramella), Dudelsack, Drehorgel (symphonie, chifonie), Horn, Trompete, Posaune und Trommel²⁾. Die deutschen Spielleute scheinen hinter den welschen nicht zurückgestanden zu haben; es wurden sogar Ende des 13. Jahrhunderts in Frankreich die deutschen Geiger und die böhmischen Flötenspieler besonders gerühmt, und die deutschen Instrumente stunden bei den Provenzalen und Lombarden in besonderem Ansehen³⁾.

Die Spielleute gewannen jedoch noch eine wichtige Verstärkung und weiteren Boden. Es gab unter den Weltgeistlichen und Mönchen des Mittelalters seit früher Zeit pflichtvergessene und leichtsinnige; bekannt ist, dass ihre Zahl im Frankenreiche nicht gering war und dass pflichttreue Bischöfe sowie Karl der Grosse durch sie zuletzt zum gänzlichen Verzicht auf Besserungsversuche genöthigt wurden⁴⁾. Auch in

¹⁾ Im 11. Jahrh. war die Harfe noch das beliebteste Instrument. Im Rudlieb IX, 26 machen Spielleute Harfenmusik. Da nimmt der junge Ritter eine Harfe und spielt so kunstreich, dass jene nicht mehr zu harpfen wagen.

²⁾ Raynouard, Lex. rom, 1, 9. 4, 167. Diez, Poesie der Troubadours 42, 45 f., vgl. auch Du Cange s. v. baudosa. W. Wackernagel, Litteraturgesch. 123. 131 (2. A.). A. Schultz, Höf. Leben I², 551 ff.

³⁾ Et si avoit bons leuteurs et des flauteurs de Behaigne et des giguours d'Alemagne, Rom. de Cléomades (Monmerqué et Michel, Théâtre franç. 105). — Cantar danzar a la provenzalesca con instrumenti novi d'Alemagna. Poeti del primo secolo 2, 175. In Strickers Daniel 8140 werden 300 welsche gigære als Meister gerühmt, dann aber auch 60 tiutsche spilman, deren strichen (fideln) sich nichts vergleichen liess.

⁴⁾ Rettberg. Kirchengesch. Deutschlands 2, 657—662.

den folgenden Jahrhunderten gab es missrathene, die ihr ernstes Ziel aufgaben. Sie geriethen dabei mit dem Volke der Spielleute in Berührung; das leichte, halbkünstlerische Treiben zog sie an, wie in späterer Zeit verdorbene Genies durch die Komödianten gelockt wurden, und sie mischten sich unter die Banden. Im 12. Jahrhundert vor allem, in dieser Periode eines grossen aufstrebenden Lebens, einer äusseren und inneren Unruhe des Abendlandes, zogen Scharen französischer Scholaren von den Schulen der grossen Lehrer durch die Lande und rissen auch deutsche mit sich fort. Leichtfertig und voll sprudelnder Lebenslust, von dem poetischen Drange der Zeit ergriffen und des lateinischen mächtig, sangen sie mit den Troubadours und den deutschen Dichtern um die Wette ihre lateinischen Liebes-, Wein- und Spiellieder¹⁾, verfassten Sprüche und Gedichte voll scharfer Satire auf Personen und Ereignisse der Zeit und waren an den geistlichen Höfen bald willkommen, bald als Plage empfunden. In der Umgebung Reinholds von Dassel, des grossen Kölner Erzbischofs und Kanzlers Friedrichs des Rothbart, lebte mehrere Jahre der grösste dieser Vaganten, Walther der Erzpöet²⁾. Er war ein lüderlicher Geselle, aber ein grosser Dichter. Die meisten der Vaganten waren indessen überwiegend lüderlich, und so kam die ganze fahrende Scholarenbande mehr herunter als herauf. Gab es auch noch manchen talentvollen Dichter unter ihnen, so waren sie doch bald nichts als lateinische Vagabunden geworden. Mehr als einmal haben die Synoden und Concilien im 13. bis 15. Jahrhundert gegen diesen Unfug gecifert und die Cleriker, welche Jocolatoren, Histrionen, Goliarden und Buffonen wurden, mit Ausstossung

¹⁾ Der Ansicht E. Martins von dem grossen Einfluss der lat. Vagantenlieder auf die Entwicklung der deutschen Lyrik des 12. Jahrh. (Zeitschr. f. d. Alterth. XX, 46—69) vermag ich nicht beizupflichten; vgl. auch Burdach, Reinmar u. Walther 155 ff.

²⁾ J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. (Kleine Schriften III, 1—102). W. Giesebrecht, Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder, Braunschweig 1853. Büdinger, Reste der Vagantenpoesie in Österreich, in den Wiener Sitzungsber. XIII, 314 ff.

aus dem Orden und der geistlichen Gemeinschaft bedroht¹⁾. Es half nicht viel. Das Leben war so frei und verführerisch, selbst bei magerer Kost lebte es sich für die jungen Leute mit den lockeren Gesellen und den gefälligen Weibern auf der Landstrasse und in den wechselnden Herbergen besser als am reichlichen Tische bei strenger Zucht, und manchmal war sogar ein guter Gewinn zu erhaschen. Verliess doch in der Blütezeit der südfranzösischen Lyrik selbst ein Prior des Klosters Montaudon seine klösterliche Stellung und schweifte, freilich nicht als Spielmann (joglars), aber doch als fahrender Dichter und Sänger durch das Land. Indem er seinen Gewinn dem Kloster zuwandte, erhielt er von seinen Oberen die Erlaubniss zur Fortsetzung seines weltlichen Lebens, ging nach Spanien, war bei Alfons von Aragon beliebt und trat zuletzt wieder in eine Priorei, die ihm sein Abt zum Lohne gegeben hatte²⁾.

Die Kleriker und fahrenden Schüler, welche sich mit ihnen vermengten³⁾, gaben den Spielleuten zum Danke für mancherlei Lust und Nahrung eine Erweiterung ihrer Künste und dem besseren Theile eine grosse Förderung. So seicht und gering auch ihre gelehrten Kenntnisse sein mochten, so hatten sie doch die Ahnung eines höheren geistigeren Lebens. Die antiken Sagen und alttestamentlichen Geschichten waren, wenn auch kraus und wunderlich, zu ihrem Ohre gekommen; der kirchliche Dienst hatte ihnen Musik und Poesie nahe gebracht, und ihr Leben unter den Fahrenden drängte dazu, um Erwerb und Einnahme zu wetteifern. Sie regten die besseren und talentvolleren Spielleute an, auf das Gebiet überzutreten, das bisher die Nachkommen der alten volks-

¹⁾ Statut. synod. episc. Leod. 1287, c. 12, 5. Concil. Salisburg. 1291, c. 3. 1310. §. 3. Vesont. conc. 1480, c. 6.

²⁾ Diez, Leben der Troubadours, S. 333.

³⁾ Die Limburger Chronik (Deutsche Chroniken [Mon. G. H.] IV. 93, 28) berichtet, dass bei dem Frankfurter Reichstag vom Mai 1397 waren funftehalb hondert farender lude, so spellude, pifer, dromper, sprecher und farender scholer.

thümlichen Dichter und Erzähler allein behauptet hatten, und diese gebildete Schicht löste sich mehr oder minder von den blossen Musikanten, den Gauklern, Tänzern und Possenreissern und schloss sich der Litteratur an. Sie wurden die Verbreiter beliebter Erzählungen und Lieder, sie sammelten sich einen Schatz davon, sie versuchten sich, wenn ihre Fähigkeit dazu ausreichte, selbst im Erfinden nach dem Muster der Zeit. Ihre musikalische Fertigkeit war eine gute Zugabe. Manche mögen zu den ritterlichen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts als Verbreiter ihrer Dichtungen, als Boten auch, in ein dienendes Verhältniss getreten sein. Mit ihrer wachsenden Bildung wuchs ihre gute Sitte und sie erhielten Zutritt in die gute Gesellschaft, wurden an grösseren und kleineren Höfen als Unterhalter, als Sprachmeister und selbst als Lehrer feinen Anstandes (der moraliteit) gesucht und manche wurden so angesehen, dass sie wie andere Hofleute selbst in königlichen Urkunden als Zeugen bei Rechtsgeschäften herbeigezogen wurden. So zeugt ein Rupertus als Spielmann des Königs (*joculator regis*) in einer Urkunde König Heinrichs VI. von 1189 (Toeche, Heinrich VI., S. 504); andere *cytharistae*, *histriones*, *joculatores*, *vigellatores*, *spilarii* erscheinen in andern Urkunden des 12. bis 14. Jahrhunderts als Zeugen¹⁾.

Auch in Frankreich wurden die *bouffons* von den *jongleurs* getrennt; auf Antrag des Troubadour Giraut Riquier bestätigte König Alfons X. von Kastilien 1275 diese Scheidung. Die *bouffons* waren hiernach die gemeinen Kerle, welche Affen, Hunde, Böcke und Vögel Kunststücke machen lassen, welche fiedeln und blasen und ihre Zuhörer auf den Strassen finden. Die *Jongleurs* dagegen sind Künstler auf ihren Instrumenten und begleiten die Lieder anderer oder tragen selbst Lieder und Erzählungen vor, welche die Troubadours verfasst und componirt hatten. Ihre äussere Bildung gab ihnen Zutritt in die vornehmsten Häuser.

¹⁾ Emmeran. Schenkungsbuch Nr. 252. 254. Scherer, Spervogel, S. 12. Schönach in Haupts Z. f. d. A. XXXI, 173 ff.

Von der Menge der Fahrenden entwirft ein deutscher Dichter aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der Kanzler, eine böse Schilderung (MSH. II, 290^a). Der erste lebe von Betrug, der zweite vom Spiel, der dritte lüge sich an den Höfen herum, der vierte sei ein Seiltänzer, der fünfte spiele den Narren, der sechste lebe vom spotten und schelten, der siebente handle mit alten Kleidern, der achte sammle Federn, der neunte thue Botendienste, der zehnte lebe von der Lüderlichkeit seines Weibes, seiner Tochter oder Magd. Man kann sich nichts widerlicheres denken als diese entsittlichten, hungernden und lungernden Banden, welche zu Hunderten durch das Land streiften, wo nur ein Hoffest, ein Turnier, ein Brautlauf aufstieg, den Raben gleich sich sammelten, auf den Strassen und in den Herbergen reiche Reisende¹⁾ anbettelten und ihre stets zugreifende Hand fordernd hielten. Scharen von fahrenden Leuten begleiteten auch die Kreuzfahrer nach Asien; hier lernten sie mancherlei zu, denn bei den Morgenländern waren Gaukler seit sehr alter Zeit zu finden, die viel wunderbares den abendländischen Spiel-leuten zeigen konnten. Die christlichen Ritter waren gegen diese heidnischen Künstler und namentlich gegen die jungen Künstlerinnen nicht unempfindlich, und Kaiser Friedrich II. nahm sogar ein Paar sarazenische Spielweiber mit nach Europa, die er später durch andere ersetzt zu haben scheint, denn noch 1244 ergötzte er Richard von Cornwall bei einem Besuche durch die Tänze und Künste zweier sarazenischer Mädchen. Sie fuhren singend und mit pantomimischen Bewegungen und Cymbel schlagend auf Kugeln an dem glatten Fussboden herum²⁾. Während seines Aufenthaltes in Syrien unterhielt er einmal (1229) Sarazenen, die bei ihm assen, durch die Künste christlicher Spielweiber, was ihm von den

¹⁾ Interessante Beweise geben die Reiserechnungen des Bischofs Wolfer von Passau (herausg. von J. Zingerle, Heilbronn 1877) und die archivalischen Rechnungsauszüge von L. Schönach in Z. f. d. A. XXXI, 173—185.

²⁾ Dass die *spilwîp* besonders als Tänzerinnen auftraten, zeigen Fundgr. I. 136, 35. 138, 34 ff. Osw. 989.

orthodoxen Christen nicht wenig übel genommen wurde¹⁾. Genug, wir sehen die Kreuzzüge auch von Einfluss auf die Spielleute, und die Stellung der Spielweiber zu den vornehmen Kreisen wird zugleich klarer. In dem Gedicht Reinbots von Durne vom H. Georg ist ein Spielmädchen in der Umgebung einer Königin und trägt zur Geige ein Lied vor (2477 ff.). Ein andres finden wir nach dem Rosengarten (C. 999 ff.) in Kriemhilds Hofstaat als Rottenspielerin; das sind, wenn auch Gedichten entlehnte, doch sichere Belege, dass artige, künstlerisch ausgebildete und gesittete Spielweiber sich über die Menge ihrer Genossinnen erhuben und in der hohen Gesellschaft, auch bei den Damen, wohlgekommen waren.

Freilich waren es immer persönliche Ausnahmen, ebenso wie bei den männlichen Spielleuten. Auf dem ganzen fahrenden Volke blieb dunkler Schatten, ererbte und verdiente Verachtung, und daraus folgte wieder ihre tiefe Stellung im Rechte. Die Germanen rechneten es für Schande, dass jemand käuflich sei mit Leib und Meinung²⁾; ein solcher ward denen gleichgesetzt, welche eigenwillig die Freiheit mit Unfreiheit vertauschten; er hatte kein persönliches Recht und keine Forderung an Busse. Der Klopffechter, der sein Leben gegen Bezahlung in fremden Dienst stellte, konnte nach dem altfriesischen Rechte (l. Fris. V, 1) straflos erschlagen werden. Der Sachsenspiegel gewährte den Spielleuten und denen, die sich zu eigen gaben, nur eine Scheinbusse, nämlich den Schatten eines Mannes; den Kämpen und ihren Kindern nur den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne wirft (Sachsensp. III, 45, 9)³⁾. Die schwedisch-gotländischen Rechte

¹⁾ Math. Paris II, 361. 569. Über Friedrichs II. Vorliebe für die Fahrenden vgl. auch Cento novelle antiche, Nr. XI. Über Manfreds von Sicilien Treiben mit seinen Geigern Ottokars Reimchr. 280 ff.

²⁾ Das ist der Sinn von *guot umb ére nemen* (wörtlich Geld für Lobsprüche nehmen), wie Haupt zu Erek 2167 gegenüber der gewöhnlichen, u. a. von W. Grimm über Freidank, S. 64, vertretenen Auslegung: Ehre für Gewinn aufgeben, ausgeführt hat.

³⁾ Sachsensp. I. 38, 1 werden die Spielleute mit den Kämpen, den unehelich geborenen und Verbrechern, die ihre Schuld gebüßt haben, für rechtlos erklärt.

gestatteten den Erben eines erschlagenen Spielmannes alsdann die volle Busse, wenn er es vermochte, eine junge ungezähnte Kuh, die einen Hügel hinunter gepeitscht wird, mit fettigem Handschuh am Schweife zurückzuhalten¹⁾. Der Schwabenspiegel (Landr. 15, 41) enterbte den Sohn, der gegen seines Vaters Willen Spielmann ward und erklärte die Spielleute für rechtlos; die Stadtrechte verweigerten ihnen den Zutritt zur Stadtgemeinde oder zwangen sie zu öffentlichen Arbeiten, und die Landfrieden schlossen sie aus und legten sie friedlos²⁾. Die Kirche hatte sich seit früher Zeit gegen sie erklärt und behandelte sie als Abgefallene³⁾; nur selten war ihnen der Zutritt zum Sacrament des Altars gestattet.

Was ihre Tracht betrifft, so lassen die Bilder der Manessischen Liederhandschrift (Taf. 3, 5, 22, 43 v. d. Hagens) allerdings keinen Unterschied von der Tracht anderer Personen an Gewand wie an Haar und Bart erkennen und einige andere Bilder in Handschriften späterer Zeit stimmen dazu⁴⁾. Allein Rudolf Glaber erzählt bei der Hochzeit König Roberts von Frankreich mit Constanze von Aquitanien im Jahre 1000 von dem Zusammenfluss der Spielleute namentlich aus der Auvergne und Gascogne und sagt dabei ausdrücklich, dass sie kurzhaarig und bartlos nach Art der Histrionen⁵⁾ gingen. Auf den Bildern der Heidelberger Sachsenspiegelhandschrift (herausgegeben von Kopp) ist diese Kurzhaarigkeit bei den Kämpen deutlich, zugleich mit auffallender Kürze des Rockes. Der Spielmann dagegen hat langes Haar, aber einen Rock, der unten tief zerschnitten ist. Die fahrenden Kleriker, die *loterphafen*, *latinisirt lotrici*, liessen absichtlich ihr Haar lang wachsen in bewusster Verleugnung der geistlichen Kopftracht.

¹⁾ Vestgötal. 1. Lekarr. Ostgötal. drapab. 18, 1. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 678.

²⁾ Bayr. Landfr. v. 1244 c. 61, v. 1255 c. 50. v. 1281 c. 56. Rudolf I. Landfr. v. 1287 c. 48.

³⁾ Es genüge auf Bertholds Pred. I. 155, 17 ff. zu verweisen.

⁴⁾ Vogt, Leben und Dichten der Spielleute, S. 30.

⁵⁾ *a medio capitis nudati, histrionum more barbii tonsi* — Du Chesne, Histor. Francor. script. IV, 38.

Sie wurden daher auch stehend als die loterphafen mit dem langen hâre (lotrici et vagi scolares cum longa coma) in den polizeilichen und kirchlichen Erlassen bezeichnet¹⁾.

In Frankreich putzten sich die Jongleurs im 12. und 13. Jahrhundert möglichst auf, liebten es, in seidenen Gewändern zu gehn, die phantastisch mit allerlei Knoten besetzt waren, und trugen auf dem Kopfe einen schwankenden Schmuck von Pfauenfedern²⁾. Man wird nicht bezweifeln, dass die deutschen Spielleute sich ebenso aufputzten. Gemeine Komödianten und Seiltänzer suchen ja noch heute durch auffallende Tracht die Augen auf sich zu ziehen, die Menge zu locken. Die neumodische Kleidung seiner Zeit tadelt der österreichische Dichter Konrad von Haslau (Jüngling 690 ff.) als unanständig für ehrbare Leute und nur für loter passend.

Auf den Wegscheiden, auf dem Dorfanger, auf Markt- und Turnierplätzen, unter freiem Himmel überhaupt machte der grösste Theil der armen diet, wie das dürftige, allzeit gabengierige Volk der Fahrenden und Gehrenden sich nannte, seine Kunststücke, spielte seine Weisen und sang und sagte, was unterhielt. Nur der kleinere Theil fand, wie wir schon bemerkten, in die Höfe und Burgen Zutritt. Das ganze Leben bewegte sich im Mittelalter weit mehr im Freien als heute. War auch der Gottesdienst seit Einführung des Christenthums mit seinen Hauptacten in die Kirchen verlegt worden, so blieb doch auch jetzt noch mancher Nebenact unter dem Himmelszelt, und ausserdem war das Recht- und Gemeinwesen noch nicht in die Schreibstuben eingesperrt worden. Unter freiem Himmel wählten noch die Fürsten im Angesicht des zusammenströmenden Volkes den deutschen König. Auf

¹⁾ Bayr. Landfr. v. 1244, c. 61. clerici tonsuram laycalem deferentes, Bayr. Landfr. v. 1255, c. 50. loterphafen mit dem langen hâre, Berthold, Pr. I. 114, 19. Buch der Rügen bei Haupt Z. 2, 30. 68.

²⁾ Fauriel, Hist. de la poesie provençale 3, 242. — Auf dem Fries der abgebrochenen Kirche von Marienhaf in Ostfriesland (Die Kirche zu Marienhaf, Emden 1845) befand sich auch ein Bild, halb erhaben in Sandstein gemeisselt, das eine Gaukler- und Spielmannsscene darzustellen scheint. Der Kopfputz, den zwei Männer tragen, sieht wie ein Federschmuck aus (Taf. 6, 3).

dem Kaiserstuhl unter dem Laubdache, weithin ins Land blickend, hegte noch ab und zu der Herrscher des Reiches das Recht. Unter der Linde stund noch auf zahllosen uralten Dingstätten der Steintisch, dran die Schöffen das Urtheil fanden unter Vorsitz des Grafen oder des Richters.

Aus der heidnischen Zeit aber wogte noch eine Fülle religiöser Gebräuche durch das Jahr, welche an das Leben in und mit der Natur sich anknüpften. Der Gottesdienst unserer Heidenzeit ist im wesentlichen ein Naturdienst gewesen, denn die Götter waren die ins grosse gefassten Verkörperungen der Erscheinungen des Naturlebens. Durch den Wechsel des Jahres zogen sich die Naturfeste. Der Sommer in seiner Höhe, die Ernte, der Winter als Vorbereitung des Frühlings und dieser selbst, der grünhaarige Knabe mit den Veilchenaugen, wurden jubelnd begrüsst und den treuen Gottheiten Dank dafür geweiht und neue Bitte angeknüpft. Es waren für jung und alt, reich und arm, Mann und Weib Feste, welche als goldener Rahmen sich um die Zeiten des Jahres spannten und sie erhellten.

Die heiterste Zeit war der Lenz¹⁾. Schon zur Winter-sonnenwende ward ein grosses Opferfest gefeiert; die hohen Götter wurden durch allerlei Umzüge, die von Lied und Reigen begleitet waren, geehrt und neben dem Dank für die alten Gaben wurden sie um Gedeihen des neuen Jahres gebeten. Nach wenigen Wochen waren neue Festtage; mit grünen, geschmückten Tannenreisern hielt man Umzüge und sang den Göttern Lieder; oder es ward ein Wettkampf zwischen Winter und Sommer veranstaltet. Der Winter trat auf in Moos und Stroh oder in Pelz vernummt, der Sommer in Epheu und weisse Gewänder gekleidet und unter Zurufen des Volkes begannen sie einen Streitgesang oder einen Zweikampf, der mit des Winters Niederlage endete. Da nahte der Frühling wirklich, und zu Ehren der Gottheit, die über den

¹⁾ J. Grimm, Deutsche Mythologie, Cap. XXIV. W. Mannhardt, Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, Cap. 3—7.

Winter gesiegt hatte, loderten Feuer auf den Hügeln und der Haide, fröhliche Gesänge erschallten, Reigen zogen sich um die heilige Flamme und die ersten Frühlingsblumen wurden geopfert.

Die Welt galt zu dieser Zeit für reiner; heiliges Feuer wurde neu entzündet, das Wasser hatte besondere Kräfte und die Erde grünte und blühte zur frischen Lust. Frohlockend ward jedes Zeichen des neuen Lebens begrüßt: wer das erste Veilchen fand, verkündete es den Nachbarn und alles zog zu der Stelle, wo der freundliche Frühlingsbote blühte. Das Blümchen ward auf eine Stange gesteckt, die auf dem Tanzplatze befestigt wurde und mit Gesang und Tanz drehte sich die Menge darum. Die erste Schwalbe, der erste Storch, der erste Maikäfer wurden öffentlich begrüßt. Der Vogelsang nahm die Winterschwere und Sorge von den Herzen. Wie die Erde zum Himmel aufjauchzt, der die Nebelkappe abgestreift hat und ihr freundlich und lockend gleich einem Bräutigam die Arme entgegenbreitet, so jubelte auch das Volk auf, und Anger und Strassen wurden voll Menschen am Feierabend und am Ruhetage. Kam dann der Mai und nahte Pfingsten, das liebliche Fest, war der fahle Wald grün geworden und stritten die Blumen mit dem Grase, wer von ihnen länger sei, schlugen die Nachtigallen, Finken und Amseln, da brach der Strom der Lust immer unaufhaltsamer hervor. Strassen, Brunnen und Thüren wurden durch die weissen Stämme der zartbelaubten Birken und durch duftige Kräuter in anmuthige Baumgänge verwandelt; die Burschen schmückten mit den schönsten Bäumchen das Haus der Geliebten, pflanzten einen Maienast auf des Daches First und in lustiger grüner Verkleidung durchzogen sie die Dörfer. Mancher Brauch wäre hier zu berichten, denn kein Land, kein Dorf war so nüchtern, dass es nicht zu dieser Zeit ein Zeichen der Freude gegeben hätte. Verkleidungen in Laub und Blumen, das Aufsuchen eines geschmückten Paares im Walde und ihr heiterer Einzug im Dorfe, Verfolgungen in Moos gekleideter und ähnliches finden sich in mannigfacher Abwechslung. Der Einzug der Sommergottheiten und die Ver-

treibung der letzten Nachzügler des Winters sind der Kern dieser Bräuche.

Der Sommer schritt vor und die Sonne kam auf die höchste Stelle, von wo sie zum Abstieg sich langsam wendet. Der längste Tag glänzte über der Erde und in seiner späten Dämmerung blitzten erst in den Thälern, dann auf den Hügeln und zuletzt auf den Bergesgipfeln Feuer auf; muntere Scharen sammelten sich darum und jauchzten mit Lied, Reigen und Scherz dem frühen Morgen zu. Wer gleich mir Johannisabenderinnerungen hat, wird ihrer tief poetischen Stimmung stets eingedenk sein, mögen auch die Jahre der Kindheit längst vergangen sein. Ich sehe das schöne Thal meiner schlesischen Heimat mit dem prächtigen dunkeln Gebirgszuge gen Mittag, im Norden die Höhen des Zobten, Geiersberg und Költschen, gegen Osten eine liebliche Hügelkette, nach Westen über dem Thalande der Peile hinter dem hohen Thurme von Schweidnitz die drei Berge von Striegau und die niederschlesische Ferne. Wenn der Abend kam, strömten wir hinaus auf die Schanzen, welche im dreissigjährigen Kriege aufgeworfen wurden und nun als aussichtsreiche Spaziergänge das freundliche Reichenbach umgürten. Zu den Füßen der Stadt dehnt sich die meilenlange Dörferkette, darüber hinaus steigt rasch ein fruchtbares Feld zu dem waldigen Eulengebirge auf. Wir schauten und lugten um die Wette, wer das erste Johannistagsfeuer (Johanstigfoierla) erblickte. Und sich! da glänzte auf den Feldern von Langenbielau eins, dort eins hinter Peilau, dort bei Peterswalde, dort bei Habendorf, darunter auf dem Herrleberge, wo die neckischen zwergenhaften Herrlein wohnten, da auf dem Zobten, wohin sie gezogen sind; und nun tauchten sie auf gegen Freiburg hin und südwärts bei Silberberg. Mehr und mehr stiegen sie in die Höhe, einzeln und in Haufen; endlich loderten auf der hohen Eule und der Sonnenkoppe Holzstösse empor, so dass schliesslich Thal und Berge mit ihnen bedeckt waren. Von dem Passe bei Warta bis über Hohenfriedeberg hinaus flammte das Gebirge, und der Zobten gab der Ebene das Zeichen, dass die Berge heute ihren Fackeltanz hielten. Spät kehrte die schauende

Menge in die Häuser zurück, am ungernsten schieden wir Kinder. Wir konnten uns nicht satt sehen und träumten die ganze Nacht von den Freuden des Johannisabends. Wir beneideten die Jungen, welche lange Wochen vorher von Haus zu Haus alte Besen bettelten, dass sie an diesem Abend sich solche Lust machen durften. Sehnsüchtig schauten wir nach den Plätzen, wo sie mit den pechgetränkten Hexenpferden gaukelten, und schrieen laut auf, wenn der verglühende Stumpf in die Höhe geschleudert ward. Es ist noch heute so das schlesische Gebirge entlang, wie in meiner Kindheit. Alle Polizeigebote haben die alte Johannisabendlust, die heidnisch-religiöse Feier der Sommersonnenwende nicht unterdrücken können, und wie in dem deutschen Grenzlande blieb es auch in manchen anderen Landschaften des deutschen Volkes.

Die Häuser wurden mit Blumen geschmückt, die Strassen und Brunnen bekränzt und die geheimnissvolle Johannisnacht hörte die sehnsüchtige, unter bedeutungsvollem Gebrauch gethane Frage manches Mädchens nach dem künftigen Gatten und dem Tage des Brautkranzes. Mancher festliche Brauch schliesst sich an diesen Tag bis zur Ernte; es sind lebendige poetische Spiele in Wald und Feld und auf dem Wasser¹⁾, welche die Gabe unseres Volkes bezeugen können, das Leben der Natur mit sinnvoller Sitte zu begleiten.

Dann naht die Ernte, und wenn die letzten Garben fallen, wird der Gottheit, die gnädig darüber gewaltet hatte, Dankgebet und Opfer gebracht. Aufzüge mancher Art, in denen Wodans Schimmel und Donars Bär noch erscheinen, fehlen dabei nicht. Aber die Lust muss sich zuletzt aus dem Freien in die enge Stube zurückziehen; die Haide wird braun und gelb, die Vögel schweigen und ziehen fort, es wird kalt und finster. Die Zeit kommt, dass die Hausfrau den Flachs vertheilt und die Mägde und Knechte um den Rocken sitzen. Da pocht es an das Fenster und die alte Göttin des Hauses und der Erde schaut herein. Den fleissigen lobt sie, dem

¹⁾ Über letztere Emil Sommer, Sagen aus Sachsen u. Thüringen, Halle 1846, S. 157—161.

faulen droht sie, und wenn sie fort ist, dreht sich an dem Faden des Flachses die Erzählung. Dann kommen auch andere Besucher: der heilige Martin erscheint statt Wodans auf dem Schimmel, Bischof Nikolaus beschenkt die Kinder, der alte Josef poltert und der Ruprecht, Maria mit dem Christkind, Petrus folgt und der Erzengel Gabriel mit den drei Königen aus dem Morgenland¹⁾. Das Volk spielt alte und neue Geschichte, und mischt heidnisches und christliches, heiliges und profanes.

Es ist noch hier und da geblieben, wie ich geschildert habe, das Bild ist aus noch bestehenden Gebräuchen entworfen. Die Theilnahme an diesem Leben ist aber jetzt beschränkter. Viele der alten Gebräuche sind durch die Veränderungen in dem Wirtschaftsleben des Volkes erloschen; der alte Bauernstand löst sich auf; die Industrie und die Politik vernichten das alte Leben des Landvolkes. Das alte Band, das den Landmann mit der Natur verknüpfte, ist längst morsch geworden; er sieht Wald, Flur, Berg und Wasser nur als ein nutzbares Capital an. Die Kinder gehn wohl noch Veilchen suchen, aber sie wissen längst, dass es Leute gibt, welche sie kaufen, und der Herr Gutsbesitzer oder Oekonom würde es für närrisch halten, um solch ein Blümchen zu tanzen. Jene Lust, die so voll und frisch im altherkömmlichen Tanze und Ballspiele zu hohen Zeiten wogte, rinnt nur noch sehr vereinzelt, z. B. in den Pfingsttänzen, die sich hier und da, unter andern in Thüringen, erhalten haben. Mitten im Dorfe steht die Linde; da sammelt sich alt und jung an den Pfingsttagen und der fröhliche Tanz dreht sich ringsum. Nahen sich fremde Wanderer, so werden sie freundlich von den Burschen mit einem Willkommtrunk eingeladen und sie müssen mit den Mädchen tanzen. Nur da, wo sich noch ein echtes Bauernland erhalten hat, besteht auch noch alter Festbrauch der Vorzeit.

Der Tanz nimmt unter den geselligen Freuden des Mittelalters eine ebenso bedeutende Stelle ein als unter den

¹⁾ Weinhold, Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Grätz 1853, S. 4—44.

heutigen. Je höher in das Alterthum wir ihn aber verfolgen, um so bedeutsamer zeigt er sich, denn er tritt, von dem Gesange der Menge getragen, besonders bei den heiligen Handlungen als nothwendiger Theil des ganzen Festes auf.

Der älteste germanische Tanz, von dem wir lesen (Tacit. Germ. 24), ist der Schwerttanz nackter deutscher Jünglinge, der mit religiösem Cult, wahrscheinlich einem Feste des Kriegs- und Himmelsgottes, verbunden sein mochte, denn gleich den Wettspielen ist der Tanz der Menge ein stehnder Theil auch der germanischen religiösen Feste gewesen. Von dem 15. bis zum 19. Jahrhunderte ist in deutschen Städten und auch unter dem Landvolk ein Schwerttanz nachgewiesen worden¹⁾, der in allerlei künstlichen Windungen unter Instrumentalmusik, selten aber zum Gesang sich bewegte und in dem wir den Ausläufer jenes altgermanischen Tanzes sehen dürfen.

Im gotischen finden sich die beiden Zeitworte *laikan* und *plinsjan* für tanzen. Das erste bezeichnet, wie aus den andern Bedeutungen dieses Verbums (ags. *lācan*, altn. *leika*) und dem Substantiv *laiks* (ahd. und mhd. *leich*, ags. *lāc*, altn. *leikr*) erhellt, einen bewegten springenden, von Musik begleiteten Tanz der Menge; das andere Wort ist dem slavischen entlehnt und benennt wohl eine den Slaven abgesehene Tanzart²⁾. In der althochdeutschen Periode unserer Sprache hat das Zeitwort *laichan* für tanzen gewiss bestanden, wenn die Litteraturdenkmäler es auch nicht bieten; denn es findet sich noch mittelhochdeutsch *leichen* in der Bedeutung hüpfen. Vor allem aber lebte das Substantiv *leich* (m.) zur Bezeichnung des chorischen, von Musik geleiteten Reigen und einer Gedichtart, die aus der Wortbegleitung dieser Musik

¹⁾ Müllenhoff in den Festgaben für G. Homeyer, Berlin 1871, S. 109 ff., und in Haupts Z. f. d. A. XVIII, 9 ff. XX, 10 ff. Ferner J. Ammann, Z. f. d. A. XXXIV, 178—210. Bächtold, Gesch. der deutschen Litteratur in der Schweiz, 2. Abth., S. 64.

²⁾ altsl. *plęsati*, Miklosich rad. l. slov. 65. — slov.-böhm. *plesati*, poln. *pląsać* tanzen, springen. Umgekehrt hatten die Slaven *lik*, χορός, *likovati χορεύειν* dem Germanischen entlehnt.

entstanden war. Ausser leichan finden wir tûmôn, das ein kreisförmig sich bewegendes tanzen bezeichnete, sowie dinsan und dansôn das Hin- und Herziehen der Paare¹⁾. Denn aus dem Stamme dieser letzten Zeitworte ist das romanische danse (ital. danza) gebildet, welches die Deutschen seit Ende des 12. Jahrhunderts samt dem Zeitworte tanzen von den französischen Nachbarn zurücknahmen. Tanzen und reien (ein Wort, das althochdeutsch noch nicht erscheint) bezeichnen in der mittelhochdeutschen Periode die beiden Hauptarten des Tanzes: den ruhigen getretenen Tanz (frz. carole) und den lebhaften gesprungenen Reien (frz. espringale).

Bei der Unsicherheit und Dürftigkeit der andern Angaben wird die Beschreibung eines Tanzes in dem lateinischen Gedichte von Rudlieb wichtig, das in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts gehört. Ein Jüngling und ein Mädchen tanzen miteinander; er bewegt sich einem Falken gleich im Kreise und sie wie eine verfolgte Schwalbe. Nähern sie sich, so geschieht es nur, um rasch bei einander vorbei zu fahren; sie schwimmt gleichsam in der Luft, er bewegt sich rascher und heftiger, und mit Händen und Füßen begleiten sie die Melodie des Harfenspiels (Rudl. IX, 45—55). Ungefähr in gleicher Weise waren manche Arten der französischen Rundtänze. Im Roman von der Rose (763 ff.) wird eine carole beschrieben, welche zwei Mädchen tanzen, und die fast dem Rudliebschen Tanze gleich ist. Sie eilen sich zierlich entgegen, neigen sich, wenn sie einander nahe kommen, eng zusammen, fahren aber rasch wieder hinweg und entfernen sich dann um so weiter von einander. Auch die Bilder zu Heinrich von Stretelingen in der Manessischen und der Naglerschen Liederhandschrift weisen auf ein annuthiges Geberdenspiel und einen Figurenreichthum bei dem Tanze hin.

Durch die Schilderungen in den epischen Gedichten, sowie durch die Tanzlieder und die höfische Dorfpoesie des

¹⁾ *die tenzer ziehent und tenent den tanz* Wackernagel, Altd. Predigten, S. 259. Das seltene ahd. salzôn, ags. sealtjan, ist Entlehnung aus lat. saltare.

13. Jahrhunderts wird uns auf den Tanz an der Höhe des Mittelalters ein ziemlich heller Blick gegönnt. Wir sehen daraus, dass der ruhigere, bloss getretene oder gegangene Tanz (in Art der Polonaise) der vorzugsweis höfische war. Es wurde eine Reihe gebildet, jeder Mann nahm eine Frau oder auch zwei bei der Hand¹⁾ und unter dem Saitenspiele des vorausschreitenden Spielmanns und unter Gesang hielten die Tänzer mit schleifenden leisen Schritten ihre Umgänge²⁾. Ein ander Mal ward ein Rundtanz gemacht; die Gesellschaft schloss einen Kreis und mit sanfter Bewegung gingen sie singend in der Runde herum, indem der Inhalt des Gesanges durch Mienenspiel und einfache Bewegungen äusserlich dargestellt wurde. Bei der Besprechung der Vermählungsfeierlichkeiten sind schon solche Kreistänze erwähnt worden, welche die Feier des Verlöbnisses nachbildeten. Gerade diese halbdramatische, vom Lied begleitete Gattung der Rundtänze oder Ringelreien war sehr mannigfach und hat sich im Volke und bei den Kindern selbst bis heute erhalten.

Am einfachsten waren Tänze, wie sie auf den Faeröern bis in die neueste Zeit von dem ganzen Volke getanzet wurden. Männer und Frauen bildeten eine einzige lange Reihe; sie bewegten sich drei Schritte nach vorn oder drei Schritte zur Seite, blieben dann, sich hin- und herbiegend, eine kurze Weile stehn und machten wieder drei Schritte zurück. Die ganze

¹⁾ Ploier beschreibt im Garel 4865 ff. einen Tanz. Zwei Ritter werden von dem Wirt zu der vornehmsten Dame, seiner Schwester, geführt, sie nehmen sie in die Mitto und gehen den übrigen Paaren voran, in denen immer zwei Damen einen Ritter zwischen sich haben.

²⁾ *schöne umbeslifen* MSH. 1, 201^a *dô man die tenze sleif* Nith. 52, 9. *ûf den zehen slîchents hin nâch dem niuwen hofesite* MSH. 3, 196^a *swer niht tritel treten kan als zuo einer henne ein han — zippelzehen, schocken dar, strîchen mit den versen*, MSH. 3, 383^b *zippelzehen hüpfen nâch der gîgen, wandelieren hin und her* MSH. 3, 280^b — Vgl. Parz. 639, 23. Helmbr. 98. 940. Heinr. Trist. 618. Garel 4865. Tandareis 1095. MSH. 1, 141^b Zu den ältesten Runkelsteiner Bildern gehört die Darstellung eines solchen Tanzes, Taf. 20 des Seelos-Zingerleschen Werkes. Vgl. auch das Bild zu Hildbold v. Schwangau in der Manessischen Liederhandschr., v. d. Hagen Bilders., Taf. 22.

Reihe singt dazu Lieder, welche von entsprechenden Geberden begleitet werden. Dieser Tanz scheint im ganzen Norden verbreitet gewesen zu sein; er war recht eigentlich ein getretener Tanz¹⁾. Die ruhigeren Tänze fehlten auch dem fröhlichen Leben der oberdeutschen Bauern des 13. Jahrhunderts nicht; sie wurden durch die Einwirkung der höfischen Rundtänze unterstützt und gegen die im ganzen bei dem Landvolke beliebteren wilderen Springtänze aufrecht gehalten. Sie sind aber mehr zur Winterszeit in den Stuben getanz worden²⁾. Unter den umgehenden Tänzen der Bauern scheint die Stadelweise beliebt und von sanftem, sittigem Charakter³⁾; auch fremdländisch klingende Namen treten auf, wie der Ridewanz, der Firggandray⁴⁾, der Mürmun, der Trypotey. Die östlichen Nachbarn mögen ebenso auf die Tänze gewirkt haben als die westlichen⁵⁾; indessen wollen wir der Fremde auch keinen zu grossen Einfluss einräumen, da fremdklingende entstellte Namen noch kein sicheres Zeugnis des Fremdseins sind und wir aus heutiger Erfahrung wissen, wie reich einzelne germanische Stämme an volksthümlichen Tänzen sind.

1) Vgl. P. E. Müller bei Lyngbye faeröisko quaeder, pp. 8—10. 37.

2) v. Liliencron bei Haupt, Z. VI, 82.

3) MSH. 1, 206^b. *diu vil süeze stadelweise kunde starken kumber krenken, eben trätens unde lise*. Dem Namen nach ward sie im Stadel (der Scheune) getanz. In Unterfranken ist bei Hochzeiten unmittelbar nach der kirchlichen Trauung der Scheuertanz üblich. Von der Kirche begibt sich der Hochzeitzug in eine Scheuer, wo der Schulmeister dem Brautpaar Glück und Segen wünscht (die Scheuerpredigt), dann beginnt der Scheuertanz, den das Brautpaar mit drei Reihen eröffnet. Nach dem Tanz geht es zum Hochzeitmahl: Bavaria IV, 248.

4) *firggandray* Lassb., Ls. II, 385. Haupt, Neith., S. 228, findet darin das Wort trei, das als Tanzname in einem unechten Neithartliede (228, 45) vorkommt und wohl auch in den Tanznamen *treiros* und *troialdei* erscheint.

5) Der *ridewanz* (vgl. über ihn MSH. 3, 190^b 289^b und Haupts Neithart, S. 144) ist nicht mit W. Wackernagel von franz. *rotuenge* (prov. *retroensa*) abzuleiten und mit höf. *rotrawange*, die nur eine Liederart bezeichnen, ohne Bezug auf Tanz, nicht zu vermengen. Wort und Sache scheint aus dem slavischen aufgenommen. *radowa*, *reydowačka* ist ein böhmischer Tanz.

Gerade der höfische Tanz des Mittelalters, der am meisten fremder Mode unterworfen sein konnte, zeigt eine grössere Einförmigkeit als der ländliche, obschon wir bei der Unkenntniss der mittelalterlichen Tanzmelodien kein ganz sicheres Urtheil fällen können. Unter den deutschen Ländern war Thüringen im Anfang des 13. Jahrhunderts als Quelle neuer Tanzweisen berühmt (Parz. 649, 12), was sich aus dem vielbewegten künstlerischen Leben am Hofe zu Eisenach erklärt. Ein seit Ende des 13. Jahrhunderts bis in neuerer Zeit oft genannter beliebter Tanz, der lobetanz, ist aus Hessen, Thüringen, Meissen bezeugt¹⁾.

Die umgehenden Tänze hiessen vorzugsweise Tänze, wogegen die Springtänze (éspringales, éspringeries) den Namen Reien führten²⁾. Der Tanz ward getreten, der Reie ward gesprungen; der Tanz bewegte sich vorzüglich in geschlossenen Räumen, der Reie ward in sommerlicher Lust meist auf Strassen und dem Anger von dem Landvolke aufgeführt. Instrumentalmusik und Gesang, letzterer als alte beliebte Begleitung, sind beiden gemeinsam; natürlich muss der Takt und die Weise des Reien lebendiger gewesen sein. Den umgehenden Tanz wie den Reien leitete gewöhnlich ein Vorsänger oder eine Vorsängerin, die zugleich die Vortänzer sein mochten. Die Frauen gingen rechts den Männern (Neith. 96, 21) und wurden entweder bei der Hand oder am Ärmel geführt³⁾; herumgetanzt ward nach links⁴⁾.

Bei den bürgerlichen Reigen wetteiferten die Paare in kunstreichen weiten und hohen Sprüngen. Allem nach zu urtheilen waren diese Springtänze nicht anmuthig: sie werden dem umspringen der Bären und Böcke verglichen⁵⁾, und

¹⁾ Lexer, Mhd. Wb. 1, 1948. Grimm, D. Wb. 6, 1084.

²⁾ Über die Bedeutungen von *tanz* und *reie*, wonach diese Worte verschiedene Tanzarten bezeichnen, zuweilen aber *reie* ohne Gegensatz eine Unterart des Tanzes bedeutet, *tanz* im besonderen endlich der höfische Tanz ist, vgl. v. Liliencron bei Haupt, Z. VI, 79—81.

³⁾ MSH. III, 198^b. 218^b. 256^a. II, 79^b.

⁴⁾ Wackernagel, Altd. Pred., S. 259.

⁵⁾ MSH. III, 198^b. 225^a.

die weibliche Zucht kann nicht gewahrt sein, wenn es dabei von den Frauen heisst, dass sie weiter als eine Klafter sprangen (MSH. 2, 122^b), oder wie ein Vogel in die Höhe flogen, oder höher als ein Hinde hüpfen¹⁾. Der *houbetschote* (Neith. XXII, 16), bei dem, nach seinem Namen zu schliessen, die Köpfe geschüttelt wurden, war ein solcher Reien. Auf Island hiesse ein ähnlicher Springtanz *faldafeykir*, Tücherschleuderer, weil die Kopftücher der Frauen (*faldar*) dabei herumflogen. Im 14. Jahrhundert wurden die Tänze in Deutschland immer wilder. Der Teichner sagt in einem seiner Gedichte²⁾, dass man früher so getanzt habe, dass man selbst im Reien ein volles Weinglas auf dem Haupte habe tragen können, ohne es zu verschütten. Jetzt sei aber ein so wildes hüpfen Brauch geworden, dass man Mantel, Rock und Gugelhut dabei verlieren könne. Er selbst erinnere sich noch der Zeit, dass man sanfter den Reien führte, als man jetzt tanzen sehe.

Es war begreiflich, dass die Sittenprediger die alte Abneigung asketischer Geistlicher gegen den Tanz nun stärker zum Ausdruck brachten. Der Tanz galt als Teufelserfindung und als besondere Veranstaltung des Bösen, die Seelen für die Hölle einzufangen. Zwischen dem ummegênden tanz und dem springenden tanz ward dabei kein Unterschied gemacht³⁾: der erste ward als ein Ring oder Cirkel erklärt, des Mittelpunkt der Teufel ist, und der Gesang der Frauenbilde wurde als sehr schädlich dabei ausgedeutet, „denn die bösen Geister helfen diese schamper lieder (schandbaren Lieder) stiften und tichten. Aus dem springenden Tanz kommen fast noch

¹⁾ Ebd. III, 196^a. 228^b.

²⁾ Lassberg, Liedersaal n. 211, 22 ff.

³⁾ Vgl. den Tractat des 15. Jahrh. Was schaden tantzen bringet, in den Altdutschen Blättern von Haupt und Hoffmann I, 52 ff. Namentlich ward gegen den Tanz an heiligen Tagen geeifert und selbst durch Sagenbildung von der ewigen Bestrafung solch frevelnder Tänzer zu wirken gesucht. Man vergleiche die Sage von den verfluchten Tänzern von Kölbigk (in Grimms Deutschen Sagen, Nr. 232), die an einen wirklichen Vorfall, der sich um 1013 ereignet hat, angeknüpft ist (E. Schröder, Die Tänzer von Kölbigk, in d. Zeitschr. f. Kirchengeschichte XVII, 94—164).

mehr Schäden der Seele. Nur ein Fall sei sündlos: wenn eines in Einfältigkeit und Unschuld tanzt und nichts anders dabei sucht und meint, denn allein dass es spielt und fröhlich tanzt und nicht umsieht nach bösem Werk und Sünde für sich oder andere Leute, und darum nicht weiss, ob etwas böses vom tanzen kommen könne.“

Die städtische Sittenpolizei sah sich namentlich seit dem 15. Jahrhundert veranlasst, die Ausschreitungen bei den Tänzen durch wüstes schreien, schamlose Lieder, durch schwenken und herumwerfen der Weiber und andere rohe oder unzüchtige Geberden unter ihre Strafgewalt zu stellen ¹⁾, und die Satiriker des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Brant und Fischart ²⁾, fanden in den Springtänzen reichen Anlass zu scharfem Spott. Nicht minder haben die Maler und Zeichner des 15. und 16. Jahrhunderts in ihren zahlreichen Bauerntänzen das tolle, wüste Treiben ironisch behandelt.

Wie unter den umgehenden Tänzen, so treten auch unter den Reien verschiedene Arten auf. Eine Art war der krumme Reie; er wurde gesprungen und gehinkt und scheint sehr wild gewesen zu sein. In einem Tanzliede heisst es: „Da schrieen sie allzugleich nach einem Spielmann: „mach uns den krummen Reien, den man hinken muss. Das gefällt uns allen wohl, und Löchlein ist es, der ihn führen soll!“ Der Spielmann stimmt' die Pauken, die Reifen fest er wand, da nahm sich auch der Löchlein ein Mädchen an die Hand. „O du frecher Spielmann, mach uns den Reien lang! Ju heia, wie er sprang! Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang“ ³⁾. — Der Hoppaldei mag verwandt

¹⁾ Basler Rechtsqu. I, 130. Baader, Nürnberger Polizeiordnungen 91. Siebenkäs, Materialien 1, 172 ff. Michelsen und Asmussen, Archiv I. 1, 108. Schmeller, Bayr. Wb. I², 612. A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh., S. 492 ff.

²⁾ Brant, Narrenschiff, c. 61 (mit Zarnckes Anm.). Fischart, Gargantua, Cap. 7. 24. Vgl. den Bauerntanz in Wittenweilers Ring, S. 167 ff.

³⁾ MSH. III, 312^b. 249^a. 250^b. 256^a Noith. 79. 90, 19.

gewesen sein; er war gewiss ein heimischer Tanz¹⁾, der mancherlei Umbildungen fähig war, da neue Hoppaldeiweisen erwähnt werden (MSH. 3, 223^a. 283^b). Aus dem Rufe: Heiähei und hei, der bei dem Hoppaldei ertönte (MSH. 3, 283^b), schliesse ich, dass der Heierleis eine Unterabtheilung des Hoppaldei war²⁾. So wenig man diese Tänze für fremde erklären mag, so wenig auch den Firlei, Firlefei oder Firlefan³⁾. Man muss überhaupt bei der Deutung dieser Tanznamen vorsichtig sein und sie nicht so rasch der Fremde zuschieben. Viele erklären sich durch mundartliche Ausdrücke⁴⁾, viele verdanken ihr

¹⁾ Über die Bildung *aldei* Haupt, Neithart, S. 186. Das Wort gehört zu *hoppen* hüpfen. Hoppelrei, Hoppeltanz sind jüngere Namen desselben Reien, Deutsches Wb. IV. 2, 1799. Die Melodie eines Hupfauf-Tanzes aus dem 16. Jahrh. bei Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipz. 1886, Nr. 76. Hoppich ist ein Tanz der Deutschböhmen am Riesengebirge: Schmalfuss, Die Deutschen in Böhmen, S. 77. Hoppelvogel heisst ein schwäbischer Tanz, wobei nach Art der Vögel gehüpft und nach Futter geschrien wird, vgl. auch den *kröenpein* Fastnachtsp. 584, 31. — Auf hüpfenden oder springenden Tanz deutet auch der Name Siebensprung, der im Mittelalter allerdings nicht vorkommt, aber später nicht bloss in Deutschland, sondern auch in Skandinavien und in Frankreich (*Sept sauts*) beliebt war (Böhme, Gesch. des Tanzes 155—157. Bolte, Jahrb. f. niederd. Sprachforschung XVIII, 16).

²⁾ Noch Geiler v. Kaisersberg konnt den Heigerleis, D. Wb. IV. 2, 814.

³⁾ Firlei, im Renner und Rouaus, Firlefei MSH. III, 252^b. Wolkenst. XIV. 4, 13. Kulmer Recht 86, 39. Tirlefey steht neben Tuteley und dem Spisinger bei Fischart, Geschichtkl., Cap. 8. Die Formen *tirle* und *firle* wechseln auch in dem schles. Namen eines Kinderspielwerkes: Firletanz und Tirletanz. Bei Oswald v. Wolkenstein XXX. 3, 1 und in dem Bergkreyen von der Kirmes der vollen Bauern N. 41 in: Bergkreyen. Zwickau 1533 (Uhland, Volksl. 245, 7) wird der Tanz Firlefan^z erwähnt: „*do pff er ihr den Firlefan^z wol nach der Dörffer sitten, do tanzten sie den hottostan*“. *fulafrans* MSH. III, 307^b ist verschrieben für *firlafrans*. Das Wort *firle* wird durch die schles. Mundart erklärt, in der *gefirle* und *gefirre* für hurtig, behende gebraucht wird.

⁴⁾ Es ist hier nicht meine Aufgabe, auf die volksthümlichen Tänze der folgenden Jahrhunderte, die zum Theil mit sehr alten Gebräuchen zusammenhängen, einzugehn. Ich verweise im allgemeinen auf Fr. M. Böhme, Gesch. des Tanzes in Deutschland, S. 150—211.

Entstehn kecker Bildungslust; die fremdklingenden Endungen sind aus dem halbkomischen Streben des Landvolkes der höfischen Zeit hervorgegangen, französische oder flämische Formen in seine Rede zu verflechten.

Stehende Begleitung des Tanzes war die Musik. Spielleute spielten dazu auf Harfen und Rotten, später auf Geigen, Pfeifen, Flöten, Zittern, Trommeln oder Tambourins¹⁾, oder, was sehr gewöhnlich war, die Tänzer begleiteten sich selbst durch Gesang²⁾. Wenn auch diese Lieder zuweilen von der ganzen Menge zugleich gesungen wurden, so geschah es doch auch oft, dass ein Vorsänger oder eine Vorsängerin das Lied vortrugen und die Menge nur in den Kehrreim einstimmte oder die einzelnen Verse nachsang³⁾. Sehr lehrreich ist auch für den mittelalterlichen Tanz, was Neocorus über die ditmarsischen Tanzlieder mittheilte⁴⁾. Er unterscheidet drei Arten. Erstlich den Biparendanz, den zwei und zwei tanzen, der erst kurz vor 1559 von fremdher eingeführt sei⁵⁾. Auch zu ihm sind sonderliche

¹⁾ Es ist nicht Grosssprecherei des Tannhäusers, wie Wackernagel (Altfranz. Lieder 232) meinte, wenn er von *flöuten* und *sumbern*, von *tamburaeren* und *trumbunaeren* spricht (MSH. 2, 85^a, 89^a). Vgl. nämlich MSH. 1, 201^a 2, 79^b 3, 197^b 269^a. 283^b. 312^b. Rom. de la Rose 748 ff. Auf Holzschnitten des 16. Jahrh. sieht man oft einen Spielmann, der gleichzeitig mit Pfeife und Handtrommel zum Tanze aufspielt.

²⁾ R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen. Nachtrag, S. 10.

³⁾ MSH. 2, 78^a. Rom. de la Rose 748 ff., vgl. F. Wolf Lais 185. Ein altes Beispiel gibt das Tanzlied der verfluchten Tänzer von Kölbick, von dem die erste Strophe auf Grund des deutschen Berichts von Wilhelm von Malmesbury lateinisch so wiedergegeben wird: Equitabat Bovo per silvam frondosam, Ducebat sibi Mersuinden formosam. Refr. Quid stamus? cur non imus? (E. Schröder a. a. O. 127. 151.).

⁴⁾ Chronik des Landes Ditmarschen, herausg. von Dahlmann, I, 177 f.

⁵⁾ In Ulm kam es Ende des 14. Jahrh. auf, dass je zwei und zwei miteinander tanzten; der Rath verbot das 1406 und führte das aneinander (in der Reihe) tanzen wieder ein, bei Strafe von 5 Pfund Heller: Jäger, Ulm 527.

Lieder bräuchlich. Darnach den langen Tanz, worin sich alle Tänzer nach der Reihe anfassen. Er ist zweierlei: erstlich der Trimmekendanz¹⁾, der mit Treten und Handgeberden in besonderer Art getanzet ward und nicht mehr sehr gebräuchlich zu Neocorus Zeit war. Bekannte Lieder hierzu waren: Herr Hinrich und sine Brüder alle dre etc. und: Mi boden dre hövische Medlin etc. Der andere lange Tanz ging in Sprüngen und Hüpfen, er war der gewöhnlichste Reigen und ward auf diese Art getanzet: Der Vorsinger, der auch wohl einen zu Hilfe nimmt, hat ein Trinkgeschirr in der Hand und hebt den Gesang an. Wenn er einen Vers ausgesungen hat, singt er nicht weiter, sondern der ganze Haufe, der entweder das Lied auch weiss oder genau darauf gemerkt hat, wiederholt den Vers. Darnach hebt der Vorsinger wieder an und singt wieder einen Vers. Wenn solcher-gestalt ein oder zwei Verse gesungen sind, springt einer hervor, der vortanzen und den Tanz führen will. nimmt seinen Hut in die Hand und tanzt gemächlich in dem Zimmer herum und fordert sie damit zum Tanze auf. Danach fassen sie sich nach der Reihe an, indem dabei vornehmen Personen die hohe Hand gelassen wird. Wenn sich nun der Vortänzer nach dem Vorsinger und seinem Gesange richtet, so richten sich die Nachtänzer nach ihrem Führer, dergestalt, dass ein einziger Vortänzer an zweihundert Personen im Reien führen und regieren kann.

Der Inhalt der Tanzlieder war sehr verschieden; wir finden unter ihnen Liebeslieder, historische Gesänge, politische und Rügelieder, Scherz- und Lügenlieder. Die Liebeslieder beginnen meist mit dem Lobe des Frühlings oder Sommers; der Lenz im Herzen und der Lenz in der Welt schlugen zusammen in reizenden Tönen. Auch die Winterlieder, die zum Tanz in den Stuben gesungen wurden, leitet der Ausdruck der Liebesempfindung ein. In der höfischen Dorfpoesie knüpft sich im Sommer-, wie im Winterliede eine kurze Erzählung oder Schilderung an, die im Winterliede satirisch gegen das

¹⁾ Trommeltanz nach der Begleitung mit der Handtrommel.

Treiben der Bauern sich wendet ¹⁾). Liebeslieder sind die häufigste und eine sehr begreifliche Begleitung der Tänze, welche eine Quelle so vieler Liebschaften waren. Sie sind natürlich in ihrem Tone sehr verschieden; von schüchternem halb verholnem Preise der Geliebten schreiten sie bis zur offenen Erklärung der Neigung und selbst bis zur kecken Äusserung der letzten Wünsche vor. Neben den lyrischen Ausdruck des Gefühls stellen sich epische Schilderungen einer Liebesbegebenheit, die sich bis zur dramatisch lebendigen Darstellung verschiedener Ereignisse des verliebten Lebens steigern. Ebenso reich ist die Gattung der geschichtlichen Tanzlieder gewesen. Germanische und romanische Völker haben bei den Reigen die alten theuern Erinnerungen an grosse Helden und Fürsten gern belebt und wach erhalten. Wir können daher annehmen, dass die Lieder von den Amelungen und Dietrich von Bern, von dem Drachentödter Siegfried und den Nibelungen und den andern germanischen Heroen in ältester Zeit zu den Tänzen gesungen wurden. Einen lebendigen Beweis dafür geben die alten faeröischen Tanzlieder, unter denen, soweit sie erhalten sind, drei der Siegfriedsage angehören, die noch in neuester Zeit gesungen wurden ²⁾). Ebenso dürfen wir, auf andere faeröische Gesänge gestützt, behaupten, dass Lieder aus der Göttersage den Tanz begleiteten. Der Reigen hat, wie wir früher schon hervorhoben, oft zum Cultus gehört und das dazu gesungene Lied konnte je nach dem Zwecke des religiösen Festes den mannigfachsten Inhalt haben. Aber nicht bloss aus weiter Vergangenheit waren die Lieder ererbt. Was grosses oder auffallendes, ernstes oder heiteres sich ereignete, erweckte in der Vorzeit rasch ein Lied. Preis und Vorwurf, Lob und Schelte wurden in singbare Verse gesetzt und diese dort vor allem gesungen, wo die Menge der Hörer sich sammelte, das gehörte empfänglich nachsang und mit Geberdenspiel zum Reigen als Begleitung benutzte. Ein Tanzleich des Tann-

¹⁾ v. Liliencron in Haupts Z. f. d. A. VI, 79 ff. 94 ff.

²⁾ Lyngbye, Faeröiske quæder om Sigurd Fofnersbane og hans ät. Randers 1822. Sjurdar quædi ved Hammershaimb. Kjöbenhavn 1851. Faeröiske Quæder 1855.

häuser (MSH. II, 81) singt in seinem ersten Theil das Lob Herzog Friedrichs des Streitbaren von Österreich, anknüpfend an die Maienlust, und geht von dem Ruhme des Fürsten dann plötzlich in eine lebendige Aufforderung zum Tanze und zum Genuss des Lebens über.

Wir wissen, dass die Ditmarschen die Lieder, welche sie in ihren Fehden und Kriegen dichteten, zum Tanze sangen ¹⁾, und würden schon daraus folgern müssen, dass wo sonst in Deutschland historische Gesänge erklangen, sie bei der grössten Lustbarkeit des Volkes, in der sich alles, was die Gemüther bewegte, laut machte, beim Tanze gesungen wurden. An diese geschichtlichen Lieder haben sich diejenigen gereiht, welche ein sagenhaft gewordenes Ereigniss besingen, eine Liebesgeschichte meist, die tragisch endet, oder eine blutig ausgehende Begebenheit voll Kampf und Raub, eine That, in der sich der Mensch über das gewöhnliche erhebt. Der romanische Name der Tanzlieder ²⁾, ballata, Ballade, ist in der englischen Poesie der Gattungsname dieser epischen Volkslieder sagenhaften Stoffes geworden, wegen der alten germanischen und romanischen Verwendung solcher Gesänge zum Tanz.

Mit dem häufig epischen Inhalte des Tanzliedes hängt die Darstellung der Gegenwart und ihrer Sitten, die Schilderung der Ereignisse und Persönlichkeiten des gewöhnlichen Lebens im Tanzliede zusammen, wie dieses namentlich in der höfischen Dorfpoesie zu bemerken ist. Daran knüpft sich die Kritik der bestehenden Zustände, das Klage- und Rügelied. Ein Tanzlied Konrads von Würzburg beklagt den Verfall des geselligen Lebens (MSH. 2, 312—314); Rüge und Spott drang in das Tanzlied tief ein. Noch heute werden auf den Faeröern Spottlieder zum Reigen gedichtet und der Gegenstand derselben muss sie mittanzen. Er wird von zwei starken Männern an den Händen gefasst und ist gezwungen, in dem Reigen

¹⁾ Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. XXXVI.

²⁾ Ferd. Wolf, Über die Lais Leiche und Sequenzen 233.

zu bleiben, bis das Lied zu Ende ist. Hat sich dasselbe des Beifalls erfreut, so wird es in den allgemeinen Gesangsschatz aufgenommen¹⁾. Manch anderer Inhalt noch zeigt sich in diesen Gesängen; auf den Faeröern wurden sogar geistliche Lieder zum Tanze gesungen und noch in unserem Jahrhundert hielten es dort ältere Geistliche nicht unter ihrer Würde, in der Amtstracht an diesen sehr anständigen und ehrbaren Tänzen theilzunehmen. Wir erinnern uns dabei daran, dass in Deutschland gerade die beliebtesten Volkslieder im 14. und 15. Jahrhunderte mit geistlichen Texten versehen wurden und dass ihre Melodien dadurch sich erhalten haben²⁾.

Die Form der Tanzlieder war gleich ihrem Inhalte mannigfach. Ihre alte Benennung Leich (gotisch laiks), die eine Vereinigung von Harfenspiel, Gesang und Tanz begreift, gibt kund, dass die Worte (der Text) in ihnen in einem untergeordneten Verhältnisse zur Weise (Melodie) und zur Körperbewegung stunden³⁾. Während das Lied aus strenggebauten Versen und gleichmässigen Strophen bestund, bewegte sich der Leich freier, ganz in der Weise der lateinischen kirchlichen Sequenzen⁴⁾. Das Steigen und Fallen der Harfenmelodie, die Bewegungen der durch sie geleiteten tanzenden Menge bedingen die verschiedene Länge und Kürze und den wechselnden Rythmus der Verse wie der Strophen. Die Worte waren nur Begleitung der Weise, um diese dem Munde gerechter zu machen, und sie schmiegt sich derselben an. Die Geschichte des Leiches als poetischer Form gehört nicht hierher; es mag nur erwähnt werden, dass die Kunstdichtung, von der lateinischen Kirchenpoesie zunächst dazu veranlasst, die Form des volksmässigen Leiches aufnahm. Neben religiösen deut-

¹⁾ Lyngbye, Faeröiske Quaeder, S. 14.

²⁾ Vgl. das Verzeichniss der weltlichen Melodien, die zu geistlichen Liedern benutzt wurden, bei Fr. Böhme, Altd. Liederbuch, S. 810—820.

³⁾ Über die Leiche Ferd. Wolf, Über die Lais Sequenzen und Leiche, Heidelb. 1841. W. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche, Basel 1846, S. 225 ff. Müllenhoff, De poesi chorica, Kiel 1847.

⁴⁾ K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Rostock 1868.

schen Leichen erscheinen im 9. Jahrhunderte bereits solche mit historischem Inhalt, sowie volksthümliche Schwänke, die nach Art der Sequenzen lateinisch abgefasst wurden. Im 12. Jahrhundert bildeten die ritterlichen Lyriker die Leiche kunstgemäss aus. Sie blieben dem alten Charakter entsprechend Gesänge ohne gleichförmige strophische Abtheilung, ohne gleiche Länge der Verse, in dem Strophen- und Versbau lebhaft abwechselnd. Das Hüpfen und Springen, das bald weite, bald kurze Umherschleifen und Wenden der Tanzenden, das Zaudern und wieder das rasche Bewegen spiegelt sich in dem Baue ab, der seinerseits auf den Inhalt der gesungenen und mit Geberden und Minen begleiteten Sätze wirkte. Der unruhvolle Wechsel in den Leichen der höfischen Lyriker des 13. Jahrhunderts ward durch die Nachbildung der französischen Descorts gesteigert. Der Leich ist die naturgemässe Begleitung der Springtänze. Die ruhigeren umgehenden Tänze verlangten auch ruhigeren Gesang. Sie bewegten sich in Wiederholung derselben Gänge, der Tritt war gleichmässig, sie forderten also auch die Wiederkehr derselben Strophenart und die Gleichmässigkeit des Versbaues. Das Lied gehörte recht eigentlich zu dem Tanze, der Leich zu dem Reigen.

Mit dem Tanze verbanden sich oft noch Spiele. In den Ringelreihen der Kinder haben sich diese vom Liede begleiteten alten Spieltänze bis heute erhalten¹⁾. Gern wurde das Ballspiel in den Tanz eingeflochten. Das Ball- und Kugelspiel war eine im Mittelalter sehr beliebte Unterhaltung; es übte die körperliche Gewandtheit, forderte Sicherheit des Auges und der Hand und hielt mit seinem jagd- und kriegsähnlichen Treiben alle Kräfte angespannt. Auf Island war es Sitte, grosse Kugelspiele (knöttleikar) anzusetzen, welche weit und

¹⁾ Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel, S. 368 bis 382. Simrock, Deutsches Kinderbuch 200. E. Meier, Kinderreime aus Schwaben 97. Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 43. Eskuche, Hessische Kinderliedchen, S. 80 ff. Peter, Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien 1, 150 ff. Fiedler, Volksreime und Volkslieder aus Anhalt-Dessau 61 ff. Wegener, Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland 271 ff. Frischbier, Preussische Volksreime, S. 157 – 165.

breit besucht wurden¹⁾. Für Deutschland kann ich das Kugelspiel, in welchem mit Kugeln nach einem Ziel geworfen ward, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aus Reinfried (v. 1210) nachweisen. Lebendig beschreibt Hug von Trimberg im Renner (11364 ff.) das Kugelscheiben und schildert die Geberden der Spielenden, wie man sie heute noch auf Kegelbahnen sehen kann. Noch heute sind in nieder- und oberdeutschen Gegenden allerlei Spiele mit Kugeln, Scheiben und Klötzen auf Bahnen oder auf gewöhnlichem Boden und auf dem Eise beliebt.

Das eigentliche Ballspiel finde ich erst seit dem 12. Jahrhundert genannt. Der Ball ward mit der Hand geworfen oder mit einem Stecken oder Scheit geschlagen oder getrieben²⁾. In dem Gedicht des 12. Jahrhunderts von Athis und Prophlias (C* 83—95) wird ein Brautzug geschildert, wie die jungen Frauen und Mädchen hüpfend und springend, von der Braut singend, einander den Ball zuwerfen. Derselbe ist von weichem Leder gemacht, mit Haaren gefüllt, und wie eine Kugel gross: „dit spil was geheizen bäl in rômischer zungen“. Es ist also ein Brautleich mit Ballspiel verbunden. Auch sonst wird ausdrücklich erwähnt, dass bei dem von Liedern begleiteten Tanz Ball geschlagen ward³⁾.

Das Ballspiel wurde mit besonderem Eifer von der Jugend im Freien getrieben. In einem unechten Neithart-

¹⁾ Mein Altnord. Leben 293.

²⁾ den bal werfen Walth. 39, 4. MSH. 2, 113². Neith. XL, 25. Wilh. v. Oesterr. 13^a u. ö. — den bal slahen Krone 692. Mantel 11, 2. Altd. Bl. 2, 54. bal umbeslahen M. Frühl. 131, 23. — den bal triben Krone 10410, umbetriben Trist. 1028. 11367. Engelh. 780. — mit dem klôze spiln Kaiserkr. 13104. den klôz slahen 13106, ein spil, daz was ein linde hüt ubir ein weich hâr gesût, als ein küle alsô grôz; disin handoweichin klôz den wurfin sie einandir Athis C* 85—89. (küle 87 ist md. = Kugel). — Dass das spil mit schaggûn (Buch d. Rügen 505 und in der Deutschordonsvisitat. bei Voigt, Gesch. Preuss. 6, 504) nicht ein Schlagballspiel ist, sondern ein dem Schach ähnliches Spiel, ergibt der Zusammenhang jener Stellen.

³⁾ Altd. Bl. 1, 54.

liede¹⁾ finden wir eine lebhaftc Schilderung des Ballwerfens: des Sommers erstes Spiel wird es genannt²⁾. Die Burschen und die Dirnen toben durcheinander; der den Ball werfen soll, versteht zu fliehen und zu jagen und mit dem Balle zu täuschen. Er wählt die, welcher er den Ball zuwerfen soll, und die Mädchen bieten die Hände entgegen und rufen: „Nu du bist mein Gevatterlein, wirf mir den Ball hierher!“ Die den Ball dann erjagt, wird gelobt, aber es geht bunt dabei zu und manches Dirnlein thut beim stossen und drängen der Haschenden einen bedenklichen Fall. Die den Ball dann ergriffen hat, wirft ihn wieder in die Höhe, während alle schreien: fang fang!

Das Ballspielen oder Ballen³⁾ war vorzüglich eine Lust der Mädchen und Frauen⁴⁾. Aber die jungen Männer mischten sich gern darunter und das Spiel erhielt erst dadurch einen besonderen Reiz für entzündliche Herzen. Durch das Zuwerfen des Balles konnte man seine Neigung andeuten⁵⁾, und wie bei allen Frühlingsspielen blühte auch in diesem das verliebte Leben üppig auf. Von der Mannigfaltigkeit der Ballspiele können die in der Kinderwelt erhaltenen, aus ferner Zeit fortgepflanzten eine Vorstellung erwecken⁶⁾. Das Ballen galt übrigens auch als eine Leibesübung der ritterlichen Jünglinge⁷⁾, und dadurch wird genügend bezeugt, dass es auch ein hoffähiges Spiel war und nicht bloss von der Dorfjugend getrieben ward. In dem heil. Wilhelm des Ulrich von Türheim (S. 148) ebenso im Wilhelm von Österreich Johannis

1) MSH. II, 113^b. Haupts Neith. XI. ff.

2) Walth. 39, 4 *sæhe ich die mæge an der strûze den bal werfen so kæme uns der vogeleschal*.

3) *des balles spiln* Alex. 1466. Neith. 19, 25. J. Tit. 2214. 4. Altd. Bl. 1, 54. *ballen* Joh. v. Würzb. Wilh. v. Österr. 13^d. 14^a.

4) Walth. 39, 4. Braunschw. Reimchr. 8252.

5) Joh. v. Würzb. Wilh. v. Österr. 13^d und die Schilderung des Poggius über das Ballspiel, das er im Argauischen Baden sah, vgl. Rochholz, Kinderlied 385.

6) Rochholz, Alemannisches Kinderlied 383—401.

7) Krone 692. Mantel 11, 2 und die ganz zustimmende Schilderung des Ballspiels Basler Jünglinge durch Aeneas Sylvius.

von Würzburg spielt die ganze vornehme Gesellschaft Ball¹⁾. Und so schauen wir denn auch auf einem der ältesten Runkelsteiner Wandbilder ein höfisches Ballspiel: die Spielenden sind in zwei Parteien getheilt, Damen und Herren gemischt. Zwei Fräulein der einen Seite erheben eben ihre Bälle zum Wurf, während die Damen und ein Herr der Gegenseite die Hände entgegenstrecken, um ihn zu fangen²⁾.

Aus den Schilderungen der Italiener Poggio und Aeneas Sylvius von den Ballspielen, welche sie im argauischen Badeorte Baden und in Basel spielen sahen, erhalten wir Zeugnisse von der Beliebtheit des Ballspiels in dem 15. Jahrhundert. In den süddeutschen Städten wurden im 16. Jahrhundert saalartige Häuser gebaut, in denen die Männer das Ballspiel bei jedem Wetter üben konnten; sie dauerten noch im 17. Jahrhundert fort; aber auch sie wurden durch die traurigen Veränderungen, welche der dreissigjährige Krieg über das ganze deutsche Leben brachte, ausser Brauch gesetzt. In dem Bericht des Aeneas Sylvius über das von ihm 1438 auf den grünen Spielplätzen von Basel gesehene Ballspiel der Jünglinge ist namentlich für uns wichtig, dass die zuschauende Menge Lieder zu dem Spiel singt und den Siegern Kränze windet. Das Spiel bestand darin, dass ein Ball mit dem Scheit durch einen aufgehängten Ring getrieben werden musste.

Diese Spiele, wie der mit ihnen eng zusammenhängende Tanz wurden, wie sich gezeigt hat, am eifrigsten vom Frühling bis Herbst im Freien getrieben: auf Plätzen, Strassen, auf dem Anger, auf den Wiesen (an der heide). Jedes Dorf hatte auch seine Linde auf dem Plane, um welche sich der Reigen drehte (MSH. 3, 199^b, 187^b) oder seinen Tanzhügel (MSH. 3, 298^a), wie das noch heute in manchen Landschaften zu finden ist. Im Winter flüchtete man in die Stuben, welche zu grösserer Geräumigkeit von allem Geräthe geräumt wurden

¹⁾ Belege bei Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter 36.

²⁾ Fresken-Cyklus des Schlosses Runkelstein, Taf. 19.

oder manchmal auch in die Scheuern¹⁾. Aber auch die Kirchen, ihre Vorhallen und die Kirchhöfe waren seit alter Zeit ein beliebter Platz zum tanzen und die Geistlichkeit hat auf Synoden und auf der Kanzel vergebens dagegen geeifert. Bis zum Ende des Mittelalters hielt diese Unsitte an²⁾.

Die höfische und vornehme Gesellschaft hielt ihre Tänze in den Sälen oder den grösseren Gemächern des Palas, mitunter auch im Freien. In den Städten ward es seit dem 14. Jahrhundert Brauch, dass die Geschlechter und die Zünfte in ihren besonderen Versammlungshäusern ihre geselligen Zusammenkünfte, daher auch ihre Bälle, wie wir jetzt sagen, feierten. Es gab ferner öffentliche Tanzsäle, auf denen auch die grossen Hochzeitstänze stattfanden, und die zuweilen in dem Rathhause lagen. Im bayrischen Oberlande stehn noch bei vielen Dorfwirtshäusern besondere Tanzhäuser, die freilich jetzt nur ein Tanzboden über dem Wagenschuppen sind³⁾. Auch die grösseren Judengemeinden in den deutschen Städten hatten im 14. und 15. Jahrhundert ihre Tanzhäuser, auf denen sie alle geselligen Feste begingen⁴⁾.

Zu jeder Zeit, wenn sich eine dazu gestimmte Gesellschaft zusammenfand, begann man den Tanz; der Lenz lockte aber vor allem, und wenn die Feierstunde Abends nahte, schmückten sich Dirnen und Weiber und eilten ins Freie zum Reigen. Ganze Tage wurden in dieser fröhlichen Zeit vertanzt; eine Hauptklage gegen den Winter war, dass nun das heitere Leben auf dem Anger enden müsse. Der Tanz fehlte zwar auch den winterlichen Gesellschaften (den *govenanzen*) nicht, allein er war beschränkter; zur Entwicklung der vollen Tanzeslust und der damit verbundenen Spiele

¹⁾ MSH. 1, 201^a. 2, 108^b. 109^b. 111^a. 123. 3, 249^a. 275^a. 282^b. 288^b. — ebd. 1, 206.

²⁾ Regin. can. 1, 70. Synod. dioec. Herbipol. 1298. c. 3. (Hartzh. 4, 26). concil. Vesontin. 1480. c. 7. (Hartzh. 5, 509). Vgl. Altd. Bl. 1, 62. Fauriel, Hist. de la poesie provenç. 1, 167 ff.

³⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 612.

⁴⁾ Berliner, Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter, S. 8.

fehlte der Raum. Die Wintertänze sind die ruhigen getretenen oder umgehenden. Da in den höheren Gesellschaften der Tanz gewöhnlich in den Sälen aufgeführt ward, machte Sommer oder Winter hier wenig Unterschied; aber in der Tageszeit herrschte Abwechslung. Im allgemeinen richtete man sich, wie es scheint, nach den vorhandenen Unterhaltungsmitteln. Indem der Morgen und die Zeit nach dem Hauptessen meist anderweitig ausgefüllt war, hub der Tanz oft erst gegen Abend an, wenn der Buhurt (das Turnier) zu Ende gegangen und das Abendessen eingenommen war; er dauerte dann bis gegen die gewöhnliche Zeit des Schlafengehns¹⁾. Indessen scheint der Tanz auch manchmal bald nach dem Morgenimbiss begonnen worden zu sein²⁾.

Dem grossen Haufen des Volkes waren wie heute die Sonn- und Feiertage³⁾ die bequemste Zeit zu ihren Lustbarkeiten. Da ruhen die Arbeiten des Hauses und Feldes und von weit und breit strömten die Schaaren zu beliebten Tanzplätzen. Die Kirche eiferte wohl gegen diese Sabbathentheiligung, allein was half es? Das Predigen war vergebens und Bruder Berthold von Regensburg (Pred. I, 224, 15 ff. 268, 30 ff. 269, 25 ff.) ergoss seine Beredsamkeit umsonst dagegen. Trotz aller Berufung auf den heiligen Augustinus, trotz aller Vorhaltung, wie die Feldarbeit am Sabbath immer noch eine geringere Todsünde als Tanzen sei, liess sich das Volk seine Lust nicht nehmen, die es für eine Woche voll schwerer Mühe entschädigen musste.

Was war natürlicher, als dass sich die Frauen zum Tanze besonders schmückten? In den grossen Gesellschaften der vornehmen Welt war es sogar Sitte, dass die Frauen vor dem Tanze neue Toilette machten⁴⁾. Die Mädchen und

¹⁾ Ath. C.* 153. Erek 2141. Parz. 639, 3. Lanzel. 657. Helmbr. 939. Heinr. Trist. 618. Garel 4861. Ernst D. 2863. Lohengr. 961. 977.

²⁾ Kl. Hätzlerin 130^b.

³⁾ *immer an dem vîretage sost ir samenunge. swaz der dörper ist in einem wîten umbesweife koment mit einander dar*, Neith. 90, 6. *von Atzenbrücke dâ hât er gesungen vor vil manegen vîretac* 96, 26.

⁴⁾ Lohengr. 975.

Weiber der Bauern aber legten, wenn es zum Reigen ging, ihre Werktagskleider ab und nahmen das schönste Gewand aus den Falten und den Schreinen. Wie oft schildern nicht die höfischen Dorfpoeten des 13. Jahrhunderts den Streit zwischen einer tanzlustigen Tochter und einer besorgten oder neidischen Mutter, welche die Kleiderkammer oder den Kasten nicht öffnen will¹⁾. Das Haar mit Seidenborten umwunden, im Kleide mit modischer Schleppe, in der Hand oder auch an einer seidenen Schnur, welche vom Halse hing, einen kleinen Spiegel²⁾, vor allem aber mit einem Blumenkränzlein auf dem Haupte, so eilten in der fröhlichen Frühlings- und Sommerzeit die ländlichen Schönen, die Töchter und Frauen der freien Bauern auf den Tanzplatz. Der Kranz war nicht bloss ein Schmuck der Frauen und Männer beim Tanze und in Gesellschaften, er diente auch zur Auszeichnung, wie er auch in der antiken Welt eine Ehrengabe war, denn er ward von den Tänzerinnen ihren Lieblingen, von den Tänzern ihren Schönen gegeben³⁾, gerade wie heute Schleifen, Orden und anderer Flitter bei den Ballfesten gespendet werden. Einem seiner schönsten Lieder legt Walther v. d. Vogelweide (74, 20 — 75, 24) das Motiv der Kranzspende unter.

Der Kranz war aber auch der Preis, um den bei dem Ringeltanz von den Gesellen gesungen ward. Ein verbreitetes Kranzlied des 16. Jahrhunderts, das, wie manche andere, in ein Rätselspiel übergeht, beginnt also⁴⁾:

*Ich kumm' aus frembden landen her
und bring euch vil der newen mâr,
der newen mâr bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil.
Die frembden land die seind so weit,
darin wechst uns gut summerzeit,*

¹⁾ z. B. Neith. 3. 4. 6—8. 17. 18. 20—22. 24. 27. 45. XIV f. XXXVI. XLVI. L. LII f. MSH. I, 151. 204^b.

²⁾ Neithart 70, 38. 78, 9. 93, 7. MSH. II, 78^a. III, 200^a. 209^b. 277^b. Kl. Hätzl. 263^a.

³⁾ Walther 74, 20. Neith. 80, 38. XIV, 10. MSH. III, 281^b.

⁴⁾ Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, n. 3. Böhme, Altddeutsches Liederb. n. 271. Vgl. auch Uhland, Volksl. n. 2.

*darin wachsen blümlein rot und weiss,
die brechend jungfrauen mit ganzem fleiss
Und machen daraus einen kranz
und tragen ihn an den abendanz
und lund die gsellen darumb singen,
bis einer das krenzlin tuot gewinnen.*

Ein sehr verbreiteter schwedischer Rundtanz gibt uns von dem Kranzsingen auch in Skandinavien bis in die neueste Zeit Zeugniß. In dem Kreise der Tanzenden steht ein junger Mann oder ein Mädchen und windet einen Kranz. Die tanzenden singen:

Das Mägdlein (der Bursche) steht hier mitten im Tanz
Und pflückt sich Rosen wunderfein,
Es windet draus den schönsten Kranz
Wohl für den Herzgeliebten sein.

Das Mädchen setzt darauf einem Burschen den Kranz auf und die andern singen:

Komm du mein geliebter her
Den ich mir hier ausersah.
Willst du dies und wohl noch mehr
Reich die Hand und sprich ein Ja.

Das Paar tanzt in dem Kreise herum und das Spiel beginnt dann von neuem¹⁾.

Wie der Handspiegel den Frauen beim Tanz ein lieber Schmuck war, so entbehrten die Männer, wenigstens die reichen Bauern in Bayern und Österreich, die gern den Ritter spielten, beim Reien nicht leicht des Schwertes. Es war lang und breit und hatte einen runden, verzierten Knopf²⁾. Die Folge war, dass blutige Schlägereien beim Tanze entstanden, denn der leicht entzündeten Eifersucht war das Werkzeug der Rache nur zu bald zur Hand. So blieben einmal — wenigstens nach dem Dichter — um eines Rosenkränzleins willen zweiunddreissig österreichische Bauern auf dem Kampfplatze todt; ein andermal sechsunddreissig³⁾. Aber das hin-

1) Dybeck, Runa 4. 66 (1842).

2) MSH. 2. 80^a 3. 246^b — MSH. 3. 188^a 225^a — MSH. 3. 271^a Nith. 52. 8.

3) MSH. 3. 221^a 260^b Vgl. noch MSH. 3. 188. 200. 212^b 277. Wittenweilers Ring, p. 172 ff.

derte nicht, das nächste Mal mit der alten Fröhlichkeit zum Reigen zu eilen; dem bajuwarischen Burschen erscheint ja noch heute das Fest am schönsten, wo es zum blutigen Raufen kommt.

Das Leben der Landleute war in den reicheren süddeutschen Gegenden im 13. Jahrhundert noch so frisch und genussvoll, dass die vornehmeren Kreise sie wohl darum beneiden mochten. Freude an der sommerlichen Schönheit der Natur, Tanz, Spiel und Liebe flochten sich zu einem Feste zusammen, weit bunter und wärmer als das Vergnügen im Palas.

Einen gewissen Ersatz für die volle Lust auf Heide und Anger gaben der vornehmeren Gesellschaft die Baumgärten, welche sich im umfriedeten Burgraum befanden¹⁾ oder doch in der Nähe des Schlosses gelegen waren²⁾. Dorthin zog man sich aus den Sälen, wenn man eine freiere Lust haben wollte. Die Männer nahmen hier ihre Leibesübungen vor, es ward gefochten, mit dem Ger geschossen, mit dem schweren Stein geworfen und weit und hoch gesprungen; man liess Falken und andere Stossvögel steigen, auch wilde Thiere miteinander kämpfen, Fiedler und Sänger wurden vorgelassen und Tanz und Spiel mancher Art begonnen³⁾. Wie umfangreich diese Baumgärten zuweilen waren, ergibt sich daraus, dass grosse Feste darin gefeiert und Gerichtsversammlungen gehalten wurden⁴⁾. Sie dienten überhaupt zu Vereinigungsorten und lagen oft so, dass sie die Frauen als sichere Schauplätze bei Turnieren benutzen konnten⁵⁾.

¹⁾ Wigal. 668. Engelh. 2927. Vgl. Joncbloet, Beatrijs, p. 69.

²⁾ z. B. Erek 7890. 8468. Flore 4391. Wigal. 668. Mei und Beaflo 87, 23.

³⁾ Rolandsl. 21, 5—22, 9. Flore 161—167. 221—227. 4391. MSH. 2, 116^a. 299^b. Mel. Stoke 2, 184 (Huydekoper).

⁴⁾ Mei und Beaflo 87, 27. Erek 8698 ff. — Flore 6541. Grimm, RA. 795.

⁵⁾ Als ein leicht aufzuschlagendes Gerüst oder ein von Tribünen umgebener Platz scheint die wurmläge genommen werden zu müssen, die in den Burgen oder in ihrer nächsten Nähe von den Dichtern zuweilen genannt wird, vgl. J. Meier in Zeitschr. f. deutsche

Übrigens pflegten auch die Landleute gesellige Zusammenkünfte in den nachbarlichen Hausgärten¹⁾. Noch heute sind die Heimgärten, dieser sommerliche Ersatz der winterlichen Spinnstuben, in Oberdeutschland und der Schweiz viel beliebt; man nennt so die traulichen Besuche bei den Nachbarn, und sie gewähren mit ihren Scherzen, Spässen und kurzen Liedchen, mit dem Plaudern und Tanzen ein frisches Bild von der geselligen Lust der Dörfler²⁾. Bruder Berthold predigte auch gegen sie, weil sie gleich den Tänzern die stärkste Gelegenheit zu ruhmredigem und lustigem Geschwätz, vor allem aber zu verliebtem Getändel boten und die Seelen in den Strick des nachstellenden Teufels verführten (Pred. I. 481, 27).

Wenn wir die Frage nach dem Stoff der Unterhaltung und dem Ton derselben aufwerfen, so lässt sich für die älteste Zeit nur durch Muthmassung die Antwort geben. Aber wenn uns die Römer von den Liedern der Germanen bei ihren Gelagen berichten, so wissen wir dadurch, dass der reiche Inhalt volksthümlicher Sage und Geschichte in guten Stunden die Männer unterhielt; eigene Waffenthaten, Geschichten von wunderbaren Begebenheiten in Krieg und Jagd, allerlei Schwänke kamen dann von selbst hinzu. Wenn der Frauen gedacht ward, geschah es jedenfalls ohne alle

Philol. XXIV, 379. Sie ist von dem Wurngarten, der Wurmau, dem Wurmlösch durchaus zu trennen. — Mit dem Namen Rosengarten wurden im Mittelalter (besonders am Ober- und Mittelrhein) freie, zu sommerlicher Lust bestimmte Plätze benannt, von deren Bestimmung aus die Redensart entsprang „im Rosengarten sein“ = in sorgenloser Lust leben; vgl. W. Grimm, Der Rosengarten. Göttingen 1836, S. LXXV ff. u. L. Uhland in Germania VI, 321. Übertragen wurde der Name auf die Kirchhöfe, die Stätten der sorgenlosen Todten: Rochholz, Deutscher Glaube I, 200. Pfannenschmid, Das Weihwasser 50—78. Böckel, Oberhess. Volkslieder, S. XVIII.

¹⁾ compitum est locus ubi rustici diebus festivis conveniunt ad jocandum, vulgariter heingarte: Reichenauer Gl. bei Mone, Anzeiger 8, 396.

²⁾ Schmeller, Bayr. Wb. 12, 938. Lexer, Kärntn. Wb. 109. Schöpf, Tirol. Idiot. 235. Schmid, Schwäb. Wb. 221. Schweizer. Idiot. II, 434. f. D. Wb. IV. 2, 871.

Schwärmerei, vielleicht nicht ohne Derbheit. So ist es bis zum 12. Jahrhundert im wesentlichen geblieben. Bei jenen Lagerplaudereien der römischen Herren vor Biternum, welche die Kaiserchronik (4415 ff.) erwähnt, heisst es: „Da begannen sie zu reden von trefflichen Knechten, die im Reiche voll Muth waren zu fechten; über andre aber zu schelten, die ihrer Feigheit da mussten entgelten. Sie redeten dann von schönen Rossen und guten Hunden, sie redeten von der Stossvögel Spiel und von andrer Kurzweil viel; sie redeten auch von schönen Frauen, die sie gerne möchten schauen, an denen keinerhand Tadel war“. Hier sind es edle Männer, die sich unterhalten. In rohen Kreisen der Ritter des 12. Jahrhunderts aber ward, wie der scharfe Satiriker seiner Zeit, der Österreicher Heinrich, der selbst ein Ritter gewesen, rügt, der Frauen im schlimmsten gedacht; das Gespräch betraf nur, wie viel Weiber jeder verführt und wie viel Männer er im Kampfe erschlagen habe¹⁾.

In der Burg des Priamus sitzen nach Herborts von Fritslar Bearbeitung des französischen Aeneasromans²⁾ Helena, Ekuba und die andern Frauen, Troilus dann und Aeneas, Antenor und Polidamas zusammen und sie reden von der Minne und von der Frauen Wesen mit schönen Geschichten, auch von Frieden und von Streit, von Ehren und von Schanden. Das sind die Stoffe des Gesprächs in der guten Gesellschaft, die uns überall in den Gedichten sich verrathen, hier und da auch etwas mannigfacher angegeben werden, z. B. in der Erzählung vom Mantel (11, 8—18), wo es heisst: da redeten diese von Ritterschaft, die andern von den Frauen, jene von zerhauenen Schilden, die von Thorheit, die von Weisheit, die von Kühnheit, die von Liebe, von der Welt in mancher Weise, die von preislichem Minnelohne, andere von der Sommerzeit, sie sangen auch im Liederstreit.

Berthold von Holle (in seinem Crane 4062 und in dem Demantin 4005) schildert eine Gesellschaft von Rittern und

¹⁾ Heinrich v. d. Todes Erinnerung 354 ff.

²⁾ Liet von Troio 7299 ff.

Frauen: hier sassen einige, dort stunden andere, sie sangen Lieder, sie erzählten, manche sprachen von der Jagd, andre von der Minne, wie man in höfischem Werben sie gewinnen könne.

Das unerschöpfliche Thema der Liebe bot in der guten Zeit den Hauptstoff der Gespräche; weniger indem spitzfindige Fälle und Fragen der Beziehung zwischen der Dame und ihrem Verehrer dialectisch behandelt wurden, obgleich wir auch dafür Zeugnisse haben anführen können¹⁾, als durch Erzählung von Liebesgeschichten. Dabei lag freilich die Gefahr nahe, dass die Unterhaltung sich in das verfängliche verirrete. In dem 13. Jahrhundert flogen die leichten und leichtfertigen Liebesnovellen vom Westen her über die deutschen Grenzen, welche, grösstentheils dem Morgenlande entstammt, in lateinisches, französisches und italienisches Gewand gekleidet, die abendländischen Ohren umschwirrten und die auch in Deutschland willige Verbreiter und Hörer fanden. Es sind unmoralische Geschichtchen und Gedichtchen, manchmal witzig, immer frivol, nicht selten schmutzig, die wahrlich nicht zur Verbesserung und Veredelung des gesellschaftlichen Tones beitragen konnten. In den gern gehörten Artusromanen fehlt es zwar auch nicht an recht verfänglichen Abenteuern, aber im ganzen ist die Moral gewahrt, und über berühmte Liebespaare der bekannten Dichtungen liess sich in aller Wohlanständigkeit eine Wechselrede führen.

Wenn die Tafel aufgehoben ward und die Männer ihre Scherzreden (diu schimpflichen wort) anhuben, so räumten, wo es gut deutsch gehalten ward, die Frauen den Saal (Gudr. 337, 2). Wir wollen dabei nicht die erwähnten bedenklichen Geschichten als Grund annehmen, sondern nur ein derbes Reckengespräch beim Becher. Wir finden anderseits auch gerade im nationalen Epos erwähnt, dass die Frauen und Jungfrauen des Hofes nach beendigter Tafel, an der nur die Wirtin theilnahm, erschienen und sich über die lustigen Sprüche ergötzten, welche die Herren führten²⁾. Gegenseitiges

¹⁾ Vgl. I, S. 247 f.

²⁾ *gemelicher sprüche wart dô niht verdeit: der reite vil dô Volkêr ein degen küene und gemeit* Nibel. 1612.

Aufziehen, Neckerei reckenhafter Gesellen mit ihrer Unbehilflichkeit vor Frauen scheint dabei namentlich gespielt zu haben ¹⁾).

Einen Überblick über das gesellige Leben der höfischen Zeit gewähren die Schilderungen der grossen Festlichkeiten an Fürstenhöfen. Da rollt sich zwischen Morgen und Abend das Bild von den Vergnügungen der höheren Stände auf.

Wenn ein reicher, hoher Herr ein Fest feiern wollte, schickte er zuerst Boten in das Land, um die Vettern, Freunde, Nachbarn und alle hoffähigen, mit denen er in Verbindung stand, einzuladen. Es ward alles bestens gerüstet; der Schenk und der Truchsess musterten Küche und Keller, und der Marschalk mit seinen Beamten und Dienern trafen Anstalten für die Beherbergung der Gäste. War keine Möglichkeit, sie in der Pfalz oder Burg, mit Einlagerung in dem Burgflecken unterzubringen, so wurden draussen auf freiem Felde hölzerne Hütten und Zelte aus Leinwand, Leder oder auch aus kostbaren Stoffen aufgeschlagen. Ausserdem wurden Tische und Bänke mit Zeltdächern ²⁾ gezimmert, die ebenfalls unter dem blauen Himmel errichtet wurden, denn drinnen in den Burgen war selten für grössere Gelage genug des Raumes. Die Hausfrau war unterdessen inmitten ihres weiblichen Hofstaates und der Arbeiterinnen des Frauenhauses sehr thätig. Da gab es nicht nur für die Frauen neue Gewänder zu fertigen, sondern auch die Männer vom Hausherrn bis zum letzten Knechte waren neu zu kleiden, dabei musste auf öfteren Wechsel Rücksicht genommen werden, und endlich sollte ein Vorrath an Kleidern zu Geschenken bereit sein. Die Wände der Säle und Kemenaten wurden mit schönen Teppichen ³⁾ und Waffen behängt, die bettartigen Sitze mit den Rück-

¹⁾ Gudr. 343. Biterolf 12572.

²⁾ *ein gestüele geworht mit meisterlichen witzen dâ die fürsten solten sitzen und ouch die fürstinne — nâch iegliches werdekeit was der sitze dâ bereit und rîchiu rückelachen geheftet zuo den dachen* Ulrichs v. Eschenbach Wilh. v. Wenden 115 ff.

³⁾ Bei fürstlichen Festen schmückten auch die Bürger die Aussenseite ihrer Häuser mit Teppichen, Krone 578 f.

lachen die Wände entlang gelegt, der Boden mit Decken überbreitet oder mit frischen Blumen und Gras bestreut, und Tische und Bänke sauber geputzt. Die Gäste nahten; der Wirt mit seiner Frau und mit reichem Gefolge gingen gewöhnlich bis vor die Burg hinaus, oder ritten ihnen ein Stück Weges entgegen und empfingen sie freundlich mit Gruss und Kuss. Nachdem sie in das Haus geleitet waren, reichte man ihnen einen Willkommmentrunk.

Jeder Fest- und Gesellschaftstag ward mit dem Besuche der Messe begonnen, die im Mittelalter gewöhnlich um 9 Uhr des Morgens gehalten wurde¹⁾. Der Zug zur Kirche gab Gelegenheit, Pracht und ritterliche Gewandtheit zu entwickeln. Die Frauen gingen oder ritten bei festlichen Aufzügen überhaupt, je eine zwischen zwei Rittern, welche nicht selten das Schwert gezogen hatten als eine Ehrenwache und sich die Unterhaltung der Damen angelegen sein liessen²⁾. Die jüngeren Ritter hielten unterwegs ein Lanzenreiten³⁾ und weltliche Musik vermehrte den Lärm und die Zerstreuung. Die Reihenfolge in dem Kirchgange wie überhaupt bei öffentlichen Aufzügen unterlag festen Regeln, die jedoch nicht zu allen Zeiten und Orten gleich waren. An einer Stelle des Otfridischen Evangeliengedichtes wird beschrieben, wie die Frauen den Zug eröffnen⁴⁾, dann die Männer kommen und die Kinder zuletzt gehn (I. 22, 13). Angilbert beschreibt einen Jagdzug Karls des Grossen. An der Spitze reitet der Kaiser, nach ihm seine Gemahlin Lutgart, dann seine Söhne Karl und Pippin und hierauf die Töchter Rodtrud, Berta, Gisela,

1) Rottberg, Kirchengesch. Deutschlands 2, 786.

2) Ermold. Nig. eleg. I, 33 (Pertz II, 516). Nib. 298. Salm. u. Mor. Str. 10—12. Walth. 111, 17—21. Eracl. 2865. Ulrich Trist. 1172. — Nib. 277. 397. 537. 543. 547. 1290. Gudr. 481. Wigal. 8869.

3) Nib. 557. 750—756. Frauend. 175—180. Mei und Beaf. 7, 7. 33.

4) In manchen süddeutschen und schweizerischen Orten haben die Frauen das Recht des Vortrittes bei kirchlichen und öffentlichen bürgerlichen Gelegenheiten. Die Erklärung wird in ehrenvollen Thaten gesucht: Rochholz, Deutscher Glaube und deutscher Brauch 2, 298 ff.

Rodheid, Theodrada und Hilttrud. Jedes Glied der kaiserlichen Familie ist von seinem Hofstaate umgeben; hinter ihnen folgen die Rätthe¹⁾. Auch sonst sehen wir die Frauen im zweiten Theile des Zuges²⁾. Im allgemeinen scheint jedoch in der mittleren Zeit die Reihenfolge so gewesen zu sein: zuerst die unverheirateten Frauen, dann die verheirateten und im besonderen die Hausfrau oder die vornehmste der Gesellschaft, dann die Männer und hinter ihnen die Jünglinge³⁾.

So wenig dieser Zug zur Kirche⁴⁾ Gelegenheit für fromme Sammlung bot, da er vor allem von den Männern zur Musterrung der Mädchen und Frauen benutzt ward (Mantel 12, 7 bis 13, 5), ebensowenig bemühte man sich, die Andacht in der Kirche zu gewinnen. Die Lobredner der mittelalterlichen Frömmigkeit mögen auf die Stimmen der Prediger jener Zeit achten, welche ein arges Bild von der Theilnahmslosigkeit namentlich der Weiber bei dem Gottesdienste entwerfen. Die Kirche galt als Gesellschaftsort, in dem man Neuigkeiten austauschte, über Kinder und Gesinde schwatzte und mit Männern liebäugelte⁵⁾. Die vornehmeren besuchten für gewöhnlich die Pfarrkirchen nicht, sondern nur ihre Hauskapellen, wo der Gottesdienst mit einer Messe abgethan war. Schon früh, auf der Mainzer Synode von 855, sah man sich daher genöthigt, ihnen den öffentlichen Kirchenbesuch anzubefehlen, damit nicht immer den Armen und Betrübten gepredigt werde, ihr Leid geduldig zu ertragen, sondern auch den Reichen und Mächtigen ihre Härte und Gewaltthat vorgehalten und sie gestraft und ermahnt werden könnten (Pertz, leg. I, 431).

¹⁾ Angilb. carm. de Karolo M. lib. III (Pertz II, 396–398).

²⁾ Wigal. 7396. Wittenweilers Ring 33^a.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 409. Wigam. 4449.

⁴⁾ R. Hildebrand hat German. X, 143 auf das geradezu als höfische Sitte erscheinende stürmische Andrängen an die Fürsten und Frauen, das dringen, aufmerksam gemacht.

⁵⁾ Berthold, Pr. I. 102, 6. 448, 31 ff. Konr. v. Haslau, Jüngl. 939. Chastoiem. des dames 390.

Nach der Rückkunft von der Messe setzte man sich zum Morgenimbiss¹⁾; wir finden also den altgermanischen Brauch, bald nach dem Aufstehn vom Lager eine förmliche Mahlzeit zu halten (Tacit. Germ. c. 22) in dem höfischen Leben bewahrt, wie er sich auch hier und da bis heute unter dem Landvolke erhalten hat²⁾. Diese Zeit nach der Messe war zugleich die Stunde, in der Besuche gemacht wurden und die Fürsten Gehör gaben; Gesandte wurden dann vorgelassen und die wichtigsten Geschäfte verhandelt³⁾. Nach dem Imbiss verabschiedeten sich auch gewöhnlich die Gäste von den Wirten. Wurde das Frühstück nicht zur förmlichen Hauptmahlzeit erweitert, sondern von dieser getrennt, so ging man hiernach zu allerlei gesellschaftlicher Unterhaltung. Es wurde getanzt, oder die waffenfähigen Männer hielten ein kurzes Turnier, dem die Frauen zuschauten. Sobald die Zeit des Hauptessens herankam, die nicht fest bestimmt gewesen scheint⁴⁾, ward ein Zeichen gegeben⁵⁾; nach französischem Brauche wurde meist zu Tisch geblasen⁶⁾. In den Kreisen, welche die deutsche Sitte festhielten, trennten sich bei grossen Gesellschaften die Geschlechter: Männer und Frauen speisten in verschiedenen Räumen und höchstens die Wirtin ass mit den Männern, um den Gästen gegenüber ihre Pflichten wahr-

¹⁾ Erek 668. 2947. 8646. Parz. 169, 22. Otto 38. Meleranz 1527. Mystiker I. 10, 11. — Fornmannas. 4, 150. 7, 147. Du Cange s. v. accubitus.

²⁾ In Frankreich galt noch im 17. Jahrh. die Regel: lever à six, diner à dix, souper à six, coucher à dix fait vivre l'homme dix fois dix.

³⁾ Nib. 1164. 1191. Dietr. Flucht 7642. Fornmannas. 4, 113. 7, 145. — Erek 5274. Nibel. 1626. Egilss. c. 77.

⁴⁾ *wenne was des ezzens worden zît? ich hōrt ie swenne ez der wirt hât unde gît* Lohengr. 3191.

⁵⁾ Es wird laut gerufen Wolfdiet. B. 436.

⁶⁾ Wolfdieter. D. 700, 1. — Heelu 8862, vgl. Joncbloet Beatrijs, p. 56. A. Schultz, Höf. Leben I², 415. f. — In Frankreich war nach Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 310 das corner l'eau ein Vorrecht der vornehmsten.

zunehmen¹⁾. In Frankreich dagegen sassen die beiden Geschlechter in der höfischen Zeit gemeinschaftlich und paarweise zu Tische, so dass sie von einem Teller assen, aus einem Becher tranken und die Frau dem Manne sogar die Speisen vorschnitt²⁾. Französischer Einfluss führte diesen Brauch auch in Deutschland ein³⁾. Zu bemerken ist dabei, dass im Norden dieses Gepaartsein bei Tische (*tvimennigr*) alte Sitte war; nur die Wikinger verschmähten es aus Grundsatz. Um eine anscheinend parteiliche Vertheilung der Frauen zu vermeiden, wurden hier die Paare zuweilen zusammengelost⁴⁾; auch hier tranken die Zusammensitzenden aus einem Becher oder Horne. Als eine Vermittelung des paarweise Sitzens und des völligen getrenntseins erscheint im Norden und auch in Deutschland die Einrichtung, dass die Geschlechter zwar in einem Saale, aber an verschiedenen Tischen Platz nahmen⁵⁾. Zu Tacitus Zeiten sassen die Deutschen beim Essen jeder Mann für sich an einem besonderen Tischchen (*Germ. c. 22*). Der Pleier schildert in seinem Epos *Garel* (4748—73), wie der Wirt sich mit auserwählten Gästen an eine Wand des Saales zu Tisch setzt, die Frauen und ein auserkornener Herr kommen an die andere, die gefangenen Ritter an die dritte und die übrigen Ritter an die vierte. Ganz ähnlich wird die Tischordnung im *Tandareis* (2595 f.)

¹⁾ Nib. 1610 f. Etzels Hofhalt. Str. 9. Trist. 13169. Vgl. auch Nib. 608. 744. — Fornmannas. 10, 107.

²⁾ Manger à la même ceuolle. — Chev. au cygne 4469. Durmars 9065 ff. Chastoiem. des dames 501.

³⁾ Georg 2504 wird er ausdrücklich als „der Franzoysære site“ bezeichnet und sein Vorkommen der franz. Geburt der Wirtin zugeschrieben. — Vgl. auch Ath. C.* 20. 138. Iwein 363. Parz. 550, 15. 762, 6. Wilh. 251, 1. Krone 29301. Mei u. Beaf. 8, 28. 89, 37. Crane 2045. Heinr. Trist. 893. Garel 915. Tandareis 7427. 11645. 13471. Meler. 5330. Lohengr. 947. Wilh. v. Wenden 1522. — Die Frauen setzten sich die von ihnen besonders begünstigten sehr nahe, Parz. 84, 3; vgl. dazu Parz. 88, 9. Wilh. 291, 4.

⁴⁾ Egilss. c. 7. 48 *pár var hlutadr tvimennigr sem sidvenja var til*.

⁵⁾ Gunlaugs Ormst. s. c. 11. vgl. not. 93 der Kopenhagener Ausg. — Parz. 636, 19.

beschrieben. Und ebenda (7426) wird berichtet, dass jeder Ritter seine Hausfrau als Tischdame hat. Nur die Wandseite ward von den Essenden besetzt.

Wenn das gepaart sitzen beliebt ward, so führten die Herren ihre Damen an den vom Kämmerer angewiesenen Platz¹⁾. War nur eine Tafel, so sass der Wirt obenan und neben ihm der Gast, den er besonders ehren wollte (Parz. 176, 15. Flore 3002. Wolfdiet. D. V, 116, 4. VI, 56, 3. Virgin. 277, 11).

Ehe man sich setzte, kamen die Kämmerer²⁾ mit Becken, Wasserkanne und Handtüchern und die Hände wurden gewaschen; die Frauen wuschen sich zuerst, die Männer folgten nach ihrem Range³⁾. Dieses Waschen der Hände ist eine gute altgermanische Sitte, die sich bei dem Mangel der Gabeln und Servietten gewissermassen von selbst verstund⁴⁾. Bei Tische machten in den ritterlichen Kreisen die Knappen die Bedienung oder die edlen Knechte, welche auch die Aufgabe hatten, die Gäste auf gute Bissen aufmerksam zu machen, sie zum essen und trinken zu nöthigen und ihnen, namentlich den Damen, Fleisch und Brot in Bissen zu schneiden (Tandar. 1049). Da die Tische gewöhnlich niedrig waren, knieten sie hierbei. Nach der Schilderung einer reichen Tafel in der Kindheit Jesu Konrads von Fussesbrunn (eines österreichischen Dichters aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahr-

¹⁾ Athis C.* 138. Lohengr. 917.

²⁾ Nib. 560. Parz. 236, 25. 809, 16. Ernst B. 3178. Lohengr. 1961. Wilh. v. Wenden 1456.

³⁾ Heinr. Trist. 605.

⁴⁾ Im mnl. Walewein 46 wird das Handwaschen als Brauch *hogher liede* erwähnt. In Deutschland war es von Alters üblich, ebenso in Skandinavien (Hávam. 4). Freidank 89, 12 kann daher sagen: *die boesen æzen ungetwagen, solt ir luster nieman sagen*. Des Handwaschens vor und nach Tische wird häufig in den Gedichten gedacht; es genüge zu verweisen auf Dietrich bei Haupt, Z. 3, 389. Joncbloet Beatrijs 56. Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 312. 337. In späterer Zeit galt es für ein ritterliches Recht, dass Wasser und Handtuch nach dem Essen gereicht werde, J. Rothes Ritterspiegel 2065 ff.

hundreds) waren je zwei Gästen drei dieser Jünglinge zugeordnet, was hier als dichterisches Mittel dient, um die Fülle der Haushaltung zu erweisen. Bei grossen königlichen Festen waren aus der ritterlichen Dienstmannschaft Schenken und Truchsessen besonders bestellt¹⁾, um die gewöhnlichen Verwalter dieser Hofämter zu unterstützen. Auch von der Tischbedienung durch Mädchen wird erzählt (Parziv. 424, 1. Virginal 216, 9).

Die Zeit bei Tische wurde durch Gespräch verkürzt, Spielleute wurden vorgelassen und ergötzt durch Saitenspiel, Gesang und Pantomimen²⁾. Älterer Brauch aber war, dass die Tischgenossen der Reihe nach Lieder anstimmten. Bereits Tacitus berichtet dieses von den Germanen (Annal. 1, 63), ebenso wird es von den Angelsachsen durch Beda (hist. eccl. 4, 24) erzählt. In Frankreich musste in höfischer Zeit zuweilen jeder bei Tische ein Liedchen singen oder eine Geschichte erzählen³⁾. So ging das Essen nicht klang- und geistlos vorüber. Nach dem letzten Gerichte wurde wieder Wasser zum Händewaschen gereicht, das Tischtuch abgenommen⁴⁾ und dann entweder aufgestanden oder es ging nun zum eigentlichen Trinken⁵⁾, wobei es, wenigstens Ende des 11. Jahrhunderts, deutsche Sitte war, Hasel- und Walnüsse zum besten Weine zu geniessen⁶⁾. In gemischten Gesellschaften war indessen das letztere weniger Brauch.

Ein jeder Gast suchte nach aufgehobener Tafel den ihm gefälligen Zeitvertreib. Die einen setzten sich an das Schach-

¹⁾ Crano 2054.

²⁾ Priscus 45. Sidon. Apoll. ep. 1, 2. Thegan. vit. Ludov., c. 19. Nib. 1900. Wolfdiet. B. 439, 5. Dietr. Flucht 750. 5321. Virginal 217. Wigam. 4592. Lohengr. 3196. Wilh. v. Wenden 1540.

³⁾ Le Grand et Roquafort 3, 361. A. Schultz, Höf. Leben I², 422.

⁴⁾ Rother 1259. Welsch. Gast 519. Roseng. C. 93. Dietr. Gesellen (v. d. Hagen) 75. Lohengr. 967. Lorengel 137. 1. Wilh. v. Wenden 1553. — *den tisch heben erheben úfheben, abenemen úfnemen, úfziehen, hindan nemen; diu tischlachen úfheben, dan nemen, zusamene slahen.*

⁵⁾ Priscus 45. Greg. Tur. 10, 27. Walow. 1133. 3135. 10278. — A. Schultz, Höf. Leben I², 432.

⁶⁾ Landulf., Hist. Mediol. II, c. 22 (Script. VIII, 59).

bret, zum Bretspiel oder zu einem Glückspiele mit Würfeln, andere warfen mit Kugeln, wieder andere schossen die Gere, warfen die Steine und sprangen oder rangen, andere gingen lustwandeln, noch andere unterhielten sich mit den Frauen, gaben Rätsel auf (Virginal 655, 12) oder sangen (Virginal 970) oder machten einen Tanz¹⁾. Unterdessen wurden die Rosse bereit gehalten, die Waffen und Rüstungen zur Hand gebracht und dann brach die ganze Gesellschaft auf, um theils den Buhurt zu reiten, theils ihm zuzuschauen. Diese ritterlichen Übungen, die nicht selten einen blutigen traurigen Verlauf hatten, weshalb sie die Kirche mehrmals verbot²⁾, währten entweder bis zur Vesperzeit, wenn die Frauen zum Segen in die Kirche gingen, oder bis zur anbrechenden Dämmerung. Männer und Frauen vereinigten sich hierauf zu abermaligem fröhlichem Beisammensein. Die Abendmahlzeit ging unter denselben Verhältnissen vor sich wie die Hauptmahlzeit. Auf sie folgte zuweilen noch allerlei Unterhaltung: entweder Tanz oder Bretspiel oder Unterredung; gewöhnlich aber ging man bald zu Bette³⁾.

Wir haben festliche Tage des höfischen Lebens hier vor Augen gehabt, die durch Einladungen vorbereitet worden waren.

Aber auch unvorhergesehen und unvorbereitet konnte durch die Einker der angesehenen Gäste die Eintönigkeit der Tage unterbrochen werden.

Eine liebe Unterhaltung der Frauen auf den Burgen und Schlössern war, in den Fenstern oder in den Lauben und Zinnen zu stehen und in die Weite zu schauen, ob auf den Strassen jemand nahe, der ihnen einen Wechsel in das all-

1) Eine Sammlung von allerlei Unterhaltungsmitteln nach dem Essen gibt Reinfried 2900 ff. vgl. auch Wilh. v. Wenden 1556 ff.

2) Concil. Lateran. a. 1139, c. 14. conc. Rhen., c. 13 a. 1148. synod. Halens. 1175 (Hartzheim 3. 409). Den im Turnier gefallenen ward daher das kirchliche Begräbniss versagt, Waitz, Vorfassungs-geschichte V, 401. Anm. 4. Gesamtabent. III. n. 73 v. 27. Keller, Altdeutsche Erzähl. 54, 18.

3) Eneide 11020. Herbort 944. Troj. Kr. 28117.

tägliche Grau der häuslichen Geschäfte schaffe. Ein Gast bringt stets besondere Bewegung in das Haus, wo er einkehrt, und Gäste nahten dem Schlosse wie der Hütte. Die germanische Gastfreundlichkeit war altberühmt; schon Cäsar und Tacitus hatten sie der Welt verkündet. Cäsar (b. g. VI, 23) erzählt, wie heilig die Deutschen das Gastrecht hielten, wie sie die Fremden für unverletzlich erklärten, wie alle Häuser diesen offen stünden und ihnen geboten würde, was an Speise und Trank vorhanden sei. Tacitus (Germ. c. 21) sagt aus, dass sich kein anderes Volk mit den Germanen in jener Tugend messen könne; kein Gast, wer er auch sei, werde von einem Dache abgewiesen, es werde ihm das beste vorgesetzt, was das Haus biete, und sei alles aufgezehrt, dann gehe der Wirt mit dem Gaste zu dem nächsten Hofe, wo beide gleich freundlich aufgenommen würden. Zwischen Fremden und Bekannten werde kein Unterschied gemacht. Beim Abschiede würden erbetene Geschenke gern gewährt.

Was die Römer hier rühmen, wird uns viele Jahrhunderte später von Chronisten und in Gedichten und Erzählungen über die Isländer, die Angelsachsen und die deutschen Stämme berichtet. Wie die Sprüche¹⁾ bezeugen, hatte sich eine feste Sitte in der Aufnahme des Gastes gebildet, die ebenso zart und rücksichtsvoll als edelsinnig und voll Vertrauens war. Die Sitte war sogar zum Gesetz geworden und es wurde von einem jeden gefordert, mochte er arm oder reich sein, dass er keinen, wer er auch sei, von Haus und Herd weise, denn die Gastfreundschaft sei etwas geziemendes und heiliges²⁾. Von dem Gaste forderte man dagegen, dass er die Gastlichkeit nicht missbrauche und nicht zu lange unter einem und demselben Dache verweile. Drei Nächte waren in Skandinavien die angenommene längste Frist und in England galt der gleiche Grundsatz, denn mit der dritten Nacht hörte der Fremde auf, Gast zu sein und trat in ein näheres Verhältniss zu seinem

¹⁾ Vgl. unter andern die hierher gehörigen Theile von Hávamál und Loddfáfnismál.

²⁾ L. Burgund. 38, 1. capit. Karoli 802. 803. vgl. Grimm, Rechtsalterth. 400.

Wirte¹⁾. Auch in Deutschland galt die dreitägige Gastfrist, wie die Sprichwörter beweisen (Simrock, Deutsche Sprichw. 3041 f. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1, 1348 f.) und wie aus einem Satz im Amstetter Pantaiding von 1543 (Archiv f. österr. Geschichtsqu. 25, 86) erhellt: „es ist auch unser recht, dass niemand kain gast lenger pehalten sol dann pis an den dritten tag, er wiss dann dass land und leut vor ime versargt sein.“

Eine Erweiterung jener Frist ergab sich auf Island bei dem Winteraufenthalte der Ausländer von selbst; die nordische Gastlichkeit bewährte sich zugleich dabei auf das schönste. Ganz unbekannte wurden samt ihrem Schiffsgefolge von den Isländern in das Haus aufgenommen und den langen Winter hindurch wie Glieder des Hauses gehalten²⁾. Selbst unangenehme Entdeckungen an den Gästen änderten im wesentlichen nichts; der Wirt zog sich wohl von dem Verkehre mit ihnen zurück, liess ihnen indessen nach wie vor Obdach und was sie bedurften zukommen. Eine schöne formelhafte nordische Rede war, dass sich bei der Ankunft eines lieben und ersehnten Gastes die Hunde freuen und das Haus von selbst öffne (Fiölsvinnsmál 44). In manchen isländischen Häusern, die an der Landstrasse lagen, stund stets ein Tisch für Gäste bereit und die Hausfrau sass draussen vor der Thür, um jeden Wanderer einzuladen, unter ihr Dach zu treten und sich drin wohl sein zu lassen³⁾. Es war auch deutscher Brauch noch in höfischer Zeit, dass der Wirt des Hauses, wenn er einen Gast kommen sah, ihm entgegenging, ihn bewillkommnete und einzutreten bat⁴⁾. Die Wirtin ging oft mit, von ihren Jungfrauen begleitet⁵⁾, und fügte dem

¹⁾ Altnord. Leben 447. l. Eduard. conf. c. 27. — Ein alter englischer Spruch war: die erste Nacht fremd (*uncūd*), die zweite Nacht Gast, die dritte Hausgenosse (*āgeninne*).

²⁾ Altnord. Leben 450.

³⁾ Landnámab. II. 6. 13. III, 8. Eyrbyggjas. c. 8.

⁴⁾ Nib. 103, 4. Gudr. 334, 1. Erek 3617. 8173.

⁵⁾ Nibel. 1601 ff. Parz. 44, 2. Frauend. 279, 18. Meler. 7579.

(Grüsse den Kuss hinzu¹⁾). In den vornehmen Kreisen wurde der Willkommenkuss indessen nur dem ebenbürtigen oder in seiner Stellung ausgezeichneten Manne zu theil²⁾. Der Gast ward bei der Hand oder auch am Rockzipfel (dem gêren) in die Wohnung geführt (Walewein 826). Der ersten Begrüssung folgte bald der Willkommentrunk³⁾.

Es mögen hier die alten Begrüssungsformeln eingeschaltet werden:

Willkommengrüsse.

Got. hails þiudan Iudaië Marc. 15, 18. Joh. 19, 3. — altnord. heill þu! heill ver þu! komþu heill! — alts. hêl wos! hêl wis thu! — ags. hâl beó, vâs hâl! — ahd. heil herro! heil magad! heil wis! wis heil! heile weset! — mhd. heil wis tu! wis heil! heil sistu! heil (überall ist in diesen Grüssen heil Adjectiv). got grûezo iuch! got grûez dich! (deus vos sal!) ich grûeze iuch frouwe! got halde iuch! got mûeze iuch gehalten! got minne dich! got tuo dir aller sorgen buoz! willekomen hêr Sifrit! hêr keiser sit ir willekomen! gotwilkomen liebiu frowe! got unde mir willekomen! willicumo Heinrich bêthiu goda ende mi! wis mir unde ouch gote wilkomen! got solt ir willekomen sîn, iurem lande unde mir! du solt willekomen sîn dem rîchen gote unde mir! sît mir gote willekomen! nu wis mir got wilkomen! nu sît mir grôze willekomen und al den friunden min!

guoten tac! guoten morgen! guoten morgen gebe dir got! schoenen morgen, guoten tac und sîeze zit mûezet ir hân! guoten morgen guote stunde gebe iu got hiute und alle tage!

Abschiedsgrüsse.

Altnord. fareð heilir! far vel! — Mhd. faret guoter heile! ze sælden mûezestu gevarn! got gebe iu heil! got gebe iu guot heil! got vûege iu heil und êre! got phlege iuwer; got mûeze iuwer êren phlegen! nu mûez dich got bewarn! got mûez iuch

¹⁾ fylgja skal kveðju koss, Fiðsvinnsm. 48. — cas. S. Galli a. 914. (Pertz 2, 86). vgl. Priscus, p. 39.

²⁾ Parz. 22, 15. 46, 1. 48, 5. 175, 26. Nib. 1288. vgl. auch Lanzel. 615 ff. Wigal. 9609. Parz. 310, 26. Krone 6951. Tandareis 2430. Meler. 7580.

³⁾ Nib. 125, 4. 392, 1. 1127, 3. 1256 1. Gudr. 697, 1. 767, 1. Biter. 6111. Parz. 228, 25. 406, 21. Lanzel. 3494. 6345. — Altnord. Leben 445.

bewarn und gebe iu saelde und êre! got dir lip und êre bewar! daz iuch got bewar! got hûete dîn! got hûete iur! got behûete dich! sine mâge bevalh er gote. got müezet ir bevolhen sin! got segene dich! got gesegene iuch alle! so ergib ich iuch in gotes segen! den ritter ergâben sie in gotes segen (davon: einen gesegenen, von ihm Abschied nehmen). got lâze iuch immer saelic sin! weset iemer saelic unde gesunt! belip gesunt! got lâz dich sin gesunt! fâder âlwalda mid ârstafum eówic gehealde síða gesunde (Beow. 316).

Beim Aufbruch geht man zu dem Wirt oder der Wirtin, bittet um die Erlaubniss (urloup) sich zu entfernen und um etwaige Befehle (gebietet mir) und spricht den Abschiedswunsch, so z. B. Gottfr. Trist. 1420. 2779. 14495. 18289. Parz. 223, 17. Iwein 394. Nibel. 834, 3. Frauendienst 284, 1—6. Walther 89, 31.

Ging die Wirtin nicht dem Gast vor das Haus entgegen, so musste sie doch, wenn derselbe in das Zimmer trat, aufstehn und ihn willkommen heissen¹⁾. Freilich fehlte es auch damals nicht an eigensinnigen und ungezogenen Damen, welche ihre Pflicht vergassen und den Gast mieden. Sie wurden indessen dafür in der öffentlichen Meinung gestraft. Thomasin von Zirklare, der Dichter des welschen Gastes (aus dem Jahre 1215/16), sagt in diesem Sittenbuche (v. 377 ff.): „Frauen und Herren müssen fremde Leute ehren. Ist das ein fremder Mann nicht werth, sie haben sich doch selbst geehrt. Ist er es aber wirklich werth, so haben beide sich geehrt. Man weiss nicht wer der Fremde ist, drum ehre man ihn alle Frist. Wenn zu Hof ein Fremder kommt, die Knappen solln ihm dienen als wär ihr Herre selbst gekommen: so wird der feinen Sitt' es frommen. Die Fraue soll sich sehen lân, kommt zu ihr ein fremder Mann. Die sich verläugnet, büsst es bald: ihr Name nirgends wird genannt.“

Ausnahmen von dem gastfreundlichen Wesen der alten Zeit gab es natürlich. Konrad von Fussesbrunn schildert in seiner Kindheit Jesu (94, 43 ff.) einen guten Empfang mit den Worten: der Hausherr floh nicht zur Hinterthür hinaus, wie jetzt der Brauch manches Wirtes beim nahen eines Gastes ist. Und ein älterer, aus dem 12. Jahrhundert, Hein-

¹⁾ z. B. Nibel. 1166. Gudr. 334. Lanzel. 608. Biter. 1201. Dietr. Fl. 7411.

rich, der Dichter des Pfaffenlebens (v. 69 ff.), beschreibt lebendig, wie mancher wegmüder Mann vergebens selbst am Pfarrhause anklopfe. Da ist der Herr entweder nicht daheim oder er ist siech oder er hat zur Ader gelassen und der Gast muss weiter wandern, während der Wirt sich in seinem innersten Kämmerlein sehr wohl sein lässt¹⁾.

Freundlich und aufmerksam war die Aufnahme in dem bäuerlichen Hause Norwegens und Islands. Dem Gaste, der über die kalten Gebirge und durch feuchte Nebelluft kam, that vor allem Wärme und trockene Kleidung noth. Darum war es das erste, ihn an den Herd zu führen, ihm seine Kleider auszuziehen und warme, trockene Gewänder zu reichen. Dann brachte man ihm Speise und Trank²⁾. Die Aufnahme auf den Ritterburgen der höfischen Zeit in Deutschland stimmt damit überein. Dem ritterlichen Fremden wurde von der Frau oder der Tochter des Hauses seine Rüstung abgenommen³⁾, ihm frische reinliche Kleidung gereicht⁴⁾, und nachdem er sich an Speise und Trank erquickt hatte⁵⁾, ein Bad geboten, das für die Ritter eine grosse Erquickung war, die oft lange in der schweren, schmutzenden Rüstung gesteckt hatten⁶⁾. Nach dem Bade legte sich der Gast entweder für kurze Zeit zu Bette oder er begab sich, mit den Kleidern des Wirtes angethan, wenn er nicht aus seinem Gepäck eigene frische Gewänder genommen hatte, wobei ihm ein Kammermädchen behilflich war (Wigal. 699), zu seinem Wirt. Hier erhielt er

¹⁾ Die ungastliche Aufnahme Walthers v. d. Vogelweide in dem durch Gastlichkeit berühmten oberbayrischen Kloster Tegernsee (Walth. 104, 23) mag einen besonderen Grund in Walthers Parteilichkeit gehabt haben.

²⁾ Altnord. Leben 445; vgl. auch die Schilderung von dem Empfang des heimkehrenden Seefahrers (Cod. Exon. 339, 17 ff. und die Erzählung aus ritterlicher Zeit bei v. d. Hagen, Gesamtabent. n. 69.

³⁾ Parz. 44, 4. 549, 15. Iwein 317. Krone 7638. Meleranz 5302. Crane 4426.

⁴⁾ Krone 8049. 18807. Meleranz 5307.

⁵⁾ Mei 73, 11. Frauend. 539, 26. Meleranz 5321.

⁶⁾ Pertz, Script. 2, 86. Parz. 167, 2. Wigal. 5974. Wigam. 1226.

den Ehrensitz (daz gegensidele) dem Wirte gegenüber¹⁾, und wann es zu Tisch ging, setzte sich zur besonderen Auszeichnung die Wirtin oder die Tochter des Hauses neben ihn, um ihm vorzuschneiden und den Becher zu credenzen²⁾.

Nachdem der Gast aufgenommen, in den Frieden des Hauses gestellt und Speise und Trank empfangen, gestattete es alte Sitte, ihn zu fragen, wie er heisse, woher er komme, welches sein Gewerbe sei³⁾. Fürst Gurnemanz de Graharz, das Muster ritterlicher Zucht, hat den jungen Parzival trotz seines bedenklichen Aussehens auf das höflichste aufgenommen, ihm Nachtherberge gewährt und ihn trotz anzüglicher Reden seines Hofstaates auf das artigste behandelt. Er spricht zu ihm erst nach der folgenden Morgenmahlzeit: „Herr, nehmt es nicht übel, wenn ich Euch nun frage, von wannen Ihr gekommen seid?“ (Parz. 169, 26). Eine zarte Behandlung des Gastrechtes, wonach jeder, der an den Herd des Hauses voll Vertrauen gekommen war, auch der Treue geniessen sollte, ward mit der eigenen Sicherung gegen etwaige Folgen der Aufnahme der Fremden verbunden.

Wenn die Nacht herangekommen war und es nahte die Schlafenszeit, so beredete der Gast das Bett, d. h. er fragte danach, wo ihm sein Lager bereitet wurde⁴⁾. In der vornehmen Gesellschaft brachten gewöhnlich die Kämmerer oder edele Knechte und Knaben⁵⁾ die Herren in ihre Schlafkennate. Höflicher noch war es und zugleich alterthümlicher,

¹⁾ Alexander 3099. Gr. Rud. A*, 4. Nib. 571, 2. Myst. I. 10, 15. — Fornmannas. 3, 153. 4, 78. Ynglingas. c. 41.

²⁾ Parz. 33, 11. 176, 18. 279, 11. 551, 3. Mei 229, 15. Heinr. Trist. 5278. Meleranz 5330. Wolfdieter. B. 76. Eine Schilderung der Aufnahme eines Bischofs auf der schwäbischen Herzogsburg in Eckehards IV. Casus S. Galli (Ausg. von Meyer v. Knonau, S. 71 f.).

³⁾ Diod. Sic. V, 28 von den Galliern: καλοῦσι δὲ καὶ τοὺς ξένους ἐπὶ τὰς εὐωχίας καὶ μετὰ τὸ δεῖπνον ἐπερωτῶσι τίνες εἰσὶ καὶ τίνων χρεῖαν ἔχουσιν. — Altnord. Leben 446.

⁴⁾ Nib. 1756, 4. Morant 127 (Lachmanns Kl. Schr., S. 535). Walewein 2587 ff.

⁵⁾ Nib. 581. Parz. 242, 24. 243, 14. Lohengr. 3117. — Walewein 2587 ff. *knappen oder kint* als Kammerdiener beim zubettgehn Kindh. Jesu 96, 19. Meler. 5633.

wenn der Wirt selbst den Gast zu Bette geleitete und nachsah, ob für ihn gehörig gesorgt sei ¹⁾; noch ältere Sitte verlangte, dass die Wirtin den Gast zu seinem Bette führte. So geleitet nach der Kaiserchronik (4520) Lucretia den Tarquinius als Gast ihres Hauses „unz er an daz bette kom släfen“, und verabschiedet sich dann von ihm mit artiger Verbeugung.

In höherem Alterthum theilte der Gast das eheliche Lager seines Wirts. In der Rígsthula, jenem merkwürdigen Stück der poetischen Edda, wird vom Gott Heimdall erzählt, dass er einmal auf der Erde wandelte und den Unfreien (Thrall), den freien Bauer (Karl) und den Edlen (Jarl) besuchte. Bei jedem schlief er drei Nächte mit dem Wirtspaaire zusammen und nach neun Monden gebar die Hausfrau einen Sohn, den Stammvater aller Unfreien, aller Gemeinfreien und aller Edlen.

Die sehr alte und weit verbreitete Sitte erscheint hier, dem Gaste die eigene Frau in der Nacht zu überlassen, oder auch ein anderes verheirathetes Weib der Familie, seltener jungfräuliche Mädchen.²⁾ Ausser der Rígsthula beweisen einige isländische Sagas, dass der Wirt zuweilen dem Gaste seine Stelle im Ehebett abtrat oder ihn in das Bett der Tochter wies³⁾. Aus Deutschland fehlen ältere Zeugnisse für diesen sehr primitiven Brauch. Aber er muss hier bestanden haben, denn Thomas Murner erzählt in der Gäuchmatt (Geschwor. Art. 9): „es ist in dem Niderlande auch der Brauch, so der Wirt ein lieben gast hat, dass er im sin frouw zulegt auf guten glauben.“⁴⁾ Und in einem Briefe an J. G. Forster vom 20. Juni 1788 erzählt der in Bern wohnende, aus Biel gebürtige Höpfner, dass es im Berner Oberlande verbürgter Brauch sei, dass ein Vater seine Tochter, ein Bruder seine Schwester, ein Mann

¹⁾ Kindh. Jesu 96, 17. Meler. 5601.

²⁾ W. Hertz, Die Sage vom Giftmädchen 32 ff. 36. Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 1³, 337. Cuno, Über die Verwandtschaftsorganisation der Australneger, S. 162. Liebrecht, Über die Zimmerische Chronik, S. 41 ff. (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1872).

³⁾ Altnord. Leben 447.

⁴⁾ Über dieses auf Treue und Glauben beiliegen Bd. I, S. 314.

seine Frau dem fremden Gast in aller Höflichkeit zur Nacht anbiete, und sich eine grosse Ehre daraus mache, wenn man es annehme¹⁾).

Unverfänglicher war natürlich der Brauch, dem Gast an das Bett noch einen Schlaftrunk zu bringen, selbst wenn dies durch Mädchen geschah²⁾. Zuweilen kam auch die Tochter des Hauses im Auftrage der Eltern an das Lager des fremden Ritters, um sich zu erkundigen, wie er gebettet sei. Dass dabei der Gast sich mitunter Freiheiten herausnahm, mit ringen und sogar mit betwingen, ergibt sich aus Wolframs Parzival (555, 17. 552, 27). Auf Island ist bis in unsere Zeiten üblich gewesen, dass die Tochter des Hauses den Gast entkleidete, ihm ins Bett half und sich mit einem Kusse verabschiedete, sowie dass sie ihn am Morgen weckte. So erzählte der den Lord Dufferin begleitende Arzt³⁾ und so war es auch bei uns im Mittelalter.

Die freundliche Sorgfalt, welche den Gast zu Bett geleitet hatte, suchte ihn am Morgen wieder auf. Vor seinem Bette fand er frische Wäsche⁴⁾, und wollte er bald weiter reisen, so übernahm es die Hausfrau oder ihre Tochter, ihm die Rüstung anzulegen⁵⁾. Nur das Schwert empfing mancher nicht gern aus Frauenhand (Wigal. 6194); er mochte meinen, dass seine Männlichkeit hiermit gelähmt und durch geheime Künste das Schwert gestumpft werden könne. Altnordischer Glaube sprach wenigstens von Weibern, die an den Strassen sitzen und die Schwerter zum Kampfe unfähig machen (Sigrdrífumál 27).

¹⁾ Fünf Briefe der Gebrüder v. Humboldt an J. R. Forster. Herausg. von Fr. Jonas, Berlin 1889, S. 33.

²⁾ Eneide 1306. Parz. 244, 11. 552, 26. Krone 7361. 8469. Meler. 5621. Tandareis 2631. Wigam. 4567. Wolfdiet. D. V, 122.

³⁾ Ploss-Bartels, Das Weib 1³, 295.

⁴⁾ Parz. 168, 2. Helmbr. 1044.

⁵⁾ Parz. 560, 17. Wigal. 2968. 6130. 6175. Meler. 5706. Crane 2391. Es war auch Brauch, dass die Männer von ihren Frauen gewappnet wurden: Alphart. 105. Ortnit 550. Wolfdiet. B. 447. Etzels Hofh. 128.

So wie auch bei einem kürzeren Besuche bei Tage dem Gast zuletzt ein Trunk gereicht ward, unter Umständen auch ein Zeichen, dass es Zeit zum Abschiede sei¹⁾, so ward auch dem Nachtgast, ehe er aufbrach, noch Imbiss und Trunk gespendet²⁾ und in der christlichen Zeit sehr oft S. Johannis oder S. Gertrudis Minne oder Segen getrunken. In den Schutz dieser Heiligen ward er damit empfohlen³⁾. Alte Sitte wollte, dass der Wirt dem Scheidenden ein Gastgeschenk gab, das dieser wohl auch forderte⁴⁾. Auch ein Austausch von Geschenken zwischen Gast und Wirt und der Abschluss eines dauernden Freundschaftsbundes lässt sich nachweisen; das erinnert an die althellenische Sitte. Bei dem Aufbruche ward der Gast ein Stück Weges begleitet⁵⁾ und er dann mit einem Segenspruche und unter Kreuzeszeichen verabschiedet.

Neben der herzlichen und zwanglosen Behandlung zeigt sich auch eine gemessenere, welche freilich durch die Umstände gefordert werden konnte. Der Gast ward von Knappen oder Rittern empfangen und musste zuvor angemeldet werden, ehe er bei einem fürstlichen Wirt vorgelassen ward⁶⁾; er musste seinen Mantel ablegen, ehe er eintrat⁷⁾, und durfte nicht bewaffnet in die Burg oder den Saal, sondern musste an der Thür sein Schwert abgeben⁸⁾. Diese steiferen Formen erscheinen indessen im Mittelalter nur in sehr vornehmer Gesellschaft und unter bestimmten Verhältnissen; man wusste

¹⁾ Parz. 29, 9 f. Meleranz 8698. Garel 4908. Lohengrin Nr. 184 f. In Tirol ist noch Brauch, am Schluss der Unterredung mit dem Besuch einen Trunk zu bieten: Osw. v. Zingerle, Z. f. deutsche Philol. XVIII, 487.

²⁾ Nib. 1265. 1626. Gudr. 773. Erek 5274. Egilss. c. 67. 77. Fornmannas. 3, 191.

³⁾ Grimm, Mythol. 53 f. Benecke-Zarncke, Mhd. Wb. II. 1, 177.

⁴⁾ Tacit. Germ. 21. — Priscus 38. — Nib. 1633 ff. Gudr. 433. Mei 95, 34. Altnord. Leben 448.

⁵⁾ Gudr. 1688. Parz. 177, 11. Mai 96, 8. Altnord. Leben 447.

⁶⁾ Beow. 356. Nib. 513. 516. Parz. 183, 28. 186, 11. Lohengr. 3445. 6181.

⁷⁾ Erek 297. 3725. Konrad v. Haslau, Jüngl. 720.

⁸⁾ Nib. 391. 1583. 1683. Parz. 437, 13. Konrad v. Haslau, Jüngl. 712. 724.

sonst Würde und ungezwungene Freundlichkeit dem fremdesten Gaste gegenüber sehr wohl zu vereinigen.

Wie heute die Frau des Hauses es vorzüglich ist, welche den Gästen die Luft leicht oder schwer, den Tag golden oder grau macht, so war es auch in den Zeiten des Mittelalters in den Kreisen, welche unter dem Stern der Frauen stunden. Manche Wirtin war übrigens wohl selbst in fremdem Hause eingekehrt und hatte die Wohlthat gastlicher Aufnahme empfunden. Gab es damals auch keine Vergnügungs-, Oster- und Sommerreisen für die Damen, so nöthigten sie doch Familienangelegenheiten zuweilen zu einer Reise, wenn sie nicht gar eine Pilgerfahrt nach Rom machten, und wir wissen ja, wie langwierig und beschwerlich noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ein Ausflug von wenig Stunden auf schlechten Wegen und in schwerfälligen, unbequemen Wagen war.

Herbergen waren wenigstens schon in der Ottonenzeit¹⁾ auf den besuchten Handelswegen und den uralten Strassen nach Welschland über den Septimer und den Brenner vorhanden, und wurden allmählich häufiger. In den Städten nahmen die wohlhabenderen Bürger auch durchreisende vornehmere Fremde auf. In Ulrichs von Eschenbach Wilhelm v. Wenden (2127) hält eine Witwe eine „gemeinliche herberge“, aber ist nicht immer dazu bereit.

In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters war es möglich gewesen, dass die Frauen allein, ohne männliche Begleitung, sicher durch das Land reisen konnten. Zur Zeit König Edwins von Northumberland hatte nach der Überlieferung solcher Friede gewaltet, dass eine Frau mit ihrem kleinen Kinde ohne Gefahr von einer Küste Englands zur andern quer durch das Land gehn konnte (Beda, Hist. eccl. 2. 16). Aber im Anfang des 13. Jahrhunderts erzählte man in Deutschland von der Zeit, da eine Jungfrau ohne üble Nachrede und unbeleidigt reiten durfte, wohin sie wollte²⁾, als einer ver-

¹⁾ Sass, Zur Kulturgeschichte der sächsischen Zeit, S. 55.

²⁾ Wigal. 2358. Wigamur 1565.

gangenen. Einer solchen Reisenden ward nun übles nachgesprochen und sie war Gefahren ausgesetzt. Wirnt von Gravenberg sagt, jetzt könne eine Frau nicht vor ihr Haus treten, ohne dass ihr etwas angehängt werde, und Reinmar von Zweter klagt einige Jahrzehnte später, die Weiber könnten nicht über Feld gehn, ohne von Räufern „durh schatz und niht durh rehter minne gelt“ angefallen zu werden¹⁾. Die Männer zürnten daher mit Recht, wenn ihre Frauen es wagten, allein oder selbender in die Welt hinaus zu reiten (Lanzel. 2326). Leute und Land waren ohne Meisterschaft, wie Wirnt an jener Stelle seines Wigalois klagt, und man denkt der fast gleichzeitigen Klage Walthers von der Vogelweide in seinem Spruche *Ich saz ûf ime steine*:

*untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze:
fride unde reht sint sêre wunt. —*

Die germanischen Frauen reisten gewöhnlich zu Pferde. Von mancher Nordländerin wird berichtet, wie tüchtig sie ihr Ross tummele, und noch heute reiten die Isländerinnen fast bei allen ihren Ausflügen. In Deutschland war es bei fürstlichen und adelichen Frauen nicht anders und noch im 16. Jahrhundert war das Reiten unter den vornehmen deutschen Frauen allgemeine Sitte. In französischen Gedichten wird das Maulthier öfter als Reitthier der Damen erwähnt; aus deutschen weiss ich nur aus Wolframs Parzival 312, 7 (noch dazu nach dem französischen Perceval 5990) eine Dame (Cundrie) auf einem mûl nachzuweisen.

Die Weiber sassen ihrem Geschlechte gemäss seitwärts zu Ross; die höfische Regel verlangte, dass sie dabei das Haupt gegen den Kopf des Thieres kehrten²⁾. Auffallend ist daher, dass auf einem Siegel der Gemahlin Wilhelms I. von Holland von 1223 diese Fürstin schrittlings wie ein Mann

¹⁾ Wigal. 2367. MSH. 2, 217^b (Reinmar v. Zweter, bei Roeth. Nr. 221).

²⁾ Welsch. Gast 421—424.

zu Pferde sitzt¹⁾. Die Sättel waren zu dem Querreiten besonders eingerichtet. Zur Sicherheit wurden oft die Pferde der vornehmen Frauen von dazu bestimmten Knappen geführt²⁾, welche zugleich, wenn nicht zuvorkommende Ritter sich nach diesem Dienste drängten³⁾, das Amt hatten, die Frauen auf und von den Rossen zu heben. Dabei dienten sogenannte Hebeeisen⁴⁾, wie es scheint, kleine eiserne Bügel, welche in die Höhe gehalten wurden und in welche die Frauen traten. Ausserdem werden auch Schemel zu diesem Zwecke erwähnt, die mit Zeug belegt wurden (Nib. 531, 3). Die Füße ruhten beim reiten entweder auf breiten Bretchen⁵⁾, oder in Stegreifen, welche von Metall, Holz, Leder oder kostbaren Borten waren. Die metallenen waren zuweilen sehr kunstvoll gearbeitet; im Erek (7669) wird uns ein Paar beschrieben, das aus zwei Goldreifen in Drachengestalt besteht, die sich in den Schwanz beißen. Nicht selten waren sie wie die Vorderblätter der Schuhe gestaltet⁶⁾. Das Reitzeug war bei den Vornehmen und Reichen prächtig mit Gold, Edelsteinen und Stickereien verziert. Die beste Stelle dazu bot das Satteltuch, das bis auf die Hufe der Pferde reichte⁷⁾. Hartmann von Aue beschreibt uns im Erek weitläufig eine reiche Stickerei, welche alle vier Elemente mit Göttern, Thieren und Menschen auf diesem seidenen Tuche versammelte (Erek 7591—7666). Allein auch der Sattel, der zuweilen

1) Joncbloet Beatrijs, S. 53. Wenn Veldeke der zur Jagd ausreitenden Dido *twêne goldīne sporen anschnallen lässt* (Eneide 1740), so weist das auch auf Sitz nach Männerart.

2) Nib. 537, 2.

3) Eneide 1764. Athis C.* 10. Parziv. 891. Tandareis 517.

4) *staphæ, stapedes, saltatoria, σωτήρια*. Sie waren gewöhnlich von Eisen. Vgl. Du Cange s. v. *staffa*. — Frauendienst 37, 5.

5) Engelhardt zu Herrads von Landsberg Hortus deliciarum, S. 95. Vgl. denselben zum Ritter von Staufenberg, S. 81.

6) Friedr. Pfeiffer, Das Ross im Altdeutschen, S. 21. A. Schultz, Höf. Leben 1², 497.

7) *decke, covertiure, sateldocke, satelkloit, sateltuoch, phertkleit*. Fr. Pfeiffer a. O. 21 ff. v. Sava in den Quellen und Forschungen (Wien 1849) 339 f. A. Schultz a. a. O. 1², 491, 494.

mit reichen Elfenbeinschnitzereien bedeckt war¹⁾, der Zaum, das Fürbüege (der Brustriemen), der Darmgürtel und die Steigleder waren theils gestickt, theils mit kostbaren Rinken und Steinen besetzt. Schellenbesatz des ganzen Reitzeuges (gereite) war im ganzen Mittelalter beliebt.

Ebenso war das Netz, das über dem Rücken des Pferdes lag (die vassen), oft verschwenderisch geschmückt²⁾. Wie gern die Frauen mit ihrem Reitzeug prunkten, ergeht aus einer Bestimmung der Trierischen Synode von 1227 c. 16, wo sogar den Nonnen verboten werden musste, vergoldete Sättel und Zäume zu haben³⁾. Zur Anfeuerung des Pferdes führten die Frauen eine Geisel, aus mehreren Riemen an einem Stabe bestehend⁴⁾.

Das gewöhnliche Reisekleid der Frauen war der Mantel oder die Kappe⁵⁾, ein mantelartiges Gewand, das zugleich den Kopf verhüllte und gegen Regen, Sonne und Staub den besten Schutz gab. Auch hieran wurde allerlei Verschwendung getrieben; auf der erwähnten Trierer Synode wurde den Nonnen geboten, keine allzu langen und gefältelten Überwürfe anzuziehen. Es ward auch ein breiter Hut auf Reisen getragen und der Kopf mit einem Tuch verhüllt, das auf einer Seite lang herniederfiel⁶⁾.

Die Frauen reisten nicht bloss zu Rosse, sondern auch zu Wagen. Auf den Wanderzügen hatten sie in dieser Weise ihre Männer begleitet; für die Königin der Wandalen war der Wagen das herkömmliche Reisemittel⁷⁾, Odin und Hermodr reiten in die Unterwelt, Brynhild fährt im Wagen zur

¹⁾ A. Schultz a. a. O. 1², 489.

²⁾ Die Beschreibung eines prächtigen vrouwengereites Erek 7526 ff. Vgl. noch Rudolf A^b. Nibel. 530 f. 741. Gudr. 1701. Krone 7755. Wigam. 1550.

³⁾ Hartzheim 3, 535.

⁴⁾ Parz. 314, 2 hier statt der Riemen seidene Schnüre.

⁵⁾ Parz. 313, 7. 778, 19. Wigal. 2408. Krone 7719. Frauend. 176, 18. — Eneide 1719. Lanzel. 5933. — reitlachen Wigam. 1546. reiselachen Parz. 216, 21.

⁶⁾ v. Hefner-Alteneck, Trachten II. Taf. 52.

⁷⁾ Procop. b. vand. 2, 9.

Hel. Schon die skandinavischen Felsbilder aus der Bronzezeit zeigen, dass den Germanen vierrädrige Wagen bekannt waren, und die Gesichturnen vom Ende der Bronzezeit beweisen es ebenfalls. Die grosse Erdgöttin Nerthus fuhr nach Tacitus zu Wagen durch das Land und auch sonst wissen wir, dass die Götterbilder an den grossen Festen, von den Priestern geleitet, durch das Volk gefahren wurden. Im Norden ward der Wagen für die Reisen der Frauen neben dem Reitpferd gebraucht¹⁾. Grosse Bequemlichkeiten boten diese alten, gewöhnlich von Rindern gezogenen Wagen nicht; es waren viereckige Kasten auf niedrigen Rädern, die für Reiche mit Schnitzwerk und Farben und Gold wohl verziert waren, aber keinen angenehmen Sitz gewährten. Zum Schutze gegen das Wetter wurden Tücher darüber gebreitet, die auf Bogenreifen lagen, wie das an den noch heute im Osten namentlich üblichen Plauwagen zu sehen ist²⁾. Ein solcher gedeckter Wagen hiess ein Kobelwagen, der auch mit einem Korbe oder Kasten (kobel) versehen war. Diese Wagendecken werden in den Gedichten natürlich von Seide geschildert³⁾. Je nach der Grösse waren die Wagen zwei- oder vierrädrig. Geringere solche Fahrzeuge hatten Flechtwerk als Seiten- und Rückenwände.

Wir haben in dem Vorhergehenden, worin wir die geselligen Freuden mit namentlicher Berücksichtigung der Theilnahme der Frauen zu schildern versuchten, ganz besonders die Blütezeit des höfischen und ritterlichen Lebens im Auge gehabt. Was vor dem zur Lust des Tages gedient hatte, suchten wir ebenfalls zu berichten: es war zum Theil dasselbe, zum grossen Theil war es einfacher und volksthümlicher. Ausserdem bestund in den vorangehenden Jahrhunderten

¹⁾ Engelstoft, Quindekjönnetskaar, S. 60.

²⁾ Altnord. Löben 367. A. Schultz, Höf. Löben 1², 487.

³⁾ kobellachen, Ottokars Reimchr. 73292. — Virginal 659, 2. 800, 2. Wolfdieterich (Holtzmann) — 2077, 2. Über Kobelwagen K. Hildebrand im D. Wb. V, 1541.

keine solche Scheidung zwischen gebildeten und ungebildeten Laien, wie sich allmählich einstellte. Die Trennung in verschiedene Stände war freilich schon seit langer Zeit durchgeführt. Die Sitten aber waren gemeinsamer, und, ausgenommen die bessere Geistlichkeit und wenige Weltliche, stand das Volk fast auf der gleichen Stufe geistiger Bildung.

Sitte und Sittlichkeit stehn in nächster Beziehung, diese muss sich in jener spiegeln. Über die sittlichen Zustände der Germanen und besonders der deutschen Völker haben wir bereits an verschiedenen Stellen dieses Buches die lebendigsten Zeugnisse niedergelegt. Das Weib und das Verhalten des Mannes zu ihm ist der Tugendmessen eines Volkes. Wir haben gesehen, wie die Germanen zwar rau und hart erschienen, aber die Weiblichkeit ehrten und die Zucht und Scham hüteten. Spuren aus der Zeit roher Natur, als das Weib noch für eine Sache galt, waren jedoch nicht ganz verschwunden. Aus dem Lastersumpfe, in den die spätrömische Welt versunken war, ragen die Germanen lange noch als tröstende Eilande hervor. Die kriegerischen Stürme, welche dann die germanische Welt im Inneren aufwühlten, die Vernichtungskämpfe eines Stammes gegen den andern, der Umsturz der alten Staatsverfassung und des ureigenen Glaubens, die Umwälzungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die Vermischungen mit fremden Völkern konnten nicht ohne die grösste Einwirkung auf Sitte und Sittlichkeit bleiben. Mehr als ein germanisches Volk ist in dem Romanenthum untergegangen oder ward in blutigen Kriegen aufgerieben. In den Kämpfen von Deutschen gegen Deutsche, von Christenthum gegen Heidenthum, von rücksichtsloser Fürstengewalt gegen die Selbständigkeit und die alten Rechte der einzelnen deutschen Stämme, der Herren gegen die kleineren Freien, wurden die finsternen Mächte des menschlichen Wesens entfesselt. Die Zeiten des stürmischen Überganges räumten allmählich ruhigeren den Platz, der neue Geist gewann an innerer Herrschaft und die Sitte ward von ihm befruchtet. Das fränkische Königthum war fest begründet, der Glanz des Kaiserthums trat hinzu. Die Kirche stieg an Macht, die hohen Reichs-

beantwanden wurden durch die Erblichkeit der Würde zu mächtigen Reichsfürsten, das Ritterwesen verschob die alten Standesverhältnisse, die gemeinfreien Bauern schmolzen zusammen und eine neue Erscheinung, das Städtewesen, erhob sich. Die verschiedensten Bestrebungen kreuzten sich in dem Volke, die Zustände wurden zusammengesetzter, Licht und Schatten vertheilten sich schroffer als vorher. Das Vermögen und die Bildung schieden sich schärfer, neue gesellschaftliche Verhältnisse bereiteten sich vor. Ein höheres Leben entstand, das nur bevorzugten zugänglich war; jene geistige Republik, an welcher König und Bauer gleiche Theile besaßen, wurde von der Geistlichkeit, der Gelehrsamkeit und der Poesie fremder Völker gestürzt; in ihren Trümmern saßen die Blinden und die Armen; alles andere zog in den aristokratischen Staat der modernen Cultur. Die höheren Stände gewannen durch das Ritterthum und die höfische Sitte auf eine Spanne Zeit an äußerem Glanze; mit dem Glanze griff aber auch der Schein um sich und bald genug verschwand er wie ein trügerischer Traum in düsterer Nacht.

Ein volles kräftiges Leben flutete durch die vornehmen Kreise Deutschlands zur Zeit des grossen Kaisers Friedrich des Rothbart; der Abglanz spiegelt sich in der Schilderung unseres Nibelungenliedes von dem burgundischen Königshofe zu Worms. Geselliges Gesetz und innere Tugend bändigt die trotzigste Lebensfülle der jungen Siegfriede; in häuslicher Zurückgezogenheit, in edler Züchtigkeit wachsen die Jungfrauen heran. Die Blicke der Männer schweifen weit über die Marken der Heimat. Kriegsthaten und Waidlust, Werbung um schöne Frauen und seltene, aber prächtige Feste bewegen die Tage. Hagens Mannentreue, die alles für den Herrn wagt; Kriemhilds unverlöschende Minne zu dem Geliebten der Jugend; des ritterlichen Volkes Sängerkunst; Rüdigers edle Heldengestalt vertreten bestimmende Grundzüge jenes Lebens. Der gesellige Ton ist einfach, rein und heiter, mitunter derb, aber die Lüsternheit der gallischen Welt hat keinen Zutritt.

Die gereimten Romane, welche aus Frankreich kamen und von den ritterlichen Dichtern verdeutscht wurden, stellten

der Gesellschaft ein anderes Vorbild hin: Artus Tafelrunde mit der buhlerischen Königin und mit den Rittern, die um phantastische Ehren und sinnlichen Genuss abenteueren. Die Franzosen zur Zeit des Benoit de S. More und Chrestiens de Troies waren keine anderen als die zur Zeit Voltaires und Crebillons, zur Zeit Paul de Kocks und Alex. Dumas. Die Leidenschaft der geschlechtlichen Liebe wird als Aufgabe des Weibes, der Ruhmesschimmer als Lebensziel des Mannes behandelt. Ein sophistisches Gesetzbuch gesellschaftlicher Sitte bildet sich, das von dem Geiste der Sittlichkeit keinen Buchstaben enthält.

Nun kommt es allein auf Glanz und Schall an. Zählen die täglichen Gäste einer Fürstenburg nur recht hoch, so kümmert der Wirt sich nicht, ob sie böse oder gut sind; ihm genügt das weittönende Lob der in alle Welt hinausziehenden gesättigten Burschen. Was kümmert Treue und Ehre, wenn alles nach Gewinn und raschem Reichthum hascht? In Liebe verschmachten ist thöricht, wenn der volle Besitz durch gewaltsames Werben oder durch Geschenke rasch gewonnen werden kann. Solche Begünstigte werfen die Verschwiegenheit spöttisch bei Seite, und auf der Jagd und bei dem Wein wird mit den Gunstbezeugungen der Damen geprahlt. Rohheit, Frivolität, die Leidenschaften der Partekämpfe versengen den kurzen Sommer eines guten geselligen Lebens.

Es ist auffallend, wie rasch dieser Verfall eintrat. Die Klagen der Dichter in Frankreich und in Deutschland bezeugen, dass er schon im 12. Jahrhundert empfunden ward. Einstimmig geben die Troubadours dem Adel die Schuld, welcher durch die Kreuzzüge und die inneren Kriege verarmte und verwilderte und die ritterlichen Ideale mit Füßen trat. Sitte und Sinn wurden auch durch die leichtfertigen gereimten Erzählungen verdorben, die überdies den Geschmack gegen ein gutes Lied von reiner Liebe abstumpften.

Bei uns verschulden ebenfalls die Kreuzzüge, weit mehr aber die unseligen staufischen Kämpfe in Deutschland und

Italien den Verfall des Adels und die Erschütterung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung. Wir wollen auf die Vorwürfe der geistlichen Dichter des 12. Jahrhunderts, vornehmlich Heinrichs, des Dichters vom gemeinen und vom geistlichen Leben, gegen Ritter, Frauen, Pfaffen, Bauern und Kaufleute weniger Gewicht legen, da der Ton der Bussprediger aller Zeiten darin erklingen könnte. Ein trübes Licht auf das eheliche Leben im 12. Jahrhunderte werfen die Sermonen der Elisabeth von Schönau und der fünfte Sermon Ekberts von Schönau¹⁾. Vorurtheilsfreier sind die Stimmen weltlicher Dichter, die sonst von Lust und Liebe singen.

Schon Heinrich von Veldeke klagte (M. Frühl. 61. 13):

Als man der rechten Minne pflag,
Da pflag man auch der Ehren.
Jetzt aber sieht man Nacht und Tag
Gemeine Sitte lehren.
Wer diess nun sieht und jenes sah,
O weh, wie laut der klagen mag;
Die Tugend will sich jetzt verkehren.

Heinrich von Rucke, der auch noch im 12. Jahrhundert lebte, rügt (MFr. 108, 22), wie verdrossen und sauer die Zeit sei. Über ein fröhliches Gesicht ergiesse sich der Spott; Juden und Christen sännen nur auf Gelderwerb; rechter Frauendienst werde ohne Schuld der Frauen vergessen, die bis auf wenige höfisch und gut seien. Dagegen sieht sich Reinmar von Hagenau durch herbe Erfahrung zu dem bittersten Vorwurf, welchen er gegen die Frauen erhob, gedrängt, dass tolles, rohes Wesen bei ihnen in grösserer Gunst stehe als sittiges (M. Fr. 162, 30). Er spricht (164, 30) von „bösen ungetriuwen tagen“.

Wirnt von Gravenberg klagt, dass die wahre und aufrichtige Liebe verspottet werde; listige Hintergedanken beherrschen die Minneverhältnisse. Gewalt gehe vor Recht, die Treue sei verletzt, Habgier gebiete, alle Freude kranke durch

¹⁾ Die Visionen der h. Elisabeth und die Schriften der Äbte Ekbert und Emecho von Schönau, herausg. von Roth. Brün 1884. S. 100 f. Migne Patr. CXCIV, 26 ff.

Todsünden (Wigal. 10246 ff. 2344 ff.). Wolfram v. Eschenbach (Parz. 291, 19) wirft der Frau Minne, hier der sinnlichen Begier, vor, wie verderblich sie alle Verhältnisse störe, die Ehe, wie die Treue des Herrn gegen den Vasallen und die Freundschaften.

Vor allem aber zeugt Walther von der Vogelweide für die Verschlechterung der inneren gesellschaftlichen Zustände unter den Nachfolgern Friedrichs I. Durch den Kampf um die Krone, durch die trugvolle päpstliche Politik, durch den ehrlosen Schacher der Reichsfürsten um ihre Stimme und Hilfe wurden des Reiches Grundfesten erschüttert, die Länder verwüstet, der Glaube an die Kirche und an das Sittengesetz vernichtet. Treue, Recht und Ehre betrauert Walther als todt, und nicht einmal Erben und Nachkommen seien von ihnen geblieben. Wie immer tritt solcher Verfall in dem Verhältniss der Geschlechter zu einander sichtlich hervor. Die Frauen unterscheiden nicht mehr zwischen guten und schlechten, sondern schenken ihre Gunst auch gemeinen Gesellen und ziehen nicht selten die rohen in anstössiger Weise vor. Da sie Zucht und Scham verleugnen, wird ihnen auch ihr Lohn in böser Lüge und prahlendem Geschwätz der Männer. Alles Leben ist verdüstert. Trübe blicken die Frauen, und die Männer kümmern sich nicht mehr um reinen Minnedienst. Nur Frechheit und trotziges Fordern findet noch bei vornehmen Herren und edlen Frauen Gehör. Alles habe sich mit den geschwundenen Jahren geändert, klagt Walther am Abend seines Lebens. Die Jugend ist vergränt, niemand pflegt mehr heiteren Sang und Tanz, Weiber und Männer vernachlässigen sich selbst in der Tracht¹⁾.

Neithart von Reuenthal klagt ganz ähnlich, wie es sich von Jahr zu Jahr schlimmer wende. Niemand könne mehr froh sein, die hohe Minne sei verschwunden und arge Erniedrigung mit bösem Laster trübe das Spiegelglas der Frauenaugen, welches die Männer sind²⁾.

¹⁾ Walther 31. 16. 32. 7. 48. 25. 90. 31. 124, 1 ff.

²⁾ Neithart v. R., herausg. von Haupt 32, 18—29. 36 ff.

Die Verdüsterung und Verschlechterung der Zeit, die Frömmerei, Sünde, Rohheit und alles Unheil, das mehr und mehr nach der Mitte des 13. Jahrhunderts sich kundgab, mag statt aller andern Erzeugnisse durch den steirischen Ritter Ulrich von Lichtenstein geschildert werden, der uns bereits durch seinen phantastischen Minnedienst bekannt ist. Er handelt in seinem Frauenbuche¹⁾, das er 1257 dichtete, in Gestalt eines Gespräches zwischen einem Ritter und einer Dame über den Verfall der Gesellschaft. Jene zwei streiten, welcher Theil das Unheil verschulde, ob die Männer oder die Frauen. Es ist eine Frage, die auch sonst erhoben ward (Walth. 44, 35 und in Gedichten des 14. Jahrhunderts). Der Ritter wirft den Frauen vor, sie trügen die Schuld an dem Zurückziehen und der Verwilderung der Männer, denn sie stiessen dieselben von sich zurück. Kaum dankten sie auf ihren Gruss; wolle man ein Gespräch anspinnen, so verstumme ihre Zunge, sie antworteten nicht einmal Ja und Nein. Da sei es wohl begreiflich, dass sich die Männer andere Unterhaltung aufsuchten. Die Frau entgegnet hierauf, dass die Männer diese Schweigsamkeit hervorriefen. Wie könnten die Frauen freundlich und unbefangen antworten, wenn sie wüssten, wie übel das gedeutet würde und welche schlimme Folgerungen man daraus zöge, denn auf ein Lächeln hin schneide man einem Weibe die Ehre ab (S. 599, 600). Der Ritter wendet sich nun zu einer andern Angriffsseite; er spricht über den Anzug der Frauen und wie schon dieser die Männer abschrecke. Gleich Klosterschwestern verhüllen sie jetzt mit Schleier und Binde Wangen, Mund und Stirn bis auf die Augen, und wenn sich eine weltlich und heiter kleide, so trage sie wenigstens ein Paternoster als Brustspange, damit die Männer überall an das Frömmeln erinnert würden. Sei das Herz geistlich, was habe der Mund davon zu reden und der Rosenkranz damit zu prahlen? Keine sei jetzt heiter: Gast und Wirt, Freund und Gemahl müssten unter den

¹⁾ Ulrich von Lichtenstein, herausg. von Lachmann. S. 594 bis 600.

Betübungen leiden, die Tag und Nacht getrieben würden (S. 601, 602). Die Frau wendet auch diesen Vorwurf auf die Männer zurück. Ein Weib müsse sich kleiden wie der Mann wolle; die düsteren Gewänder seien ihnen durch die Männer aufgedrungen. Wozu solle sich denn eine in heiteres Gewand hüllen? Die Zeit sei längst vorüber, da die Wirtin den Gast bei Tische mit freundlichem Grusse und Kusso empfing und sich in den Tanz mischen durfte. Heiterer Sinn werde falsch ausgelegt, darum hätten sie ihn verbannt. Wiesen nicht die Männer ihre eigenen Frauen ab, wenn sie mit freundlicher Liebkosung ihnen nahten? Grämlich spricht er: lass sein, es ist zu viel! Und wie vernachlässige nicht mancher sein Weib! Kaum graut der Tag, so verlässt er das Lager, ruft die Hunde und eilt in den Wald. Den ganzen Tag liegt er auf der Jagd, spät abends kehrt er heim. Dann wirft er sich breit auf einen Tisch und verlangt das Brettspiel. Bis Mitternacht spielt er, dann erst sucht er das Bett. Freundlich heisst ihn die Frau in der Kammer willkommen, höflich steht sie auf, er antwortet ihr nicht und eilt einzuschlafen. Wenn solle die Frau da heiter sein, wenn der Freude pflegen, wenn und warum gute Kleider anthun? Und sind die Männer nicht auf der Jagd, so sitzen sie beim Weine¹⁾ und schneiden den Frauen die Ehre ab. Jeder rühmt sich dessen, das ihm von einer zu Liebe geschah und nennt die schwach befundenen Weiber bei Namen. Das war vor diesem nicht; wer Minnegunst errungen hatte, der wusste verschwiegen zu bleiben (S. 603 bis 611). Der Ritter antwortet dem Vorwurfe mit andern Vorwürfen. Wenn die Liebe nicht in alter Reinheit bestehe, so trage auch dieses die Schuld, dass sehr viele Frauen sie um Geschenke oder gar um Geld verkauften, und welche ihre Gunst nicht feil gebe, die werfe sie an einen gemeinen Knecht weg (S. 611—614). Die Frau schleudert nun sehr schwere Beschuldigungen gegen die vornehmeren Männer. Wie könne sich ein Weib ihnen ergeben, da man wisse,

¹⁾ Vgl. auch Helmbr. 990: *ê vant man werde liute bî den schoenen vrouwen, nu muoz man si schouwen bî dem veilen wîne.*

welche unnatürliche Laster¹⁾ unter ihnen wucherten. Der reinen und züchtigen Frauen gebe es noch genug, die ihre Gunst weder feil hielten noch verschleuderten, aber die Männer wüssten solche Perlen nicht zu schätzen (S. 614—616). Die Rede ist damit auf so schlimme Dinge gerathen, dass der Ritter sie zu enden beschliesst. Er legt nun noch einmal seine Ansicht dar, wie sich die Männer den Frauen freudig und dienstwillig nahen würden, wenn diese heiter wären, ihr Äusseres nicht vernachlässigten und das frömmelnde Kopfhängen liessen. Habe ein Weib einen wüsten oder mürrischen Mann, so schenke sie ihre Liebe einem, der sie zu schätzen wisse. Unsittlichkeit gegen Unsittlichkeit ist also das Heilmittel des Sittenpredigers, dem es um eine ernste, tiefe Besserung nicht zu thun ist, sondern nur um die Aufheiterung des geselligen Verkehrs. Bei solcher Gesinnung und bei den gewaltigen Schäden, die sich uns hier aufdeckten, konnte es nicht anders kommen, als dass die Männer in Rohheit weiter versanken und die Frauen entweder in Frömmelei oder in Liederlichkeit oder in beides sich verloren.

Am Schlusse des 13. Jahrhunderts schildert Hug von Trimberg im Renner (6243 ff.) seine Zeit also:

Wilde Kurzweil hält man werth,
 der frommen Lehr' niemand begehrt.
 Die Welt wird jetzt von Tag zu Tage,
 böser und toller, ist mein' Klage.
 Die Schüler wollen nichts mehr lernen,
 die Pfaffen gehn zur Kirch' ungerne.
 Viel Mönche brechen ihren Orden,
 die Nonnen sind trotzmüthig worden.
 Witwen, Waisen, arme Leute
 leiden von Herrn und Rittern heute,
 die jene tapfer schirmen sollten,
 ob sie das Recht beachten wollten.

¹⁾ E. Dümmler bei Haupt, Z. f. d. A. XXII, 256 ff. Neues Archiv XIII, 358 ff. Wattenbach, Z. f. d. A. XVIII. 127. Traube in d. Abh. d. Bayr. Akad. XIX. 2, 301 f. Neithart 32, 18. Stricker, Kl. Ged. 12, 417. Hagen, Gesamtabent. 1, 475. A. Schultz, Höf. Leben 12, 585. A. Dresdner, Kultur- und Sittengeschichte der ital. Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrh. (1890), S. 324.

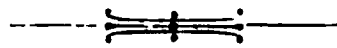
Auch sehn wir oft die hohen Fürsten
 nach Gold mehr als nach Gotte dürsten.
 Die Kauflout' führen schlimmen Wandel,
 voll Trug und Falsch ist aller Handel.
 Die Mädchen schlechter Sitten walten,
 böß Beispiel geben auch die Alten.
 Mägd' und Knechte sind nichts nutz,
 die Kinder fürlaut und voll Trutz.
 Man findet reich' und edle Leute,
 die voller Sünden wurden heute.
 Falschheit, Unzucht tritt nun vor,
 Treu und Zucht flohn aus dem Thor.

Bei allen Sittenpredigern, bei allen Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts, welche ihre Zeit aus ernstem Sinne betrachteten, begegnen wir den gleichen Vorwürfen. Der Österreicher Heinrich Teichner, der von 1335—1375 dichtete, tadelt an seinen Zeitgenossen den Mangel an jedem höheren Sinne. Wissenschaft und Poesie seien allen gleichgiltig, nur das Geld regiere. Das blosse Manneswort gelte nichts mehr, um den Glauben stehe es schlecht, Gewaltthat und Mord seien nie so häufig gewesen, denn die Richter seien bestechlich und der Rechtsgang schleppend und faul. Der Arme könne nimmer zu seinem Rechte kommen. Alles sei voll Lüge und voll Eitelkeit. Die Frauen treiben Aufwand über ihren Stand und über das Vermögen ihrer Männer. Habe ein Mann zwölf Mark Einkommen, so verlange das Weib einen Schleier von dreissig Fach und zehn Mäntel in den Schrank. Keine wolle sich mehr an einer Magd begnügen, vier Dirnen müssen hinter ihr hertreten, wenn sie zur Kirche gehe, gleich als zöge sie in ein Gefecht. Das Gesinde thue es im Putz der Herrschaft zuvor und die Tracht sei auch bei den Männern weibisch und toll¹⁾.

Über das neumodische Kleiderwesen, über manche Schamlosigkeit, die sich dabei einfand, über Rohheit und Gemeinheit des geselligen Tons, über den Verfall anständiger, ehrbarer Sitte, über Genussucht und Geiz hören wir in über-

¹⁾ Th. G. v. Karajan, Über Heinrich den Teichner, Wien 1855, S. 88—91.

einstimmendem Tone auch ferner die Klagen. Die Gegenwart wird gescholten, die Vergangenheit gelobt. Und die gescholtene Gegenwart wird bald genug eine gelobte Vergangenheit! — Darin liegt für uns die Mahnung, jeder Zeit auch ihr Gutes, ihren festen Bestand an menschlicher Zucht und Ehre zu geben, mag auch in der einen Periode der Maasstab für das sittlich erlaubte ein niederer sein, als in der andern.



Zehnter Abschnitt.

Die Tracht.

Unsere Darstellung würde unvollständig sein, wenn wir Kleidung und Schmuck der Frauen nicht zu schildern versuchten. Freilich müssen wir uns dabei an dem Worte begnügen und der erläuternden Bilder entrathen, welche mehr wirken als Beschreibungen¹⁾.

Wir stellen für die älteste Zeit die schriftlichen Zeugnisse römischer und griechischer Autoren voran, und können dabei über die männliche Tracht nicht hinweggehen.

Cäsar (gall. IV, 1. VI, 21) gibt an, die Germanen trügen nur ein kurzes Gewand von Thierfellen, eine Art Wamms, das einen grossen Theil des Körpers unbedeckt lasse. Pomponius Mela (III, 1) berichtet, sie gingen als Knaben auch bei der grössten Kälte nackt (nudi); nachdem sie erwachsen seien, decken sie sich nur mit einem wollenen viereckigen Schulterumhang (sagum) oder einer bastgeflochtenen Decke. Tacitus

¹⁾ Für bildliche Erläuterung verweise ich auf J. H. v. Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen. Frankf. u. Darmstadt 1840—1854. 3 Bde. Text u. 3 Bde. Tafeln. Die 2. Ausg. unter dem Titel: Trachten, Kunstwerke u. Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh. Frankf. a. M. — Herm. Weiss, Costümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräts. 2. Aufl. Stuttg. 1881—1883. Bd. 2 Mittelalter. — A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Ausg. Leipz. 1889. Bd. 1, 230—356. Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh., Prag u. Wien, 1892, S. 284—397.

(Germ. 17. 20) ist ausführlicher. Alle Männer tragen nach ihm den viereckigen Umhang (sagum), welcher durch eine Spange oder bei Armen durch einen Dorn oben festgehalten wird. Nur mit diesem Mantel angethan, liegen sie zu Hause an Herde und dem Feuer. Die Vermögenden haben ausser dem sagum einen Rock, der eng anliegt. Sie tragen auch Pelz. Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von derjenigen der Männer nur darin, dass ihr Gewand häufiger als bei den Männern von Leinwand ist; sie besetzen es mit rothen Streifen und ihr Rock hat keine Ärmel. Daher bleiben bei ihnen die Arme und der obere Theil der Brust nackt. Es ergibt sich daraus, dass der Männerrock Ärmel hatte.

Abbildungen der Frauentracht, die hierzu stimmen, geben die Wiener Camee, Augusts pannonischer Triumph, und die Pariser, des Germanicus Triumph¹⁾. Die gefangenen barbarischen Frauen haben linnene lange Gewänder; die eine auf der Wiener Camee trägt auch einen Mantel, dessen einer Zipfel über die linke Schulter nach vorne fällt. Ober- und Unterarm und der obere Theil der Brust sind unbedeckt. Die eine sitzende Frau, mitten im unteren Theil der Pariser Camee, welche ein nacktes Kind in den Armen hält, trägt um den von langen Haaren umwallten Kopf ein reifenartiges Band, das sich auch an dem hinter ihr stehnden Weibe erkennen lässt.

Aus der Übereinstimmung dieser Bildwerke mit der taciteischen Beschreibung der Tracht der germanischen Weiber dürfen wir wohl schliessen, dass die Künstler, welche die Cameen schnitten, dabei deutsche Kleidung im Auge hatten, mochten sie auch andere Barbarinnen darstellen sollen, und wir werden darin durch das Äussere der männlichen Gefangenen bestärkt. Ihr Oberkörper ist nackt, von den Hüften abwärts sind sie mit langen Beinkleidern angethan, die Füsse scheinen in Socken zu stecken, welche mit den Hosen zu-

¹⁾ Jos. Arneth, Die antiken Cameen im k. k. Antikenkabinet, Wien 1849, Taf. 1. Jos. Aschbach, Livia (Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XIII, Taf. 2).

sammenhängen. Die germanischen Söldner auf der Trajanssäule in Rom erscheinen entweder mit einem kurzen Wamms oder bis zum Gürtel nackt. Ohne Helm, aber einen Schild tragend, Unterleib und die Beine in langen Hosen, die Füße in Schuhen oder Strümpfen, schreiten sie einher¹⁾. Von der rechten Schulter nach links hängt ein gerades Schwert am Riemen herab, manche führen eine Keule als Waffe. In dieser Weise ist auch die Nacktheit der deutschen Söldner zu verstehen, welche unter Cæcina für Vitellius kämpften und bei der Belagerung von Placentia unter lautem Schlachtgesange, die Schilde über die Schultern schwingend, in den Kampf gingen²⁾. Cæcina selbst trug deutsche Tracht, nämlich einen naturfarbenen Wollenmantel und Hosen³⁾. Die Deutschen, welche am Herde nur mit dem Umhang bedeckt liegen, wie Tacitus angibt, werden hiernach nur am Oberkörper unbekleidet gewesen sein.

Zur Ergänzung der Angaben des Tacitus (Germ. 17) über die Kleidung der deutschen Frauen dient Strabos Schilderung (VII. 2, 3) der kimbrischen Weissagerinnen. Sie trugen weisse Röcke, die ein eherner Gürtel umschloss, und Mäntel von feiner Leinwand. Die Füße waren nackt, letzteres wahrscheinlich, weil sie in priesterlichem Amt waren⁴⁾.

Es ergibt sich, wenn diese Angaben zusammengehalten werden, dass die Deutschen keineswegs in unanständiger Blöße sich gefielen, sondern dass Männer wie Frauen ihre Körper in Röcke und Mäntel kleideten, die Männer ausserdem in Hosen. In der Schlacht, um leichter beweglich zu sein im Schleudern der Spiesse, gingen die Männer sehr oft am Oberkörper ohne Wams, daher auch die Darstellung der Gefangenen auf den Cameen. Auch die Füße waren bekleidet.

¹⁾ La colonne Trajane, par Arosa, texte par Fröhner, Paris 1872, Taf. 49. 60. 67. 141.

²⁾ Tacit. hist. II, 22.

³⁾ Ebd. 20. *versicolori sagulo braccas barbarum tegmen indutus*. Die Hosen sind also das eigentlich Deutsche an seiner Kleidung.

⁴⁾ Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, Berlin 1896, S. 5.

Hierzu stimmen nun die bis in das erste Jahrtausend v. Chr. und wahrscheinlich noch weiter zurückreichenden Funde von Gewändern germanischer Leute in den Baumsärgen aus Jütland und Schleswig, die in die Bronzezeit gehören, und die im Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer Jeder besichtigen kann ¹⁾. Danach bestand die Männertracht jener Zeit aus einem ärmellosen Rock von Wollengewebe, der durch ein schmales Band um den Leib geschlossen war. Von einem Beinkleid ist nichts erhalten; dagegen lagen Stücke von feinerem Zeuge und von vermodertem Leder in der Nähe der Füße, also Reste von Socken und Schuhen. Um die Schultern ward ein mit Fransen besetzter Mantel getragen, aus einem viereckigen Stück Zeug von dickerem, filzartigem Stoff gemacht. Den Kopf bedeckte eine dicke runde Woll-Kappe; eine zweite von jenem dickeren Zeug lag in dem Treenhügel von Wandrup bei Kolding in einer Schachtel von Baumrinde ²⁾. Wenn man die schönen bronzenen Schwerter und Dolche, den ehernen und goldenen Schmuck, die zierlich gedrehten, mit Zinnstiften verzierten Holzschalen hinzuhält, begreift man, dass dort eine Bevölkerung germanischen Stammes (nach den blonden Haarresten) schon dreitausend Jahre v. Chr. gewohnt hat, von hoher Cultur und in behaglichem Leben. Ärmere scheinen — nach Moorfunden zu urtheilen — statt der kostbareren Wollenkleider ³⁾ Röcke von zum Theil ungegerbten Fellen getragen zu haben, die durch Lederriemen zusammengehalten wurden ⁴⁾.

Von Frauenkleidung hat ein einziger Sarg deutliche Reste enthalten. Darnach bestand sie aus einem über den

¹⁾ V. Boye hat ein Werk über die Funde von Eichensärgen in Dänemark, Schweden, England und Deutschland veröffentlicht: *Fund af Egekister fra Bronzealderen*. Köbenhavn 1894—95.

²⁾ Engelhardt, *Museet for der Nordiske Oldsager*, 1870, S. 12 f. Worsaae, *Sleswigs eller Sønderjyllands Oldtidsminder*, Kopenh. 1865, S. 35 f. Abbildung eines nach jenen Funden gekleideten Mannes bei Soph. Müller, *Nordische Alterthumskunde*. Deutsche Ausgabe. Strassburg 1896. Figur 104. S. 217. 269. ff.

³⁾ Über diese Stoffe ist gehandelt Bd. I, S. 162.

⁴⁾ Worsaae a. a. O., S. 35.

Hüften gegürteten faltenreichen langen wollenen Unterrock. einer Art Jacke mit kurzen Ärmeln, die aus einem einzigen Stück Wollenzeug geschnitten war und durch das Kopfloch angezogen werden musste; das Haar war mit einem Hornkamme aufgesteckt und hinten in einem feinen Netz zusammengehalten, das mit zwei Schnüren über dem Scheitel befestigt war ¹⁾. Knöpfe, Nadeln, Spangen, Halsschmuck, Gürtelplättchen haben sich in den Särgen öfter gefunden als Zeichen des weiblichen Geschlechts der Bestatteten.

Sehr wichtig zur Kenntniss der germanischen Tracht in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt sind die im Süderbraruper Moor in Angeln und im Nydammoor bei Sattrup, der Insel Alsen gegenüber gefundenen, durch das Moorwasser erhaltenen männlichen Gewandstücke ²⁾. Im ersteren fanden sich zwei Mäntel (saga) aus einem viereckigen Stück feinen Wollenzeuges, an der einen Seite mit Fransen, an den übrigen mit Borten besetzt. Die Farbe des einen war ursprünglich grün. Ausserdem fand sich ein Rock aus Wollstoff, dessen Ärmel und Handbesätze von stärkerem Zeuge als der andere Theil sind.

Ebenso sind die zwei Paar langen Beinkleider von derberem Wollengewebe als Mäntel und Rock gemacht. Strümpfe sind angenäht. An den Hüftenbund sind Strüppen befestigt, durch welche der Gürtel gezogen sein wird, welcher die Hosen festhielt. Endlich fanden sich Ledersandalen, theilweise von zierlicher Arbeit. Ein Stück davon ist mit Nägeln geschmückt, welche silberbelegte Köpfe haben.

Die Sachen des Süderbraruper Moorfundes sind wahrscheinlich als Weihgeschenke an den siegspendenden Kriegsgott ³⁾ um 300 n. Chr. in das Wasser gesenkt worden. Jene Kleider legen also die Männertracht der ersten geschichtlichen Jahrhunderte vor unsere Augen, und sie

¹⁾ Soph. Müller a. a. O., Fig. 131. 133. S. 270. f.

²⁾ Beschrieben von Engelhardt Thorsbjergen Mosefundet, S. 10 f. Jetzt aufbewahrt im Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel.

³⁾ Meine Beiträge zu den deutschen Kriegsalterthümern, S. 564 der Berliner Sitz.-Berichte 1891.

können vor allem dazu dienen, die Tracht der reicheren Männer deutlich zu machen. Sie zeigen als Stoff ein treffliches Wollengewebe von verschiedener Stärke und sind gut gearbeitet.

Die verschiedenen Funde von Leichen in alten Torfmooren Norddeutschlands lassen sich nicht genauer nach der Zeit bestimmen, aber die Tracht weist in die Nachbarschaft der soeben beschriebenen. Röcke oder Mäntel von grobem Wollen- und Haargeweben, aus einem Stück Leder gefertigte Schuhe, auch ein Wams aus Rindshaut waren die Kleidung dieser im Sumpf umgekommenen Männer.

Fassen wir alles zusammen, das uns die Gräber der Bronzezeit und der älteren Eisenperiode über Kleidung und Schmuck der Frauen, natürlich aus wohlhabenderen Familien, verrathen, so können wir sagen:

Ein langer ärmelloser Rock, der durch den Gürtel um den Leib befestigt war, ein mantelartiger Umhang, beide gern von Leinwand gewählt, sonst von Wollenzeug, der Mantel durch eine Spange festgehalten, die Füße in ein zugeschnittenes Stück Leder gehüllt, das über dem Rist zusammengebunden ward und zuweilen, im Winter namentlich, nach aussen noch die Thierhaare trug, bildete damals die weibliche Bekleidung. Am Gürtel hingen ein Messer und Nadelbüchsen, später die Schlüssel. Ober- und Unterarme schmückten Ringe von Erz oder Gold, später auch von Silber. Um den Hals lag ein grösserer Ring oder hing eine Schnur, an welche Bernstein- oder Glasperlen oder kleine Ringe gereiht waren. Die Gewandnadel, welche den Mantel hielt, war samt den Gürtelbeschlägen ein kostbarer Schmuck.

Die Grundzüge dieser Tracht sind durch Jahrhunderte dieselben geblieben.

Bestimmte Nachrichten besitzen wir nur über die männliche. Die Schilderung, die Agathias von den Franken (II, 5) gibt, stimmt durchaus zu dem gewonnenen Bilde. Dieselben gingen in den Kampf ohne Harnisch und Beinschienen (wie römische Rüstung war), wenige nur von einem Helme ge-

schützt, am Oberleibe bis zu den Hüften bloss, von da mit Beinkleidern angethan, die von Leinwand oder Leder waren.

Wir haben dann für Burgunder und Franken, auch für die Langobarden Schilderungen oder kürzere Angaben über die Männertracht¹⁾; für die Frauen fehlen sie; aber die gewöhnliche Kleidung derselben ist leicht zu erschliessen aus dem, was wir über die älteste Zeit fanden und was wir dann später wiederfinden: ein längerer Rock, der Ober- und Unterleib deckte, ein Mantel, Schuhe, Gürtel und Spange.

Auf das Staatskleid der fränkischen Könige hatte der byzantinische Kaiserornat vorbildlich gewirkt. Das Staatskleid der Gemahlinnen der Herrscher wird dem sich angepasst haben.

Kostbare Stoffe, Schmuck von edlem Metall und Edelsteinen kamen bei den Vornehmen in häufigen Gebrauch. Wie Karl der Grosse, der seine fränkische Tracht fast immer trug (Einhard, V. Karol. 23), doch der Anwendung von Prunk bei festlichen Gelegenheiten, namentlich an den Frauen, nicht abgeneigt war, bezeugt die höfische Beschreibung des kaiserlichen Jagdzuges in Angilberts *Carmen de Carolo Magno* (III, 185 ff.).

Die Königin Lutgardis und die Töchter Karls des Grossen, Roddrudis, Bertha, Gisela, Rodhaidis und Theodrada, strahlen da in Gold und Edelsteinen. Die Königin trägt purpurne Binden um die Schläfe und ein goldenes Diadem; das Kleid ist von feiner, doppelt in Purpur gefärbter Leinwand, den Mantel hält eine goldene Schnur zusammen. An dem Hals funkeln köstliche Steine. Die Purpurbinde legt sich auch um die Stirn der Roddrudis, während Berthas blonde Haare von Goldschnüren durchschlungen sind, und auf Giselas Haupt ein feiner Schleier von Purpurgewebe liegt. Berthas Hals ist von köstlichem Marder umschlossen und der Mantel der Theodrada mit dunklem Rauchwerk verbrämt. Rodhaidis Umhang

¹⁾ Sidon. Apollin. ep. IV, 20. *carm.* 5, 238 ff. 7, 349. 454 ff. Claudian, b. got. 481. Venant. 9, 5. Paul. Diac. hist. Langob. 4, 23. Einhard, Vita Karol. M. c. 23.

ist von Seide, reich mit Gemmen besetzt und durch goldene Nadeln zusammengeheftet ¹⁾).

Zu dieser kostbaren Tracht stimmt das Patengeschenk, welches Judith, die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, der Gattin des dänischen Königs Harald bei ihrer Taufe gab: ein Kleid, von Gold- und Edelsteinstickerei starrend, goldene Binden mit Steinbesatz als Zier des Hauptes, ein kostbarer Brustschmuck, eine goldene Halskette, Armspangen, ein goldener, steinbesetzter Gürtel und ein Schleier mit Goldstickerei, welcher den Rücken herabfällt ²⁾).

Eine bildliche Darstellung dieser reichen Frauenkleidung gewährt eine Bibelhandschrift der Kirche S. Calisto in Rom, worin Kaiser Karl der Kahle thronend und umgeben von Männern und Frauen seines Hofes abgemalt ist ³⁾. Von den zwei Frauen, die links des Thrones stehn, trägt die erste, wahrscheinlich die Kaiserin, ein zinnoberrothes Oberkleid, das mit Goldborten an den Rändern und mitten hinunter besetzt und mit goldigem Blumenmuster gestickt ist. Aus den am Ellbogen endenden weiten Ärmeln kommen erst weitere ⁴⁾, dann enge weisse Ärmel eines Unterkleides, die am Handgelenk einen Goldbesatz haben. Ein weisser, goldverzierter Schleier bedeckt den Kopf und fällt mantelartig um den Körper herab. Die Ohren sind durch ein langes kettenartiges Gehänge geschmückt. Die sehr spitzen Schuhe sind mit Gold gemalt. Die zweite Dame trägt ein hellrothes Kleid mit blauer Blumenstickerei und Goldbortenbesatz. Ihr Schleier ist hellblau.

Die Frauenbilder im Stuttgarter Psalter ⁵⁾ aus dem 10. Jahrhundert zeigen denselben Stil. Das am Halse schliessende, bis auf die Füße reichende weite und doch faltenlose Kleid ist ungegürtet und hat auch keinen an der Taille

¹⁾ Übertriebenen Putz bei unrechter Gelegenheit wusste der grosse Kaiser mit Humor zu strafen, wie der Mönch von S. Gallen II, 17 erzählt.

²⁾ Ermold. Nigell. carm. in Ludov. IV, 370 ff.

³⁾ v. Hefner-Altenock, Trachten, Text I, 55. Taf. 37.

⁴⁾ Über die langen Ärmel des 10. Jahrh. Richer, Hist. III, 37.

⁵⁾ v. Hefner a. a. O., Text I, 68 f. 72. 92 ff. Taf. 50. 53. 74. 75.

engeren Schnitt. Es zeigt unten einen breiten gestickten Saum, auf welchen von dem Halsbesatze sich mitten herunter ein breiter Streifen zieht. Die Ärmel liegen eng an. Nur selten sieht man einen weiter herabfallenden Oberärmel, aus dem der enge Unterärmel hervorkommt. Der Mantel, welchen mehrere Frauen tragen, wird mitten auf der Brust durch eine rosettenartige Brosche gehalten. Er ist aussen und innen mit einem Randstreifen verziert¹⁾. Die spitzen Schuhe haben eine Reihe Knöpfe auf dem Rücken des Fusses bis zur Spitze hin. Durch das Haar einiger Frauen sind weisse Bänder geflochten. Dieser Haarputz ist am Kopfe der h. Maria durch drei Nadeln mit Steinknöpfen festgesteckt. Bei den gekrönten Frauen fallen die Locken frei über den Nacken. Bei einer Frau ist der Mantel mit einer Art Kapuze versehen, welche über den Kopf gezogen ist (v. Hefner I, Taf. 74, 2). Die Farben der Kleider sind violett, roth, grün, die des Bortenbesatzes roth, violett oder gelb, des Mantels weiss, violett, blau. Die Schuhe sind schwarz, roth oder blau. Besatz mit Borten und edlen Steinen auf denselben ist auch hier reichlich zu schauen.

In dem 11. Jahrhundert trat im Anfang ein enger Schnitt des Kleides auf, welcher die Körperformen weit genauer erkennen liess als der bisherige taillenlose. Er erregte auch Anstoss²⁾ und ward von den Geistlichen als leichtfertig und schamlos gerügt. Zeugnisse desselben geben Miniaturen in einer Leipziger Handschrift des Gregorschen Commentars zum hohen Liede³⁾. Der Rock schliesst sich an der Taille eng an, besonders auffallend aber ist die Tracht des einen Mädchens. Es trägt ein dunkelblaues, mit rothem Ringornament gewirktes Oberkleid, das bis auf die Oberschenkel reicht. Das weisse Unterkleid ist von hier an ausgeschnitten und

¹⁾ Dieselbe Tracht der Frauen zeigt sich an manchen Bildern des Codex Egberti der Trierer Stadtbibliothek, in F. X. Kraus Ausgabe, Taf. 36. 37.

²⁾ Thietmar. chron. IV, c. 41.

³⁾ v. Hefner I. 120, Taf. 90.

fällt zurück. Man sieht daher die mit rothen Langstrümpfen bekleideten Beine, an denen eine Reihe weisser Knöpfe hinunterläuft. Das Oberkleid hat um die Taille und am unteren Ende einen breiten goldenen Bortenbesatz, am Halse einen mennigfarbenen. Die Ärmel sind eng. Auf dem langgelockten Kopf trägt das Mädchen eine weisse phrygische Mütze mit rothem Saume. An andern Frauenbildern jener Handschrift erscheinen die langen Hängeärmel, welche für das 11. Jahrhundert bezeichnend werden. Sie sind bei dem Bilde der Braut weissgefüttert. Das blaue Oberkleid derselben, welches mit rothblauweissen Ringornamenten bedeckt ist, reicht etwa zwei Handbreit über die Knöchel; hier kommt das weisse Unterkleid hervor. Der Mantel ist mit weiss- und blaugeschupptem Pelzwerk (Feh) gefüttert. Auch der grüne Mantel der Königin in jenem Manuscript hat Fehfutter (v. Hefner I, Tafel 89).

Ausser den weiten Oberärmeln und dem engeren Schnitt der Taille ist die Tragweise des Schleiers für die Frauenracht des 11. Jahrhunderts charakteristisch. Derselbe wird oft turbanartig um den Kopf gewunden und fällt entweder frei den Nacken hinab, oder wird um den Hals gelegt und hängt dann nur an der linken Schulter herunter¹⁾. Der Rock schloss zuweilen mit einem Besatz unterhalb des Knies ab, so dass das Unterkleid ziemlich weit sichtbar war²⁾. Diese Tracht des 11. Jahrhunderts ging in das 12. Jahrhundert über. Sie bestand also bei vollständigem Anzuge aus dem Unterkleide oder dem Hemde, aus dem Rocke, welcher unten und an dem Unterarme, zuweilen auch am Halse das Hemde frei liess, aus dem Mantel und dem Schleier. Rock und Hemde waren enger geworden als früher.

In dem 12. Jahrhundert ward der sich anschmiegende Schnitt nicht nur beibehalten, sondern es kam sogar das Schnüren auf, wogegen ebenso wie gegen die Menge des zur Kleidung verbrauchten Gewandstoffes die h. Elisabeth von

¹⁾ v. Hefner I, Taf. 35. 43. 75.

²⁾ Ebd. Taf. 35. 42. 43 u. ein Beispiel vom Ende des 12. Jahrh. ebd. Taf. 25.

Schönau¹⁾ strenge Ermahnungen ausgehn liess (1156/57). Der Rock erweiterte sich nach unten und fiel faltenreich und mit einer Schleppe um die Füsse. Ebenso ward der Mantel nun weiter und faltiger und umgab den ganzen Körper in vollem reichem Fall. Diese Änderung, welche für lange Zeit Mode blieb, scheint um die Mitte des 12. Jahrhundert vollzogen²⁾. Die langen Oberärmel des Rockes, ebenso der turbanartige, mit seinen Zipfeln fliegende Schleier erhielten sich bis zum Ende jenes Jahrhunderts; das schöne Bild der reitenden, die Lanze schwingenden Superbia in dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg³⁾ zeigt jene Tracht üppig entwickelt.

Die Schuhe gingen spitz zu und hatten am Knöchel einen Seiteneinschnitt. Sie wurden zugeschnürt.

Ärmere und die Dienstboten trugen nach den Bildern gewöhnlich nur einen hemdartigen Rock, der von einem Gürtel umfangen ward.

Im 13. Jahrhundert kam der Bortenbesatz, der schon im 12. Jahrhundert weniger vorgeherrscht hatte als früher, mehr und mehr in Abnahme. Die weiten Ärmel verloren sich⁴⁾; das Obergewand ward zuweilen ärmellos getragen

¹⁾ Die Visionen der h. Elisabeth von Schönau, herausg. von F. W. E. Roth, Brünn 1884, S. 102. — Wenn Ivo v. Chartres (Anfang des 12. Jahrh. — Ivon. Epist., S. 538) den Französischen seiner Zeit *virilium vestimentorum imitatio* vorwirft, so wird der enge Schnitt gemeint sein.

²⁾ Vgl. v. Hefner I, 84, Taf. 64. — Als französische Mode wird von Dichtern des 12. und 13. Jahrh. der engere Schnitt um die Weichen bezeichnet: Athis C. 63. D. 160. Erek 1551. Lancel. 5800. Trist. 10008. Engelh. 3042.

³⁾ Engelhardt, Taf. 6. Auch gegen die *arrogantia crinalis operimenti* eiferte Elisabeth von Schönau, als eine Erfindung *venalium mulierum* (feiler Weiber), die für ehrbare Frauen sich nicht ziemt.

⁴⁾ Wenn Brünhild bei dem Wettkampfe mit Günther-Siegfried, um die Arme frei zum Wurf zu haben, die Ärmel um dieselben schlägt (Nib. 427, 1), so verräth sich darin die Tracht aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., die freilich in das 13. Jahrh. hinein dauerte, wie das Siegel der h. Hedwig, Herzogin von Schlesien († 1242), beweist: A. Schultz, Schles. Siegel II, 8.

und wegen seiner faltigen Schleppe im Gehn auf der einen Seite aufgenommen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kam wieder ein etwas weiterer Schnitt um den Oberkörper in Aufnahme.

Die Dichter seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts geben in ihren Dichtungen nicht selten Schilderungen der modischen Tracht. Wir wollen einige dieser zeitgenössischen Zeugen hier vernehmen.

Heinrich von Veldeke¹⁾ beschreibt Didos Anzug also: sie trug ein feines, weisses, schön genähtes Hemde mit Goldstickerei, das sich eng an ihren Körper legte; darüber einen weiten Rock von grünem Sammt, mit Perlen und Borten besetzt und mit weissem Hermelin und rothen Kehlstücken gefüttert. Die Ärmel waren eng. Eine kunstvolle Borte, aus Gold und Seide gewebt, umgürtete den Rock. Ihr Mantel war von grasgrünem Sammt und mit weissem Hermelin gefüttert und breit mit braunem Zobel besetzt. Weil sie zur Jagd ritt, war der Mantel nicht lang. Ihr Haar war mit einem Seidenbande umwunden; sie trug darüber einen grünen Sammthut, den eine Borte umschloss.

Nach Hartmann von Aue²⁾ erhielt Ereks junge Gattin Enite von der Königin Ginover statt ihres ärmlichen Gewandes folgende Kleider: ein weisseidenes Hemde, darüber einen Rock von grünem Sammt, nach französischer Mode nicht zu enge noch zu weit geschnitten, mit spannbreitem Besatz und an beiden Seiten mit Goldfäden tief hinunter geschnürt. Ihre Taille umschloss ein modischer irischer Riemen. Vor der Brust trug sie eine handbreite Spange mit einem Rubin. Der lange Mantel von prächtigem Sigelat war mit Hermelin gefüttert und mit Zobel vorgestossen. Kreuzweise war eine Borte über ihr Haar gewunden.

In Wirnts von Gravenberg Wigalois wird der prächtige Anzug des schönen Fräuleins beschrieben³⁾, mit der sich Gawein verbindet. Über einem weisseidenen, goldgestickten,

¹⁾ Eneide 1687—1733.

²⁾ Ereke 1541—1578.

³⁾ Wigal. 749—847, vgl. auch ebd. 10531—10536.

oben gefältelten Hemde trägt sie einen weiten Rock, der aus grünem und aus rothem Sammt zu gleichen Theilen geschnitten ist, goldgestickt und mit Hermelin durch und durch gefüttert. Eine prächtige, steinbesetzte Borte, deren Rinken ein Smaragd bildete, worüber in Gold getrieben ein Adler liegt, während die Spangen perlenbesetzte goldene Thierbilder sind, umschliesst sie als Gürtel. Der weite und lange Mantel ist aus goldgesticktem Sigelat und mit Hermelin gefüttert; auf das Futter sind Mond- und Sternbilder aus irischem bläulichem Seethierfell gelegt. Schwarzer und grauer Zobel war vorgestossen. Die Mantelhafte waren golden und mit Edelstein besetzt. Vor dem Busen trug sie nach französischem Brauche eine Spange, darin ein Karfunkel leuchtete mit dem Amorбилde. Aus Golddraht und bunten Seidenfäden war das Schapel gearbeitet, das auf ihrem lockigen blonden Haare lag. Lange, mit Gold durchflochtene Zöpfe hingen vom Haupt hernieder. Den weissen Hals umschloss ein breiter Zobelstreifen.

Es wird an diesen drei Schilderungen, die aus den letzten Jahrzehnten des 12. und dem ersten des 13. Jahrhunderts stammen, genügen können, da andere für den ganzen Anzug keine neuen Züge ergeben und wir die einzelnen Kleidungsstücke im besonderen nachher durchmustern werden. Die erhaltenen Abbildungen in Handschriften des 13. und des anfangenden 14. Jahrhunderts, die plastischen Denkmale und die Siegelbilder erläutern die dichterischen Worte¹⁾.

Bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts blieb die weibliche Tracht dieselbe. Das Hemde oder Unterkleid, der

¹⁾ Ich verweise auf v. Hefner-Alteneck, Trachten I.; Weiss, Kostümkunde II, 2.; v. d. Hagen, Bildersaal altd deutscher Dichter, oder F. X. Kraus, Die Miniaturen der Manessischen Handschrift, Strassb. 1887. Camesina, Die ältesten Glasgemälde des Stiftes Klosterneuburg und die Bildnisse der Babenberger in Heiligenkreuz (Jahrb. der k. k. Centralcommiss. IV, Wien 1850); C. P. Lepsius, Über die Stifter des Domes zu Naumburg und ihre Statuen, Naumburg-Halle 1822; Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Mittelalterliche Frauensiegel; A. Schultz, Höf. Leben I², 244 ff. und Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. 284 ff.

Rock und der Mantel sind ihre vollen Theile. Gegen die Mitte des Jahrhunderts kam die französische Mode mehr zur Geltung. Obgleich der Mantel auch jetzt noch ein Hauptstück blieb, ward Unter- und Oberkleid oft ohne denselben getragen.

Das Unterkleid ward in Frankreich am Oberkörper enger geschnürt und am Halse tiefer ausgeschnitten. Der Oberrock richtete sich ganz darnach, und was oben gekürzt ward, setzte man unten zu: die Schleppe machte man weiter und länger. Über den Oberrock ward zuweilen, wenigstens am Rhein, noch ein eng anschliessendes Leibchen getragen¹⁾.

Hiernach richteten sich auch die deutschen Frauen. In den unteren Classen freilich blieb die gewöhnliche Hauskleidung das lange weite, vom Hals bis über die Füße fallende Hemde²⁾, aus Wollenstoff gewöhnlich gefertigt, das zuweilen eine Handbreite unter der Brust gegürtet wurde. Der Kopf war bei den Mädchen unbedeckt, Frauen trugen das Schleiertuch, das auch den Hals verhüllte, oder die Kopf- und Kinnbinde. Lange Strümpfe und spitze Schuhe deckten Unterschenkel und Fuss. Die Constanzer Fresken aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts³⁾, ebenso Bilder in Handschriften aus jener Zeit bezeugen diese ältere deutsche Frauentracht.

Zu Hofe und in Gesellschaft aber trugen vor 1350, wie der Limburger Chronist Tilmann Elhen erzählt⁴⁾, die Frauen einen Unterrock mit engen Ärmeln und ein Oberkleid oder Surkot, das an den Seiten aufgeschlitzt und im Winter mit Buntwerk, im Sommer mit Zindel gefüttert war. Die Bürge-

¹⁾ Weiss, Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrh. bis auf die Gegenwart, S. 76 ff.

²⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. II, 31. 43. v. Hefner II, Taf. 149.

³⁾ Herausg. von L. Ettmüller, Zürich 1866 (Mittheil. d. Antiquar. Gesellsch.).

⁴⁾ Die Limburger Chronik, herausg. von A. Wyss, Hannov. 1883. S. 36.: die frauwen gingen gekleidet zu hoben unde zu dornzen mit parkleiden (unsicher was parkleider sind). — heuken sind Mäntel, die lang oder auch kurz nach verschiedenen Stellen der Limburger Chronik damals getragen wurden. — dornze (dürnitz) bedeutet an sich eine Stube und wird für Gesellschaftszimmer gebraucht.

rinnen trugen dazu passende Heuken, die man velen nannte, von feinem Wollenstoffe und eng gefältelt mit einem fast spannenbreiten Saum. Einer kostete 9—10 Gulden.

Um 1351, als das grosse Peststerben und die daraus entspringenden Bewegungen der Geisel- und der Römerfahrt sowie des Judenmordes vorüber waren und die Welt wieder anhub zu leben und fröhlich zu sein, kamen auch neue Trachten auf. Die Männer legten Röcke ohne Gere an, das ist ohne den keilförmigen Einsatz, der den Rock unten ebenso erweiterte als verzierte. Sie schlossen unten eng an und reichten anfangs eine Spanne über das Knie, dann kürzten sie sich noch und reichten nur eine Spanne unter den Gürtel. Dazu trugen die Männer runde und weite Heuken, die man Glocken hiess, lang oder kurz nach Gefallen. Da fingen auch die langen Schnabelschuhe an. Die Frauen schnitten das Hemde tief aus, so dass man die Brust beinahe zur Hälfte sah ¹⁾.

Die Narretei war auf der männlichen Seite stärker als auf der weiblichen. In der Wolfenbüttler und Oldenburger Handschrift des Sachsenspiegels z. B. erscheinen bei der Erbtheilung (I, 3, 3) die Jünglinge als Modenarren in kurzer grün- und rothgetheilte Jacke mit dem Metallgürtel um die Hüften, in engen grauen Hosen und weit ausgeschnittenen Schnabelschuhen, während die Jungfrauen in langem, schlichtem, blauem Rocke und dem faltigen Mantel nach altem Schnitte dastehn. Derselbe ist auf der rechten Schulter befestigt und wird von der linken Hand hoch nach der Brust heraufgenommen. Er ist roth mit grünem Futter. Auf dem freifliegenden Haar tragen sie ein Rosenkränzlein ²⁾.

Sehr ähnlich ist die Kleidung auf dem Grabbilde der Frau Gudela von Holzhausen, Tochter des Schöffen Johann

¹⁾ Limburger Chronik, S. 38 f.

²⁾ Gruben de uxore theotisca, S. 191. Kopp, Bilder u. Schriften II, 11 ff. Die Kleiderordnungen des 14. Jahrh. geben viel Stoff für die Trachtengeschichte dieser Zeit, so die Speirer von 1356 im Anzeiger f. K. deutscher Vorzeit, N. F. III, 174 f. 201 f. Vgl. A. Schultz, Deutsches Leben des 14. u. 15. Jahrh. S. 285 ff.

Goldstein († 1371), im Frankfurter Dom¹⁾. Diese Frau trägt einen langen blauen, unten faltenreichen, ungegürteten, aber unter der Brust anschliessenden Rock mit engen Ärmeln, die bis zur Hand mit einer Reihe gelber Knöpfe besetzt sind. Der Rock schneidet grade und schlicht unter dem Halse ab. Der lange, von dem rechten Arm heraufgezogene violette Mantel mit weissem Futter ist über der Brust mit einer grossen goldenen Spange in Kreuzblumenform geschlossen. Den Kopf bedeckt eine Haube von Zeug mit aufgenähten, klein gefältelten Spitzen. Von dem Hinterkopf fällt die Haube auf den Nacken und breitet sich in zwei Flügel aus, die auf den Schultern liegen. In der rechten Hand hält Frau Gudela ein grosses korallenes Paternoster.

Als Zeugen der zur selben Zeit schon verbreiteten neuen Kleidung kann ein Grabstein der Gräfin Elisabeth von Erbach († 1368)²⁾ dienen.

Hier hat das Fräulein, welches um das frei nach zwei Seiten herabfallende Haupthaar ein Schapel trägt, keinen Mantel, sondern einen enggefältelten, ohne Schleppe über den Füßen abschliessenden Rock, über den ein knappes, bis zu den Hüften reichendes, die Schultern und den oberen Theil der Brust bloss lassendes Leibchen liegt, das vorn aufgeschnitten ist und durch Knöpfe geschlossen wird, ebenso wie die Unterärmel bis zum Ellbogen zugeknöpft werden. Die Ärmel decken die halbe Hand, sie sind am Oberarm mit Zacken besetzt und von den Ellbogen hängen Zaddelbänder tief herab. Auch die mittlere breitere Falte des Rockes ist vorn mit Knöpfen besetzt. Unten hat der Rock einen Saum. Über der Stelle,

¹⁾ Am besten abgebildet bei A. v. Eye und Maurer, Kunst und Leben der Vorzeit, Nürnberg. 1855, Heft 2. Vgl. auch v. Hefner-Alteneck II, Taf. 134. — Verwandt ist die Tracht auf dem Grabstein des Grafen Johann v. Wertheim und seiner zwei Frauen, ebd. Taf. 106, des K. Ruprecht von der Pfalz und seiner Gemahlin, Taf. 127, der Guda von Bellersheim (1394), Taf. 156, der Agnes Bernauer (1436), Taf. 163 (über die Spitzenhaube ist hier noch ein gesticktes Schleiertuch gelegt).

²⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 70. 94.

wo Leibchen und Rock zusammenstossen, liegt ein breiter, gegliederter metallener Gürtel, ein Dusing. Das Fräulein trägt lange Schnabelschuhe.

Bald nach 1370 kamen am Rhein nach dem Limburger Chronisten (S. 59 Wyss) die Tapperte¹⁾ bei Männern und Frauen auf. Um 1389 sodann ging nach demselben eine völlige Umänderung der Tracht vor sich. Frauen und Jungfrauen, edel und unedel, gingen mit Tapperten, die mitten durch einen Gürtel, der Dusing hiess, gegürtet waren. Die Frauen trugen auch böhmische Gugeln, die sie über den Kopf anzogen, und die ihnen vorn über das Haupt empor stunden, ähnlich wie man die Heiligen mit den Diademen malt (ebd. 79 f.). Die Männer übertrafen auch jetzt wieder die Frauen an Geckenhaftigkeit²⁾.

Bei diesen waren die Entblössung von Brust und Nacken und die Verlängerung der Schleppen ein hervortretender Zug der Mode. An Röcke und Mäntel wurden breite Säume gesetzt. Das geschnitzelte Zaddelwerk, Knöpfe an dem Brust einschnitt, der zuweilen bis ganz hinunter verlängert wird, auch an den Ärmeln Schellenbesatz, Prunk mit dem Gürtel und mit dem Kopfputz, überhaupt Aufwand in Schmuck und kostbaren Stoffen charakterisiren ausser dem ausgeschnittenen Kleide und der Schleppe die weibliche Kleidung vom Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Der Gürtel wird eng unter den Busen gelegt und dieser emporgeschnürt. Durch diese Unsitte wird die ganze Gestalt gegen früher verändert.

In dem 15. Jahrhundert ward mit der Haartracht, den Schleiern und Hauben unter fremdem Einfluss viel gekünstelt. Der Mantel erhielt zuweilen einen aufrechten Kragen (Kragemantel). Der Rock war bald mit enger Schnürung, bald weiter beliebt. Die Ärmel des Oberkleides fielen vom Oberarm sehr

¹⁾ tabard, tapart, taphart, tappert, mlt. tabardum, franz. tabard, ein langer Überwurf.

²⁾ Über die unanständige männliche und weibliche Tracht um 1367 eine wichtige Stelle im Chron. Mogunt. in den Chroniken der deutschen Städte. Mainz. II, 174 f. (dazu Scheffer in d. Mittheil. d. österr. Instituts f. Geschichtsforschung XIII, 153).

oft bis zu den Füßen herunter. Überhaupt wechselte der Geschmack hin und her¹⁾, bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts die reiche burgundische Tracht in den vornehmen und vermögenden Kreisen die Oberhand gewann. Die Bestandtheile der weiblichen Kleidung sind die alten des 13. und 14. Jahrhunderts, aber die schweren brocatenen und leuchtenden Stoffe sind neue Fabrikate und der Schnitt ist ein anderer²⁾. Das Unterkleid ist wie ehemals nur an der Brust, die aber stark entblösst wird, und unten am gestickten Saume sichtbar. Das Oberkleid (*robe*, *cotte-hardie*) war unter dem Busen gegürtet und fiel in schweren Falten zu den Füßen, hinten in lange Schleppe ausschweifend. Saum und Schleppe war mit Sammt und bei den edlen Fürstinnen mit edlem Pelzwerk besetzt. Der Mantel war ebenfalls von schwerem Stoffe, denn er ward nur zu grossen Festlichkeiten in der vornehmen Welt getragen. Er war mit Hermelin und Zobel gefüttert und schloss sich durch ein breites Band vorn über der Brust.

Das Haar ward aus dem Gesicht völlig hinausgestrichen und unter einem Haubenaufbau, der zuweilen durch ein Drahtgestell gehalten ward, verborgen; manchmal wurden Tücher turbanartig um den Kopf geschlungen.

Neben dieser burgundischen Staatstracht wurden selbst von vermögenden und vornehmen Frauen und Mädchen die Kleider im Geschmack der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ziemlich unverändert fortgetragen. Wir finden also das enge Unterkleid, das sich sowohl zuweilen am Busen als Deckung desselben im tiefen Ausschnitt des Oberrockes zeigt, als auch unter letzterem hervorkommt, wenn derselbe heraufgenommen wird. Die Ärmel des Unterkleides sind eng, während die des Rockes nicht selten, wenn auch nicht immer, weit und lang herabfallen. Die Mädchen tragen entweder das Haar nach

¹⁾ Einige Beispiele: v. Hefner-Alteneck II, Taf. 58. 90. 93. 99—102. 119. 142. 167. — Eine lebhafte, wenig schmeichelhafte Schilderung des Aufzugs der vornehmen Frauen um 1420 macht der Dichter von des Teufels Netz 12067—12116.

²⁾ v. Hefner-Alteneck II, Taf. 10. 38. 69. 104. 132.

alter Weise lang und fliegend oder halbkurz geschnitten und gekräuselt. Das Haar ist zuweilen in einen einzigen starken und langen Zopf geflochten. Als Schmuck sieht man auf den Bildern den altüblichen grünen Kranz oder ein Stirnband mit drei aufrechten Federn. Die Frauen haben verschiedenartige Hauben¹⁾. Auch der weite faltige Mantel kommt namentlich bei feierlicher Tracht vor, zusammen mit dem einfachen, weiten und langen Rock und dem Schleiertuche, das in gebrochenen Falten auf Schultern und Nacken fällt²⁾.

In den unteren Ständen war die Kleidung einfacher und praktischer. Auf den Thürflügeln des Aachener Domschatzes, welche Bilder aus dem Leben der h. Jungfrau von einem Schüler des Johann van Eik haben, sieht man z. B.³⁾ eine Bürger- oder Bauerfrau in einem zinnoberrothen, bis auf die Füße fallenden, aber schleppenlosen Kleide, das vorn zugeschnürt ist⁴⁾; sie hat eine hellblaue Schürze vorgebunden, die Ärmel sind durch einen schwarzen Überzug geschützt und um die Schultern ist ein weisses Halstuch geschlungen. Auf dem Kopf trägt sie einen Aufsatz in Form eines breiten Topfes, über den ein weisses Schleiertuch den Rücken herabfällt. Die schwarzen Schuhe laufen spitz zu.

Auf einem Bauerntanz, welcher dem Martin Schongauer zugeschrieben wird, sieht man die jungen Dirnen im oben knappen, von der Taille ab weiter werdenden Rock, der bei den einen nur an die halbe Wade reicht, bei anderen tiefer hinabfällt. Die anliegenden Ärmel gehn bis auf das Handgelenk und haben hier einen kurzen Einschnitt. Hals und

¹⁾ v. Hefner-Alteneck II, Taf. 29. 48. 63. 65. 71. 73. 89. 107. 130. 160. 162. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg mit 26 Platten, Strassburg 1823. Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein. Taf. 19. 20.

²⁾ z. B. v. Hefner-Alteneck II, Taf. 173, und die Tracht der meisten heiligen Frauen auf Bildern des 15. Jahrh.

³⁾ v. Hefner, ebd. II, 60.

⁴⁾ Diese Schnürung, die auf den Unterleib hinabgeht und nach unten den Schlitz ziemlich weit offen lässt, um das Untergewand zu zeigen, kommt auch an Staatsgewändern vor, vgl. v. Hefner a. a. O. II, Taf. 119. 130; den Tanz der Herodias von Isr. van Meckenem bei A. Schultz, Deutsches Leben, Fig. 509.

Nacken sind ziemlich frei, doch bleibt der Busen gedeckt. Auch tritt das oben zugeknöpfte Hemd bei einem Mädchen hier hervor. Derbe Schuhe bekleiden den Fuss. Der Kopf ist mit einem Schleiertuch umwunden, dessen Enden im Tanze herumfliegen. Ein Mädchen trägt den Kranz, dasselbe, das auch einen Mantel über den Arm geschlagen hat. Eine ältere Frau hat denselben umgehängt und nimmt ihn unter dem linken Arm herauf. Dieselbe hat das Kopftuch zugleich um das Kinn gelegt. Vom Gürtel hängt ihr an langen Riemen eine Tasche mit Schere und eine Messerscheide herunter¹⁾. Dieselbe Tracht der Bäuerinnen zeigen die Holzschnitte des 16. Jahrhunderts.

Die wechselnden Moden und die für den häuslichen Wohlstand dadurch drohenden Gefahren hatten seit dem 14. Jahrhundert die städtischen Obrigkeiten immer wieder veranlasst, Verordnungen gegen den Luxus in Kleidung und Schmuck zu erlassen. Hier und da haben sich die Fürsten schon früher dazu berufen gesehen²⁾, wie denn die bischöflichen Synoden auch schon zeitig gegen Ausartungen der Kleidung, namentlich bei den Geistlichen eingeschritten sind. Die Kleiderordnungen werden im 15. Jahrhundert immer häufiger und bleiben bis in das 18. Jahrhundert Gegenstand der Gesetzgebung³⁾. Sie liefern natürlich reichliches Material für die Kenntniss der Tracht und der Gewerbe, sowie für Beurtheilung der Stellung der Gesellschaftsclassen gegen einander.

¹⁾ v. Hefner II, Taf. 154.

²⁾ Als erste Verordnung der Art kann schon das Capit. Karls d. Gr. von 808 gelten, worin im 5. Capit. Preisbestimmungen für Mäntel und Röcke der Vornehmen gegeben sind, die bei hoher Strafe nicht überschritten werden durften (*Capitularia regum Francorum* ed. Boretius I, 140). Im 13. Jahrh. wurden in die Landfrieden Verordnungen gegen den Luxus der Bauern aufgenommen.

³⁾ Ich verweise hier nur auf den Artikel Verordnung im Register zu Weiss, *Kostümkunde*. Vom 14. Jahrh. bis zur Gegenwart, S. 1426 f.

Ehe wir die einzelnen Theile der Tracht genauer beschreiben, wird es sich empfehlen, die Stoffe zu mustern.

Wir stellen nach der Schätzung, die sie in frühster Zeit bei den Germanen genoss, die Leinwand (linwät) voran. Schon früher haben wir ausgeführt¹⁾, wie beliebt sie war, und dass ihre Bereitung recht eigentlich Frauengeschäft im ganzen Mittelalter blieb. Deutsche Leinwand war geschätzt²⁾; deutsche Fürsten sandten besonders feines Gewebe als Ehrengeschenke an fremde Höfe, so Heinrich der Löwe nach Byzanz (Arnold. Lubec. I, 4), und deutsche Kaufleute handelten damit in das Ausland. Seit dem 12. Jahrhundert trat eine gewerbs- und zunftmässige Linnenweberei neben die Hausweberci. Die Leinwandweber (linwæter) und Leinwandhändler³⁾ in den nord- und süddeutschen Städten ordnen ihre Verhältnisse durch Satzungen. Der Niederrhein, Niedersachsen und der Oberrhein sind gleichmässig betheiligt. Von Constanx ward gegen 1290 eine so blühende Ausfuhr mit Leinwand betrieben, dass die dortigen Kaufleute Niederlagen in Brüssel und Paris hielten⁴⁾. Andererseits kam auch fremde Leinwand nach Deutschland: die lombardischen und venetianischen Städte schickten theils eigenes Erzeugniss, theils vermittelten sie das feine orientalische Linnengewebe, den Saben. Schon die Goten kannten ihn; Wulfila übersetzte das griechische *σινδών* mit *saban*, und die hochdeutschen Stämme, die Angelsachsen und die Romanen, kennen den gleichen, aus dem griechisch-lateinischen entlehnten Namen und gleichen Stoff⁵⁾. Im ganzen Mittelalter verstund man unter Saben ein besonders feines, ausländisches weisses Linnen, unter dessen besten Erzeugungsorten von Dichtern das Königreich Marokko genannt

¹⁾ Oben I, 162 f.

²⁾ Unter Ludwig dem Kinde ward Leinwand als Zins an die Ungarn gegeben, Gfrörer, Karolinger II, 439.

³⁾ linwätmenger, —mozzer, —snider; später auch Leinwandreisser (so in Schlesien).

⁴⁾ Schmoller, Die Strassburger Tucher- u. Weberzunft 362 f. Vgl. auch Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters I, 257—262.

⁵⁾ *σάβανον*, lat. *sabanum*, *savanum*; ahd. ags. *saban*; mhd. *saben*; prov. *sarena*; span. *savana*.

wird (Lanzel. 4427). In welchem Werthe er stund, sieht man daraus, dass der Saben neben Sammt, Seide und Purpur¹⁾, ein andermal weit über Purpur und Baldekin gestellt wird (Gudr. 301). Er ward zu Hemden, Kleidern, Waffenröcken, Satteldecken und Banieren gebraucht und kam auch mit Gold durchwirkt vor²⁾. Ein feines fremdes Linnengewebe war dann der Bisse, der in Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zuweilen unter den kostbaren Zeugen erscheint³⁾. Eine glänzende Gattung feines Linnen hiess von dem gleissenden Aussehen *gliza*; sie wird als Gewandstoff im 9. und 10. Jahrhundert genannt⁴⁾. Doppelgewebte derbe Leinwand hiess *zwilich*, *Zwilich*, wie noch heute. Ein beliebtes Linnenzeug war seit dem 13. Jahrhundert der Scheter, der in verschiedenen Farben vorkam (Lexer, Mhd. Wb. II, 714).

Ausser dem Flachs ward der Hanf verwebt, wie wir ebenfalls schon früher bemerkt haben. Auf den Musterhöfen Karls des Grossen musste auch Hanfgewebe (*canava*, *canavina*, *canevasium*) gefertigt werden. Weil dasselbe aber nur ein gröberes Zeug gab, nennen es die Dichter nicht. Aus grobem Hanf kann man keine Seide (oder auch nichts *subtiles*) spinnen, sagt das Sprichwort, ebenso: man muss zum Hanf greifen, wenn der Flachs versponnen ist. Von Werg aus Flachs und Hanf ward ein grobes Gespinnst und Gewebe gemacht, das *rupfine tuoch*, welches von dem ärmeren Landvolk getragen ward. Nach der Kaiserchronik (14800) verordnete Karl der Grosse den Bauern zu Hemd und Bruch (Hüfthöse) sieben Ellen rupfenes Tuch. In dem bajuvarischen Stammgebiet wird noch heute rupfenes Gewebe gemacht und verbraucht (Schmeller II², 132).

Die Baumwollenzeuge konnten natürlich zunächst nur aus der Fremde eingeführt werden. Die Araber verarbei-

¹⁾ Tundal. 62, 67. Wolfdiet. D. 1147. Ulf. Trist. 774.

²⁾ Lanzel. 3273.

³⁾ gr. *βύccoc*. — Rol. 91, 16. Vor. Ged. 56, 3. 59, 10. Fundgr. II. 175, 30. Konr. v. Würzb. (MSH. II, 325^b). Walth. v. Rheinau 22, 13. 23, 5. 31, 28.

⁴⁾ Graff IV, 291. Du Cango s. v. *glizzum*.

teten die Baumwolle in Spanien wahrscheinlich schon seit Ende des 8. Jahrhunderts und schickten ihre Gewebe besonders von Barcelona nach Oberitalien, wo wo aus sie weiter verhandelt wurden. Indessen fanden sich hier Nebenbuhler, indem Venedig und die meisten oberitalischen Städte allmählich eigene Baumwollenwebereien anlegten. Deutschland folgte erst später nach; auch der rohe Stoff kam über Italien ¹⁾ zu uns. Dies beweist schon das Wort *cottûn*, das bei Walther von Rheinau ²⁾, einem Dichter aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, für ein doppelt gefärbtes rothes Baumwollenzeug erscheint und dem italienischen *cottone* nachgebildet ist.

Schon im 14. Jahrhundert war in Deutschland ein Gewebe mit leinener Kette und baumwollenem Einschlag verbreitet: der *barkan*, *barchant* oder *barchat*, unser *Barchent*. Im Anfang des 13. Jahrhunderts nennt Ulrich von Zazikhofen in seinem *Lanzelet* 4828 den *barragân* ³⁾, der wahrscheinlich derselbe Stoff ist; er war von verschiedener Farbe: Ulrich v. Z. nennt rothen, Neithart von Reuenthal 35, 4 grasgrünen. In Schlesien erscheint der *Barkan* 1318 in den Handelsverzeichnissen, und gerade aus diesem Lande haben wir später die ersten sicheren Zeugnisse der *Parchanweberei* (1387 Schweidnitz). Um Ulm war schon 1403 die *Barchentwirkerei* auch auf dem Lande verbreitet ⁴⁾; die Strenge, mit der in Ulm die Schau gehalten ward, verschaffte dem Ulmer *Barchent* besonderen Ruf ⁵⁾.

Aus Wolleneinschlag in Linnenkette entstand der *Wiflinc*, ein grobes Gewebe, das Nonnen trugen ⁶⁾.

Wie in uralter Zeit bereits die Wollenweberei unter den Deutschen als Hausarbeit betrieben worden, haben wir früher schon erwähnt (I, 162). In die Schafwolle sind in der

¹⁾ Hüllmann, *Städtewesen* I, 71.

²⁾ *Marienleben* 31, 30.

³⁾ mlt. *barracanus*, frz. *baracan*, prov. *barragagan*.

⁴⁾ Schmoller, *Tucher- und Weberzunft in Strassburg* 441.

⁵⁾ Jäger, *Ulms Leben im Mittelalter*, S. 638 f.

⁶⁾ Renner 12734. Mone, *Zeitschr. f. d. Oberrhein* 9, 162.

Bronzeperiode zuweilen Thierhaare verwebt worden; im 8. Jahrhundert Ziegenhaare (Bonifac. ep. 3).

Der Buckeram der höfischen Zeit wird als Gewebe aus Bock- und Geisshaaren erklärt; besser wohl als Zeug aus Bokhara ¹⁾. Es wurden Hemden, Hosen, Röcke, selbst Zeltdecken daraus gefertigt, was auf verschiedene Dichte des Stoffes deutet. Der beste kam aus Syrien, Armenien und Cypern. Weisser Buckeram wird in deutschen Gedichten besonders hervorgehoben (Krone 2862. Ulrichs v. Eschenbach Wilh. v. Wenden 3581. Eracl. 4958).

Aus Kameelhaaren webte man das kamelin oder kambelin, bekannter unter dem Namen Kamelot, schamelât, schamelôt ²⁾. Er ward in Italien, sowie in Cambray und Amiens besonders gut gefertigt.

Die eigentlichen Wollenstoffe wurden aus Schafwolle gewebt. Diese Tücher haben alle Grade der Feinheit aufzuweisen, von dem derben, gegen Wind und Wetter tüchtigen Loden (nordisch vadmâl) bis zu dem feinsten Scharlachen.

Die Hausweberei gab die ältesten und derbsten Wollentücher. Feinere Arten wurden im 8. Jahrhundert aus England nach Deutschland gebracht ³⁾, doch waren die friesischen Tuche so gut, dass Karl der Grosse sie in verschiedenen Farben (weiss, grau, blau, bunt) unter die Ehrengeschenke für den Kalifen Harun legte ⁴⁾. Friesland und die Niederlande überhaupt waren auch in dem späteren Mittelalter Hauptsitze der Wollenweberei, die sich seit dem 11. Jahrhundert hier sowie an der Donau gewerbsmässig entwickelte. In Flandern ist auch jenes lebendige lateinische Gedicht von dem Streit zwischen Schaf und Flachs entstanden, das die

¹⁾ Letztere Erklärung gab Fr. Michel, Recherches sur la fabrication des étoffes de soie II, 33. — mlt. *boqueramnus*, frz. *bouqucran*, *bougran*.

²⁾ mlt. *camelinum*; frz. *camelin*, *cameline*; — mlt. *camelotum*; frz. *camelot*; mhd. *schamelât*, *schamlot*. — J. Meier in Z. f. d. Philol. XXIV, 533.

³⁾ Bonifac. ep. 89. 124.

⁴⁾ Einhard. vita Karoli c. 16. Monach. Sangall. II, 9.

Vorzüge des Linnen- und Wollengewebes gegenüberstellt¹⁾ und gewissermassen den späteren Kampf vorbedeutet, der oft zwischen Linnen- und Wollenwebern in den Städten ausbrach.

In den Niederlanden ward zu feineren Tuchen vorzüglich englische Wolle verarbeitet, an der Donau verwebte man ungarische. Die vortreffliche spanische Wolle, die auf die arabische und berberische Schafzucht sich gründete, ging in die südfranzösischen und italienischen Werkstätten, von wo die Tuche nach Regensburg und dem Oberrhein gebracht wurden.

Die Tuche von London (Lunden), von Gent, Brügge, Ipern, Löwen, Brüssel, Dortrecht, Mecheln, Maastricht, St. Trond waren besonders berühmt. Köln war am Ende des 12. Jahrhunderts auch schon ein Hauptort der Tuchweberei und durch den grossen Kölner Handel gingen unter dem Namen des Kölner Tuches auch andere niederrheinische schon 1192 auf die Märkte von Regensburg und Wien. Augsburg, Ulm, Passau, St. Pölten, Tulln lieferten gute Gewebe. Am Oberrhein wurden Zürich, Constanz, Strassburg, am Mittelrhein Speier, Mainz und Frankfurt, in Niedersachsen Magdeburg, Quedlinburg, Soest angesehene Weberstätten. Im 14. Jahrhundert breitete sich die Wollenweberei auch in Böhmen und in Schlesien, namentlich in den Städten längs der Sudeten aus²⁾.

Während dieselbe hier in grösserer Verbreitung, gewerbsmässig und nach rechtlicher zunftmässiger Ordnung, dabei immer aber trotz des Handelsverkehrs überwiegend in örtlichem Betrieb stand, dauerte die alte Hausweberei für den persönlichen Bedarf der ländlichen Familien fort. Die Bäuerin webte mit ihren Töchtern und Mägden den grauen

¹⁾ Der Conflictus ovis et lini, gedr. in Haupts Z. f. d. A. XI, 215—218. Dass er nicht dem Hermann contractus angehört, darüber E. Dümmler in Z. f. d. A. XIII, 434.

²⁾ Hüllmann, Städtewesen I, 217—246. Schmoller, Die Tucher- und Weberzunft in Strassburg. G. Korn, Schlesische Urkunden zur Geschichte des Gewerberechts bis 1400, Breslau 1867.

Hausloden, obgleich auch dieses Zeug gewerbsmässig von den Lodern¹⁾, z. B. in Ulm, München u. s. w. gefertigt ward.

Mit den Wollenwebern hingen die Walker und Tuchscherer eng zusammen, während Leinwand- und Baumwollen- oder Barchentweber gewöhnlich eine abgesonderte Zunft bildeten, obgleich vieler Orten auch sämtliche Weber in einer einzigen Zunft sassen²⁾, der die Färber ebenfalls angehörten.

In den Dichtungen unseres Mittelalters kommen folgende ausländische Wollenzeuge vor.

Der Berwer (mlt. barbaricum, barbetus), ein zottiger Wollenstoff, im 14. und 15. Jahrhundert besonders genannt und zu Mänteln verwendet; benannt nach seiner ursprünglichen Heimat, der Berberei³⁾.

Der Brûnit oder Brûnât⁴⁾ war ein feiner dunkelgefärbter Wollenstoff, braun oder schwarz wie Pech (Engelh. 4692). Den Mönchen wie den Nonnen ward auf der Trierer Synode von 1227⁵⁾ verboten, ihre Gewänder aus bruneta nigra machen zu lassen; es war eine zu der Ordensregel nicht stimmende Üppigkeit. Über den Preis haben wir die Notiz in den Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau, dass der Brunet, den er in Ferrara 1203 zu einem Mantel (einer faila) kaufte, 2 Pfund 8 Schill. kostete, der Zindel zum Futter 32 Schillinge (Wolfgers Reiserechn. herausg. von J. Zingerle, S. 25).

Ein gutes Wollentuch war auch der Fritschâl⁶⁾, der in verschiedenen Farben (grün, gelb, mattfarbig) zu Kleidern verarbeitet ward.

Die häufigste Art des guten Wollentuchs hiess Scharlât, oder, wie umgedeutet ward, Scharlachen, Schar-

¹⁾ lodere, lodenare: Loder, Loderer, Lodener, Lodler, Schneller 12, 1444.

²⁾ Stahl, Das deutsche Handwerk 112—120.

³⁾ F. Bech in der Germania V, 187 f.

⁴⁾ mlt. *bruneta*, *brunetum*; afrz. *brunette*.

⁵⁾ Hartzheim, Concil. Germ. 3, 543.

⁶⁾ mlt. *friscalum*, *fritsatum*, *friscalatum*; — Belegstellen bei Benecke-Müller, Wb. 3, 410.

lach¹⁾. Keineswegs ist er immer roth; häufig wird brauner erwähnt²⁾. Ausserdem findet sich grüner und blauer genannt (Lachmanns Karlmeinet 53) und selbst weisser (Enikel bei Haupt, Z. V. 282, 505. Fischart, Geschichtklitterung c. 56). Der beste kam aus den Niederlanden, wo Gent dadurch berühmt war, dessen Scharlât brütlachen hiess (nach Wolframs Parz. 313, 4. Wilh. 63, 22). Auch der von Ipern und der englische hatten grossen Ruf³⁾. In Deutschland war Regensburger Scharlach berühmt, der auch nach Frankreich ausgeführt ward. In den Statuten von Clugny werden Scharlache und Barchente (baracanae) von Regensburg den Ordensleuten untersagt. Die Trefflichkeit der niederländischen Scharlache war zum Theil in den guten Färbereien begründet, welche dort bestunden⁴⁾.

Der Schürbrant von Arras, den nur Wolfram von Eschenbach im Parzival (588, 19) nennt, ist wahrscheinlich auch ein feiner Wollenstoff gewesen⁵⁾.

Häufiger kommt der Sei⁶⁾ vor, der besonders zu Hosen getragen ward und deshalb wohl ein festes Gewebe war. Ob er wie der im Namen eng verwandte Seit⁷⁾ aus Ziegenhaaren gefertigt ward, ist wohl nicht sicher festzustellen. Der Seit war in Scharlachfarbe (mlt. grana) gefärbt⁸⁾.

1) mlt. *scarlatum*, *scarletum*, *scarlata*; frz. *escarlate*.

2) Parz. 232, 26. Wilh. 63, 22. Wigal. 8871. Wigam. 1746. 4336. 4684. Georg 1462. Partonop. 3059. 11565. Troj. Kr. 26368. Ulr. Trist. 776. Heinr. Trist. 1942. Crane 1325. Demantin 516. 7416. 10094.

3) Gent: Parz. 313, 4. Wilh. 63, 22. Krone 505. 6857. Helbl. 2, 77. Lohengr. 3083. — Englischer Scharlach: Crane 1235. Demantin 329. 516. Ulr. Wilh., S. 135. Lohengr. 3845.

4) Hüllmann, Städtewesen 1, 247 ff.

5) Versuch einer Etymologie aus *scurum* und *brandeum* German. II, 87.

6) mlt. *saja*, *sagia*, *saga*; prov. *saga*, *sava*; frz. *saie*. — Iwein 3456. Wilh. 196, 3. Tandar. 11593. Schmeller, Bayr. Wb. II², 335.

7) mlt. *sagetum*; frz. *saiette*. — Graff VI, 64. — Nach dem Namen müssen Sei und Seit ursprüngliche Mantelstoffe (*sagum*) gewesen sein.

8) Iwein 3454. Wigal. 1425. Helmbr. 140. g. Gerh. 4480. Habsb. Urb. 209, 11. 337, 22.

Nach der eisengrauen Farbe¹⁾ benannt war der Ferran²⁾, ein Gewebe aus seidener Kette mit wollenem Einschlag.

Unter den kostbaren Gewandstoffen nahmen die seidenen die erste Stelle ein. Die Heimat der Seide und der Bedingungen zu ihrer Fertigung, nämlich des Seidenwurms und des weissen Maulbeerbaumes, war Hochasien, vorzüglich das Land der Serer³⁾. Erst nach der Mitte des 6. Jahrhunderts war es griechischen Mönchen gelungen, den Wurm samt dem Baume, der ihn ernährte, nach Byzanz zu bringen. Unter besonderer Fürsorge des Kaisers Justinian erhuben sich nun in Konstantinopel, in Athen, Korinth und anderen Orten des Reiches treffliche Seidenfabriken, deren Gewebe mit den besten persischen wetteifern konnten. Seit dem 8. Jahrhundert wirkte dann die ornamentenreiche arabische Seidenfabrication auf die byzantinische. In Spanien entstanden seit Ende des 8. Jahrhunderts vortreffliche und im 10. bereits sehr blühende Webereien. Fast gleichzeitig ward auch Sizilien Sitz arabischer Gewerbethätigkeit; doch scheint die Fertigung der Seidenstoffe dort erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts grösseren Aufschwung genommen zu haben.

Der grosse Lagerplatz für die arabischen und die byzantinischen Seidenstoffe ward Venedig und von hier aus gelangten sie seit dem 11. Jahrhundert als Handelsartikel nach Deutschland. Bisher waren sie wesentlich nur als Geschenke von Byzanz oder aus dem Morgenlande an den kaiserlichen Hof oder in kirchlichen Gebrauch gekommen.

Im 13. Jahrhundert war Venedig nicht bloss Stapelplatz, sondern auch Fabrikort für Seidenstoffe geworden und von hier hatte sich diese Weberei nach Florenz, Bologna, Lucca, Siena, Padua, Verona verbreitet. Etwas später entstanden auch in Zürich, das für den venetianischen Seiden-

¹⁾ Du Cange s. v. ferrandus.

²⁾ Nib. 535, 3. Lancel. 4844. frz. ferrandine.

³⁾ Ritter, Erdkunde 8, 694 ff. Fr. Michel, Recherches sur le commerce la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent, Paris 1854, 2 Bde. — Lesson, Histoire de la soie, Paris 1857.

handel nach dem Rhein Lagerort geworden war, die ersten Seidenwebereien.

Ausser side, Seide, ist phellel (pheller, phelle), das aus dem mittellateinischen palliolum entstand und ursprünglich den Stoff für die weltlichen und kirchlichen Prachtgewänder bezeichnete, ein allgemeiner Name für Seidengewebe ¹⁾ geworden.

Die wunderbarsten Namen und Sagen tönen uns in den Gedichten über Bereitung und Herkommen des Pfellels entgegen. Im Wigalois (7431) wird erzählt, wie in der grossen Asia ein weiter hohler Berg liege, voll ewigen Feuers, in dem die Salamanderwürme einen unendlich kostbaren Pfellel wirken, der unverbrennbar sei ²⁾. Im Wigamur (4462) heisst es, in der wüsten India bei der Burg Gramrimort wachse ein schlichter Baum, der trage die feinste Soide, glänzend wie gesponnen Gold; Pfellel daraus verleihe demjenigen, der ihn trage, unendliche Pracht. Fast alle Ortsnamen, wo der köstliche Zeug daheim sein soll, weisen auf Afrika und Asien. Ausser Arabien, Libien, Syrien, Sarazenenland, Griechenland, Babylonien, Ninive, Persien, Salonichi, Samarkand, Alexandrien klingen uns nämlich Namen für Fabrikorte des Pfellels entgegen, wie Adramahut in Morland, Akraton, Alamansura, Alzabe oder Azzabe, Agatysjente, Assigarzionate, Azagouc, Belinar. Ecidemonis, Ethnise, Gnidunte, Ganfassasche, Ipopotikon, Kalomidente, Kampalie, Kandaloc, Neuriente, Patschar, Pelpiunte, Sarant, Suntain, Tabronit im Lande Tribalibot, Tangrunet, Thasme, Thesaite, Thopedissimonte, Tryant, Tussangule, Zazamanc ³⁾. Auf sicherem Boden stehn wir bei Almaria

¹⁾ In einer Homilie einer St. Georger Handschrift wird allerdings gesagt: *diu wîze wolle dâ man scharlat und phellol ûz machet* (Mone, Anz. 8, 611). Aber alle übrigen Zeugnisse sprechen für Pfellel als Seidenzeug; nur Gudr. 1189, 3 werden unter den *wîgen pfellen* weisse Wollenzeuge zu verstehn sein.

²⁾ Vgl. auch j. Tit. 945. 1659. Seifrieds Alex. 75* (Lexor). Daher hiess auch eine besondere Pfellelart *salamander*: Wilh. 366, 5—11. Moleranz 635. Lohengr. 6530. Altsw. 133, 22. 209, 14.

³⁾ Die von mir in der 1. Aufl. dieses Buches S. 422 gegebenen Deutungen oder Vermuthungen wiederhole ich nicht. Ich will auf A. Schultz, Höf. Leben I², 334—340 verweisen.

oder Almeria, dem berühmten Hauptsitze der arabisch-spanischen Seidenarbeiten, in welchem seit dem 10. Jahrhundert die blühendsten Fabriken kostbarer schwerer Stoffe arbeiteten.

So verschieden die Arten des Pfellels waren nach Schwere, Webeart und Ornamenten, so auch die Farben. Schon in althochdeutscher Zeit wird brauner, rother, blauer, grüner und schwarzer erwähnt¹⁾; später nennen die Dichter noch purpurfarbenen, violetten, weissen und gelbfarbigen. Allerlei eingewebte Ornamente, ferner Durchwirkung mit Goldfäden vermehrten die Pracht. Der Pfellel ward nach den Dichtern nicht allein zu den Kleidern, sondern auch zu Überzügen der Betten und Sitze und zu Ross- und Zeltdecken verwandt.

Als besondere Arten von Seidenstoffen werden in den deutschen Gedichten der höfischen und nächstfolgenden Zeit folgende genannt.

Der Achmardi, Achmardin, auch Pfell von Achmardi (Ulrichs Wilh. v. Wenden 1480) genannt, war ein grüner, noch über den Sammt geschätzter Stoff²⁾, den Wolfram v. Eschenbach zuerst nennt; von ihm empfangen seine Nachahmer diesen Namen. Ob er wirklich existirte, steht daher dahin. Dagegen war ein allbekannter schöner Stoff der Baldekîn³⁾, Pfell von Baldak (Bagdad, Babylon), wo berühmte alte Seidenwebereien bestunden⁴⁾; er war ein Gewebe aus Seidenkette mit Goldfädeneinschlag in Federmuster (opus plumarium) und gehörte zu den besten Seidenzeugen⁵⁾.

Der Blialt (Bliät, Bliand)⁶⁾ ist nach den deutschen Gedichten ein aus Seide und Gold, oder aus Seide zweier

¹⁾ Graff, Althochd. Sprachschatz III, 334.

²⁾ Parz. 14, 20. 36, 27. 71, 25. 235, 20. j. Tit. 1504. 3326. Ottokar 69062. Lohengr. 2488. Ulr. Wilh. d. heil. S. 104.

³⁾ mlt. *baldakinus*, *baldekinus*, *baldichinum*, *baudekinus*; frz. *baudequin*.

⁴⁾ Ritter, Erdkunde 10, 275.

⁵⁾ Aus später Zeit ein *rücher baldekîn* Altschw. 24, 26.

⁶⁾ Die gewöhnliche Form im Mhd. ist *bliät*, *pliät*; *blialt* kommt vor im Rol., bei Herbort, im Parz., in der Krone, *bliant* in der Krone und in Heinrichs Tristan. — roth und grüner Bliat Turn. v. Nant.

Farben gewebter, übrigens auch einfarbiger Stoff, während im Mittellateinischen und Romanischen unter *blialdus*, *bliandus*, *bliat* *bliand*, ein über dem Hemd getragener Rock verstanden ward.

Aus verschiedenfarbiger Seide und Gold war auch der *Cyclât* oder *Siglât* gewoben, ursprünglich gleich dem *Bliat* nach dem Gewande benannt, zu dem er häufig verarbeitet ward (der *cyclas*). Im Rolandsliede wird ein Prachtrock *Geneluns* beschrieben (Grimms Ausg. 57, 13 ff.) von gutem *cyclâde*; Thiere und Vögel sind mit Gold hineingewoben (frz. *siglaton*).

In Eilharts von Oberge *Tristan* 2079 werden *cyclât* unde *cornit*, *diasper* unde *samit* neben einander genannt; hiernach ist der *Cornit* wohl auch für ein Seidenzeug zu halten.

Nach dem jaspisartigen Muster war der *Diasper* benannt, den unsere Dichter nicht häufig nennen¹⁾; in französischen Gedichten erscheint er öfter. In mittellateinischen und französischen Schriften wird namentlich weisse *diaspra*, *diâpre* erwähnt.

Drianthasmê (Eneide 9309. Parz. 775. 5) scheint auf das *pallium triacontasimum*, vielleicht ein sehr dichtes Seidengewebe, zurückzugehn. Der Name wird von den Dichtern an jenen Stellen mit einem andern Stoffnamen, *Sarantasmê*, gereimt, das als *Sarantasimum* im mittellateinischen ein sarazenisches kostbares Seidenzeug bezeichnet.

Das nur von Veldeke (Eneide 9308) genannte *Ôsterin* war auch eine schwere Seide, die von französischen Dichtern oft erwähnt wird.

341. roth und blauer Apollon. 544. weiss und roth Tr. Kr. 20102. blau und gold Tr. Kr. 7472. rother *Bliat* Flore 1547. 5442. 5487. Als Goldstoff wird der *Bliant* noch in dem Recess König Christians IV. von Dänemark v. 1615, Art. 27 genannt.

¹⁾ Eilh. Trist. 2080. Krone 514. 14764. 29217. — Du Cange s. v. *diasporatus*: *Italis diaspro est jaspis, nostris diaspré variegatus, diversicolor instar jaspidis.*

Das Palmât, auch die Palmâtseide oder Seide von Palmât war ein zu Palma auf den Balearen gewebter, geschätzter und weicher¹⁾ Stoff. Er galt dabei für so fest, dass er besser als ein Harnisch vor Wunden schützte²⁾. Rosenarbener wird besonders genannt, bei dem wir an den Rôsat³⁾ (rôsat, rôsé) denken können, der bei uns zuerst von Wirnt von Gravenberg erwähnt wird.

Ein pfauenfarben schillender (Altswert 44, 16 f.) oder im Pfaufedermuster gewebter Stoff hiess Pfâwin, in französirender Form paviliôn⁴⁾.

Ein besonders geschätztes und zugleich früh verbreitetes Seidengewebe war der Purper⁵⁾. Er war von den verschiedensten Farben: purpurbraun (Trist. 15841), violett (Tr. Kr. 2945), gelb (Krone 7759. Turn. v. Nantes 173. Tr. Kr. 12084), grün (Tr. Kr. 25514, 26229, 32441), grün und schwarz schillernd (Eracl. 3801); blau (Partonop. 15185. Lieders. Nr. 25, 269), rosenroth (Tr. Kr. 37271, 39309), rosenroth und weiss schillernd (Tr. Kr. 20075 ff.), schwarz (Tr. Kr. 25780). Wenn uns in den Erfurter Jahrbüchern zum Jahr 1135 (Mon. Germ. VIII, 540) berichtet wird, dass Kaiser Lothar zu Merseburg eine griechische Gesandtschaft empfing, die ihm Gold, Edelsteine und verschiedenfarbige Purpure überbrachte, so erscheinen uns darin sowohl das griechische Purpurgewebe⁶⁾ als auch die bunten Farben, in denen der Stoff gefärbt ward, von denen in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg (27708)

¹⁾ *er griffe palmâtsiden an, sô linde was ez überall* Trist. 15889. *der eine wec ist linde als pfeller, balmât unde side* Berth. Pr. I. 66, 14. *ir ermelîn ril weicher als ein palmatside* Altd. Bl. 2, 392.

²⁾ Schwanr. 1047. Tr. Kr. 32263. Vgl. auch *von palmât ein collier* Wilh. 422, 19.

³⁾ ml. *rosatum velum*.

⁴⁾ *pfâwenkleit* Nib. C. 1234, 1. — *ein wât von eime paviliône, des varwe als ein pfâwe gleiz von golde und von siden* Krone 8220. — Kleider von Seide, die mit abgezogener Hals- und Rücken haut des Pfauen, Pfauenfedern und anderem Gefieder besetzt waren, erwähnt der Monach. sangallens. II, 17 (Portz II, 760).

⁵⁾ mlt. *purpura*; gr. πορφύρα: prov. *porpra*, *polpra*; frz. *porpre*.

⁶⁾ Konr. Tr. Kr. 14931.

weiss, braun, roth, gelb, grün und blau bei Schilderung der festlichen Purpurkleidung der Frauen am Hofe des Königs Lykomedes genannt werden. Der Purpur ward auch mit Goldfäden, mit andersfarbigen Streifen und mit allerlei Ornamenten gewebt.

Der brennend leuchtende Pôfûz, den Wolfram in seinem h. Wilhelm (364, 27. 367, 26) nennt, woraus der Dichter des Titurel poufemin¹⁾ macht, ist der französische bofuz. Ein einziges Mal wird der Saffin (Strickers Daniel 6572) und der Sarumin²⁾ erwähnt, wohl kostbare Zeuge aus arabischer Fabrik; ebenso ist der Triât oder Triant³⁾ ein verzierter schwerer Stoff.

Öfter lesen wir vom Triblat in den deutschen Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts, aus denen sich ergibt, dass es ein bunter Seidenstoff war, in welchen mit Gold- oder andersfarbigen Seidenfäden Thierornamente gewebt waren⁴⁾. Er wird zu den Pfellen gerechnet. Der Kateblatin (mlt. catablattia) wird nur von Veldeke (Eneide 12940) angeführt.

Ein griechisches Gewebe war der Dimît oder Timît⁵⁾, den Heinrich von Veldeke (Eneide 9302, 12938) zuerst erwähnt. Es wird agleibrauner (Trist. 11124), schwarzer (Meler. 9268) und grüner genannt (Eneide 9302. Wigal. 2233. 3906).

Ein leichter Taft war der Zindâl oder Zendâl⁶⁾, der schon im 9. Jahrhundert im Abendland bekannt war und in allen Farben getragen ward. Auch goldgestickter kam vor (Herbort 479. Frauend. 79, 18. Flore 1549). Als leichter

¹⁾ Die Stellen bei Lexer II, 289.

²⁾ Ulr. Lanzel. 862.

³⁾ *triât* Wigam. 1761. — *triant* Lexer, Wb. II, 1508.

⁴⁾ Eilh. Trist. 6590. Biter. 9860. Lanzel. 4816. Tr. Kr. 32554. — Unter dem mittell. *triblatton*, *triblattus* verstund man ein dreifarbiges Seidenzeug, Du Cange s. v. *triblatton*.

⁵⁾ δίμιτος. — Der *dublêt* im Biter. 2308 wird wohl dasselbe wie der *dimît* sein.

⁶⁾ Auch *zindât*, *zendât*; mlt. *cendalum*, *cendatum*, *sendatum*, *sindo*; frz. *cendal*, *cendat*, *sendat*; alles von *κίτδωv*.

Stoff diente er zum Futter¹⁾. Als seine Fabrikorte waren Granada und Lucca berühmt²⁾. Der Regensburger Zindal, den Wolfram v. Eschenbach (Parz. 377, 30) nennt, wird griechischer sein, der die Donau heraufgekommen war und von den Regensburger Kaufleuten verhandelt ward³⁾.

Ein kostbares schweres Seidengewebe, wahrscheinlich aber von dem modernen Sammt verschieden, war der Samit oder Samât⁴⁾, den die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts häufig und in allen Farben (blank oder weiss, blau, braun, gelb, grün, grau, purpurn, roth, schwarz) nennen. Er kam natürlich aus dem Morgenlande⁵⁾, seit dem 14. Jahrhundert ward er aber vorzugsweise aus Italien bezogen⁶⁾. Eine unechte Art wird schon im Parzival (552, 12 samit pastart) erwähnt.

Wiederholt haben wir die Durchwebung der Seide dieser Stoffe mit Goldfäden (gespunnen golt) hervorgehoben, wodurch sie zu Goldbrokat wurden. Über die Stickerei der Gewänder und der Decken von mancherlei Bestimmung ist früher bereits gesprochen worden, ebenso über den sehr beliebten Besatz mit den Borten oder den aus Seide gewirkten Bändern, welche ebenfalls gestickt und auch mit edlen Steinen benäht wurden. Gold, Perlen und Edelsteine wurden nicht allein von der dichterischen Phantasie zum Schmuck reichlich verwendet, sondern auch in der Wirklichkeit geschah es von den reichen Herren und Frauen des Fürstenstandes und des Adels.

Egypten und Indien, Griechenland, Cypern, Arabien, Heidenland, der Kaukasus und Azagauk, Kurianz, Kusart und andere fabelhafte Orte des Orients erscheinen als die Fundorte dieser Smaragde, Sapphire, Jachanten, Topase, Jas-

¹⁾ Parz. 301, 29. Elis. 540.

²⁾ Hüllmann, Städtewesen 1, 64. 65.

³⁾ Hüllmann 1, 335.

⁴⁾ ἐξάμιτος, mlt. *examitum*, *xamitum*, *sciamitum*, *samitum*; prov. *samit*; frz. *samet*.

⁵⁾ Aus Azagouc Parz. 234, 5. Alexandria Lanz. 8862. Baldak (Bagdad) Apollon. 18103. Ethnise Parz. 374, 26. Persia Mei 40, 30.

⁶⁾ Jäger, Ulm 649.

prise, Onichile, Chrysolithe, Calcedone, Berylle, Amethyste, Rubine, Karneole, Karfunkel und sardischen Steine, der Perlen und des Goldes, das die Poeten reichlich an ihre Helden und schönen Frauen verschwenden.

Zu reicher Kleidung der mittelalterlichen Männer und Frauen war das Pelzwerk unentbehrlich. Über die Thierfelle, die zur ältesten Bekleidung der Germanen gehörten, haben wir früher gehandelt (II, 207 f.), ebenso wird Pelzwerk auch im 5. und den folgenden Jahrhunderten bei Schilderungen der Männertracht immer genannt¹⁾. Der Pelzhandel kam früh in lebhaften Betrieb, da auch der Orient und das südliche Europa die edlen Pelzarten hochschätzten²⁾. Norwegen und Schweden, Russland und Polen, Ungarn, die kaukasischen Länder waren die Gegenden, welche die begehrten und hoch bezahlten Felle lieferten. Kiew und Moskau wurden die Stapelplätze im Osten, Venedig im Süden, in Deutschland ward es das für allen Handel so günstig an der Donau gelegene alte Regensburg, dessen unternehmungslustige Kaufleute selbst nach Russland gingen, um dort die Felle zu kaufen. Die Ulmer folgten ihnen später nach. Seit dem 12. Jahrhundert traten norddeutsche Städte, wie Magdeburg, Quedlinburg, Braunschweig, zu den Handels- und Bereitungsplätzen des Rauchwerkes, und die aufstrebende Hansa bemächtigte sich dann bald des norwegischen und schwedischen Pelzhandels.

Marder, schwarzer Fuchs, Biber und Fischotter, Hermelin und Zobel waren die geschätztesten Pelzarten; die Felle der grauen Eichhörnchen wurden ebenfalls gern getragen³⁾. Unter den Ehrengeschenken, welche die Fürsten des

¹⁾ Claudian. b. got. 481. Sidon. Ap. ep. 1, 2. Venant. Fort. 9, 5. Isid. orig. XIX, 23.

²⁾ Über den Pelzhandel vom Norden nach dem Orient G. Jacob, Die Waaren beim arab.-nord. Verkehr im Mittelalter, Berlin 1891, und im Corresp.-Bl. der deutschen Gesellsch. f. A. E. u. U. XXII, 144 f.

³⁾ Kaninchenfelle wurden auch als Pelzfutter und Besatz verwendet. In dem Capitular von 808 verordnete Karl d. Gr. c. 5, dass kein Marder- oder Fischotterrock über 30 solidi kosten dürfe.

Ostens und Nordens sendeten, behaupteten Hermelin und Zobel eine grosse Stelle, und gegen den damit getriebenen Luxus machten sich die Stimmen der geistlichen Sittenrichter sehr oft laut. Notker der Stammler, der Mönch von Sanct Gallen, der unter Kaiser Karl III. die Thaten des grossen Karl beschrieb, erzählt (II, 17) das hübsche Geschichtchen, wie der Kaiser einmal, als er in Forum Iulii (Cividale in Friaul) Hof hielt, an einem kalten Regentage eine Jagd befahl und im schlechten Schafpelz auf dieselbe ging. Die friaulischen und venetianischen Grossen aber erschienen in köstlichen Marder- und Hermelinröcken und in Pfauen- und Seiden- gewändern; der Kaiser aber jagte rücksichtslos durch dick und dünn, und befahl, dass sie am andern Tage in denselben Kleidern sich wieder stellten. Als sie nun in den verdorbenen und zerfetzten Röcken erschienen, pries Karl seinen haltbaren Schafpelz und hielt ihnen eine Strafrede über ihren thörichten Luxus.

In der höfisch-ritterlichen Zeit gehörte die Fütterung und die Verbrämung der Staatsgewänder mit Pelz zur Eleganz, und sogar die Schilde wurden mit edlen Fellen beschlagen und Wappenfiguren daraus geschnitten¹⁾. Die Geistlichen, ja selbst die Ordensleute wurden von der Modesucht ebenfalls ergriffen, und noch im 14. und 15. Jahrhundert musste ihnen eingeschärft werden, dass sie kein anderes Pelzwerk tragen dürften als das ihnen gebührende schwarze Schaf²⁾.

Zur guten Fütterung (*vuoter, veder*) der Mäntel und der Röcke ward am gewöhnlichsten *grâ unde bunt*³⁾ verwandt, d. i. Grau- und Fehwerk.

¹⁾ Erek 2306. Parz. 18, 7. Trist. 6620. Lanzel. 374. Frauend. 482, 27. Konrad Tr. Kr. 11996. Turnier v. Nantes 181. 402. 485. 508. 598. 989. Über die Verwendung des Pelzwerks im Wappenwesen: Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Das heraldische Pelzwerk, 1867.

²⁾ Synod. Mogunt. 1316. c. 15. Halberst. 1408. c. 4 bei Hartzheim, Conc. Germ. IV, 260. V, 14.

³⁾ mlt. *griseum et varium*; frz. *gris et vair*.

Unter grà oder Grauwerk (griseum) verstund man die Felle der grauen Eichhörnchen, die namentlich aus Ungarn, Russland, Polen und Schweden kamen. An dem Merseburger Hoftage von 1135 erschienen die Herzöge von Polen und Böhmen und brachten dem Kaiser Lothar Grauwerk und Marderfelle als Ehrengaben¹⁾. Der Bischof von Breslau erhob am Anfange des 13. Jahrhunderts Eichhörnchen- und Marderfelle als Zehnten aus den Walddörfern, z. B. in der Castellauei Lähn²⁾.

Unter bunt oder vèch versteht man theils die Bälge der Ziselmäuse, die noch jetzt von Süden her bis Steiermark und in das untere Eisackthal verbreitet sind, theils die Wammen der Eichhörnchen. Die röthlichen Kehlstücke wurden besonders bei der Zusammensetzung der Wappen benutzt und dann das heraldische Roth kele (frz. gueules, engl. goules) genannt. Ziemlich in gleichem Werthe mit Grau und Bunt³⁾ war der Marder, der am häufigsten von den Russen erhandelt ward, bei denen kuny (Marder) die Bedeutung von Geld hatte. Auch im polnischen Pelzhandel traten die Marderfelle sehr hervor. Als Zins wie als Zollabgaben wurden sie daher auch im 12. und 13. Jahrhundert nicht selten gefordert⁴⁾. Sie dienten ebensowohl zur Herstellung ganzer Pelzmäntel und Pelzröcke, als zum Besatz. Auch Handschuhe von Marder waren üblich. Zwei Marderhandschuhe gehörten zu dem Zoll, den im 13. Jahrhundert die bayrischen Herzöge jährlich von Regensburg zogen.

Sehr im Werthe stunden die weissen Winterfelle des Harms, oder in Koseform des Hermel oder Hermelin, einer heimischen Wieselgattung. Kostbarer natürlich war noch das sibirische Hermelin, welches einen schwarzen Schwanz zum weissen Pelz hat. Seine Weisse wird vor allem gerühmt, die noch den Schwan übertreffe.

¹⁾ Annal. Erphesfurd. bei Pertz VIII, 540.

²⁾ Tzschoppe-Stenzel, Urkunden, S. 35.

³⁾ Buntwerk, eine kürsen von Bunt zu tragen war Rittersrecht. Limburger Chronik, c. 21. (S. 36. Wyss). Joh. Roth's Ritterspiegel 1776. 1798.

⁴⁾ Vgl. u. a. Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 126 f.

Später ist Hermelin zu tragen, Vorrang des Fürstenstandes geworden ¹⁾. Im Mittelalter ist das noch nicht gewesen, wenn auch der Herm, weil er sehr kostbar war, nur von Reichen und Vornehmen getragen werden konnte. In den Bildern der Manessischen Liederhandschrift ist Kaiser Heinrichs Mantel mit Grauwerk gefüttert, während der bürgerliche Meister Heinrich Frauenlob von Meissen mit Hermelin an Mütze, Kragen und Mantelfutter prangt ²⁾.

Am höchsten im Werth stand der Zobel, von dem die schwarze und die graue Art genannt wird (Parz. 231, 6. Wigal. 826). Er kam aus Russland, wie auch die Gedichte wissen (Athis D. 149. Mei 41, 19), in denen wir sonst noch Connelant ³⁾ (Erek 2003) und Cumis, das Land der Sybille von Cumae (Lanzel. 8866), als Bezugsquellen dieser Felle genannt finden. Gewöhnlich begnügen sich die Dichter, der Wahrheit treu, nur von einem mehr oder minder breiten Zobelbesatz der Mäntel und Röcke zu erzählen, die mit Hermelin oder Seide gefüttert sind. Doch werden sie auch üppiger und berichten von ganzem Zobelfutter in Mänteln, Röcken und Decklachen ⁴⁾ oder gar von Kleidern von Zobel ⁵⁾. Zobelhüte ⁶⁾ werden öfter genannt, es sind Hüte mit Zobelbesatz

¹⁾ In der Reichspolizeiordnung von 1538, tit. 13, 3 werden Hermelin und Zobel als höchstes Pelzfutter nur den Fürsten gegeben, den Grafen und Herren verboten. Noch nach der Ulmer Kleiderordnung von 1426 dürfen die bürgerlichen Frauen in gewisser Beschränkung Hermelinverbrämung tragen, Jäger, Ulm 512; 1411 war es ganz verboten worden.

²⁾ Auf den Bildern wird das Pelzwerk gewöhnlich grau oder blau mit weissem Pfauenspiegel gemalt, woraus die Eisenhütchen oder die Wolken der Heraldiker entstanden. Es ist schwer, nach Zeichnungen und Siegeln mit Sicherheit den Hermelin zu erkennen. Vor 1250 ist auf Siegeln dieses Pelzwerk in natürlicher Darstellung (Schwänzchen in Pelz gesetzt) kaum nachzuweisen, vgl. Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Heraldisches Pelzwerk, S. 13 f.

³⁾ Nach Haupt Iconium, während W. Wackernagel bei Haupt, Z. IX, 563 bei Cunelant und Cumis an Konelant = Quenolant, Finnland, gedacht hat.

⁴⁾ z. B. Parz. 231, 2 ff. 44, 20. 130, 17. 285, 16. Nib. 1764, 2.

⁵⁾ Nib. 534, 1. Ulr. Wilh. 125*. Virginal 580, 3.

⁶⁾ Erek 2016. Nib. 893, 3. MSH. 3, 377 b.

Aus der Verwendung des Zobels auf den Wappenschilden, der wir oben gedachten, folgte, dass Zobel in der heraldischen Terminologie für schwarz üblich ward. So braucht es schon Peter Suchenwirt (14, 339. Primisser).

Die Nachricht des Römers von der Verzierung der germanischen Pelzwämser durch Flecken fremder Seethierfelle (Germ. 17) lebt für uns auf bei den Angaben der Dichter des 13. Jahrhunderts, dass Kleider von Fischhaut getragen wurden (Parz. 570, 2) oder wenigstens mit Futter daraus¹⁾, oder dass Verzierungen aus solchem bläulichen Fell auf dem Hermelinbezug ausgeschnitten waren (Wigal. 810). Konrad von Würzburg (Troj. Kr. 2983, 20246, 20256, 31795, 32741, Turn. v. Nant. 601) theilt auch den Namen dieser lasurblauen, goldgesprenkelten oder auch brombeerbraunen Haut „eines wilden Fisches“ mit, Schinât²⁾. Welches Seethier solche Felle hergeben könnte, lässt sich schwerlich ergründen.

In Ulrichs Lanzelet (4838) wird ein Gewebe aus weissem Fischhaar erwähnt, das wilde Frauen wirken, und welches weit kunstreicher als Ferrân war.

Wir wenden uns nun zu der Betrachtung der einzelnen Theile der weiblichen Tracht.

Das unterste Kleidungsstück ist das Hemde, seinem Namen nach überhaupt die Bedeckung oder Verhüllung des Leibes³⁾. Es bezeichnete das Wort das nächste und nothwendigste Gewand, und so vertritt es während des ganzen Mittelalters das Hemde in unserem Sinne ebenso wie das Unterkleid, welches nicht selten ohne sonstige Gewänder getragen ward. In ersten Falle war es wohl gewöhnlich von Linnen oder Hanfgewebe gemacht, zuweilen auch aus Werg-

¹⁾ Nibel. 354. Gudr. 1327. Biter. 1156.

²⁾ schinata, piscis genus, perca. Du Cange.

³⁾ Schon das einfache hamo bezeichnete das deckende Gewand; got. hamôn bedecken. Das mlt. camicia, ital. camiscia, prov. camisa, frz. chemise scheint nicht verwandt, Diez, Roman. Wb. unter camisia.

gespinnst¹⁾. Der feine höfische Anzug der Frauen kannte weisseidene Hemden.

Ob das Hemd so allgemein und so beständig getragen ward wie heute lässt sich bezweifeln. Wenigstens haben wir bildliche und schriftliche Zeugnisse dafür, dass man gewöhnlich ganz nackt im Bette lag²⁾; Beweise des Gegentheils sind seltener³⁾. Bei Tage und im vollen Anzuge scheint wenigstens in der höfischen Zeit bei einem ritterlichen Manne, geschweige bei einer Frau, das unterste Gewand unerlässlich gewesen zu sein, wie sich aus der kleinen Erzählung von dem Ritter (Ges. Abent. Nr. 69) ergibt, der durchnässt und durchfroren zu einem andern kommt, welcher ihn gastlich aufnimmt und deshalb ein grosses Feuer in der Stube machen lässt, bei dem ihnen allen sehr heiss wird. Der Wirt bittet den Gast, es sich ganz bequem zu machen, und als er sich sträubt, den Rock abzulegen, lässt er seine Knechte ihm denselben ausziehen. Da steht der Ritter vor den drei Fräulein, zwischen denen er sass, wie ein abgeschälter Stock, ohne Unterhose und Hemde⁴⁾, denn er besass keine. Alles erschrickt, der Wirt nicht am wenigsten; der Gast bricht zornig auf und vergisst dem Wirte niemals diese Schande, die er ihm aus übertriebener Dienstwilligkeit bereitet hatte.

Bei der Schilderung des Anzuges der Jungfrau Martina erwähnt Hug von Langenstein (13, 71 — 20, 61) weisses

¹⁾ Die rupfene Pfait, Schmeller, Bayr. Wb. II², 132, wozu Martina 13, 79 verglichen werde.

²⁾ Im Göttweiher Physiologus (11. Jahrh.) bildliche Darstellung der Nacktheit im Bett, im 14.—16. Jahrh. sind sie häufig, z. B. Engelhardts Staufenberg, Taf. 13 und S. 90. 98. 101. Peter Diemringers vorletztes Bild. — Schriftliche Belege: Krone 20841. Engelh. 4285. Partonop. 7779. Tr. Kr. 9087. Jolante 2738. Walwein 958. Joncblot Beatrijs, S. 50. Lund, Tägliche Leben in Skandinavien 172 ff.

³⁾ v. Hofner, Trachten I, 52. Engelhardt, Hortus, S. 90. — Nibel. 584. Eracl. 3213. 3564.

⁴⁾ *hemide* und *bruoch* werden als Untergewand von Rock, Hosen und Socken unterschieden im Gedicht vom Himmelreich 261 (Haupt, Z. VIII, 152), ebenso sind *hemde unde bruoch* zusammen aus Buckeram, Parz. 588, 15.

Hemde, Rock, Suckenie und Mantel als die vier Theile desselben. Und auch sonst geben die Dichtungen des 13. und 14. Jahrhunderts deutliche Belege dafür, dass von allen Wohlhabenden unter dem Rocke ein Hemd in unserem Sinne getragen ward¹⁾.

Für dasselbe hatte man im bajuvarischen Gebiete auch das Wort pfeit, das die Goten²⁾ bereits in der Form paida für Rock (χιτών) brauchten und das gleich Hemde den tunikartigen Rock sowie das Leibgewand bezeichnete. Noch heute ist es in beiden Bedeutungen im bayrischen Sprachgebiete üblich (Schmeller, Bayr. Wörterb. I², 443).

Das Pfeit (oder deminuirend Pfeitel) unter dem Rocke wird bei Männern und Weibern des 13. Jahrhunderts erwähnt³⁾. Wenn wir auch Grund zu der Annahme haben, dass es um dasselbe nicht überall auf das beste bestellt war, so finden wir doch später wenigstens eine ziemlich grosse Ausstattung mit verschiedenen Arten desselben. In der Hinterlassenschaft der 1428 verstorbenen Breslauerin Margaret, die in Diensten des Bängelbeckens zu Wien wohl als Ladenmädchen stund, waren sechs Seidelphaid⁴⁾, sechs echselat Phaid (mit Achselstücken), vier Brustphaid (wahrscheinlich Oberhemden für den Busen) und eines dieser hatte schwarze Ärmel.

Über den Brusttheil des Hemdes lag zuweilen wie ein Art Leibchen das Mieder (muoder, übermuoder).

Als der Rock an der Brust tiefer ausgeschnitten ward, seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, musste auch das Hemde die Mode mitmachen. Zuweilen, namentlich im

¹⁾ Wälscher Gast 2065. Wigal. 764. Frauend. 160, 28. 166, 25. 176, 5. Strickers Daniel 6577. Gudr. 1654, 4. Nib. D. 1066, 3. Heidin 372 (Kolocz. Cod., S. 200). Renner 10148.

²⁾ got. paida, gr. παίτη, auch alts. pēda, ags. pād, unbekannter Herkunft: W. Thomsen, Über den Einfluss der german. Sprachen auf die finnisch-lappischen, übersetzt von Sievers, S. 159.

³⁾ Helmbr. 677. Übles Weib 662.

⁴⁾ Der Seidel war ein kurzer, ärmelloser Überrock nur mit Flügen, d. i. Ärmelansätzen, Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 311. Das Seidelphaid ist ein ärmelloses Hemd, ebd. 304.

15. Jahrhundert, diente es aber im Ausschnitt des Rockes zur Deckung des Busens und ward dann mit Stickerei und allerlei Nähkunst verziert¹⁾, wie solches nach englischer Mode schon vor Anfang des 14. Jahrhunderts geschehen war²⁾.

Die zweite Art des Hemdes ist das rockartige Gewand, das der Tunica oder dem Chiton gewissermassen entspricht und den Körper bei den Frauen vom Halse bis zu den Füßen bedeckte. Bei den Germanen der ältesten geschichtlichen Zeit war es ärmellos. Auch dieses Kleidungsstück war meist von Wollenstoff, zuweilen von Leinwand; später in höfischer, reicher Tracht von Seide. Mit dem kostbaren Stoffe verbanden sich Verzierungen. Die Nähte wurden mit Goldfäden geschmückt (Wigal. 768. Eracl. 1938) und zwischen dem Brusttheil des Hemdes (dem muoder) und der Faltenreihe am Halskragen ward zuweilen ein Stück Goldstoff eingesetzt (Wigal. 3036. Engelh. 3057). An den Seiten befand sich, obschon der ganze Schnitt des Kleides im 13. Jahrhundert enge um die Taille war (Konr. Troj. Kr. 20212. Reinfrid 15214), eine Vorrichtung zum schnüren, die zuweilen auch mit Goldfäden durchzogen ward (Eneide 1698. Engelh. 3042). Vorn über dem Busen ward es durch eine Spange (fürspan) zusammengehalten, zuweilen auch nur durch einen Knopf. Die Ärmel lagen gewöhnlich eng an und schlossen manchmal mit einem Bortenbesatz am Handgelenke ab.

Es lässt sich nicht sicher erkennen, ob diese Ärmel dem hemdartigen Rocke oder dem eigentlichen Hemde angehören, da wir wissen, dass zu diesem besondere, lösbare und anzuknüpfende Ärmel getragen wurden³⁾. Die Farbe allein würde hier, sobald zuverlässige Bilder vorlägen, entscheiden können.

Jenes Untergewand fiel seit dem 12. Jahrhundert faltenreich um die Füße und erhielt gleich dem oberen Kleide

¹⁾ Stölles Thüring. Chronik, herausg. von Hesse, S. 189.

²⁾ Englisch næte und bilde Renner 13407, gebildet hemde 22712.

³⁾ Eneide 12240. Parz. 375, 11. Herbort 621. Frauend. 160, 27. 166, 25. 176. 7. Eracl. 1943.

eine schleppenartige Erweiterung. Wenn es, wie bei den Arbeiten in Haus und Feld, ohne Oberrock getragen wurde, so ward es, obgleich es dann ohne den Schlepp war, unter dem Gürtel aufgeschürzt¹⁾.

Über die Bekleidung der Beine der Frauen wissen wir so gut wie nichts. Beinkleider scheinen im ganzen Mittelalter bis in die neueste Zeit von ihnen nicht getragen zu sein²⁾; wohl aber sehen wir auf manchen Bildern des 12. und 13. Jahrhunderts die enganliegenden langen Strümpfe (hosen)³⁾ von verschiedener Farbe, welche auch die Männer damals trugen. Da die Röcke aber immer länger wurden, dürfen wir sie nicht überall voraussetzen. Jedenfalls bildeten sie keinen Gegenstand des Luxus, denn sonst würden die Dichter sie bei ihren Schilderungen nicht vergessen haben. Kurzstrümpfe dagegen oder Socken⁴⁾ scheinen von den Frauen⁵⁾, sobald sie Schuhe trugen, wohl immer angelegt worden zu sein; sie waren aus Leinwand geschnitten und zusammengenäht, oder bei reicher Tracht von Seide.

Es gibt wohl zu denken, wenn sich in den Verzeichnissen der Kleider- und Schmucksachen österreichischer Erzherzoginnen des 15. Jahrhunderts niemals Strümpfe angeführt finden⁶⁾.

Als ein Ersatz der Beinkleider mögen die Schenkelbinden (ligamina, ligaturae) gedient haben, die von der männlichen, namentlich der fränkischen Tracht der merwinischen und karlingischen Zeit her bekannt sind und für Frauen aus dem 11. Jahrhundert durch das Rudliebgedicht XVII, 29 bezeugt werden.

¹⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 43.

²⁾ In Skandinavien trugen die Frauen Bruche, aber von anderem Schnitt als die Männer, Altnord. Lebon, S. 173.

³⁾ Lehrreich auch für die ältere Zeit kann der Artikel Hose bei Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1181 sein.

⁴⁾ ahd. mhd. soc (aus soccus), später socke, beides männlich. — linsoc.

⁵⁾ Rudlieb XIV, 117. Wolfdiet. D. VIII, 9. Strickers Daniel 6583.

⁶⁾ Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 306.

Nicht immer sieht man auf den Bildern Schuhe, wenn auch die Füße nicht nackt, sondern mit Strümpfen bedeckt sind. Die Strümpfe oder Socken müssen dann mit einer Leder-
sohle benäht gewesen sein.

Über die älteste Art der Schuhe, der Lederstücke, die über dem Rist zusammengebunden wurden, haben wir früher schon gesprochen. Wir sehen später den Halbschuh getragen, und können neben dem derben Lederschuh für den Gebrauch auf Wegen aller Art, welcher zuweilen auch noch die ungegerbte haarige Seite auswärts trug, den zierlichen, aus feinem Leder geschnittenen bemerken. Wie die byzantinische Hoftracht überhaupt auf das fränkische Staatskleid wirkte, so bildeten sich auch die Schuhe nach diesem Muster. Die Staatsschuhe wurden von Seide oder anderem feinen Stoffe gemacht und neben der Sohle und über dem Fussrücken mit Perlen oder kostbaren Steinen besetzt. Dieser reiche weiche Schuh scheint sich lange erhalten zu haben, denn noch an Statuen des 13. Jahrhunderts ist er zu gewahren. Unterdessen bildete sich der gemeine Schuh weiter aus; er suchte feiner zu werden, schmiegte sich fester an den Fuss, um sich der lästigen Riemen entledigen zu können, und streckte sich in die Länge. Auf der Rheimser Synode von 972, die sich zum Einschreiten gegen die modesüchtige Klerisei veranlasst sah, wurden scharfe Rügen auch über die engen Schnabelschuhe gesprochen, die mit allerlei Ausschnitten verziert wären (Richer. Hist. III, 39). In Deutschland wurde wie in Frankreich Aufwand mit den Schuhen getrieben. In dem Rudliebgedicht wird von den seidenen Schenkelbinden und Schuhen gesprochen, und wie über rothseidenen Socken kunstreiches corduanes Schuhwerk angelegt ward (Rudlieb 13, 118).

Jenes feine spanische Leder, das von seiner besten Bereitungsstätte Cordoba benannt war, wo es seit dem 9. Jahrhundert gearbeitet wurde, ist das ganze Mittelalter hindurch beliebt gewesen. Seit Ende des 13. Jahrhunderts ward es in Südfrankreich (Marseille), später auch in Strassburg und in Zürich nachgemacht. Im 13. Jahrhundert kauften Deutsche und Niederländer den meisten Corduan auf dem Markte zu

Troyes¹⁾. Ausser dem rothen wird auch weisser erwähnt. Gewöhnlicher und wohlfeiler natürlich als Corduan war das Schafleder; derbe Schuhe wurden aus Rindsleder gemacht. Für diese Schuhe war die schwarze Farbe die gewöhnlichste. Indessen suchte man Abwechslung durch weisse Streifen und durch Knöpfe hineinzubringen. Auf dem schönen Bilde in der Äbtissin Herrad von Landsberg hortus deliciarum trägt die Superbia einen sehr zierlichen Schuh. Er läuft schnabelartig aus und ist von schwarzem, feinem Leder: über die Mitte des Fussblattes geht eine Reihe Knöpfe, die durch weisse Streifen²⁾ mit der Sohle verbunden sind. Anderwärts ist der häufig erscheinende weite Ausschnitt auf dem Fussblatt mit weissem Saume umfasst, an dem sich Streifen nach unten hin anfügen. Auf den Bildern des Codex Egberti (sächsische Zeit) tragen die Frauen schwarze, rothe, blaue Schuhe, auch Besatz derselben mit steingeschmückten Borten (Ausgabe von Fr. X. Kraus, Taf. 36, 37).

In Skandinavien ward der Schuh in gleicher Art wie in Deutschland getragen. Er war nothwendig für jeden: niemand schämte sich seiner Bruche und Schuhe, noch seines Gaules, wenn sie auch schlecht sind, war ein altes nordisches dahinzielendes Sprichwort (Håvam. 61)³⁾. Weil das Anziehen der Schuhe eines ihrer Hauptgeschäfte war, hiessen die Kammerdiener im Nordischen Schuhknechte (skôsveinar); das Putzen und Schuhbinden war auch der Kammermädchen erste Obliegenheit (Gûðrûnarqu. 1, 9). Ein hinterlistiger spöttischer Mensch wurde einem alten Lederschuh verglichen, der die Ferse

¹⁾ Hüllmann, Städtewesen 1, 72. 367. — In Städten, welche viel Schuhmacher hatten, schieden sich die Corduaner und die in Rindsleder arbeiteten. Zu Osnabrück ward die Gilde der rindernen Schömaker und die der Corduaner zu einer einzigen 1360 vereinigt, Mittheil. des histor. Vereines zu Osnabrück VII, 159.

²⁾ wîz und swarzmâle scuohē bedwingent in die fuoze, Haupts Zeitschr. VIII, 152. — brisschuoch ist das mhd. Wort für Schnürschuh, Renner 22712.

³⁾ Viele auf die Schuhe bezüglichen Sprichwörter und Redensarten, sehr bunter Herkunft, verzeichnet K. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon IV, 348—360.

im Frühjahr reibt (Härbarðsl. 35); das Geschäft des Schuhmachers zählte man zu den undankbarsten, da er es selten jemandem recht mache (Håvam. 126). Zu dem Aufwande, der auf dem Festlande mit den Schuhen getrieben ward, scheint man sich weniger verirrt zu haben.

Hier schwankte man fortwährend zwischen spitzer und breiter Gestalt; Verzierungen durch Ausschnitte, bunte Farben und mancherlei Besätze wurden stets von neuem ausgedacht. Bei den Männern geschah das noch häufiger als bei den Frauen¹⁾, deren Füße durch die langen Kleider verdeckt wurden, wo also weniger Aufforderung zu ihrem Schmucke vorhanden war. Jedoch ward auch von ihnen nicht alle Verschwendung vermieden und Schuhe aus Borten zusammengesetzt gehörten zum feinen Anzuge (Wigal. 10535). Das 14. Jahrhundert zeichnete sich in Schuhkünstelei aus. Auf der Kölner Synode von 1337 ward gegen die rothen, blauen und grünen Stiefel der Geistlichen ein neuer Beschluss gefasst, nachdem schon 1260 zu Köln die bunten Schuhe und 1316 zu Mainz die Stiefel den Klerikern verboten waren. Zugleich trat jene Synode gegen die modischen Schuhe auf, welche auf mannigfache Art durchbrochen und ausgeschnitten waren²⁾. Diese Synodalbeschlüsse setzten sich das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch fort³⁾. Häufig erscheint im 14. und 15. Jahrhundert ein weiter Ausschnitt auf dem Fussblatte, so dass das Oberleder im Grunde nur aus schmalen Streifen besteht, welche die gewöhnliche schnabelförmige Spitze mit dem Hinterleder verbinden⁴⁾. Zuweilen gehn sie

¹⁾ Ivo von Chartres (Anfang des 12. Jahrh.) rügte in einer Predigt gegen die Ausartung der Tracht an den Männern *calceamentorum metas necessitatis excedens simulata longitudo* (Ivonis epistolae, Paris 1610, p. 538).

²⁾ *calceis modo vario perforatis et incisis, sic etiam quod incisum corium aliquibus in calceis appendet per frusta volitantia hinc et inde*, Hartzheim IV, 444. — Vgl. ebd. III, 594. IV, 260.

³⁾ Synod. Colon. 1371. c. 10. Halberst. 1408. c. 5. Mogunt. 1423. c. 3. Aichstad. 1484.

⁴⁾ Kopp, Bilder und Schriften II, 11. 13. Engelhardt, Staufenberg 94. 100. v. Hofner II, Taf. 167.

etwas weiter hinauf und es entsteht eine Art Schnürhalbstiefel.

Daneben kommen aber auch, namentlich bei den Frauenschuhen, weniger tiefe Ausschnitte vor¹⁾, ja selbst solche, die an den Knöcheln ganz gerade abschneiden²⁾ und deshalb an der Fersenseite geschnürt werden.

Das Vordertheil geht bei den Mönnerschuhen stets sehr schnabelspitz zu, sobald die Träger höheren Ständen angehören. Die Frauen tragen zwar auch spitze Schuhe, aber ohne die männliche Übertreibung. Um mit diesen Schnäbeln gehn zu können, waren Unterschuhc nothwendig, die sogenannten Trippen, welche vom 14. bis 16. Jahrhundert sich nachweisen lassen³⁾.

Erst im 16. Jahrhundert änderte sich der durch viele Jahrhunderte herrschende Geschmack an den spitzen Schuhen. Sebastian Franck sagt in seinem Weltbuch⁴⁾: Noch bey menschen gedächtnüss trug man spitzige schuch mit langen schnäbeln, kleyne enge kurtze kleyder, kappen mit zotten. yetz ist es alles anders vnd vmbkört: weyt, gross, die schuch breyt vnd maulecht.

Über die verschiedenen Wandlungen, welche das Oberkleid, der Rock⁵⁾, wie es gewöhnlich heisst, durchmachte, hat die früher⁶⁾ gegebene Schilderung der gesammten Frauentracht gehandelt.

Wir können uns daher hier an der Hervorhebung einzelner Punkte genügen lassen.

Zunächst die Farbe der Gewänder, die niemals gleichgiltig war, sobald nur einiger Sinn für Anmuth und Schönheit sich entwickelt hatte.

1) v. Hefner II, für das 14. Jahrh. Taf. 55. 94. 113. 114. 135 für das 15. Jahrh. Taf. 63. 93.

2) v. Hefner II, 153.

3) v. Hefner II, Taf. 152. 174,

4) 1534. XLVII. vw.

5) Seit dem 9. Jahrh. ahd. *roc*, *roch*, *rocch*, daraus mlat. *rochus*, *roccus*; das Wort ist dunkeln Ursprungs.

6) oben S. 207 ff.

Bei Vorführung der Stoffe zeigte sich, dass alle Farben getragen wurden. Es lässt sich indessen eine Auswahl unter ihnen bemerken, die dem Geiste jener Zeiten gemäss auf das helle und selbständige fiel, was wir grell und schreiend zu nennen belieben, denn bei uns haben die halbscheinenden, unbestimmten Farben den Sieg gewonnen, die Moscherosch Bastardfarben hiess, „weil sie verbasterte, halbehrliche Gemüther haben¹⁾“. Gelb und roth in den hellsten Lichtern waren am beliebtesten, daneben erscheinen grün und blau zunächst gebraucht, auch reines weiss und schwarz; Mischungen von roth, violett, braun fanden sich jedoch ebenfalls ziemlich häufig.

Es ist interessant zu bemerken, dass schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts Eitelkeit in die Farben kam. Bruder Berthold von Regensburg erhob auch hierüber seine rügende Predigerstimme und sagte zu seinen Zuhörern, Männern wie Weibern: „Ihr wisset nicht, wie ihr mit dem Gewande und der Haltung eures Leibes gebaren sollt vor eitel Hochfahrt. Euch genüget nicht, dass euch unser Herr geben hat rothes Gewand, grün und gelb und blau und weiss und schwarz. Ihr wollet es auch sprenklicht machen wie die Vögel, bald hellglänzend, bald dunkel²⁾“. Übrigens kann man Punktirung bereits im 12. Jahrhundert beobachten; so wird in einer Bamberger Handschrift des Lebens Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde diese dargestellt in weissem Kleide mit gelber Zackenverzierung und rothen Punkten³⁾.

Die unteren Stände, die Bauern und namentlich die Armen erscheinen auf den Bildern des Mittelalters immer mit den unscheinbaren Farben, grau, graubraun, gelblich⁴⁾.

¹⁾ Philander v. Sittewald, Gedichte 2, 149 (Ausg. v. 1650).

²⁾ *nû waehe nû fritschenbrûn* Berthold, Pred. I. 485, 26, cf. ebd. 118, 9. 396, 29.

³⁾ v. Hefner, Trachten I, S. 60.

⁴⁾ In dem Codex Egberti in Trier tragen die Diener auf der Hochzeit von Cana schwarze oder schmutziggelbe Halbstiefel, gelbe oder bräunlichviolette Hosen u. Röcke; Ausg. v. Krauss, Taf. 12. 19. 27.

Das bleibt auch auf den Gemälden und den getuschten Holzschnitten des 16. Jahrhunderts und ist bis heute vererbt, nicht bei dem Landvolk, aber an den Gewändern der Dürftigen und der Bettler. Die reicheren Bauern schon des 13. Jahrhunderts kehrten sich durchaus nicht an das alte Grau des werktäglichen Hausloden und das erlaubte Blau des Feiertages. Ihre Frauen trugen modisches grün, roth und braun von Gent, wie gegen Ende des Jahrhunderts ein österreichischer Rügedichter klagt ¹⁾. Blau, braun, gelb, roth nennt nicht viel später Hug von Trimberg, der Bamberger Schulmeister, als die Modefarben seiner Zeit ²⁾, wozu wir noch schwarz und weiss setzen, um die sechs Grundfarben der mittelalterlichen Gewandung zu erhalten ³⁾.

Schwarz ward zu Festgewändern so gut wie weiss oder die anderen Farben getragen ⁴⁾. Im übrigen galt es als Trauerfarbe. Schon die Weiber der Kimbern hatten, als die Entscheidungsschlacht gegen Marius anbrach, schwarze Kleider angelegt und stunden darin auf der Wagenburg (Plutarch. Mar. c. 27). Auch in der höfischen Zeit galt schwarz als Trauerfarbe. Als die Kunde an Artus Hof kommt, dass Gawein nicht todt sei, wie man glaubte, legen sie die kohl-schwarzen Gewänder ab (Krone 22082). Als der Troubadour Peter Vidal den Tod des Grafen Raimund von Tolouse erfuhr, that er schwarze Kleider an, schor sich und seinen Dienern die Haare, liess aber Bart und Nägel wachsen und schnitt den Pferden die Ohren und Schwänze ab ⁵⁾. „O weh der leiden Farbe, die ich mit Leid erkenne“, ruft Hadainar von Laber in seinem allegorischen Gedicht Die Jagd (Str. 248), „davon

¹⁾ Seifr. Helbl. 2, 71 ff.

²⁾ Renner 2532 ff.

³⁾ Dieselben ergeben sich auch aus P. Suchenwirts Gedicht vom Widertheil, indem an der Gegnerin der Stæte diese sechs Farben unter einander gesprengt und gemischt sind. Für braun steht sonst grün, z. B. Labers Jagd 243 ff., oder schwarz wird durch braun vertreten, z. B. Konr. Troj. Kr. 2992, oder grün tritt für schwarz ein, Troj. Kr. 20188.

⁴⁾ schwarz Nib. 386, 3; weiss Nib. 380, 1. 384, 1.

⁵⁾ Mahn, Werke der Troubadours I, 218.

der Freud' ich darbe. Schwarz, ich erschrecke, wenn ich dich hör' nennen! Der Trauer Anfang und der Freuden Ende bist du! wer dich muss tragen, heisst mit Grund der recht elende.“

Ein Dichter des 14. Jahrhunderts erzählt, wie er im kärntischen Felsgebirge Frauen trifft in schwarzem Sammtgewand mit weissen schlichten Kopftüchern, welche um den Tod ihrer edlen Herzogin klagen¹⁾.

Die Symbolik der Farben, welche sich in dieser Bedeutung des Schwarz verräth, war überhaupt im Mittelalter, besonders in dem allegoriensüchtigen 14. und 15. Jahrhundert sehr ausgebildet. Wir haben mehrere Gedichte des 13. bis 15. Jahrhunderts hierfür zu Quellen²⁾. In Hadamar von Labers Jagd (Str. 243—250) heisst es, grün zeige den Anfang der Minne an, weiss bedeute Hoffnung, roth ein liebebrennendes Herz, blau rechte Treue, gelb erfüllte gewährte Liebe, schwarz, wie wir schon vernommen, Leid. Ungefähr dieselbe Auslegung der sechs Farben gibt ein anderes, dem 14. Jahrhundert gehöriges Gedicht (Liederbuch der Kl. Hätzlerin, S. 168—170). In dem Gedichte „der Kittel“ aus dem 15. Jahrhundert³⁾ werden mehrere allegorische Gestalten beschrieben: Frau Venus in goldenem Kleide, Frau Ehre in rosenrothem, englischem Tuche, Frau Treue in einem schwarzen Baldekin, Frau Stäte (Beständigkeit) in blauem, flandrischem Tuche, Frau Masse (Mässigung) in einem weissen, perlendurchwirkten Gewande (S. 42—47).

In einem Fastnachtspiel⁴⁾ treten die sieben Farben: Grün, roth, schwarz, blau, weiss, gelb, braun auf, und Frau Sinnreich kritisirt, was sie über sich sagen. Grün bezeichnet

¹⁾ Lassberg, Liedersaal Nr. 125, 111. 132. Beatrix von Savoyen, Gemahlin Herzog Heinrichs V. von Kärnten.

²⁾ Die hier gegebenen Andeutungen sind weiter ausgeführt von Ign. Zingerle in Pfeiffers Germania VIII, 497—505. — Ausführlich ist der Gegenstand behandelt von W. Wackernagel, Die Farben- und Blumensprache des Mittelalters, Kleine Schriften I, 143—240.

³⁾ Meister Altswert, herausg. von Holland u. Keller, S. 11—69.

⁴⁾ Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh. Nr. 103 die sibon Farb. — Über die sieben Farben W. Wackernagel, Kleine Schriften I, 145 f.

sich als Freiheit von der Minne, roth als brennende Liebe, blau als Treue, schwarz als Trauer über Liebesleid, weiss als hoffnungsvolle Liebe, gelb als beglückte Liebe, braun als Gebundenheit in Minne.

Es geschah, dass diese Farben geradezu als ein öffentlicher Liebesanzeiger gebraucht wurden. Die Männer trugen also ihre Röcke von der Farbe, zu welcher sie die Gunst oder Ungunst ihrer Geliebten veranlasste oder sie erlogen auch diese oder jene Gunst durch die angenommene Farbe¹⁾. Durch Zusammensetzungen konnte man diese Farbensprache noch mannigfacher bilden: grün und blau bedeutete Anfang in Stätigkeit²⁾; weiss und blau treues und gutes Liebesgedenken; weiss und grün die Minne zu einer reinen und schönen Frau; weiss und schwarz gutes Andenken in Leid; grau und grün die Liebe zu einem edlen und schönen Weibe; schwarz und grün Leid nach Liebe; blau und schwarz stäte Reue; roth und grün brennende schöne Liebe; braun und blau beständige Vorsicht; grau und blau freudige Stimmung; gelb und blau Vorsatz zur Ruhmredigkeit u. s. w. Diese Zusammensetzung der Farben führt auf die Zusammensetzung der Kleider.

Oft wurde nämlich das Gewand aus Stücken verschiedenfarbigen Zeuges zusammengenäht. Es geschah dies meist so, dass die Kleider der Länge nach, zuweilen auch nach der Breite mitten getheilt wurden; manchmal ward die eine Seite wieder gehälftet, und zwar quer in der Mitte; seltener geschah es, dass auch die andere aus zwei Stücken bestund und das ganze Kleid also in vier Theilen gleich einem quadrierten Wappen erschien. Bei den Quertheilungen finden sich auch drei Farben; die Streifen sind dann zuweilen schräg gelegt.

Die einzelnen Stücke waren entweder sämtlich einfach oder zum Theil gestickt und durchwirkt oder gestreift. In Frankreich wurden die Wappenthier des Geschlechtes nicht

¹⁾ Kl. Hätzlerin, S. 165 f. 168—170.

²⁾ ebd. S. 166.

selten in die Felder gestickt, so dass die Person in der That wie ein wandelndes Wappen aussah. Bruder Berthold von Regensburg († 14. Dec. 1272) spricht sich auch hierüber aus: „Euch genügt nicht“, sagt er, „dass euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, ob ihr sie braun wollet oder roth, blau, weiss, grün, gelb, schwarz. Nein, in eurer grossen Hochfahrt muss man euch das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weisse, dort das gelbe in das grüne, das eine gefältelt, das andere glatt gestrichen; dieses buntscheckicht, jenes dunkelbraun; hier den Löwen, dort den Adler. Die Hochfahrt kommt mit Erfindung nicht zu Ende und wenn jemand eine Neuigkeit entdeckt, so müssen sie alle versuchen. Und der euch das gute Kleid zu einem Hader macht, dem gebt ihr so viel Lohn als das ganze Kleid kostet¹⁾.“

Grün und roth, gelb und roth, weiss und roth, roth und grau, gelb und grün wurden gewöhnlich zusammengestellt²⁾. Die Stücke erscheinen nicht immer gleichmässig vertheilt, wenn mehr als zwei Farben gebraucht wurden; so sah man ein schräg gestreiftes Gewand zum Haupttheile aus gelbem Stoffe, der mit weiss-roth-weissen Streifen wechselte, in denen das rothe der breiteste Theil ist. Gleichmässigkeit des Stoffes herrschte ebensowenig wie Gleichheit der Farbe, doch suchte man Zeuge von gleichem Werthe miteinander zu verbinden.

Diese Mode der Farbentheilung ein und desselben Gewandstückes tritt bereits im 10. Jahrhundert auf, und zwar zuerst an der Bekleidung der Beine. Auf einem Bilde des Stuttgarter Psalters ist das rechte Bein des Königs vorn roth, hinten grün, das linke vorn grün, hinten roth³⁾. Im

¹⁾ Bertholds Predigten I. 396, 23 ff. und ebd. 118, 9.

²⁾ Parz. 235, 13. Wigal. 746. 7301. Wigam. 2566. Tr. Kr. 2930. Weingartner Liederhandschr., herausg. v. Pfeiffer, S. 10. 60. 116. 122. 138. Die Heidelberger und Wolfenbüttler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels bei Kopp, Bilder und Schriften, II. Zingerle-Seelos, Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein, Taf. 19.

³⁾ v. Hefner-Alteneck, Trachten I, S. 69 f.

11. Jahrhundert zeigen Bilder auch einen getheilten Rock¹⁾. Im 13. und 14. Jahrhundert hat sich diese Farbentheilung, die nicht selten zugleich Stofftheilung war, weiter verbreitet²⁾. Indessen herrschend ist sie nicht geworden und die Frauen namentlich scheinen zu guten Geschmack gehabt zu haben, um dieselbe besonders zu lieben.

Bei der Zusammensetzung aus verschiedenen Farben und Stoffen ward die sorgsame Behandlung der Naht sehr nöthig. Auf kunstreiche Naht legte man einen grossen Werth und verlangte, dass man sie gar nicht bemerke (Herbort 8475). Ein andermal wurde sie gerade recht bemerkbar gemacht, indem sie mit Gold- und Silberfäden oder mit Perlen durchzogen wurde (Herbort 483. Wigamur 2573). Auch feine Pelzstreifen verdeckten die Naht. Die Besätze des ganzen Gewandes mit Borten waren von der byzantinischen Staats-tracht auf abendländische Kleider übertragen und auch in der höfischen Zeit Mode geblieben.

Eine besonders künstliche Verzierung mit feinen Borten wird in Gottfrieds Tristan (2535 ff.) als sarazenische oder heidnische Weise erwähnt; wir werden das fremdartige in dem Ornament zu finden haben, das verschlungene Arabesken gezeigt haben wird. Diese *laqueatae vestes* wurden daher auch den Templern in ihrer Regel (c. 29) verboten.

Von dem geschmacklosen Zerschneiden und Zerstückeln der Röcke, welches im 13. und 14. Jahrhundert bei den Männern zu sehen war, haben sich die Frauen wenigstens anfangs³⁾ frei gehalten. Ebenso überliessen sie den Rittern

¹⁾ ebd. I, S. 60.

²⁾ Die Behauptung J. Falkes, Die deutsche Trachten- und Modenwelt I, 147, die getheilte Tracht, *mi-parti*, sei nur von Dienern oder höchstens Vasallen getragen worden (wer war damals nicht Vasall?!), sei *Livrée* gewesen, schwobt in der Luft und scheint durch die spätere Verwendung im städtischen Dienst, an Waisenkindern und Gefangenen veranlasst; vgl. Kopp, Bilder und Schriften I, 80. Lappenberg, Miniaturen des Hamburger Stadtrechts, S. 37. Schneller, Bayr. Wb. I², 600.

³⁾ Berthold. Pr. I. 527, 15. — Für die Ritter des 13. Jahrh. Trist. 671. Du Cange s. v. *cultellatae vestes*.

den Besatz der Kleider mit Schellen¹⁾, wenn sie auch die Schellengürtel im 14. und 15. Jahrhundert nicht verschmähten.

Das Maass der schicklichen Länge, welches die Männer an ihren Röcken am schlimmsten seit dem 14. Jahrhundert darin verletzten, dass sie dieselben in auffallender Weise vorn und hinten verkürzten²⁾, ward von den Frauen stets bewahrt, ja seit dem 12. Jahrhundert übertrieben. Ein Kleid, das nur bis auf die Knöchel reichte, galt in der höfischen Zeit schon für unschicklich (Lanzel. 5860). Es ward geradezu das Übermaass in der Länge gesucht und die Synoden legten darum ihre alles berührende Theilnahme auch mehrmals hiergegen zu Tage³⁾. Von Frauen aller Stände wurden Schleppen (swenze) getragen, die sorgfältig am Saume gefältelt waren⁴⁾ und bei keiner Festlichkeit, namentlich beim Tanze nicht, fehlen durften⁵⁾. Schon im 12. Jahrhundert rügt Heinrich von Melk in dem gemeinen Leben (324), dass selbst arme Tagelöhnerinnen ihr Gewand so lang machen, dass die gefältelte Schleppe (der gevalden nächswanc) den Staub aufrühre, wo sie gehn.

Man hätte in manchen Zeiten von den staubfegenden Schleppen ein Stück abschneiden und oben ansetzen mögen, denn gegen Ende des 13. Jahrhunderts begann die Unsitte, den Busen nicht zu verhüllen. Das Kleid ward weit ausgeschnitten und Achseln, Nacken und Brust wurden bald so tief entblösst, wie in den späteren Zeiten frecher franzö-

¹⁾ A. Schultz. Höf. Leben 1², 317. Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. 315.

²⁾ Richer. III, 41. Anon. Leob. ad a. 1336 (Petz, Script. rer. austr. 1, 947. Böhmer Fontes 1, 425). synod. Colon. 1337 (Hartzh. 4, 443). Limburger Chronik, § 21. 27. 62. Stollers Thüring. Chronik, S. 190, und bei Haupt, Zeitschr. 8, 469. Gesta Romanor. deutsch 158. Kittel 52, 21—29.

³⁾ Concil. Monspell. a. 1195 (Mansi 22, 670). conc. Salisburg. 1420. c. 30 (Hartzh. 5, 193).

⁴⁾ *sô geriselt sô gerickelt al umbe den soum* Berth. I. 414, 21.

⁵⁾ Nith. 98, 16. XIX. MSH. 2, 77^b 78^b 86^b 290^b 3, 85^a. Engelh. 3092. Virginal 135, 10. 578, 2. 951, 9. Heinr. Trist. 624. Renner 12367: vgl. Schmeller, Bayr. Wb. 2², 641.

sischer Moden¹⁾. Es erhoben sich Dichter und Chronisten dagegen und ihre Stimme scheint im 13. Jahrhundert die schamlose Tracht in der That vertrieben zu haben. Als sie aber gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wieder erschien, war sie hartnäckiger und behauptete sich. Die Polizei mischte sich wohl hinein, allein sie konnte den Geschmack der Mode nicht regieren. Erst im 16. Jahrhundert ist die Tracht wieder ehrbar geworden.

Von den Ärmeln haben wir bei der Schilderung des ganzen Anzuges gesprochen und der langen und weiten Oberärmel gedacht, die sich seit dem 10. Jahrhundert zeigen, aber namentlich seit dem 11. Jahrhunderte nicht mehr am Oberkleide verschwinden.

Von den Anläufen, die seit dem 11. Jahrhundert gemacht wurden, die Weite des Rockes zu verengen, haben wir auch schon früher im allgemeinen geredet. Theils ward der Schnitt des Obertheils geändert, theils ein Schnürzug an der Seite oder auch vorn herunter²⁾ angebracht; dieses brisen in das Gewand wird auch in den Gedichten öfter erwähnt³⁾. Auch das Hemd zog man durch das schnüren der ein gezogenen Fäden (brisvadem) eng an den Leib⁴⁾. Man nannte dies auch vernæjen. Bei eiligem, gewaltsamem Ausziehen wurden die Fäden aufgerissen⁵⁾. Nach französischer Sitte

¹⁾ Konr. Troj. Kr. 20214. Seifr. Helbl. 1, 1107. 1373. Reifr. 15212. Teichner in Frz. Pfeiffers Übungsb. XIX. 1, 56. Keller, Erz. 677, 34. Gesta Romanorum, Deutsche Übers. p. 158 Keller. Limburger Chronik, §. 27. Engelhardt, Staufenberg, p. 97. Teufels Netz 5243 ff. Kittel 50, 27. Stollens Chronik bei Haupt, Z. 8, 469. Rom. de la Rose 14254. Hüllmann. Städtewesen 4, 145. Pockels, Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes (1798) 2, 77 ff. — v. Hefner-Alteneck, Trachten II, Taf. 28. 31. 94. — 58. 111. 151. 154. 167. 177.

²⁾ Frauend. 161, 25. 257, 15. Neith. 342. 441 (Ben.). MSH. 2, 106*. 109*. 110. Wigam. 2564. 4481. Heinr. Trist. 736.

³⁾ Vgl. Benecke-Müller, Mhd. Wb. I, 255. Lexer I, 355.

⁴⁾ In dem Skizzenbuche eines niederländischen Meisters des 15. Jahrh. ist eine sich schnürende Frau dargestellt, v. Hefner, Trachten II, Taf. 119.

⁵⁾ *sî zarte diu kleider in der nât. schiere stuont sî âne wât* Arm. Heinr. 1193.

wurden am Anfange des 13. Jahrhunderts diese Nähte offen gelassen¹⁾, d. h. die Fäden wurden nicht zugezogen.

Das schnüren und einbinden der Frauen erreichte an dem Schlusse des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts den Höhepunkt. Ein Dichter der Zeit sagt in einer Reimerei „von den newen sitten“ folgendes darüber²⁾: „Vor Zeiten zwängte man Leib und Gewand nicht zusammen. Das hat sich jetzt ganz verändert: die Frauen binden sich nun selbst an Leib und Armen. Das möge Gott erbarmen, dass sich heute ein zartes Weib selbst den hübschen Leib bindet, so dass sie nicht sich rühren kann, gleich dem, als wär' sie in einen Sack gestossen und gebunden.“ Man sieht also, dass die moderne unanständige und hässliche Mode der gebundenen und geschnürten Röcke nicht einmal neu ist.

Diese enganliegende Tracht veranlasste von der Natur dürftig ausgestattete Frauenzimmer, dort nachzuhelfen, wo die Rundung fehlte. Der österreichische Herold und Sittendichter Peter Suchenwirt, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts blühte, wirft den eitlen Weibern vor, dass sie die Seiten mit Baumwolle umlegen, wenn sie daran zu mager sind³⁾. Der alemannische Dichter von des Teufels Netz, der wahrscheinlich gegen 1420 seine satyrische Dichtung verfasste, rügt, dass sich die edlen und vornehmen Frauen schnüren und grosse Bausche an sich machen, so dass sie, wenn sie auch hinten gleich einem Brete seien, dadurch nun dick und voll erscheinen. In der Nacht hange freilich jener Theil dann auf der Stange⁴⁾. In Thüringen waren um 1400 ähnliche Polsterungen Mode⁵⁾.

Wenden wir uns nun zu dem Gürtel, der seit alter Zeit ebensowohl für die Kleidung nothwendig als zum Schmuck beliebt war.

1) Wigal. 10550.

2) Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, S. 676.

3) Von den sieben Todsünden 46.

4) Teufels Netz 12084 f.

5) Stollens Chronik bei Haupt, Z. VIII, 469.

Eherne Gürtel über den weissen Röcken nennt Strabo (VII. 2, 3) bei Schilderung der Tracht der kimbrischen Seherinnen. Wir kennen diese mehr oder minder breiten aus Eisenblech geschnittenen, mannigfach verzierten Gürtel aus dem Orient, wie aus Europa als vielfach interessante Funde der Grabstätten¹⁾. Die festigende Unterlage bildeten Leder- oder Linnenstreifen. Noch in einem der fränkischen Frauengräber von Selzen in Rheinhessen lagen schräg über die Mitte des Gerippes Reste eines sehr dünnen, verzierten Bronzebeschlages, der zu einem schräg getragenen Gürtel gehört haben muss.²⁾ In den andern Frauengräbern daselbst hatten sich nur Lederstreifen von dem Gürtel erhalten und eherne oder eiserne Schnallen, oder auch dazu gehörige Bleche mit kettenartigen Gehängen, wie auch sonst in fränkischen, burgundischen und alemannischen Gräbern der merovingischen Periode vorkommen.

Dänische Frauengräber der Bronzezeit enthielten grosse runde eherne Platten mit einer hervorstehenden Spitze in der Mitte, die nach ihrer Lage Gürtelzierate gewesen sein müssen³⁾.

Der Gürtel der frühesten bestimmbarcn Jahrhunderte ergibt sich aus den deutschen Gräberfunden in der Regel als ein Gurt von Leder oder starker Leinwand, der mit Buckeln und einer Schnalle beschlagen war, oder auch bloss einen Beschlag hatte, an dem der Rinken mit Dorn sass.

Die Beschläge sind von Erz oder von Eisen, welches zuweilen mit Silber tauschirt ist. In der westlichen Schweiz kommen auch grosse Gürtelschnallen aus Eisen vor, die mit dünnen Silberstreifen belegt sind. Der barbarische Geschmack der merovingischen Zeit äussert sich daran reichlich. Es sind zickzackartige oder auch radförmige Ornamente, ferner das

¹⁾ Vgl. R. Virchow, Über die culturgeschichtliche Stellung des Kaukasus unter besonderer Berücksichtigung der ornamentirten Bronzegürtel, Berlin 1895, und meine Abhandlung: Grabalterthümer aus Klein-Glein in Untersteiermark, Grätz 1861, S. 25 ff. (Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark X).

²⁾ Lindenschmitt, Das germanische Todtenfeld bei Selzen, S. 14.

³⁾ Soph. Müller, Nordische Alterthumskunde, übersetzt von Jiriczek, Strassburg 1897, S. 275. f.

Bandornament, welches entweder zum schlangenartigen Geflecht sich verschlingt oder zum Korbgeflecht, endlich auch rohe Thier- und Menschenfiguren. Sie sind in das Metall eingegraben, seltener finden sich ausgeschnittene Ornamente, die auf eine Eisenplatte aufgelegt sind ¹⁾).

In fränkischen, sowie in alemannischen Frauengräbern begegnen wir sodann den zierlichen Kettengehängen, die durch ein ausgeschnittenes Blech an den Gürtel geschlagen sind. Die Kettchen bestehn aus Stangengliedern von zunehmender Länge, welche durch eiserne Knöpfchen mit Ringen verbunden sind und allerlei Zierstücke, z. B. durchbohrte römische Kaisermünzen und Scheiben aus Hirschhorn an den Enden tragen. In den schwäbischen Nordendorfer Gräbern sind die Gehänge eiserne Ringkettchen, die durch Kreuze oder auch durch Stücke im Schlangenornament unterbrochen werden und in ähnliche Zierstücke enden ²⁾).

Welche Gestalt die goldenen Gürtel hatten, in denen die Wandalen prangten, nachdem sie das reiche Nordafrika erobert hatten ³⁾, wissen wir nicht. Den schweren goldenen Gürtel, den die Frankenkönigin Radegund ⁴⁾ besass, dürfen wir uns wohl nach den oben erwähnten Fundstücken fränkischer Gräber als Ledergurt mit Goldbeschlägen und Goldketten vorstellen.

Die gemalten Frauenbilder vom 9. bis 13. Jahrhundert zeigen fast niemals den Gürtel; es scheint, als habe er sich unter das Obergewand versteckt und habe nur das Unterkleid umfassen. Trotzdem ist er durch jene Jahrhunderte hindurch als nöthige Umspannung der Weichen ⁵⁾ und zugleich als

¹⁾ Lindenschmitt, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, 6, 8. 7, 8. 8, 7. II. 6, 6. III. 3, 6. 11, 6.

²⁾ Lindenschmitt a. a. O. I. 4, 7. III. 8, 5. Raiser, Jahresbericht d. histor. Vereins für Schwaben-Neuburg. 1844. 45. Taf. I.

³⁾ Procop. b. vand. II, 7.

⁴⁾ Fortunati vita Radegund. c. 13.

⁵⁾ *ir gesüht nie âmeigen, diu bezgers gelenkes pflac dan si was dâ der gürtel lac* Parz. 410, 4. *ob der krenke si slôz manec reif* Ulrich Wilh. 137^b. *den gürtel ob der krenke* 146^b. *mit dem gürtel umbevungen an der krenke* Wolfr. Wilh. 155, 1.

Schmuck von oft sehr hohem Werthe getragen worden. Die Markgräfin Chunigunde von Steiermark schenkte 1166 dem Stifte Reun einen Hof an der Fischach, den sie von Burkard und Judith von Mureck um einen Gürtel gekauft hatte, welcher eine Mark Goldes schwer und mit sechzig Ellen Perlen besetzt war, und der einen Werth von sechzehn Mark Silber vertrat¹⁾.

Ausser den einfachen Gürteln aus einem Riemen oder einem festen Bande²⁾ mit Schnalle lassen sich die kostbaren und mit edlem Metall, Steinen und Perlen in schöner Arbeit geschmückten mittelst der Gedichte und urkundlichen Angaben durch die höfische Zeit bis zum Ende des Mittelalters verfolgen.

Unter den ledernen stunden die Riemen von Iberne, die aus irischem Leder gefertigten, in besonderer Beliebtheit bei den Frauen am Ende des 12. und in den Zeiten des 13. Jahrhunderts³⁾. Gewöhnlicher aber waren „die borten wol beslagen“, d. i. starke gewirkte Seidenbänder mit Metallbeschlag, die so haltbar waren, dass eine Brünhild einen Günther damit binden und an die Wand hängen konnte (Nibel. 587 f.).

Es werden drei nothwendige Stücke daran unterschieden: der borte, der rinke und der senkel⁴⁾. Der Senkel ist das durch den Rinken durchgezogene, gewöhnlich ziemlich tief hinabhängende Ende des Gürtels, der wie der eigentliche Borte mit Spangen beschlagen (Ottokar 7943) und namentlich an der Spitze durch Metall oder nach den Dichtern mit Edelstein gefestigt ward. Der Pleier beschreibt in seinem Meloranz (681 f.) und im Tandareis 13453 f. einen Gürtel, dessen Rinke ein Rubin war. Der Borte ist mit vielen Edelsteinen

¹⁾ Diplom. Run. I. 1, 116 im steir. Landesarchiv.

²⁾ Die verschiedenen Arten, das Gürtelband zu wirken, gibt Hug v. Langenstein, Martina 22, 10 ff. an.

³⁾ Erek 1558. Lanzel. 5798. Wigal. 10556. Krone 553. 8276. Eracl. 3805. Ottokar 7942.

⁴⁾ j. Titur. 5502 *der gürtel drier stücke ist rinke senkel porte.* — Wolfsl. D. VII, 93. Heinzel. Minnel. 705.

besetzt, in welche Sprüche eingeschnitten sind. Man las daran: „mannes langer mangel daz ist des herzen angel“ ¹⁾ und vorn an dem Strich: „dulcis labor, auf deutsch: minne ist sūeziu arbeit“. An der Spitze des Senkels befand sich ein langer Rubin ²⁾. Dieser Gürtel reichte mit dem Senkel bis auf die Erde, wenn ihn die Jungfrau trug. Ebenso fiel der in London (Lunders) gewirkte lange und schmale Gürtel, den Alize, des fränkischen Königs Ludwig Tochter besass, mit seinem Ende bis zur Erde ³⁾.

Der Edelsteinschmuck der Gürtel konnte durch die Natur der Steine nach dem Glauben des Mittelalters dem Schmuck ganz besondere Kräfte zu Gunsten des Trägers verleihen. Jener Gürtel, von dem Dietrich von Glaz sein Maere ⁴⁾ erzählte, der an beiden Enden mit mehr als fünfzig Edelsteinen geziert und mit Goldspangen beschlagen war, gab seinem Besitzer Ehre und Glück, Ansehen in der Ritterschaft, Unverletzlichkeit gegen Waffen, Feuer und Wasser und allzeit Sieg. Alles das bewirkten die Steine. Die Artusromane, z. B. der Wigalois ⁵⁾, berichten auch von solchen Wundergürteln.

Unser eigenes Alterthum kannte, unabhängig von der mysteriösen Wirkung der Edelsteine ⁶⁾, Gürtel, welche ungewöhnliche Stärke verliehen. Des Donnergottes Kraftgurte (megingjardar), welche seine Götterstärke um die Hälfte steigerten; der Gürtel des Zwergenkönigs Laurin, der ihm die Kraft von zwölf Männern verlieh; der Gürtel Brünhilds, der sie unüberwindlich machte, so lange sie ihn trug, und der sich mit dem jungfräulichen Gürtel bei ihr verflochten hat;

¹⁾ Das war ein als Inschrift auch sonst gebrauchter Spruch. Auf dem sogon. Becher der Margarethe Maultasch von Tirol in der Ambraser Sammlung in Wien steht: langer liebes mangel ist meines herzen angel: Steub, Drei Sommer in Tirol, S. 304.

²⁾ Heinzelin von Konstanz, Minnelehre 705, schildert einen Gürtel aus einer überall gleich breiten und dichten Borten, mit Perlen besetzt, die Rinke von Bernstein, das *vorder blech* ein Diamant.

³⁾ Wolframs Wilh. 154, 26.

⁴⁾ Der Borte, in v. d. Hagens Gesammtabent. n. XX.

⁵⁾ Wigal. 283 ff. 770 ff.

⁶⁾ Vgl. über diese in kurzem Lambel, Das Steinbuch, S. XXXI ff.

die Sieggürtel der Sagen¹⁾ weisen auf die sinnbildliche Bedeutung des Gürtels, der die Lenden des Kämpfers umspannt und von dem umgeben er seine Kräfte zusammenfasst zum höchsten, das er leisten kann²⁾.

Was die Gedichte von köstlichen Gürteln erzählen, wird durch urkundliche Stellen vielfach bestätigt, die zugleich darauf hinweisen, dass die alte Gürtelform sich bis in das 15. Jahrhundert und darüber hinaus erhielt. Elegante Mädchen (hübsche juncfrowen) pflegten sich mit zwei Gürteln zu gürten³⁾. Eine besondere Art vergoldeter Gürtel hiess in der Schweiz gegen Ende des 13. Jahrhunderts engerise⁴⁾. Überhaupt ward der Luxus mit diesem ebenso nützlichen als zur Zier geeigneten Stück, wie unsere früheren Angaben schon zeigten, so hoch getrieben, dass sich polizeilicher Eingriff auch hier aufdrängte. In Nürnberg wurde den Bürgern und ihren Frauen schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verboten, silberne Gürtel von höherem Werte als einer halben Mark zu tragen⁵⁾. Diese Silbergürtel waren Bortengürtel mit Silber beschlagen⁶⁾. In dem Verzeichniss der im Jahre 1450 den Breslauer Juden geraubten Sachen finden wir einen Gürtel mit zwanzig vergoldeten Silberspangen über einem buntfarbigen Seidenborten⁷⁾.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts war eine neue Art sich zu gürten und eine neue Erfindung von Gürteln aufgekommen. Man hiess dieselben Dusinge; sie wurden von Männern und Frauen getragen⁸⁾.

¹⁾ Grimm, Mythologie, 4. Ausg., III, S. 68.

²⁾ Über den Gürtel als Symbol bei Rechtshandlungen J. Grimm, Rechtsalterth. 157 f.

³⁾ Wackernagel, Altd. Pred. 45, 84.

⁴⁾ zonam deauratam quae vulgaritor dicitur engerise. 1294. Kopp, Urkunden 2, 149.

⁵⁾ Nürnberger Polizeiordnungen, S. 65 f.

⁶⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 324.

⁷⁾ Über den Aufwand mit Gürteln unter den Juden jener Zeit vgl. Berliner, Aus dem Leben der deutschen Juden, S. 9.

⁸⁾ Limburg. Chr. §. 145. Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterb. I, 603. Engelhardt, Staufenberg 93 ff. Das Wort dusing wird in einer Glosse armilla übersetzt, wohl aus Missverständniss. Handschriften der Limburg. Chr. haben duchsing, dupfeng als Nebenformen. Sie

Sie lagen meist um die Hüften¹⁾ und waren biegsame, gegliederte Metallgürtel, die nicht selten aus einer Reihe viereckiger oder runder Bleche bestunden. Zuweilen waren dieselben vollkommene Würfel, ihre vordere Fläche spitzte sich manchmal pyramidalisch zu. Für den Luxus war mit diesen Gürteln ein neues Feld geöffnet, das die Männer übrigens fleissiger ausbeuteten als die Frauen.

An den Dusings waren gewöhnlich Schellen oder Glocken angebracht, jener von den Männern besonders geliebte klingende Schmuck. Während die Frauen diese Mode sonst nicht mitmachten, trugen sie doch seit dem Ende des 14. Jahrhunderts sowohl an den Gürteln, als auch an Kleidern zuweilen Schellen. Auf dem einen Trachtenbild liegt der Schellengürtel um die Schultern²⁾, sonst umschliesst er die Weiche.

Den Ulmer Frauen wurden vom Rath der Stadt 1411 die silbernen und vergoldeten Gürtel mit Glocken und Schellen verboten³⁾. Die Lübecker Kleiderordnung von 1454 machte Classen nach dem Vermögen. Die reichsten Leute, welche wenigstens 4000 Mark besaßen, durften Dusings tragen; minder reiche mussten sich an goldener Kette oder einem beschlagenen Seidenborten genügen lassen⁴⁾. Auch hier spricht sich die Kostbarkeit der Dusings aus.

An dem Gürtel hing schon in früher Zeit nothwendiges Handgeräth an Riemen oder Schnüren: ein Messer in Scheide,

sind sämtlich etymologisch dunkel. Diese Gürtel wurden auch in Italien, Spanien und wohl auch in Frankreich getragen. — In Hefners Trachten II zeigt nur Taf. 94 einen Dusing bei einer Frau, bei Männern Taf. 22. 49. 57. 79. 85. 92. 94. 108. 110. 133. 159.

¹⁾ *der gürtel in rechter hoehe lac — denselben site hânt sie verlân und ist ein niuwer site komen — daz sie den gürtel senken und hin ze tal henken und gürten über die haeze sich* Keller, Altd. Erzähl. 677, 4.

²⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 71. vgl. ebd. Taf. 58. — Zwei Weichengürtel mit Schellen 1399 in der Ausstattung der Gräfin Agnes von Cleve, Mone, Anzeiger VI, 248. — Über Schellenbesatz an Gürteln und den sogenannten Seideln der Wienerinnen im Anfang des 15. Jahrh. Schlager, Skizzon, N. F. III, 326.

³⁾ Jäger, Ulm 511.

⁴⁾ Michelsen-Asmussen, Archiv I. 1, 79.

auch eine Schere und ein Nadelbüchsen. Funde in heidnischen Frauengräbern bezeugen es. Die Schlüssel, dieses Zeichen der Verwaltung des Hauses, sowie die Spindel trug die Frau ebenfalls am Gürtel. Es kam auch ein Täschchen¹⁾ oder kleiner Beutel hinzu, der in der höfischen Zeit als Almosenbörse (*ausmosniere*) diente, und worin auch das Riechfläschchen, wohlriechendes Gewürze²⁾, und was sonst von kleinen Sachen zur Hand sein sollte, verwahrt ward (Lanzel. 6050). Als Gahmuret seine Belakane heimlich verliess, steckte er den Abschiedsbrief in ihren Beutel, worin sie ihn auch fand (Parz. 55, 17). Diese Täschchen oder Beutel waren von Leder oder gewebtem Stoff gemacht, recht elegante von Seidenzeug (*pheller*), und boten natürlich Gelegenheit zu allerlei Besatz und Stickerei. Sie waren auch mitunter mit einem schliessbaren Bügel versehen³⁾. Der Luxus, der mit ihnen namentlich von den Männern getrieben ward, die im Mittelalter und besonders im 14. und 15. Jahrhundert weit putzsüchtiger als die Frauen waren, veranlasste zu obrigkeitlichen Einschränkungen. Auch die Salzburger Synode von 1386 (c. 6) verbot den Klerikern Gold- oder Silberverzierungen an den Gürteln und den Täschchen.

Über dem Rocke ward gewöhnlich der Mantel unmittelbar getragen, allein es fanden sich auch engere Obergewänder als Zwischenglieder. Am frühesten erscheint darunter der Kurzebold⁴⁾, dessen mit diesem Namen zuerst im 11. und

¹⁾ got. *puggs*; altn. *púngr*; ags. *pung*; ahd. *pfunc*; mhd. verschwunden; wahrscheinlich aus dem slavischen: asl. *pagva* corymbus. — ahd. *phoso*; mhd. *phose*; ags. *posa*; altn. *puss*, *posi*; slav. *pas* Gurt.

²⁾ Neith. 74, 16. Engelh. 516. Heinzel. ML. 496. — olfactoriola, vita S. Hathumodae bei Pertz. VI, 167 ad a. 874.

³⁾ Sie berühren sich dann mit den malhen, die freilich gewöhnlich den Roisesack und Koffer, aber auch die Gürteltasche bezeichnen. Nach Karlmeinet 135, 22 trägt Karl als sein Gepäck eine Lederflasche, der Schenke Dederich einen Sack, der alte David eine Malle mit Gold und Silber.

⁴⁾ mlt. *curcinbaldus*, *curceboldus*. Das Wort bezeichnete sonst im deutschen einen kurzen Mann und scheint scherzhaft auf das Gewand übertragen.

12. Jahrhundert in Glossen gedacht wird. Er war ein kurzes Gewand, im Schnitt der römischen Cyklas ähnlich, aber weit kürzer und gleich ihr als Staatskleid im Brauch (Roth. 4571. Eracl. 2385. Elisab. 525). Wenn wir Cyklas und Kurzebold gleich setzen, so wird er bereits an dem Staatsanzuge der Gemahlin Pipins, der Berhtrada, erwähnt; im 11. Jahrhundert erscheint die Cyklas einigemale unter den Prachtgewändern böhmischer Fürstinnen¹⁾. In Frankreich führte auch der Überwurf, den der Priester bei der Messe trägt, den Namen courtibaut. Im 14. Jahrhundert verschwindet der Kurzebold.

Als weites, ungegürtetes Oberkleid ist für die alte Zeit der Kittel zu erklären. Das Wort, dessen Abkunft dunkel ist²⁾, kommt samt der Sache nicht vor dem Ausgang des 13. Jahrhunderts vor. Es werden seidene und mit Bildwerk gestickte oder gewirkte Kittel erwähnt. Im 15. Jahrhundert scheinen besonders weisse Kittel bei Männern und Frauen beliebt gewesen zu sein. Sie deckten stets die ganze Gestalt und waren zuerst Festgewänder. In dem Gedicht „der Kittel“ (Meister Altswert 25, 16) wird ein seidener Kittel ohne Ärmel beschrieben: die Arme der Schönen waren „nackent blöz“. Als Haus- und Arbeitskleid kommt der Kittel erst später vor. Bei den Frauen ist dann der Rock, der vom Mieder getrennt und an demselben befestigt wird³⁾, darunter gemeint.

Ein Überrock ist die Suckenie; sie war, wie der Name zeigt, ursprünglich ein slavisches Kleid⁴⁾, das sich aber unter die abendländischen Völker weit verbreitet hatte, da es ausser bei den deutschen auch bei mittellateinischen, mittelgriechischen und französischen Schriftstellern⁵⁾ erwähnt wird.

¹⁾ Du Cango s. v. cyclas. — In Heinrichs Summarium (Germ. IX, 28) wird toga durch kurzebolt übersetzt.

²⁾ R. Hildebrand im D. Wb. V, 861 f.

³⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 1310.

⁴⁾ poln. *suknia*; böhm. *sukně* Weiberrock, von slav. *sukno* Wollentuch, Wollengewand.

⁵⁾ mlt. *soskania*; frz. *sousquenie*, *souscanie*; gr. *coukavia*. — mhd. gewöhnlich *suckenîe*, *suggenîe*.

Die Suckenie ist unzweifelhaft ein Oberkleid; sie wird mit dem Rocke zusammen erwähnt¹⁾ und war nach einer Stelle im französischen Roman de la Rose 2226 ff. ein besonders zierliches Kleidungsstück:

nul robe n'est si bele
que sosquanie à damoisele.

Zuweilen ward sie unmittelbar über dem Hemd getragen²⁾. Deshalb wird sie auch neben dem Mantel allein genannt³⁾. Zu dem vollständigen Anzuge gehörten aber Hemde, Rock, Suckenie und Mantel⁴⁾.

Die Männer trugen die Suckenie ebenfalls; an ihnen wird sie schon im 12. Jahrhundert erwähnt. (Gr. Rudolf *a*^b, 13.)

In Wien kam das Suckel noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter den weiblichen Kleidungsstücken vor; als pelzgefütterter Überzieher wird das Suklpelzl aufgeführt⁵⁾.

Die Rostocker Kleiderordnung von 1585 kennt die Suken noch unter den Anzügen der vornehmen Frauen⁶⁾.

Ein anderes Obergewand war der Surkôt, der nach seinem Namen⁷⁾ eine französische Erfindung war und von Männern wie Frauen über dem Rocke (*cote*) getragen ward. Worin er sich von der Suckenie unterschied, lässt sich nicht angeben; vielleicht durch seine Länge, denn er reichte, wenigstens im 15. Jahrhundert, bis auf die Füße (Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterb. IV, 295). Als er bald nach 1350 in der Lahngegend das Festoberkleid der Frauen war, hatte der Sorkeit weite Ärmel, war im Winter mit Buntwerk, im Sommer mit Zindel gefüttert und an den Seiten von unten aufgeschlitzt (Limburg. Chronik, §. 21). Die Kölner Synode von 1260 (can. 5) und die Mainzer von 1360 (c. 13)

¹⁾ Mei 40, 38. Meler. 645. Tandar. 475. Heinr. Trist. 4499. Mart. 18, 57. Grieshaber, Pred. 1, 70.

²⁾ Frauend. 347, 33.

³⁾ Frauentreue 361 (Colocz. Cod.). 391 (Lassbergs Liedersaal 1, 127).

⁴⁾ Martina 24, 55—59. mantel suckenie roc Heinr. Trist. 4497 f.

⁵⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 310.

⁶⁾ Frisch, Teutschlatein. Wörterb. II, 356.

⁷⁾ frz. *surcot*, *sercot*; mlt. *surcotium*.

verboten die sarchotes den Mönchen. Die Pelzfütterung scheint bei dem Surkôt besonders üblich gewesen zu sein¹⁾.

Wie der Surkôt war auch der Kursît oder Kursât durch Frankreich den Deutschen bekannt geworden; die Champagne²⁾ übernahm gleich Flandern die Übermittlung der Trachten. Der Kursît war ein Pelzoberrock, eine Kürsen³⁾, die mit Seide oder Wollenzeug überzogen, einen ziemlich weiten Überwurf bildete. Die Ärmel lagen eng an; der Überzug war nach den Dichtern gewöhnlich so kostbar gestickt, als das Pelzwerk wertvoll war⁴⁾. Gleich den Waffenröcken wurden die Kursite von den Rittern über dem Harnisch getragen. Als Frauengewand kommt der Kursât noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor⁵⁾.

Von den westlichen Nachbarn kamen auch die Tabarde oder Tapperte zu uns⁶⁾. Sie mögen ein rund geschnittener, langer Überwurf gewesen sein, von dem hinten ein langer Streifen auf die Erde fiel. Bereits 1281 wurden sie auf der Kölner Synode (c. 3) den Mönchen verboten; die Versammlung von Cambray erlaubte sie jedoch den Pfarrern beim Ausgehn. Gewöhnlicher wurden sie in Deutschland erst seit 1370: Männer und Weiber, edel und unedel, trugen sie. Die Frauen umgürteten dieselben in der Mitte mit dem Dusing; die Männer trugen sie in beliebiger Länge und mit grossen, weiten Ärmeln, die auf die Erde hingen⁷⁾. Noch im 18. Jahrhundert hiessen die hinten angesteckten mantelartigen Streifen an der Kleidung der protestantischen Geistlichen, über welche Fr. Nikolai, durch Chodowieckis Zeichnungen

¹⁾ Krone 6927. Walewein 979.

²⁾ *sin kursît ist ein schampeneis*, MSH. II, 80^b (Neith. XXIII, 19).

³⁾ Über dieses Wort R. Hildebrand im D. Wb. V, 2820 f.

⁴⁾ Eneide 1702. Parz. 270, 111. Lanzel. 885. Wigam. 865. 4459. 5532. Heinzel. ML. 689.

⁵⁾ Diefenbach, Novum Gloss. 343^b (Augsburg. Vocab. v. 1468).

⁶⁾ mlt. *tabardum*; span. *tabardo*; ital. *tabarro*; franz. *tabard*, *tabar*; deutsch *dapart*, *daphart*, *taphart*.

⁷⁾ Limburger Chronik, § 86. 145. Das von Engelhardt, Staufenberg, S. 77, beschriebene eigenthümliche Gewand der Fee scheint ein Tappert zu sein.

unterstützt, in seinem Sebaldus Nothanker sprach, Tapperte. Sie haben sich heute noch hier und da an der Kleidung der Kirchendiener erhalten.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen auch die Gugeln, Kugeln oder Kogeln¹⁾ in Brauch, die von den jungen Männern und den Frauen über den Kopf hängend getragen wurden. Die böhmischen Kogeln stunden den Frauen vorn in die Höhe über das Haupt, „wie man die Heiligen mahlet mit den Diademen“. Die Limburger Chronik, welche dieses zum Jahre 1389 verzeichnet, erwähnt der geknauchten (mit Knöpfen besetzten) zum Jahre 1362; dieselben hätten sich, sagt sie, dreissig Jahre gehalten. Jene Chronik erwähnt der zerschnittenen und gezottelten Kogeln, die vorn und hinten je einen Lappen hatten, die bis auf die Knie herabfielen, schon zum Jahre 1351²⁾. Fortgedauert haben sie nicht bloss im 15. Jahrhundert, sondern noch später; natürlich ganz abgesehen von der Mönchs- und Narrengugel. Es ist nur ungewiss, ob bloss die kapuzenartige Verhüllung von Hals und Kopf, oder nicht auch ein sich daran schliessender kurzer Mantel darunter zu verstehen sei. Für die Frauengugeln scheint letzteres der Fall zu sein³⁾.

Frauen und Männern gleichfalls gemein war die Garnasch oder Garnæsche. In Deutschland wenig im Brauch⁴⁾, wurde sie in Italien und Frankreich mehr getragen⁵⁾. Die Garnasch war ohne Ärmel, hatte vorn von unten nach oben einen Schlitz und war mit Pelz gefüttert.

Ein windisches Weiberkleid war die Gôdechse, die nur von Ulrich von Lichtenstein (Frauend. 218, 39) genannt wird.

— — — —

¹⁾ Aus mlt. cucullus, cuculla, vgl. R. Hildebrand im D. Wb. V, 1578. 2533.

²⁾ Limburger Chronik, §§. 21. 62. 145.

³⁾ Vgl. Schmeller, Bayr. Wb. I², 880. Vilmar, Hess. Idiot. 215. Lübben, Mittelniederd. Wb. II, 512.

⁴⁾ Sie wird nur Parz. 588, 17. Welscher Gast 454 erwähnt.

⁵⁾ ital. *garnaccia*; frz. *garnache*, *garnachette*; mlt. *garnachia*; vgl. Du Cange und Diez, Roman. Wb.

Nur aus Wiener Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts ist mir der Seidel bekannt worden¹⁾, ein kurzer Mantel mit blossen Ansätzen zu Ärmeln, den sogenannten Flügen oder Stumpfen, die zuweilen von anderer Farbe als der Seidel waren. Er ward von Männern und Frauen, von Laien und Geistlichen getragen und zuweilen mit Schellen verziert. Blau war die beliebteste Farbe an ihm; dann findet sich grau, braun, roth, gemengt und die „neue Farbe“ erwähnt, die wohl eine Bastardfarbe war. Im 16. Jahrhundert verdrängte ihn die Schaub.

Allgemeiner verbreitet und weit länger im Brauch waren die Kappen, weite Übergewänder mit Ärmeln, welche die ganze Gestalt von Kopf bis Fuss verhüllten²⁾. Über den Kopf war ein besonderer Theil in Art unserer Kapuzen bestimmt, der auch zurückgeschlagen werden konnte. Die Kappen waren für Reisen vorzüglich geeignet³⁾ und wurden von Frauen und Männern getragen. Der Schnitt war sehr weit und bequem; heute noch nennt man einen Mantel oder einen weiten Rock ohne Taille und Schnürung eine Kappe. Die Kappen wurden mit Ärmeln und Kopfhülle auch in Skandinavien gebraucht (Fornaldar s. III, 250). Ein beliebtes Zeug für sie war der Scharlach; doch kommen auch andere schöne Stoffe für die Kappen eleganter Reisender vor.

Eine kurze Kappe mit Kapuze war der chaperon oder deutsch entstellt Schaprûn, Schaperûn, der nur von Männern getragen worden sein mag.

Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts wurden auch die Juppen oder Joppen⁴⁾ von Männern und Frauen angethan, mit Ärmeln versehene Jacken, die nicht über den Gürtel

¹⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 310—313.

²⁾ Isidor. Etymol. XIX 31, 3 capa quia totum capiat hominem.
— Siegfrieds Tarn- oder Helkappe verbirgt die ganze Gestalt.

³⁾ Parz. 778, 19. Wigal. 8870. Krone 7719. Frauend. 40, 14. Meler. 11810. Apollon. 20156.

⁴⁾ Mhd. *jupe*, *juppe*, *joppe*, *juppel*. — mlt. *jupa*, *juppa*, *jupellum*, *jopella*; franz. *jupe*, von den spanischen Arabern entlehnt: span. *aljuba* Oberkleid, arab. *al djubbah*, baumwollenes Unterkleid: Weigand, D. Wh. I, 873.

reichten. Nach der Erzählung vom Zaubermantel fährt der einen Dame jener Mantel, obschon sie sehr klein war, so zusammen, dass er zur Juppe ward und ihr nicht „für den gürtel nider gie“ (Lanzel. 6062).

Ein joppen- oder jackenartiges Stück war auch der oder das Warkus¹⁾, der übrigens gleich dem Wambeis (Wambes, Wammes, Bombasium) meist von Männern getragen ward. Der Nürnberger Rath verbot aber den Bürgerinnen im 14. Jahrhundert „remysches wargus“ oder irgend welch Gewand, das mit Gold oder Silber verziert sei²⁾.

Was für ein Obergewand der in Bamberger und Nürnberger Schriften vom Anfange des 14. Jahrhunderts genannte Mursnitz³⁾ gewesen ist, bleibt zur Zeit dunkel. Er war von Rock und Hemd unterschieden und aus Leinwand gemacht, wie die Nürnberger Verordnung schliessen lässt.

Wir wenden uns jetzt zu dem Mantel. Zwar mit lateinischen Namen bezeichnet⁴⁾, ist er doch ein altgermanisches Gewandstück, dessen Gebrauch bei Männern und Frauen in die älteste Zeit hinaufreicht. Als ein viereckiges Stück Zeug (dem römischen sagum gleich), das mit einer Spange oder einem Dorne zusammengehalten wird, hing er von den Schultern. Die Frauen trugen ihn gern aus Leinwand. Wir haben darüber schon bei Schilderung der ganzen Tracht geredet (II. 207. f.).

Der Mantel blieb durch die Jahrhunderte zum vollständigen Anzuge und daher zum Festgewande gehörig. In älterer Zeit scheint er auf der linken Schulter befestigt oder wenigstens über derselben durch die Spange zusammengehalten zu sein, wie solches an fürstlicher Tracht bis in das 11. Jahrhundert nach byzantinischem Vorbilde bemerkbar ist. Seit dem

¹⁾ mlt. warkocum, wardecocium, gardacorsium (gardecorps).

²⁾ Nürnberger Polizeiornungen, herausg. von Baader, S. 66.

³⁾ Renner 415. Nürn. Poliz. 60.

⁴⁾ mantilium mantelium mantellum, tegumenti humeralis genus quo brachium manusque involvebantur, Festus. — mantum Hispani vocant quod manus tegat tantum, est enim brevis amictus, Isidor. orig. XIX, 24.

12. Jahrhundert schloss man ihn mitten über der Brust oder verband die beiden Theile der Spange an den Schulterenden des Mantels durch ein Band, in das beim Gehen oder im Stehen oder sitzen gewöhnlich der Daumen geschlagen ward.

Gleich dem Rock war der Mantel weiter und länger und faltenreicher¹⁾ geworden und bot den Frauen ebenso wie den Bildhauern und Malern Gelegenheit zu schönem Faltenwurf. Mit der linken Hand oder mit dem linken Ellbogen heraufgezogen, fiel er malerisch hernieder.

Der Mantel als Staatskleid von Männern und Frauen der vornehmen Welt ward von kostbaren Stoffen gemacht und mit Borten, Perlen und Edelsteinen besetzt; innen war er mit kostbarem Pelzwerk²⁾, im Sommer zuweilen mit Seide oder feinem Wollstoff gefüttert. Über die Spangen werden wir beim Geschmeide handeln.

Gegen Wind und Wetter diente der Mantel aus derbem Wollenzeuge. Zur Zeit Karls des Grossen³⁾ waren die friesischen Mäntel, die hinten bis zu den Füßen gingen, vorn aber nur bis über die Knie reichten, verbreitet. Im Wolf Dietrich (A. 79) wird ein Regenmantel erwähnt, der von den heute noch in den bayrisch-österreichischen Alpenländern getragenen in Schnitt und Stoff nicht verschieden sein mochte.

Die Heuken (Hoiken), welche aus Frankreich⁴⁾ stammten und im 14. Jahrhundert über die Niederlande nach Nieder- und Mitteldeutschland sich verbreiteten⁵⁾, waren ein mantel-

¹⁾ *sô manegen rîchen mantel tief unde wît* Nibel. 1309, 2. *die mântel der frouwen lanc tief unde wît* Eracl. 1953.

²⁾ Den Mantel, den die Tochter des Markgrafen von Brandenburg bei ihrer Vermählung mit dem Sohne K. Belas von Ungarn 1261 trug, schildert Ottokar 7925 als von schwerer Seide mit eingewebten goldenen Bildern, mit weissem Hermelin gefüttert, am Halse mit Zobel besetzt, vorn herunter ging eine breite Leiste von Perlen und Edelsteinen.

³⁾ In dem Capitulare von 808, c. 5, verordnet Karl d. Gr. als höchsten Preis eines sagellum duplum 20 solidi, für ein simplum 10 solidi.

⁴⁾ Frz. *huque, heuque*; mlt. *huca*.

⁵⁾ Limburger Chronik, §§ 21. 27. 86. Lübben, Mnd. Wb. II, 281 f.

artiger, aber geschlossener Umhang. Sie wurden an der rechten Schulter, wo sich der Schlitz für das bequeme Anziehen befand, entweder zugeschnürt oder zugeknöpft. Eine andere Art hiess Glocken; sie wurden über den Kopf durch das Hauptloch gezogen und waren entweder rings geschlossen oder vorn mit einem Einschnitt versehen, der zugeknöpft werden konnte. Die Heuken wurden von Männern und Frauen seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts getragen.

Zu dem vollständigen Anzuge gehörten ferner die Handschuhe¹⁾. Bei den rauen Wintern der germanischen Länder mochten sehr früh Bedeckungen der Hände durch Fell- oder Wollenhüllen üblich geworden sein, aus denen dann der Faust- oder Klotzhandschuh hervorging, an dem nur für den Daumen ein Fingerling ist. Die Eisenhandschuhe des nordischen Donnergottes, mit denen er die Blitze schleuderte, ebenso die Handschuhe der Riesen dachte man sich in dieser Art²⁾. Diese Fäustlinge aus Pelz oder Wolle haben sich bis heute unter uns erhalten. Ihr mittelalterlicher deutscher Name war *hendelinc*³⁾ oder *viustelinc*⁴⁾; sie wurden besonders von Bauern getragen.

Auf den frühen und allgemeinen Gebrauch der Handschuhe weist ihre Verwendung als Rechtssymbol⁵⁾. Durch Darreichung oder Übergabe eines Handschuhes ward die Gewalt über Personen oder Sachen übertragen; daher finden wir diese symbolische Handlung bei der Verlobung, bei der Überweisung von Besitzthum und bei Ertheilung von Vollmacht. Andererseits bedeutete das Hinwerfen eines Handschuhes die Aufkündigung des Friedens; es geschah also bei der Bannung und der Fehdeankündigung.

Man unterschied die Winterhandschuhe von Pelz, namentlich von Schaffell (*muffulae vervecinae* oder *mitanae*)⁶⁾

¹⁾ Heinrichs Pfaffenl. (704) 695. Athis (*). 74. Ebernand 4753.

²⁾ Mein Altnord. Leben 177.

³⁾ Seifr. Helbl. 2, 69.

⁴⁾ Stricker, Kl. Ged. 3, 75.

⁵⁾ Grimm, Rechtsalterth. 152—155.

⁶⁾ Capitul. Aquisgran. a. 817. c. 22.

und die Sommerhandschuhe (wanti)¹⁾. Die Sommerhandschuhe waren von Zeug, die feinen von Seidenstoff oder auch von Leder; die ledernen dienten namentlich auf Reisen und zur Jagd. Wie diese noch heute zugeschnitten und zusammengenäht werden, so ist das auch bei denen aus Zeug früher der Fall gewesen. Die rothseidenen Handschuhe des alten deutschen Kaiserornates bezeugen es, die überdies mit Gold- und Perlenstickerei und emaillirten Goldbeschlügen geschmückt sind. Neben die zusammengenähten traten dann die gewirkten, welche für den bischöflichen Ornat gefordert wurden.

Gestickte Frauenhandschuhe sind seit dem 11. Jahrhundert bezeugt²⁾; es mögen seidene gewesen sein, die auch in der höfischen Zeit für die elegantesten³⁾ galten. Stickerei⁴⁾ blieb an ihnen beliebt sowie die weisse Farbe⁵⁾. Je mehr Werth auf weisse Hände gelegt ward, um so unentbehrlicher wurden die Handschuhe. Der eifersüchtige Graf Archimbald von Bourbon erlaubte seiner Frau nicht, selbst wenn sie in der Kirche zum Opfer ging, ihr Gesicht zu entschleiern und die Handschuhe auszuziehen, wie uns der Roman von Flamenca erzählt.

Die feinen Gesellschaftshandschuhe wird wohl das weibliche Geschlecht auch bei Besuchen und während geselliger Zusammenkünfte anbehalten haben, wie das für den Norden bezeugt ist⁶⁾. Anders verhielt es sich mit den ledernen Männerhandschuhen. Diese mussten samt Mantel, Hut, Schwert, Messer und Sporen vor dem Eintritt in ein fremdes Gemach abgelegt werden⁷⁾.

„Hirzîniu hiute sint ze hantschuohen guot, der dem leder rehte tuot“, heisst es in der Kettenreimerei eines Dichters

¹⁾ muffula wie mitana bezeichnet den Fausthandschuh; muffula und wantus stehen sich als Klotz- und Fingerhandschuh gegenüber wie frz. moffle et gant.

²⁾ Muratori, Antiquit. 3, 648.

³⁾ Frauend. 166, 29. Venetianische Handschuhe, Helbl. 2, 69.

⁴⁾ Heinr. Pfaffenl. 695 (704).

⁵⁾ Wigal. 1428. Lancel. 2599. Heinzl. ML. 489. Fornaldars. 3, 222.

⁶⁾ Altnord. Leben 177.

⁷⁾ Konrads v. Haslau Jünglinge 712. 720. Altnord. Leben 178.

vom Bodensee aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts¹⁾. Diese hirschledernen Handschuhe, die in der Art der Stulpen geschnitten waren, wurden von den Frauen bei der Falkenjagd²⁾ getragen, so wie die Männer sie auch beim Fechten anzogen³⁾. Auf dem Bilde der Manessischen Liederhandschrift zu den Gedichten des Kunz von Rosenheim hat die Schnitterin bei ihrer Arbeit Stulphandschuhe an⁴⁾. Friedrich von Hausen ist in der Weingartner Handschrift⁵⁾ als Seefahrer in Reisekappe mit weissen Stulpen abgemalt.

Nach sächsischem Landrecht durften Richter und Schöffen beim Gericht unter Königsbann keine Handschuhe anhaben, ebensowenig wie Kappen, Hüte oder Hauben und geschlossene Mäntel (Sachsenp. III. 69, 1). Es ist der sinnliche Ausdruck für die Ehrlichkeit und Offenheit ihres richtens.

Wollene Handschuhe gehörten zur Tracht des armen Mannes. „Zween Wollenhandschuhe und eine Mistgabel sind die Busse für einen Tagelöhner“, heisst es im Sachsenspiegel (III. 45, 8).

Zu allen diesen Gewandstücken kam als Verzierung noch das Geschmeide. Die Germanen haben sich früh auf die Verarbeitung der Erze verstanden, wie am besten die ihnen gehörigen Funde aus der Bronzeperiode beweisen. Denn wenn auch Tacitus sagt, dass sie nur wenig Eisen und gar kein Gold oder Silber gegraben hätten, weil sie die Arbeit zu beschwerlich und des freien Mannes nicht würdig dünkte (Germ. c. 43), so bewies doch der treffliche Spiess, den sie führten, den Römern (Tacit. Germ. 6), dass sie sich auf gutes Schmieden ausgezeichnet verstunden. Die Wandalen hatten den Ruf besonders trefflicher Waffenschmiede (Cassiod.

¹⁾ Lassberg, Lieders. Nr. 248, 144.

²⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 15. 23. 32. 43. Eine solche chirotheca ad accipitrem kostete nach Wolfgers v. Passau Reiserechnung, S. 3, 6 Denar.

³⁾ v. d. Hagen a. a. O., Taf. 29. — Neith. 75, 13.

⁴⁾ v. d. Hagen a. a. O., Taf. 43.

⁵⁾ Pfeiffers Ausg., S. 10.

var. 5, 1), und die Langobarden genossen unter Alboin denselben Ruhmes (Paul. diac. 1, 27).

Auch der Erzguss und die Gold- und Silberschmiedekunst war ihnen vertraut. Allerdings könnte es scheinen, als ob nur Römer und Kelten, Mittelfreie oder Hörige, diese Arbeit im Dienste der Germanen in den eroberten Provinzen geübt hätten. Allein schon der Umstand, dass die germanische Mythologie Untergötter und Halbgottheiten die trefflichsten Schmiede sein lässt, bezeugt, dass jene Künste auch von den freien Germanen getrieben wurden. Wieland, der Waldgott, der sich eine Schwanjungfrau vermählt hatte, lud durch seinen Reichthum und durch seine Kunst den Neid des König Neithart (Níðuðr) von Schweden auf sich. Er wird in der Nacht gefangen genommen, wird gelähmt und auf eine kleine Insel in eine einsame Werkstatt gesetzt, wo er Schwerter und Bauge, Brustspangen und Ringe und andern Schmuck dem Könige schmieden muss, bis er Gelegenheit findet, sich an demselben auf das grausamste zu rächen und zu entfliehen. Die Zwerge ferner behielten den Ruf ausgezeichneter Schmiede bis in die heutigen Volksagen hinein. Weisheit und Schlaueit war allen diesen Wesen eigen; wie sie das rothe Gold und das dunkle Erz zusammenschmelzen und schlagen, so schmieden sie auch klugen scharfen Rath. Unter den jüngeren Gebilden der nordischen Mythen erscheinen zwei weibliche Vergöttlichungen des Frauenschmuckes: Hnoss und Gersemi, d. i. Vertreterinnen der reichgeschmückten Frau. Die Gestirne aber dachte man sich als prächtiges Geschmeide auf Freyjas schöner Brust.

Die erste Stelle unter den Schmucksachen nahmen die Bauge¹⁾ ein, jene grossen Ringe um Arm und Hals, die das Verlangen von Königen und Dienstmannen, von Helden und Sängern gewesen sind. Sie galten als die beste Gabe, die gegeben werden konnte. Baugfreund (bôgwini) hiess alt-sächsisch der getreue Gefolgsmann. Als stehende Beinamen

¹⁾ ahd. mhd. *bouc*, armilla, dextrale, brachiale. alts. *bôg*, ags. *beág*; altn. *baugr*.

hatten die Könige in der alten Dichtersprache die Benennungen: Bauggeber, Baugbrecher und Baugvertheiler ¹⁾; über Bauge walten hiess reich sein. In den Schatzkammern der Fürsten lagen hunderte dieser Ringe aufgehäuft, sie hiessen daher auch Hüter der Ringschätze (*beáhhorda weardas*). Denn wie heute die edeln Metalle in Barren bewahrt werden, so liebte unser Alterthum sie in Ringform zu bringen. Der Ring war ein Werthstück von bestimmtem Gewicht und vertrat im Verkehr das Geld. Er ward gewogen, und für kleinere Werthe unterlag er der Theilung je nach dem Bedürfniss. Die Verwendung der Goldspiralen als Geld durchzieht unsre ganze Vorzeit ²⁾. Hier heben wir nur einzelnes heraus.

Als Walther von Aquitanien dem Hunnenkönige Etzel entflieht, nimmt er so viel Bauge aus dessen Schatz, dass er dem Frankenkönige Günther hundert als Ehrengabe bieten kann. Freunde tauschten ihre Armspangen unter einander. Hildebrand, Dietrichs von Bern Waffenmeister, kehrt mit dem Herrn aus langer Verbannung heim. Da begegnet ihm sein Sohn Hadubrand: er erkennt ihn, der ihm aber keinen Glauben schenken mag, und reicht ihm auf des Schwertes Spitze seine gewundenen Bauge, die aus byzantinischen Goldmünzen geschlagen waren. — Algis, der Sohn des letzten Langobardenkönigs Desiderius, war ein starker, kühner Mann. Er kam auf Kundschaft an Karls des Grossen Hoflager nach Ticinum und sass unerkant mit zur Tafel. Als Karl aufstund, sah er unter dem Orte, da jener gesessen hatte, einen ungeheuren Haufen Knochensplitter. Erstaunt fragt er, wer dort ass, und erfährt, es sei ein Mann gewesen, der Bären- und Rindsknochen wie Hanfstengel zerbiss. Da erräth der Kaiser, dass es Algis war, und fordert, dass man ihm den bereits entfernten zurückbringe. Ein Franke erbietet sich

¹⁾ alts. *bôggeþo*; ags. *beága brytta*; altn. *baugbroti, hringbroti, briotr gulls, deilir gulls, baugaspillir, baugadeilir*.

²⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Z. IX, 551. Soetber in den Forschungen z. deutschen Gesch. I, 229 ff. v. Kiss, Die Zahl- und Schmuckringelder. Wilda, Strafrecht der Germanen 300.

dazu, wenn Karl seine Armbrüge ihm anvertraue, damit er mit ihnen den Langobarden locken könne. Der König gibt sie und jener setzt dem Feinde nach. Er trifft ihn auf dem Flusse im Boote und ruft ihm freundlich zu: „Karl schickt dir hier seine Brüge zum Geschenk; er tadelt dich zugleich, dass du so heimlich aufbrachst. Aber komm an das Ufer, damit ich dir sie gebe.“ Der Franke hatte die Spangen auf seinen Ger gesteckt und Algis errieth die Hinterlist. Rasch ergriff er seinen Schaft, steckte seine eigenen Armringe darauf und nahm die gereichten, während er die seinen auf des Franken Ger schob¹⁾. „Mit dem Gere reichst du sie, mit dem Gere empfangen ich sie. Schickt mir Karl die Gabe auch mit Hinterlist, so will ich sie unvergolten nehmen; bring ihm meine Brüge als Ehrengabe.“ Der Franke sah den Feind gerüstet und wagte nicht den offenen Kampf; er ging zurück und brachte dem Könige die Ringe, die aber für Karls kräftigen Arm zu gross waren, denn statt am Oberarm zu haften, fielen sie ihm über die Schultern hinauf. Da erstaunte er und rief: „ich achte es fürwahr fortan als kein Wunder, dass jener Mann die stärksten schlägt“. Und er fürchtete den jungen Langobardenfürsten seitdem mehr denn früher²⁾. —

Auch Frauen theilten Brüge als hohe Gaben aus. Als Siegfried nach Worms kam, Kriemhild zu verkünden, dass ihr Bruder Günther mit der gewonnenen Braut nahe, und als er einen Botenlohn verlangt, reicht ihm die Fürstin vierundzwanzig Armspangen (Nib. 522). Beim Abschied der Burgunden von Bechlarn spannt die Markgräfin Gotelind dem ritterlichen Spielmann Volker von Alzei zwölf Brüge um die Hand (Nib. 1644). Der Beispiele liessen sich noch viel bringen, worin die Armringe als Ehrengaben erscheinen und wobei zugleich ihr stofflich hoher Werth sich darstellt. Als der vielgewanderte Dichter Widsið an den Hof seines heimischen Fürsten Eädgils zurückkehrte, reichte er diesem zum Dank,

¹⁾ Vgl. hierüber J. Grimm, Über schenken und geben, S. 20 (Kl. Schriften II, 199 f.).

²⁾ Chron. Novalic. III, 21. 22.

dass er ihm das väterliche Gut wieder gab, den goldenen Baug, den ihm Ermanrich, der grosse Gotenkönig, als Sängerlohn gegeben hatte. Ealhhild, die Gemahlin des Myrgingerfürsten, schenkte ihm aber einen andern ¹⁾. Das höchste Lob, das ein Dichter einem Fürsten spendete, war das, welches jener angelsächsische Wandersänger dem langobardischen Albwin gab, dass keines andern Hand so leicht, keines andern Herz so freigebig an Ringen und leuchtenden Baugen gewesen sei ²⁾. So vermag denn auch der ritterliche Dichter Rudolf von Rotenburg seine Liebe nicht höher zu schildern, als dass er sagt, die Geliebte sei ihm theurer denn alle griechischen Bauge (MSH. 1, 87^a). Wie hoch dieses Schmuckstück angesehen war, beweist auch, dass Eide auf den Ring abgelegt wurden, der in den nordischen Tempeln auf dem Gestell der Götterbilder lag und mit Opferblut geröthet von dem Priester dargeboten ward ³⁾, und dass die nordgermanischen Priester (goðar) ebenso wie die heidnischen gotischen (also wohl alle heidnischen germanischen) stets einen Armring für ihre Amtsverrichtungen ⁴⁾ an sich trugen.

Über die verschiedenen Formen der Armringe, die um den Ober- wie um den Unterarm und das Handgelenk getragen wurden, zu handeln, halte ich hier nicht für meine Sache. Die Stoffe waren Erz und Gold, Eisen und Silber, ferner Glas ⁵⁾. Als Formen erscheinen halbrund getriebene Goldringe, entweder geschlossen oder halb offen, mit oder ohne Ansatz von Schlussknöpfchen ⁶⁾. Die Enden des mehr reifenartigen

¹⁾ Widsið 88—102. Cod. Exon. 324, 1—22.

²⁾ Widsið 70. f. Cod. Exon. 322, 30 ff.

³⁾ J. Grimm, Rechtsaltorth. 895. K. Maurer, Bekehrung des norweg. Stammes 2, 221 f. Die Antiquare halten die goldenen offenen Armringe für Eidringe, vgl. u. a. Verhandl. der Berliner Ges. f. A. E. u. U. 1890, S. 294 f.

⁴⁾ Müllenhoff bei Haupt, Z. XVII, 429.

⁵⁾ Lindenschmitt, Alterthümer II, 9. Taf. 3 Muster gläserner Armringe.

⁶⁾ z. B. Lindenschmitt, Alterthümer I, 6. Taf. 4. Worsaae, Afbildninger fra d. k. Museum i Kjöbenhavn, S. 48 f. 86 f.

Bandes laufen in jüngerer Zeit¹⁾ verstärkt aus und sind mannigfach verziert. Es finden sich ferner cylindrische Arm-bänder von Erz mit allerlei Formenverschiedenheit²⁾; sodann die Armringe aus spiralischem, starkem Draht von Erz, Gold und am Ende der heidnischen Zeit aus Silber von sehr verschiedener Zahl der Windungen und abweichender Art der Behandlung der Enden.

Die stätigsten zwei Formen sind die halb- oder ganz-runden geschlossenen oder halboffenen eigentlichen Bauge, und die spiralischen Drahringe, die *wuntane bouga* des Hildebrandliedes. Als Held Rudlieb³⁾ von dem grossen Könige in Afrika scheidet, empfängt er unter den Abschiedsgeschenken zwölf kunstreiche Armringe: acht waren ganz gediegene (nicht hohlgegossene und mit Blei gefüllte) geschlossene Bauge mit Schlangenköpfen, vier aber spiralische Arm-bänder. Von diesen beiden, für das 11. Jahrhundert dadurch gesicherten Formen hat die erste mit allerlei Änderungen fortgedauert. In der höfischen Zeit kamen die Armringe der Männer ausser Mode, wenn sie auch nicht ganz verschwanden. Sie wurden fortab wesentlich ein weiblicher Schmuck.

Die Fingerringe finden sich oft. Der älteste Name dafür war Fingergold⁴⁾, wenigstens nach dem gotischen und nordischen zu schliessen. Hochdeutsch ward der Fingerring, nicht nach dem Stoff beschränkt, das Fingerlein⁵⁾ genannt, gewissermassen das Kleine, das Kind des Fingers, welches dieser trägt.

Die deutschen Grabfunde zeigen die einfache Reifforn oder die im Bronzealter beliebte spiralförmige, ferner in mero-

¹⁾ Nach Lindenschmitt, ebd. I, 12. Taf. 6, wären in der mero-wingischen Periode Armringe mit Sicherheit nur in Frauengräbern gefunden worden.

²⁾ z. B. Lindenschmitt II, 1. Taf. 2. Worsaae, Afbildninger, S. 50.

³⁾ Rudl. 5, 332 ff.

⁴⁾ got. *figgragulþ*; altn. *finrgull*.

⁵⁾ ahd. *fingeri*; mhd. selten *vingerin* und *ringeride*, gewöhnlich *ringerlin*.

wingischer Zeit häufig die des römischen Siegelringes¹⁾. Die Platte ist, soweit wir nach fränkischen Belegen urtheilen dürfen, mit barbarischen Ornamenten, mit Kreuzen, mit Inschriften und mit Nachbildungen römischer Münzen geschmückt²⁾. Die edlen Steine in den Ringen gaben denselben nach dem Glauben des Mittelalters oft Wunderkraft³⁾. Statt der Steine kam schon in heidnischer Zeit Glasfluss oder eine Metallmischung vor. Im 13. und 14. Jahrhundert war die beliebteste Form eine viereckige, kastenartige Fassung des Steines, der Reif innen flach, aussen mit einem Grat⁴⁾.

Der Stoff war nicht bloss Gold oder später Silber, sondern auch eine Kupfermischung, und Zinn mit Zusätzen von Kupfer und Blei⁵⁾, ausserdem Glas. Die gläsernen waren natürlich sehr wohlfeil, und wurden von ärmeren (Walth. 50, 12), sowie von Kindern getragen, machten übrigens, da sie schon wegen ihrer Zerbrechlichkeit⁶⁾ viel verbraucht wurden, einen guten Handelsartikel⁷⁾. An solche gläserne oder an Ringlein von unedler Mischung, höchstens von Silber, werden wir wohl bei denen zu denken haben, welche die Jungfrauen der Königin Herzelöude an Schnüren trugen (Parz. 123, 29), ebenso bei den drei Pfund Fingerlein, welche

¹⁾ Eine kurze Übersicht über die Entwicklung der deutschen Fingerringe gab Essenwein in d. Mittheil. aus d. Germ. Nation.-Mus. I, 214 f. Abbildungen aus dem Bronze- und dem älteren Eisenalter bei Worsaae, Afbildninger, S. 47. 75.

²⁾ Vgl. Lindenschmitt a. a. O. I, 11. Taf. 8.

³⁾ Eine Anzahl Gedichtstellen hierüber sind verzeichnet in Benocke-Müllers Mhd. Wb. III, 323^a.

⁴⁾ Mittheil. aus d. Germ. Nation.-Mus. I, 215. Nürnberg 1886.

⁵⁾ So schon in den Gräbern von Ebringen im Breisgau: Schreiber, Hünengräber, S. 36.

⁶⁾ Von dieser Unzuverlässigkeit das Sprichwort *Annulus ex vitro vitreo debetur amico* (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXVII. 2, 7) oder, wie Bischof Salomon III. von Konstanz (Anf. d. 10. Jahrh.) zu sagen pflegte: *Vitrei amici vitro sunt donandi*.

⁷⁾ In der Zollordnung der Gräfin Margarethe von Flandern von 1252 (Ennen, Quellen II, 319) zählt ein *vas annulorum vitreorum* vel *cista 4 Denare* Maut.

das thörichte Mädchen in dem Mære vom Häslein in ihrem Schrein verwahrte ¹⁾. Diese Ringlein dienten auch zu allerlei Spielen ²⁾.

Die Halsringe oder Halsbauge ³⁾ der ältesten Form aus der Bronzezeit erinnern an den gallischen und römischen Torquis. Es sind der Weite des Halses entsprechende biegbare Ringe, deren Enden entweder gegeneinander stossen, oder ineinander greifen oder auch spiralartig übereinander liegen. Die Arbeit des Ringes ist verschieden: wir finden glatte und gedrehte Stäbe, sowie hohlgegossene dickere und zur Mitte anschwellende Reife. Allerlei Verzierung durch aufgesetzte runde Platten, durch Emaille und durch Thonperlen ⁴⁾ sind angebracht worden.

Ausser diesen Ringen, welche mit der heidnischen Zeit verschwunden zu sein scheinen, gab es manche andre Halszierden. Die ältesten sind die aufgereihten Halsbänder, welche aus natürlichen durchbohrten Steinchen, Thonkügelchen, Beinstückchen, Muschelschalscheiben und Zähnen bestehn, die auf Fäden gerigen, in doppelter oder einfacher Windung den Hals umgaben. Zwischen die Steinchen, Zähne oder dergleichen waren zuweilen Ringlein oder kleine Metallplatten geschoben. Auch Bernstein kommt früh in diesen Halsbändern vor. Kleinere Stücke davon wurden durch grössere Perlen unterbrochen. Diese Schmuckart gehört der ältesten, der Steinzeit, an ⁵⁾, in deren jüngeren Periode bereits Germanen in Skandinavien gesessen zu haben scheinen.

¹⁾ v. d. Hagen, Gesamtabent. Nr. 21, 90.

²⁾ *der vingerlîn spiln* Mære vom Schlegel 321. *vingerlîn snellen* Parz. 368, 12. Wilh. 327, 8.

³⁾ *halsbougā*, *circuli aurei e collo pendentis* Graff III, 39. ags. *healsbeig*.

⁴⁾ Diese Verzierung erscheint an Halsringen der Schweiz, Schwabens und des Elsasses, vgl. Lindenschmitt I, 6. Taf. 3.

⁵⁾ Schreiber, Hünengräber 33 f. Klemm, Alterthumskunde 66 f. Lindenschmitt a. a. O. II, 8. Taf. 1. Worsaae, Afbildninger, S. 15. Zeitschrift f. A. E. u. U. XXVII, 352 f.

Vom Orient her sind die Glasperlen an die Küsten der deutschen Meere gekommen; dieselben bildeten noch im 10. Jahrhundert einen arabischen Ausfuhrartikel dorthin¹⁾.

In Skandinavien wurden auch die byzantinischen (constantinischen) Medaillen und Goldmünzen, welche durch den Handel dorthin kamen, mit Öhren am Halse getragen. Ebenso die Goldbracteaten, welche sehr rohe Nachbildungen der südlichen Münzen sind, und sich im nördlichen Deutschland, häufiger aber in Skandinavien finden, und im 5.—8. Jahrhundert n. Chr. dort angefertigt worden sind²⁾.

Zuweilen kommen eine Anzahl Münzen oder Münzen-nachbildungen auf ein Band gereiht vor. Sie sind auch durch perlenartige, tropfenartige oder andersformige Gegenstände unterbrochen und ergeben sich als Nachahmungen der reichen west- und oströmischen Halszierden von Gold und Edelstein.

Dann trug man halbmondförmiges Geschmeide von Bronze, Gold oder Silber³⁾, mit mancherlei Verzierungen. Das angelsächsische Wort *sigele*, altnordisch *sigli* scheint diesen gestirnartigen Zierat zu bezeichnen. Ein alter germanischer Name des Hals- und Brustschmucks war ferner *mani* (sächsisch *meni*, nordisch *men*), das dem indischen *mani*, lateinischen *monile* verwandt ist. Das deutsche *halsgolt* scheint an die Stelle des uns als Personennamen erhaltenen *manigolt* (*Mangold*) getreten, und bald einen von der Kette verschiedenen Schmuck, an dem auch Gehänge angebracht ward, zu bezeichnen (z. B. Krone 558. 7732), bald mit der Kette gleichbedeutend zu sein (Krone 8236).

Die Ketten bestanden aus ineinander greifenden Ringen, die erst später feingliedriger gemacht wurden. Sehr häufig

¹⁾ Correspondenzbl. der deutschen Gesellsch. f. A. E. u. U. XXII, 147.

²⁾ Worsaae, *Les empreintes des bractéates en or*: Mém. des antiquaires du Nord. 1866—1871. M. Bartels, *Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. A. E. u. U.* 1890, S. 520 f.

³⁾ *lunulae quas mulieres habent de auro vel argento similitudine lunae diminutiae sic dicuntur, i. e. hlibas vel scillingas*: Hattemer, *Denkm.* I, 243. *manili, lunula quam mulieres portant in pectore* (Graff II, 797).

kommen sie weder in den Heidengräbern vor, noch später in schriftlichen (Virginal 699 1. Krone 558) oder bildlichen Denkmälern. Erst mit Ausgang des Mittelalters wurden die zierlichen Halskettchen beliebt.

Durch die Anhänge an den Halsreif oder die Kette erweiterte sich dasselbe zum Brustgeschmeide. So zierte das Brisingamen, welches kunstreiche Zwerge schmiedeten, Hals und Brust der Göttin Freyja.

Alle tiefer herabhängenden Halsbänder und Halszieraten wurden von selbst zum Schmuck der Brust.

Selbständiges Brustgeschmeide waren die Haft- und Stecknadeln (fürspan) und die Broschen, welche vor den Busen gesteckt wurden und die gewöhnlich zugleich zum Zusammenfassen der oberen Mantellecken dienten. Sie erscheinen indessen auch ohne diesen Dienst vor der Brust als Schmuck des Rockes.

Die Fibeln, wie man gewöhnlich sagt, sind durch Funde aus der Bronzezeit und der älteren Eisenperiode hoch hinauf als weiblicher und männlicher Schmuckgegenstand bezeugt. Erz, Gold, dann Silber und Eisen sind die Grundstoffe; die Formen sind ebenso verschieden und die Antiquare haben durch deren Studium wichtige Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung der ältesten Culturperioden gewonnen. Undset, R. Virchow, Tischler u. a. haben hier fruchtbar gearbeitet. Wir können nur das für uns Wichtigste berühren.

Die einfachste Form war die Nadel mit Widerhaken, die dem Dorn nachgebildet ward, welcher auch nach Tacitus Bericht (German. 17) im Nothfall die Fibel vertrat.

Daraus gestaltete sich die Bogenfibel, die, aus Erz gegossen, über Bosnien, Ungarn, Italien, Gallien, Britannien, Deutschland, Skandinavien verbreitet war. Sie kommt in mancherlei Ausbildungen vor. Der Bügel, der in der ältesten Gestalt aus gewundenem Draht hergestellt ist¹⁾, ward dann auch massiv gegossen²⁾; die aufgerollte Feder, die ihn zu-

¹⁾ Lindenschmitt II. 11, 2.

²⁾ Ebd. I. 7, 3. 9, 2. II. 6, 3.

weilen mit der Nadel verbindet¹⁾, erinnert noch an die ältere Form.

Beliebt war bei den Germanen, den Bügel als rohes phantastisches Thierbild zu behandeln²⁾, wobei die südlichen Fibeln in der Gestalt von Vögeln oder Vierfüsslern³⁾ vor-schwebten.

Seltener ist die Ausarbeitung des Bügels zur Schild- oder ovalen Schalenform, die sich in süddeutschen Gräbern gefunden hat⁴⁾.

Die ganze Fibel als ovale Schale oder Schild, hinten mit dem Dorn, kommt in Norwegen und Schweden sehr häufig vor⁵⁾. In Niederdeutschland haben sich durch die Nadel verbundene kleine Schalenpare als Fibeln gefunden⁶⁾.

Süddeutsche Fundstätten ungermanischer Herkunft lieferten eine Gewandnadel, bei welcher der Dorn an eine kleine eherne Lunula mit Klapperblechen angesetzt ist⁷⁾.

Eine andere Fibelform ist die mit Spiralscheiben geschmückte Nadel. Entweder theilt sich dieselbe oben in zwei auseinander ästende Scheiben aus gewundenem Erzdraht, oder es liegen solche in mehrfacher Zahl auf einem starken Dorn auf⁸⁾.

Die Verwendung dieser Fibeln als Haftmittel für den Mantel oder für den zu schliessenden Busentheil des Rockes erhellt aus ihrer ganzen Anlage.

Zum gleichen Dienst, daneben aber als Schmuckstück geeigneter als jene Nadeln, wurden die Scheibenfibeln verwendet, welche aus einer runden metallenen Platte mit hinten befestigtem Dorn bestehn. Diese auch von den römischen

¹⁾ Ebd. II. 7, 3.

²⁾ Ebd. I. 4, 3. 12, 8. II. 4, 2.

³⁾ Ebd. II. 7, 4.

⁴⁾ Lindenschmitt II. 6, 3 (Fig. 9. 12).

⁵⁾ H. Hildebrand, Heidn. Zeitalter in Schweden 32 f. Worsaae, Afbildninger, S. 85. Slesvigs Oldtidsminder, S. 94 f.

⁶⁾ Lindenschmitt I. 7, 4.

⁷⁾ Lindenschmitt II. 1, 4.

⁸⁾ Ebd. I. 9, 2. 3. 3, 6.

Gewandnadeln bekannte Form findet sich in fränkischen und alemannischen Gräbern der merovingischen Periode mit kunstreicher Arbeit, aber von barbarischem Geschmack. Die Scheiben sind von Erz, Gold, Silber oder Eisen. Die eisernen sind mit Silber oder auch Messing eingelegt, die ehernen und silbernen zuweilen vergoldet. Prägung von Figuren und Ornamenten, Filigrans Schmuck¹⁾, eingesetzter Glasfluss oder Edelsteine dienen zur Ausschmückung.

Dieselbe Ornamentirung und Arbeitsweise haben die gleichzeitig verbreiteten spangenartigen Gewandnadeln, die im Grunde aus der ältesten Fibel mit Bügel construirt sind. Nur ist der Bügel breit gehalten und hat oben einen viereckigen oder runden Ansatz; der an den Bügel nach unten sich schliessende Theil läuft häufig in einen Drachenkopf aus und ist mannigfach ornamentirt. Diese Form weist wahre Prachtstücke barbarischer Metalltechnik auf²⁾.

In Skandinavien begegnen wir denselben Fibelformen wie in Deutschland. Die Arbeit ist hier noch kunstreicher.

Aus den Jahrhunderten, welche die Gräberfunde nicht mehr berühren, sind wir über die Formen der Fürspane weniger gut unterrichtet und auf bildliche Darstellungen, sowie auf die gerade über diesen Schmuck nicht sehr ergiebigen Dichterstellen beschränkt.

Das Fürspan³⁾ steckte am Hemd (Parz. 131, 17. Wigal. 6332) oder am Rock; es diente ferner am gewöhnlichsten zum Mantelhaft. Die Formen sind die scheibenförmige, die sich auf den Bildern von dem blossen Knopf nicht immer sicher unterscheiden lässt, ferner das Vierblatt oder in etwas reicherer Entfaltung die Rosette, welche sich auf eine runde

¹⁾ Beispiele bei Lindenschmitt a. a. O. I. 1, 8. 9, 8. 12, 8. II. 3, 6. 10, 6. III. 11, 6.

²⁾ Ebd. I. 2, 8. 5, 8. 12, 7. II. 2, 6. 10, 6. III. 5, 6. 8, 6.

³⁾ fürspan, ahd. noch nicht recht belegt, ist mhd. das häufigste Wort für Fibel. Ahd. ist gispan und spenula, spenela (erhalten in Spenel, Spennadel: Stecknadel) für Fibel gebraucht. Ausserdem kommt mhd. nüsche, nüschele (ahd. nuscja, nuscili), bratscho und brêtse für frz. broche, mlt. brusca vor.

oder mehreckige Scheibe oder Platte aufgesetzt findet. Es kommt ausserdem die Raute und die Schildform als Broche und Mantelform vor. Das Fürspan am Rock befestigte eine Nadel; diente es als Mantelhalter, so ward der gegenüberliegende Zipfel über die Fibel geknüpft, wobei das gefältelte Ende zuweilen noch überragte.

Der Mantel wird auch nur durch ein Band zusammengehalten, das mitunter an dem Schluss mit Quasten aufsitzt, auch wohl durch das Wappenschild des Trägers in der Mitte verziert ist¹⁾. Oder die Bänder werden mitten über der Brust durch eine Schnalle gehalten und sitzen auf den Manteldecken unter Wappenschildern; so auf dem Grabmal des Grafen Ulrich von Württemberg († 1264) in Stuttgart. Die Gestalt der Gräfin Agnes auf demselben Denkstein hat den Mantel ganz geschlossen und die beiden Wappenschilder stossen mit der Querlinie eng aneinander²⁾.

Diese Schilde sind Ausbildungen der Haken und Öse, oder besondere Gestaltungen der Tassel, wie diese doppelten Mantelhafter in der höfischen Zeit auch heissen. Dieses waren, wie die Fürspane der reichen Gesellschaft überhaupt, goldene, nicht selten mit Edelsteinen besetzte Scheiben oder Rosetten oder Rauten. Ward der Mantel offen getragen, so verband eine Schnur die Tassel.

Im 14. Jahrhundert sieht man die Fürspane und die Mantelspangen immer seltener.

Unter den ältesten Schmucksachen aller Völker erscheinen die Ohrringe oder die Ohrpfrieme (ags. *éarpreónas*), wie die Angelsachsen auch sagten. Einfache, etwas längliche Ringe aus Bronze- oder Silberdraht, die an den Enden wie Öse und Haken ineinander greifen, sind aus den heidnischen Gräbern unserer Lande viel zu Tage gekommen. Zuweilen sind zwei Drähte ineinander geflochten; häufig erscheint ein Gehänge daran, namentlich von Glasperlen. Die Klapperbleche

¹⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 59. 68. II, Taf. 24.

²⁾ Heideloff, Die Kunst des Mittelalters in Schwaben, Stuttgart 1864.

wurden in einer gewissen Periode auch hier angebracht. Kostbarere Ringe sind mit Silberplättchen belegt worden ¹⁾.

In der christlichen Zeit dauerten die Ohrringe und Ohrgehänge fort. Sie werden auch in der höfischen Periode mit den Armspangen häufig zusammen als beliebter Frauenschmuck genannt. Die künstliche Drahtarbeit bildete sich daran weiter ²⁾. Allerlei Gehänge, namentlich edle Steine und Perlen, erhöhten die Kostbarkeit ³⁾. Die ärmeren Leute haben sich natürlich an einfacheren Ohrringen genügen lassen müssen. Schon in den Heidengräbern kommen solche aus geringer Metallmischung (Zinn mit Blei und Kupfer) vor.

Der schönste Schmuck des weiblichen Kopfes war zu allen Zeiten das volle Haar ⁴⁾. Gleich den Galliern erschienen die Germanen durch die gelbe, in das röthliche fallende Farbe desselben ausgezeichnet ⁵⁾ und beide Völker suchten durch künstliche Mittel diese Farbe zu erhöhen. Die Gallier hatten eine reizende Pomade dafür erfunden, und die Deutschen bedienten sich auch derselben, deren beste Art aus Ziegenfett mit Buchenasche bereitet ward. Es gab eine feste und eine flüssige Salbe. Die Männer brauchten sie, wie Plinius (hist. nat. 28, 50) erzählt, weit fleissiger als die Weiber ⁶⁾. Ranzige Butter als Haarsalbe der Burgunder erwähnt mehrere Jahrhunderte später Sidonius Apollinaris (carm. 12, 6). Während sich bei den Galliern das blonde Haar früh verloren

¹⁾ Lindenschmitt, Alterthümer I. 11, 8 (Fig. 14—18). II. 3, 6 (Fig. 5. 6). 10, 6 (Fig. 8—12). 12, 6 (Fig. 7). Schreiber, Hünengräber im Breisgau, S. 35.

²⁾ *dô hienc si in diu ôren die guldinen wieren* Vor. God. 161, 20. — *ôrgolt, ôrrinc* (ahd. noch unbelegt). Vgl. das kettenartige Ohrgehänge auf dem Titelbilde der Bibel Karls des Kahlen bei v. Hefner, Trachten I, Taf. 37.

³⁾ Est etiam teneres aures qui perforet ut sic Aut aurum aut carus inde pendeat inde lapis, Anselm. Cantuar. oper. ed. Gerberon 2, 197.

⁴⁾ Vgl. auch I, S. 201 ff.

⁵⁾ Zeugnisse bei Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme 51 f.

⁶⁾ Vgl. auch Ammian. Marc. XXVII, 2. Die spuma batava, caustica spuma Martial. VIII. 33, 20. XIV, 26.

hat, so dass z. B. die Gallier, welche Caligula in seinem Triumphzuge für gefangene Germanen ausgab, ihr dunkles Haar färben mussten (Sueton. Calig. 47)¹⁾, behielten die deutschen Stämme die Farbe. Wir wissen, wie die römischen Frauen das germanische Hochblond zur Modefarbe erhoben, und deshalb theils falsche Flechten und Zöpfe aus deutschen Haaren anlegten, theils ihr Haar färbten. Von jener Kaiserzeit her ist dann Blond die elegante Haarfarbe das ganze Mittelalter hindurch geblieben.

In welcher Weise die germanischen Frauen in der ältesten Zeit das Haar trugen, berichtet niemand; aber wie wir früher (oben S. 211) mittheilten, zeigt ein Fund der älteren Bronzezeit, dass die Frauen damals das Haar mit einem Hornkamme aufsteckten und hinten in einem zierlichen, über dem Scheitel befestigten Netze zusammenfassten. Über die männliche Haartracht sind wir etwas besser unterrichtet. Im ersten Jahrhundert n. Chr. unterschieden sich die Sweben von den übrigen Germanen dadurch, dass sie das Haar zurückstrichen und auf dem Scheitel in einen Knoten banden²⁾. Die übrigen also haben es frei von den Schläfen und über den Nacken hängen lassen. Tiberius ahmte die barbarische Haartracht dadurch nach, dass er das Haar am Hinterkopf bis über den Nacken hinunter wachsen liess³⁾. Wir erfahren auch über die Sweben, dass sich ihre principes durch einen gepflegteren Haarwuchs auszeichneten, ganz wie dieses für das merovingische Königshaus bekannt ist. Während das übrige altfränkische Volk den Hinterkopf schor, umwallte die Angehörigen des merovingischen Geschlechtes die Lockenfülle⁴⁾.

Im allgemeinen gilt für unser Alterthum als Sitte, dass alle freien Leute, Männer wie Frauen, das Haupthaar lang

¹⁾ Färbung der Haare wirft Ivo von Chartres (Anfang des 12. Jahrh.) den Französinen seiner Zeit vor: sie färbten ihr schwarzes Haar blond (Ivonius Epistol. Paris 1610, S. 538).

²⁾ Tacit. Germ. c. 38. vgl. Juven. 13, 164. Seneca de ira, c. 26.

³⁾ Sueton. Tiber. c. 68.

⁴⁾ Grimm, Rechtsalterth. 239 f. Waitz, Verfassungsgeschichte II³. 1, 163. Dass nur das occiput der Franken kurzhaarig war, zeigt Sidon. Apoll. ep. 8, 9.

trugen¹⁾. Zeichen der Knechtschaft und ein Schimpf war das Scheren der Locken. Der Ehebrecherin ward zur Strafe das Haar abgeschnitten (Germ. 19), sowie es später Brauch ward, gefallenem Mädchen den vollen Haarschmuck zu nehmen²⁾.

Dass das Haar nicht wirr und wild, sondern gepflegt den Kopf umgab, kann schon die Angabe des älteren Plinius über die färbende Pomade beweisen. Kämmen gehören zu den gewöhnlichen Beigaben der Todten in den Heidengräbern aller Perioden, kommen in den Pfahlbauten und Torfmöden, in den Gräbern der Bronze- und Eisenperioden vor, weil sie ein unentbehrliches Geräth der Lebenden und nach dem Glauben auch der Todten waren. Sie sind von Bein, von Bronze, von Holz und an einer oder an beiden Seiten gezähnt; zur Festigung geht zuweilen ein Metallstreifen über die Mitte, später findet sich auch dafür ein Beinstäbchen, das mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Mit den Kämmen ward von den Reichen Luxus getrieben. Sie wurden für sie aus Elfenbein geschnitten und mit Bildwerken verziert. Die römischen und altkristlichen Vorbilder wirkten in merovingischer und karlingischer Zeit nach. Alcuin, Karls des Grossen gelehrter Rath, dankte seinem Freunde Rikulf (Damoetas) für das Geschenk eines solchen wunderbaren Stückes mit zwei Köpfen und sechzig Zähnen, nicht von der Grösse eines Elefanten, aber von elfenbeinweisser Schönheit³⁾. Aus spätrömischer Zeit und aus den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters haben sich Kämmen mit mancherlei bildlichen Darstellungen auf der Platte zwischen den beiden Zahnreihen in Kirchenschätzen sowie in den Museen erhalten⁴⁾.

¹⁾ Grimm, Rechtsalterth. 283 ff.

²⁾ Du Cange s. v. in capillo. Gruppen de uxore theotisca 190. 204. In dem Gailthal in Kärnten war es um 1850 noch Sitte, dass einem gefallenem Mädchen das Haar öffentlich abgeschnitten ward. Der schuldige Bursche musste vor den Dorfgenossen aus dem Dorfbrunnen saufen wie ein Ochs (Mittheilung M. Lexers).

³⁾ Monumenta Alcuin. edd. Wattenbach et Duemmler, S. 153.

⁴⁾ E. Braun im Anzeiger d. german. Nationalmuseums, 1895, S. 81—88. A. Schultz, Höf. Leben I², 235. Deutsches Leben 362 f. — Abbildungen prähistor. Kämmen z. B. bei Worsaae, Afbildninger

Schon die langen ehernen Haarnadeln, welche schön gearbeitet in Gräbern der Bronzezeit vorkommen, sind von Germaninnen gebraucht worden. In späterer Zeit haben die deutschen Frauen, als sie die Flechten künstlich um den Kopf legten, ähnlicher Nadeln bedurft. In Frauengräbern der merovingischen Periode finden sich goldene, silberne und eiserne mit Knöpfen, die Filigran- und Nielloverzierungen haben, oder auch barbarische Thierköpfe darstellen¹⁾.

Auf der Pariser Camee „des Germanicus Triumph“, die wir früher erwähnten²⁾, tragen zwei germanische Frauen ein reifenartiges Band um das lang herabwallende Haar. Die Marcussäule³⁾ zeigt die hilfesuchenden, sowie die gefangenen deutschen Weiber nur mit den langen, das Haupt umwallenden schlichten Locken, während die ungermanische Frau, zu der sie Schutz suchend kommen, ein langes Schleiertuch über dem Kopfe trägt. Auch auf der Camee über Augustus pannonischen Triumph⁴⁾ sehen wir die langgelockten barbarischen Frauen. Ihr Haar ist über der Stirne gescheitelt.

Wir bemerken in den Dichtungen der höfischen Zeit und der späteren Periode, dass auf die Scheitellinie viel Sorgfalt verwandt ward. Sie musste blendend weiss, gerade und schmal sein⁵⁾ Um sie zu ziehen, brauchte man ein hölzernes oder metallenes Instrument, Scheitelnadel oder Scheitelnagel in späterer Zeit genannt.

Um die Scheitelung festzuhalten, ward ein Band um die Haare gelegt. Der Stirnreifen auf der Pariser Camee wird ein solches undirbant, scregibant, scheitelbant, härbant, wie

S. 45. 71. Lindenschmitt I. 9. 6. Verhandl. der Berliner Ges. f. A. E. u. U. XXVII, 356.

¹⁾ z. B. Lindenschmitt II. 5, 6. 10, 6. 12, 6.

²⁾ Vgl. II. S. 208. — Aschbach, Livia in den Denkschriften der Wiener Akademie XIII. Taf. 2.

³⁾ Columna Antonina ed Bartoli, Taf. 15. 17.

⁴⁾ J. Arneth, Die antiken Cameen in Wien, Taf. 1.

⁵⁾ Eneide 5157. Wigal. 870. Flore 6883. Gesamtabent. 58, 60. Heinr. Trist. 697. Eracl. 1806. Reinfried 2135. Heinzel. ML. 206. Hätzler. 220^b.

es später hiess, sein. Es war nicht bloss ein Stoffband oder eine Schnur, sondern auch von Metall geschmiedet¹⁾.

Die Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts zeigen dieses *hârbant*, wie es oft heisst, gewöhnlich zusammen mit dem frei in Locken fallenden Haare²⁾. Entweder ist es bei diesen reichen und vornehmen Jungfrauen, von denen die Dichter allein reden, ein köstlicher Borte³⁾, der sich auch kreuzweise und nicht bloss reifenartig über das Haar legt, oder ein schmaler goldener Stirnreifen, der den Namen Krone führt, ohne dass die Trägerin fürstlichen Geschlechtes wäre⁴⁾.

Für dieses Haarband kam in der höfischen Zeit auch der französische Name Schapel (*chapel*, mlt. *capellus* aus *capa* abgeleitet) in Brauch. Das Schapel benennt also an vielen Stellen unsrer Dichter den als Scheitelband dienenden Borten⁵⁾, der mit Edelsteinen und Perlen verziert sein kann, und theils einfach, theils gekreuzt die Haare umfängt. Es bezeichnet aber auch den Kranz, der bei Frauen und Männern zu Festen oder zum Tanz das Haar schmückte, und der aus natürlichen frischen Blumen⁶⁾ geflochten ward. Auch verheiratete

1) *Discriminalia unde discernuntur crines de auro vel argento vel aere i. e. scrogibant*, Hattemer I, 243. *undirbant: decerniculum, ornamentum virginalis capitis ex auro* Graff III, 137.

2) Daher erscheint es als Gegensatz zu dem Gebende der verheirateten Frauen: *Enoide* 1729. 12223. *Herbort* 612. *Nibel.* 532, 7. *Wigam.* 2702. 4926. 5326. *Elisab.* 904. *der borte ist der megde reht* Gesamtament. Nr. 21, 309.

3) Vgl. auch *Altnord. Leben* 180 und von Bildern die der Weingartener und Manessischen Liederhandschrift.

4) *Roth.* 4578. *Rosengarten C.* 214. *Fragm.* 18^a.

5) *Erek* 1571. *Nibel.* 1594, 3. *Krone* 8244. *Engelh.* 3011. — Ein kronenartig gebautes Bortenschapel aus Bildstickerei und nach hinten herabfallenden, verflochtenen, in Senkel endenden Schnüren j. *Titur.* 1210 f.

6) z. B. *Walth.* 75, 10. 36. *Parz.* 232, 16. *Trist.* 17608. *Wigal.* 10520. *Lanzel.* 870. *Konr. Troj. Kr.* 16328. *Marienleg.* 21, 50. 165. *Myst.* I. 242, 24. — Abbildungen künstlicher wie natürlicher Schapel geben u. a. die Bilder in der Manessischen und der Weingartener Liederhandschrift, in der Heidelberger, Wolfenbüttler und Oldenburger Bilderhandschrift des *Sachsenspiegels*, vgl. ausserdem v. Hefner, *Trachtenbuch* I. II.

Frauen können Schapel tragen; sie liegen aber bei ihnen nicht auf dem blossen Haar wie bei den Jungfrauen (Parz. 232, 15. 234, 10. Mei und Beaf. 91, 4—6. Martina 219, 5), sondern auf dem Gebende.

Fehlte dem Haar die natürliche Kräuselung, so ward künstlich nachgeholfen, denn das lockichte galt für das schönste. Das Brenneisen ward auch von den Männern, ja selbst von den Geistlichen gebraucht: König Alfred von England schenkte ein silbernes einem Presbyter (Bonifac. ep. 102), und wir sehen auch in den späteren Jahrhunderten, dass sich die Synoden mit den Krollen der Cleriker zu beschäftigen hatten¹⁾. Wie geckenhaft die Männer des 13. Jahrhunderts auch hierin sein konnten, zeigt jene Neithartsche Schilderung des jungen Bauer Hildemar, dem die gewundenen Locken tief über die Wangen herabhängen, gelb wie Kramseide; er behält Nachts, um sie kraus zu haben, die innen verschnürte Haube auf²⁾. Bruder Berthold von Regensburg predigt denn auch gegen diese Eitelkeit der Pfaffen und der Laien³⁾. Er schilt die Geistlichen und die bereits geweihten Studenten, welche ihr Haar aus Stutzerei und Leichtfertigkeit lang wachsen lassen, und rügt die Laien, welche ihr Haar winden und schnüren, oder die es färben und so lang wie die Frauen tragen. „Merket auf, ihr Herren! alle die das Haar so lang haben wie die Weiber, haben auch Weiberherzen und können einen Mann in keiner Art verstehn. Pfui, du Adelheid mit dem langen Haar, dass du nicht weisst, wie schlecht und schändlich dir das steht!“⁴⁾ Ihr Frauen aber, ihr verwendet das halbe Jahr auf die Haarpflege! Miselsüchtig, aussätzig sind, welche es so eifrig treiben mit den Locken und dem Gebende und

1) Mainzer Syn. v. 1298, Hartzheim IV, 588.

2) Neithart v. R., herausgeg. von Haupt 86, 15 f.

3) Predigten I. 114, 15 ff. Gegen die männliche Haarkünstelei schritten städtische Rätthe im 14. und folgenden Jahrhundert ein: Bader, Nürnberger Polizeiornungen 67.

4) Schon im 12. Jahrh. hatte die h. Elisabeth von Schönau in ihren visionären Reden gegen die weibische Haarkünstelei der Männer geeifert: Die Visionen der h. Elisabeth von Schönau, herausg. von Roth, Brunn 1889, S. 102.

und den Schleiern.“ Ein Jahrhundert früher hatte der österreichische Dichter Heinrich in seinem Pfaffenleben bei Schilderung der galanten Weiber der Geistlichen der fein gedrehten Löcklein derselben nicht vergessen (693).

Die Dichter heben zuweilen in den Beschreibungen schöner Mädchen hervor, wie ihre krausen Locken (reide locke) an den Wangen niederhangen oder sich um das Ohr ringeln ¹⁾.

Um den Glanz des Haares zu erhöhen, ward es auch mit Goldfäden ²⁾ oder mit Seide durchflochten ³⁾. Auch hier haben die Männer mit den Frauen gewetteifert, indem wir durch die Dichter auch von ihnen hören, dass sie ihre Locken mit Seide oder auch mit Borten umwanden ⁴⁾.

Die Durchflechtung des Frauenhaares mit Borten, wodurch es aufgenommen und enger um den Kopf gehalten wurde, sehen wir bereits auf Bildern ⁵⁾ des Stuttgarter Psalters, der dem 10. Jahrhundert zugetheilt wird.

Eine besondere Frisur schildert Wolfram von Eschenbach an der jungen Alize ⁶⁾. Sie hat ihr krauses Haar in eine Menge kleiner Scheitel getheilt, deren Locken mit Seidenbändern lose umwunden sind, so dass das ganze wie eine Krone aussieht. Von einem andern Mädchen hören wir, dass ihre goldenen Locken um das Schapel gekräuselt waren, jede Locke für sich, so dass sie traubenartig auf die Achseln hingen (Myller, Fragm. 26^a).

Auf den Bildern des 12., 13. und 14. Jahrhunderts hat das frei von der gescheitelten Stirne an den Wangen herab auf die Schultern und den Nacken fallende Lockenhaar etwas

¹⁾ Wigal. 877. Konr. Troj. Kr. 19912. Virginal 133, 6. Renner 411. Kittel 25, 7. Keller, Erz. 478, 18. Vgl. I, S. 201. Fromme, der Welt entsagende Frauen schnitten die Locken kurz, Gesamtabenteuer Nr. 8, 557.

²⁾ Schon Angilbert sagt von Bertha, Karls des Grossen Tochter: aurea se niveis commiscet fila capillis III, 224.

³⁾ Neith. 20, 16. 28, 30.

⁴⁾ Gudr. 341, 3. Wigal. 2228. 7095. Krone 6883.

⁵⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 50.

⁶⁾ Wilh. 154, 9 ff.

durchaus typisches, dem Charakter der mittelalterlichen Kunst gemäss. Zuweilen sieht man einzelne Strähne des Haars auf dem Rücken durch Bändchen gesondert, wie auf einem Glasbilde der h. Katharina im Freiburger Münster von ungefähr 1280¹⁾, wo das Bändchen als Perlenschnur erscheint.

Die hier berührte Absträhnung der Locken leitet zu den Zöpfen über. Dass dieselben seit dem 12. Jahrhundert von den deutschen Frauen nicht selten getragen wurden, ergeben eine Reihe von Dichterstellen²⁾, so wie manche Bildwerke. Sie finden sich ebensowohl bei vornehmen als bei geringeren Frauenzimmern. Das Haar ward in zwei Haupttheile abgetheilt und jeder derselben gezopft, oft auch mit Seiden- und Goldfäden oder Bändern umwunden oder durchflochten³⁾, seltener mit einem künstlichen Netz (wie Frauendienst 172, 25) überzogen. Auf den rechten Zopf, der auf die rechte Brust herübergelegt ward, oder auch auf beide über den Busen fallende Zöpfe schwuren die Frauen in Schwaben und Bayern⁴⁾. Es ergibt sich hieraus zugleich, da es sich dabei besonders um Eide in Streitigkeiten über eheliche Güterverhältnisse handelt, dass der Zopf auch von verheirateten Weibern getragen ward, was übrigens auch Bildwerke und Stellen in Schriften bezeugen⁵⁾. Wenn daher in den Statuten der Stadt Speier vom Jahre 1356 den Frauen verboten ward⁶⁾, ihre Zöpfe oder ihre Haare hinten herabhängen zu lassen und vorne lose gebundene Locken zu tragen statt des aufgebundenen Haares, und wenn hier nur den Jungfrauen gestattet wird, Schapel aufzusetzen und ihre Zöpfe und Haare hängen zu lassen bis zu ihrer Verheirathung, so liegt darin jüngere Sitte vor, die mit der Veränderung der Haar-

¹⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 14.

²⁾ Vgl. I, S. 202.

³⁾ Wigal. 863. 1743. 7412. Frauend. 161, 2. 166, 17.

⁴⁾ Deutschenspiegel 1, 23. Schwabenspiegel 20. Augsburger Stadtr. 287. Grimm, Rechtsalterth. 897.

⁵⁾ z. B. Willh. 147, 19. Gesamtabent. Nr. 31, 392. Du Cange s. v. in capillo.

⁶⁾ Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins VII, 59.

tracht zusammenhängt, welche die Ehe veranlasste. Darüber sprechen wir bald.

Gewöhnlich hingen die Zöpfe von dem Haupte hinab, meist nach hinten, seltener nach vorn gelegt. Eine fremde Sitte scheint es daher, wenn Flordelise in Heinrichs von Neustadt Apollonius (20509) ihre Zöpfe oben um ihr Haupt bindet; freilich konnte es auch mit Rücksicht auf den Kampf geschehen, den sie bestehn muss. Später finden wir die Zöpfe von den Weibern nach den Landschaften verschieden gelegt. Agricola in seiner Auslegung gemeiner deutscher Sprichwörter (1528. No. 370) sagte: „An etlichen Orten als am Reyn, yn Schwaben vnd Bayern, auch in Schweitz schlagen sie die Haarflechten hinter sich zurucke. Yn Meyssen und Düringen flechten sie die zopfe auf yhren heubtern hoch empor wie ein storks nest; yn Sachsen und Hessen schlagen sie sie vmb yhre ohren herum“.

Mit einem Worte mag erwähnt werden, dass auch die Männer im 12., 13. und 14. Jahrhundert Zöpfe trugen und sie ebenso verzierten als die Frauen¹⁾. Herzog Albrecht III. von Österreich (1365—95) hatte zwei starke Zöpfe und stiftete eine Zopfgesellschaft, deren Mitglieder den oder die Zöpfe in einer verzierten metallenen Kapsel trugen²⁾. Man erinnere sich bei dieser uns weibisch dünkenden Sitte, dass im 18. Jahrhundert der Zopf von dem mannhaften König Friedrich Wilhelm I. von Preussen bei seinen Soldaten eingeführt und als strammer preussischer Zopf von Militär und Civil angenommen ward. Er brachte das eigene Haar der Perücke gegenüber wieder zu Ehren.

Eine Mode, die viel Anfechtung fand, und die im Anfang des 13. Jahrhunderts aufgekommen scheint, war das Aufbinden des Haares, wodurch der Nacken frei wird.

¹⁾ Krone 6884. Eckenl. 106. 186. Die Worte in dem Mære vom kalwen Ritter: *heror dô zierten di man ir lip mit zöpfen sam nu diu wip. solhes sites nu niemen gert* (Haupt, Z. VII, 374) können für ihre Zeit keine allgemeine Wahrheit haben.

²⁾ Essenwein im Anzeiger f. K. d. Vorz. 1866. Sp. 177. 368 mit zwei Abbildungen.

Walther von der Vogelweide und Neithart von Reuenthal¹⁾ tadelten die Mode, die sich aber nicht verlor²⁾, wenn sie auch zunächst nicht allgemeiner ward. Verschieden davon scheint der Brauch, beim Aufsetzen eines Hütteleins das Haar und die Zöpfe zusammenzufassen und eingebunden unter die Kopfbedeckung zu bringen (Konr. Troj. Kr. 7492). Eine Miniatur eines lateinischen Evangelienbuches aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zeigt bei der einen Frau die Haare in ein Netz gefasst und unter Hüttelein und Wangenbinde gesteckt³⁾. Diese Mode ist im Verlauf des 14. Jahrhunderts weiter gediehen und im 15. geradezu herrschend geworden. Wir sehen dann die Haarflechten in der Regel sich dem Kopf eng anschmiegen und den Nacken bloss lassen; oft sind sie in Netzen um die Ohren gehalten oder unter die Haube ganz versteckt⁴⁾. Zuweilen fallen von den Schläfen Locken halblang herab, der Hinterkopf aber ist aufgebunden und der Nacken daher kahl⁵⁾.

Die alte Sitte der frei über Schultern und Nacken wahlenden Locken und der lang herabfallenden Zöpfe ist freilich auch damals nicht erloschen, aber auf die unverheirateten Mädchen beschränkt und in den vornehmsten Kreisen oder im Bauernstande noch am meisten bewahrt worden.

Wenn wir endlich der weiblichen Kopfbedeckungen gedenken, so nimmt die erste und älteste Stelle das Kopftuch oder Haupttuch ein, jenes vierzipflige Tuch, das über den Kopf gelegt, diesen und den Nacken gegen Sonne, Regen und Kälte schützen konnte. Es ist noch heute unter der weiblichen Landbevölkerung in den mannigfachsten Formen und Farben üblich, so dass eine genaue Übersicht über die

¹⁾ Walth. 111, 18 f. Neith. 39, 3 f.

²⁾ Ulrich v. Türl. Wilh. 152^b.

³⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 49. vgl. auch v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 11. 31 die Frau im Hut.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 28. 32. 65. 89. 101. 102. 106. 107. 114. 119. 130. 132. 134. 177. v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 4. 29. 47. Engelhardt, Staufenberg, Taf. 2—4. 9. 12. 14.

⁵⁾ v. Hefner II, Taf. 149.

landschaftlichen Verschiedenheiten des Kopftuches der bayerischen Weiber von grossem Werthe wäre.

Die Anfänge dieser praktischen Kopfhülle können wir leider nicht verfolgen¹⁾. Ich finde sie, obschon sie uralt sein muss, erst in Angilberts Gedicht auf Karl d. Gr. (III, 232), in welchem die Prinzessin Gisala mit einem Schleier, den Purpurfäden durchziehen, geschildert wird; ferner in der Bibel Karls des Kahlen, auf deren Bildern wir die vornehmen Frauen mit Schleiern geschmückt sehen, welche über den Kopf frei gelegt sind und über Schultern und Rücken tief herabfallen. Sie sind meistens weiss mit Goldstickerei²⁾. Dass die Kopfbedeckung der deutschen und italienischen Frauen in der Zeit der Ottonen Schleier und Binden namentlich auf Reisen waren, zeigt eine Stelle in dem Gesandtschaftsbericht des Bischofs Liutprant von Cremona an König Otto I. ³⁾.

Auf Miniaturen des 10. und 11. Jahrhunderts sehen wir den Schleier in schmale Binden gefaltet, turbanartig um den Kopf gelegt und mit den Enden ziemlich tief herabfallen⁴⁾.

Ende des 12. Jahrhunderts finden wir das Kopftuch in verschiedener Form getragen. Für gewöhnlich fiel es frei vom Haupte auf die Schultern und den Nacken in mässiger Länge; dann zeigt sich eine Verhüllung des Halses damit verbunden; endlich begegnet auch noch die turbanartige Umwindung des Kopfes, deren beide Enden aber in zwei langen Zipfeln über den Rücken fliegen⁵⁾. Die beiden ersten Weisen setzten sich durch das 13. und 14. Jahrhundert fort und erhielten sich noch später.

¹⁾ Die Frauen mit Kopftuch auf der Marcussäule sind keine Germaninnen.

²⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 37.

³⁾ Relatio de legatione constantinopol. c. 37.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten I. Taf. 35. 50. 75.

⁵⁾ Die Beispiele gibt Herrads Hortus für a. Taf. 8, für b. Taf. 4, für c. (die Superbia) Taf. 6. Vgl. dazu Engelhardt, S. 92 f.

Wir finden also erstens das Haupttuch oder den Schleier¹⁾ (beide Worte bezeichnen dieselbe Sache) als frei auf den Kopf gelegtes Tuch — von feinem Linnen oder Seide bei Reicheren — das über der Stirn in einer derselben gleichbreiten Falte liegt und von da in zierlicher Fältelung über die Schultern und den Nacken fällt. Ein Kranz oder eine Krone wird zuweilen darüber getragen, aber das feine, seidene, durchscheinende Tuch liegt auch über dem Schapel (Konr. Troj. Kr. 20276). Die Haare quellen an Schläfen und Wangen darunter hervor²⁾. Dieses ebenso kleidsame als bequeme Tuch blieb über das Ende des Mittelalters hinaus in Brauch. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts trug man den Schleier gewöhnlich so, dass das eine Ende über die rechte Schulter herübergangenommen, vorn über die Brust gelegt und über die linke Schulter zurückgeworfen ward, von wo er am Rücken herabfiel. Auch die umgekehrte Legung von links nach rechts kommt auf den Bildern vor³⁾. In dieser malerischen Art trägt Agnes Bernauer den Schleier über der feingefälteten Haube auf ihrem Grabstein in der Todtenkapelle zu St. Peter in Straubing⁴⁾.

Eine zweite Art verband mit dem Schleier eine gefältelte Verhüllung des Halses. Dieselbe scheint durch einen unteren Schleier hergestellt⁵⁾. Sie begegnet im 13. und 14. Jahr-

¹⁾ *slojer, sloiger, sloier, slôir, sleiger, sleier*, vor dem 13. Jahrh. nicht nachgewiesen, von dunkler Herkunft.

²⁾ Weingartener Liederhandschrift, herausg. v. Pfeiffer, S. 122. Manössische Liederhandschrift in v. d. Hagens Bildersaal, Taf. 5. 15. 19. 25. 37. v. Hefner, Trachten I, Taf. 62. 64. 67. 94.

³⁾ Engelhardt, Staufenberg, S. 78. Die Freskobilder zu Konstanz (Züricher Mittheil. XV. 6) Nr. 7. 12.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 163.

⁵⁾ Von zwei Schleiern wird deutlich in einem Gedicht in v. d. Hagens German. VIII, 263 gesprochen: der erste bedeckt Haupt und Nacken und fällt frei um Ohren und Wangen. Der zweite schliesst sich enger um Haupt und Ohren. So wird also bei der oben im Text genannten Tracht der zweite Schleier den Hals eng umschliessen.

hundert als malerische Kopftracht ritterlicher Frauen¹⁾. In Walthers v. Rheinau Marienleben wird das Haupttuch der h. Jungfrau (233, 45 ff.) beschrieben. Es ist über den Kopf gespreitet und hängt auf die Achseln herab, bedeckt völlig die Kehle und umschliesst Schläfe und Wangen.

Gegen die modische Hochfahrt, welche mit den Schleiern und Kopftüchern getrieben ward, kehrten sich im 13. Jahrhundert die Prediger und Moralisten, seit dem 14. die Stadträthe. Berthold von Regensburg wendet sich gegen die gelbe Farbe und die übermässige Länge der Tücher; manche Frau, deren Mann kaum zehn Pfund im Vermögen habe, trage einen Schleier, der für eine Gräfin prächtig genug wäre²⁾. Hug von Trimberg³⁾ rügt die Eitelkeit der Weiber mit ihrem Kopfputz. Bald legen sie einen gelben Schleier an, bald ein weisses Kopftuch, bald einen kurzen Schleier so hin, dann wieder so her. Die städtischen Luxusordnungen wenden sich gegen die übertriebene Länge und Weite, schreiben die Zahl der Fach vor nach Stand und Vermögen und schreiten auch gegen die Ausschmückung der Säume und Enden ein⁴⁾. Aber es half wenig oder nichts.

Leinwand, Baumwollstoff, Seide geben das Zeug zu den Kopftüchern und Schleiern. Die Farbe war gewöhnlich weiss. Als galant galt gelb, aber es war deshalb auch bei ehrbaren Frauen verdächtig. Der Österreicher Heinrich schildert eitle Weiber in seinem Gedicht von der Erinnerung an den Tod (329), wie sie hochfähtig einhergehen, geschminkt und mit gelbem Kopfputz, und sagt von den Pfaffenweibern (Pfaffenleben 697), dass ihre Stirnborten durch die gelben Kopfbinden gleissen.

¹⁾ v. Eye und Falke, Kunst und Leben der Vorzeit XI, 2. v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 42, die gekrönte mittlere Frau. Engelhardt, Staufenberg, S. 97.

²⁾ Bertholds Pred. I. 115, 1. 319, 27.

³⁾ Renner 12557 ff.

⁴⁾ z. B. Nürnberg. Polizeiordn. 66. Jäger, Ulm 510. 513. Schlager. Wiener Skizzen, N. F. III, 316 ff.

Gelbe Schleier als eleganter Putz werden auch sonst erwähnt¹⁾. Aber Bruder Berthold sagte darüber seinen Zuhörerinnen: aussätzig sind die Frauen, welche die Schleier gelb färben, gleich den Jüdinnen und den Dirnen, die auf dem Graben streichen, und den Pfaffenweibern: sonst keine als diese sollten gelbes Gebende tragen (115, 1. f.)²⁾.

Indem der Schleier das Haupthaar verhüllt und den Gegensatz zu den freifliegenden Locken der Jungfrauen bildet, ward er Zeichen der verlorenen Jungfräulichkeit. Wenn das Gedicht „die Winsbekin“ mit den Worten schliesst: „mit êren wir ze bette gën und âne sloyger an den tac“, so drückt es damit den Wunsch für das Mädchen aus, dass es in Ehren sich niederlegen und in Ehren aufstehn möge. In Volksliedern des 15. Jahrhunderts sagt das Mädchen zu dem Einlass begehrenden Liebsten:

*Wol is nu, der da kloppet an?
ik lat en doch nicht herin.
Wenn ander megtlin krenze droegen,
ein schlöier möst ik dragen.
Ik schemde mi ser, ik schemde mi ser,
jo lenger jo mer,
van grund ut minem herten*³⁾.

In den chursächsischen und thüringischen Städten war es im 15. und 16. Jahrhundert Gewohnheit, dass der Rath den Mädchen, die sich nicht ihrem jungfräulichen Stand gemäss hielten, alsbald einen Schleier schickte und befehlen liess, sich von andern Frauen und Jungfrauen zu sondern und ihr Haupt zu schleiern und decken. In den Wittenberger Rathsrechnungen von 1502 und 1535 kommen die Posten vor: vij. gr. für drey schlewer, bedæerte meyde damit geschlewert. vj. gr. vor zwey neue schleyer, so zwein be-

¹⁾ Renner 12559. Iolande 2764. Altd. Bl. II, 395. Berthold I. 415, 13. 527, 12. Alsfeld. Pass. bei Haupt, Z. III. 501, 229.

²⁾ Über die gelbe Farbe als elegante aber verdächtige Farbe oben II, 22.

³⁾ Uhland, Volkslieder I, 180. Dazu das verwandte Lied im Ambraser Liederbuch 224, 36.

schlafenen meygden geschickt¹⁾. Nach der Rotweiler Hochzeitordnung von 1618 durfte eine Braut, die schon vorher mit dem Manne gelebt hatte, keinen Kranz beim Kirchgange, sondern einen Schleier aufhaben, und ward von Weibern zur Kirche geführt (Birlinger, Aus Schwaben 2, 306 f.).

Ausser den Schleiern wurden Binden um Stirn und Wangen getragen; es ist die zweite Hauptart des Gebende, wie im allgemeinen Sinne die weibliche Kopfbedeckung genannt ward. Im besondern aber verstund man die verschiedenen Binden unter Gebende, welche um Stirn und Kinn gelegt wurden.

In seinem Gedicht auf Karl den Grossen schildert Angilbert die Damen des Hofes in ihrer prächtigen Tracht²⁾. Die Kaiserin Liutgardis trägt purpurne Binden um die weissen Schläfe, eine amethystfarbene Binde ihre Tochter Rhoddrudis (III, 186. 215). Bei der Taufe des dänischen Königspaares erhält Haralds Gemahlin von Karls Gattin unter andern Gaben eine goldene, mit Edelsteinen besetzte vitta³⁾ zum Pathengeschenk.

Es sind von Angilbert augenscheinlich Stirnbinden gemeint. Wenn wir nun seit Ende des 12. Jahrhunderts auf Bildwerken weisse oder zuweilen gelbe, die Stirne eng umschliessende, fast mützenartige Binden finden, mit denen sehr oft eine Kinn- und Wangenbinde zusammen getragen wird⁴⁾, welche über den Scheitel hinübergeht, so liegt sehr nahe, dies für keinen neuen Brauch zu halten, sondern mit den karlingischen vittis in Verbindung zu setzen. Es ist, wie gesagt, das Gebende im engeren Sinne. Die Stirnbinde hiess

¹⁾ Mittheil. des sächs.-thüring. Vereins II, 649. Michelsen, Rechtsdenkmale aus Thüringen 476.

²⁾ Oben II, 213.

³⁾ Aurea vitta gemmis redimita, Ermold. Nigell. IV, 389. Diese vitta könnte allerdings ein goldenes Stirnband sein.

⁴⁾ z. B. Stirnbinde und Kinnbinde bei Lepsius, Die Stifter des Doms zu Naumburg; v. Hefner 17. 18. 23. 25. 26. 29. 39; Freskenbilder zu Konstanz, Nr. 11. Reifen und Kinnbinde bei v. d. Hagen, Taf. 4. Schleier und Kinnbinde bei v. Hefner I, Taf. 64. 67. Stirnbinde allein bei v. d. Hagen, Taf. 29. 30.

im besondern der Wimpel¹⁾, die Wangen- und Kinnbinde dagegen Rise²⁾. Das letztere Wort bezeichnete freilich auch wieder das ganze Gebende; aber die engere Bedeutung ist die angegebene. Die Risen (neuhochdeutsch muss es Reisen heissen) konnten, weil es Binden waren, wenn sie breit gelegt wurden, das Gesicht verstecken, da sie fest um Kinn und Wangen lagen. Als Blanscheflur heimlich den zum Tode verwundeten Riwalin besuchen will, verbindet ihre Hofmeisterin ihr das schöne Antlitz mit dicken Risen (Trist. 1267). Ulrich von Lichtenstein verhüllt sich in der Maske als Frau Venus, um unkenntlich zu sein, mit einer Risen, so dass (da er überdies eine Haube trug) nur die Augen heraussahen. Als er dann einer Gräfin das paece (den Friedenskuss bei der Messe) bietet, muss er die Risen von einander ziehen, um küssen zu können (Frauend. 177, 1—4. 178, 29—82). Diese Stellen zeigen durch ihren Wortlaut deutlich, dass die Rise kein Schleier, sondern eine fest anliegende Binde war, ein Gebende im engeren Sinne. Auch das Gebende muss nach Dichterstellen zum Kuss hinaufgeschoben (ûf geleit) oder vom Munde weggezogen werden³⁾.

Bei der umfassenden Bedeutung von Gebende für Kränze, Tücher und Binden erhellt von selbst, dass unverheiratete Frauen dasselbe tragen konnten. Es gab aber ein besonderes wiplichez gebende, das die jungen Frauen nach der Brautnacht anlegten oder das ihnen von der Mutter oder deren

¹⁾ Erek 8246—8945. Haupt, Zeitschr. VIII. 300, 71 (wo nicht kiver, sondern tinne mit der Handschrift zu lesen ist). Martyrol. Jenense 95^b (citirt von Lexer III, 896). — Im weiteren Sinne heisst wimpel eine schmale Binde, ein Band: so in der Stelle Krone 22055 *nu was sîn hâr belochen mit maneger wimpel kleinen*.

²⁾ *ôwé daz ich niht ein sîdîn risel bin, daz diu wengel decken sol bî sô rôtem munde* MSH. III, 260^a; risile quo super aurem orale confixerat, Schmeller, Bayr. Wb. II², 145. — Dass die rise nicht der Schleier ist, wie manche behaupten, z. B. Herr Jac. Falke, beweist, dass rise und sloier unterschieden werden, z. B. Passion. K. 464, 90. Philipps Marienl. 8794. *gebende unde rise* Passion. K. 101, 80.

³⁾ Nib. 1291. 1. Parz. 515, 2. Tûrleins Wilh. 130^b f.

Vertreterin umgebunden ward¹⁾. Mir scheint die Anlegung der Stirnbinde das wesentliche hierbei gewesen zu sein.

Die Stoffe des Gebendes, d. i. von Wimpel und Rîse, waren Leinwand, Baumwollenzeug oder Seide, je nach Bedürfniss und Vermögen. Stickerei mit Goldfäden oder bunter Seide war bei Reichen nicht selten. Trauernde Frauen trugen, wenigstens nach Erek 8246 ff., einfache weisse Wimpel ohne Goldstickerei; „sleht und unwaehe“ war natürlich das Gebende der Armen oder das täglich im Hause getragene. Die gewöhnliche Farbe blieb weiss. Über die gelben Reisen haben wir kurz zuvor gesprochen. Später werden auch rothe Reisen erwähnt²⁾.

Seit dem tieferen 14. Jahrhundert ward die Mode in den Kopfbedeckungen immer erfinderischer und die verschiedenartigsten Hauben und Hüte wurden erdacht oder vom Auslande angenommen, so dass im 15. die grösste Fülle seltener Formen erscheint. Wir heben nur einiges hervor.

Zunächst gedenken wir der Fortdauer der alten Kinn- und Wangenbinden bis in das 16. Jahrhundert, oft zusammen mit dem Schleiertuche, namentlich im Bürger- und Bauernstande.

Die Stirnbinde bildete sich vom Ende des 14. Jahrhunderts ab zuweilen zu einem wulstförmigen Kranze aus, der theils schlicht, theils in Windungen oder vorn hornartig aufsteigend den Kopf umgibt³⁾. Damit verbunden ist Kinnbinde und Schleier.

Als sich Ulrich von Lichtenstein zur Frau Venus verummmt, bedeckt er sich mit einer Haube, verbindet sich mit der Reise und setzt einen Pfauenhut darüber (Frauend. 176, 25 ff.). Die Haube ist also als glattanliegende Mütze zu denken, und es wäre wohl möglich, dass einige der Frauenbilder in der Manessischen Liederhandschrift und anderwärts

¹⁾ Parz. 202, 25. Ulr. Trist. 312. Heinr. Trist. 850. — der briute binden Walth. 106, 25. — gebende im Gegensatz zu dem jungfräulichen schapol Walth. 25, 9. j. Titur. 1215.

²⁾ *slehte reisen die weiz oder rot sein* Nürnberg. Polizeiordn. 66.

³⁾ z. B. v. Hefner, Trachten II, Taf. 65. 89.

in der oben gekräuselten Stirnbinde eigentlich eine solche Haube zeigten. Als sich Judith zu ihrem bedenklichen Unternehmen auf Holofernes schmückt, strahlt sie ihr Haar und und legt es in eine seidene Haube¹⁾. Wir wissen, dass die Hauben auch von Männern getragen und mit Stickereien geschmückt wurden²⁾.

Von den späteren Haubenformen erwähne ich die gekräuselte, die mit verschiedenen Reihen von gekräuselten Falten oder Fächern den ganzen Kopf umschliesst und mit Flügeln auf den Schultern aufliegt³⁾. Diese krüseler sind von der zweiten Hälfte des 14. bis in die erste des 15. Jahrhunderts zu beobachten. Schleier oder Gugel wurden zuweilen darüber getragen.

Was die Hüte betrifft, so erwähnen die Dichter des 13. Jahrhunderts sehr kostbare Hüte aus Seide und Sammt, besonders aber gestickte und solche aus Pfauenfedern (pfäwine). Die letzteren wurden in Deutschland mehr getragen als in Frankreich, wo sie nur den vornehmsten zukamen⁴⁾. Darf man nach Bildern urtheilen, welche die Weingartener und Manessische Liederhandschrift von Männerhüten geben, so hatten diese Hüte die Gestalt der späteren Barete.

Auf einem Glasgemälde⁵⁾ im Brunnenhause des Stiftes Heiligenkreuz in Niederösterreich ist die Markgräfin Agnes mit einem Hütlein abgebildet, das nach der Colorirung einen Rand von Pelzwerk und einen Gupf von schwarzem Zeuge mit rothem Ornament hat.

¹⁾ *unde want in éne sîdîne hûben daz vâhs* Vor. Ged. 161, 15.

²⁾ Vgl. oben I, S. 168.

³⁾ v. Hofner II, Taf. 55. 63. 93. 106. 134.

⁴⁾ Parz. 225, 12. 313, 10. 605, 8. 690, 13. 722, 18. Wigal. 2417. 8908. Moleranz 700. Wigam. 5333. MSH. 2, 82^b. Le Grand et Roquefort, Vie privée 1, 363. — Vgl. sonst noch Eneide 1730. Eracl. 3816. Walth. 75, 7. Nith. 24, 31. 48, 39. Gudr. 480. Frauendienst 166, 12. Konr. Troj. Kr. 7480. — Der deutsche Herzogshut war mit einem Federkranze umgeben (circumdatus serto pinnito), Constitutio ducatus Austriae, §. 13.

⁵⁾ Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaates, Heft 1.

Es gab ferner eine leichte, wie über ein Drahtgestell gebaute Hutform, die gegen die Sonne schützte und dabei zierlich aussah¹⁾. Sie ist aber noch von dem Reise- und Schattenhut verschieden, der ein Hut mit breiter, tiefer Krämpe war²⁾ und das Gesicht wohl verdecken konnte. Walther von der Vogelweide gedenkt derselben (75, 5—8) und am Ende des 13. Jahrhunderts erwähnen sie als besonders österreichische Tracht der sogenannte Seifried Helbling und Hadlaub³⁾.

Die Strohhüte, die seit dem 10. Jahrhundert als sächsische Kopfbedeckung bezeugt sind⁴⁾, stellen sich auf den Bildern zum Sachsenspiegel den heutigen aus geflochtenen Streifen zusammengenähten sehr ähnlich⁵⁾. Das eitle 15. Jahrhundert brachte eine Flut der verschiedensten Hutbildungen zu Tage. Da sehen wir lange Röhren mit daran hängendem Zeugstreifen, wie an den sogenannten Helgoländer Hüten; Halbkreise, welche das Gesicht zu beiden Seiten verdecken, mit langem, spitzem Kopfe; viereckige, rautenartige und runde Hüte mit vorn aufgeschlagener Krempe und schiffartigem Hintertheil; flache, runde Felbelhüte mit breitem Rande⁶⁾; doch genug der Formen, sie liessen sich in das unendliche vermehren.

Wir haben der Mittel eine ziemliche Zahl kennen gelernt, welche die Weiber zur Hebung ihrer Schönheit benutzten, wenn sie reich genug waren. Es sind nur noch einige Worte über das Schminken zu machen, diese Untugend, welche nach des älteren Plinius Zeugniß (hist. nat. 22, 2) bei Daken, Sarmaten und Kelten herrschte und vielleicht auch den Germanen schon in ältester Zeit nicht fremd

¹⁾ v. d. Hagen, Bilders. Taf. 11. 31.

²⁾ Das Siegel der Gräfin Hedwig von Ravensberg (1270—1315) im Anzeiger f. K. d. Vorzeit 1873, Sp. 357.

³⁾ Seifr. Helbl. 3, 368. MSH. II, 283^b.

⁴⁾ Widukind. III. 2 mit der Anmerkung von G. Waitz.

⁵⁾ Kopp, Bilder und Schriften 1, 126.

⁶⁾ Vgl. u. a. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg 85 f. 94. Lappenberg, Miniaturen z. Hamburger Stadtrecht v. 1497. v. Hefners Trachtenbuch II vieler Orten.

war. Seit dem 12. Jahrhundert war sie wie eine Pest über alle Länder gekommen, die sich zu den gebildeten rechneten. Die Ansichten der Frauen über die schönste Gesichtsfarbe waren verschieden und darnach richteten sich natürlich die Schminken. Die Engländerinnen des 12. Jahrhunderts hielten Blässe für schön und vornehm, sie hungerten also und liessen sich zur Ader, und schlug dies noch nicht an, so strichen sie allerlei weisse und graue Farbe in das Gesicht¹⁾. Die Französinen des 12. und 13. Jahrhunderts hielten im Gegentheil frische Röthe für schön, und wie die Engländerinnen dieselbe durch Fasten zu vertreiben suchten, so strebten sie darnach, sie durch gutes Frühstück zu erhalten²⁾. Es war dieses wenigstens ein unschuldigeres Mittel als jenes, welches die galanten Damen aus Ludwigs XIV. Zeiten anwandten, um mit frischer Röthe in die Gesellschaften zu treten³⁾. Daneben griffen aber auch die Französinen der alten Zeit nach den Farbentöpfen und bemalten sich, und die deutschen Frauen malten fleissig nach. Selbst die österreichischen Bäuerinnen um 1170 strichen sich „vremde varwe“ auf die Wangen, um den Töchtern vornehmer Leute zu gleichen (Heinrich, Todes Erinner. 328). Weisse Farbe und Firniss⁴⁾, Alaun, Quecksilber, Kampfer, Weizenmehl, mancherlei Roth, altes Fett wurden zur Schminke gebraucht⁵⁾. Der Mittel gab es so viele, dass der Mönch von Montaudon dreihundert verschiedene Büchsen zusammenrechnen konnte⁶⁾. Die Dichter erklärten sich auf das schärfste gegen diese Unsitte und der gesunde Sinn des Volkes unterstützte sie; die fremde, erlogene Farbe ward als Zeichen zweideutiger Liebe und Tu-

¹⁾ Anselm. Cantuar. ep. opera II, 197 (1675).

²⁾ Chastoiem. de dames 367.

³⁾ Pockels Versuch oiner Charakteristik des weiblichen Geschlechts (Hannover 1798) 2, 66. 67.

⁴⁾ Eneide 5172.

⁵⁾ Seifr. Helbl. 1, 1145.

⁶⁾ In den seit dem 14. Jahrh. oft angelegten Hausbüchern, die allerhand Recopte sammelten, fehlt es auch nicht an kosmetischen. Ein ganzer aus Italien stammender liber de ornatu mulierum secundum totum corpus liegt auf der Münchener Bibliothek C. lat. Monac. 444.

gend und unverlässlichen Sinnes gedeutet¹⁾; die Prediger aber erklärten das Schminken geradezu für eine Verleugnung Gottes²⁾. Diesen Gedanken hat ein provenzalischer Dichter, der Mönch von Montaudon (1180—1200), witzig in zwei Tenzonen durchgeführt. Die erste schildert einen Process der Mönche gegen die Weiber; jene haben diese vor Gott verklagt, dass ihre Kunstwerke, die Votivgemälde, durch die Malereien der Weiber auf ihren Gesichtern verdunkelt würden. Die zweite Tenzone führt den Dichter im Gespräche mit Gott ein, der unwillig über die Malerei der Weiber ist und ihr Schminken als ein Trachten nach ewiger Jugend rügt, das ein vermessenenes Streben nach Gottähnlichkeit sei³⁾. — Lassen wir das letzte Wort hierüber unserem Moscherosch, der auch hier aus ehrlichem Gemüthe redet: „Und ich sahe der Weiber einen hauffen, die im Gesichte waren als ob sie geschröpft hätten oder sich zerhacken lassen: dann an allen Orten waren sie mit schwartzen kleinen pflästerlein behencket und mit runden langen breytten schmalen mücklein, flöhen und anderen visirlichen, zum zugriff zwingenden, zum anblicken tringenden mausfallengestalten behenket und bekleibet. Etliche schabeten das angesicht mit einem glas; etliche ropffeten sich mit bech die grosse augbrauen auss: andere so keine augbrauen hatten, mahleten solche mit einem wenig schwärtze an. — Andere damit sie ihre schandflecken und rothküpferichte habichsgesichter zieren möchten, schame-ten sich nicht, mit weiblichen vnreinen tüchern sich zu reiben, zu wüschen und zu wäschen, und tausenterley lose stücklein mehr, welche alle doch den wust und vnflat so

¹⁾ Walth. 111, 12—16. Freidank 125, 15. Winsbeke 26 (mit Haupts Anmerk.). Parz. 551, 27. Frauend. 536, 10—16. Boner 39, 40. 67, 47. Suchenwirt 40, 45 ff. Aus späterer Zeit „Ich wil ein weib nemen vnd wil Haushalten“ (Gedr. Dresden, Wolfg. Stöckel o. J. 16. Jahrh. A. III. rw.): Gezwungene lieb vnd geriebene röthe seindt beyde nichts werdt. — Logau des dritten tausend Zugabe n. 85: Wann sich weiber schminken, so ists wie ein winken. dass man aufgenommen, wolle man ja kommen.

²⁾ Bertholds v. Regensburg Predigten 1, 115.

³⁾ Diez, Leben der Troubadours 338 ff.

gar nit verbergen mochten, dass ich auch vor gestank nicht wol bleiben kunte.“¹⁾).

Ein uraltes, mit heidnischem Glauben und Cultus zusammenhängendes Mittel, Gesundheit und schönes Aussehen zu gewinnen, war und ist die Waschung mit dem in der Morgendämmerung heiliger Tage (Ostern, Charfreitag) geschöpften Wasser, oder auch ein Bad im maithauigen Grase oder Getreide²⁾. Männer wenden es der Schönheit wegen nicht an, wohl aber um leibliche oder geistige besondere Gaben zu gewinnen. Der Brauch dauert heute noch hier und da fort.

Wenn der Sinn für Schönheit und Schmuck der Persönlichkeit entwickelt ist, so rührt sich auch das Verlangen, sich selbst beschauen zu können.

Unser Wort Spiegel ist aus dem lateinischen *speculum* entlehnt, was darauf weist, dass römische Metallspiegel den Germanen früh bekannt geworden sind. Skandinavische, mit Sachen des älteren Eisenalters gefundene kleine runde Bronzespiegel³⁾ weisen auf italische Herkunft. Aber die Goten haben wenigstens ein eigenes Wort für Spiegel besessen (*skuggva*, *ἑδοπτρον*), das, mit dem Zeitwort schauen und einem altgermanischen Worte für Schatten (altn. *skuggi*, ahd. *scûwo*, ags. *scûa*) verwandt, ein Werkzeug oder ein Ding bezeichnet, das ein Scheinbild gibt. Ein althochdeutsches Wort für Spiegel war *scûchar*: Gefäß für das Scheinbild. Wir müssen an kleine polirte runde Metallplatten (Stahl oder Silber) dabei denken, die entweder mit Metallrand abschlossen oder in hölzerne, beinerne, auch wohl metallene Kapseln gefasst waren. Der h. Bonifaz schickte der Gemahlin König Ethelbalds von Mercia einen Silberspiegel und einen Elfenbeinkamm zum Geschenk (Beda, h. eccl. II, 11).

Es waren Handspiegel. Die elfenbeinernen, die natürlich nur reiche Frauen besitzen konnten, sind auf der Rückseite

¹⁾ Wunderbare satyrische Gedichte von Philander von Sitte-walt 1, 456 f. (1650).

²⁾ Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 40, Berlin 1896.

³⁾ Worsaae, Afbildninger, S. 73, Nr. 292.

häufig mit Schnitzerei versehen worden, und die wiederkehrenden Motive auf den erhaltenen aus dem 13.—16. Jahrhundert zeigen, dass diese Sachen damals gewissermassen fabrikmässig hergestellt wurden. Es kamen religiöse Darstellungen, soweit wir wissen, weit seltener als weltliche vor. Unter diesen ist die ritterliche Belagerung oder Erstürmung einer von Frauen besetzten Burg besonders beliebt und mit manchen Abänderungen wiederholt behandelt worden¹⁾.

Die hölzernen Handspiegel waren am Rande der Spiegelseite mit Schnitzwerk geschmückt und auf der Rückseite zuweilen bemalt. So heisst es in dem Leben der h. Elisabeth (v. 1336 ff.) und entsprechend in Köditz Leben des heil. Ludwigs von Thüringen: er zog aus einem Beutel einen Doppelspiegel in Erz (schön) gefasset, der hatte auf einer Seite ein schlichtes Glas und auf der andern die Marter unsers Herren (25, 22 ff.)²⁾.

Hier ist ein Glasspiegel gemeint. Da das Spiegelglas unsern Dichtern seit Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts in allerlei Redensarten geläufig ist³⁾, muss die Erfindung desselben älter sein als das 13. Jahrhundert, in welches sie gewöhnlich gesetzt wird. Wolfram von Eschenbach spricht im Eingang zum Parzival 1, 20 von dem „zin anderhalb ame glase“ als einer bekannten Sache. Daneben blieben die Stahlspiegel aber noch bis ins 15. Jahrhundert in Gebrauch, wie sich aus dem Gedicht der Spiegel (Meister Altswert 120, 24) ergibt.

Der Handspiegel war zur Ausstattung der galanten Frauen erforderlich. Er gehörte zu den beliebtesten Ge-

¹⁾ W. Wackernagel, Über die Spiegel im Mittelalter: Kleinere Schriften I, 135 ff. Essenwein im Anzeiger f. Kunde d. Vorzeit, 1865, Sp. 204 ff. v. Hefner, Trachten II, Taf. 149. Becker und v. Hefner, Kunstwerke und Geräthschaften II, Taf. 2. A. Schultz, Höf. Leben I², 232. Deutsches Leben 362.

²⁾ In dem Original, den annales Reinhardbrunenses: speculum duplex, aeneis inclusum sedibus, una parte simplex vitrum et in parte altera imaginem crucifixi praeferens, Wegeles Ausg. S. 168.

³⁾ W. Wackernagel, Kleinere Schriften I, 131 f. Benecke-Müller, Mhd. Wb. II, 2, 495. Lexer, Wb. II, 1087.

schenken an die geliebten und gefeierten Damen. Heinrich schildert in seinem Pfaffenleben (691—700) die Concubinen der Geistlichen, wie sie in gutem Hemde und Röckel prangen; die Locken zierlich gedreht, ziehen sie die sauber ausgenähten Handschuhe an. Durch die gelben Reisen gleissen die Borten im Haare; auch fehlen nicht Schnupftuch (hantvane) und Spiegel ¹⁾.

Bei dem Tanz konnten die Mädchen und Frauen im 13. Jahrhundert (und wohl schon früher) des Spiegels nicht entbehren, den sie an einer Schnur (spiegelsnuor), die von geflochtener Seide oder auch ein schöner Borte war, umgehängt trugen. Wohlgefällig sich beschauend, hielten sie ihn auch beim Reien in der Hand ²⁾. Wie vorhin schon sich zeigte, wurden die Spiegel auch in den Gürteltäschchen verwahrt, um sie immer zur Hand zu haben.

Die Spiegel hatten entweder einen Stiel, oder sie waren grifflose runde Kapseln ³⁾ von sehr mässigem Umfange, die aber nicht selten durch am Rande angebrachte Verzierungen (z. B. Thierkörper) viereckig gemacht wurden, wahrscheinlich um sie besser anlehnen zu können ⁴⁾.

Im Hause begnügte man sich bei einfacheren Einrichtungen an kleinen hölzernen Spiegeln, die an die Thürpfoste oder an einen Stützbalken (siule) geschlagen waren ⁵⁾.

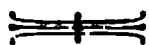
¹⁾ Vgl. auch Konr. Troj. Kr. 28299 hontschuohe spiegelsnüere und allez daz gevüere, daz werde frouwen hoeret an.

²⁾ Neith. 26, 22. 56, 3. 70, 38. 71, 5. 125, 27. XLVII, 7.

³⁾ Auf dem Bilde der Manessischen Liederhandschr. zu Dietmar von Aist (v. d. Hagen, Taf. 13) hängt an der Stange des Krams ein runder, stielloser Spiegel.

⁴⁾ So der Berliner Spiegel bei v. Hefner, Trachten II, Taf. 149.

⁵⁾ Teichner (von Karajan, S. 61. Anm. 192). Deutsche Mystiker I. 326, 11.



Elfter Abschnitt.

Rückblicke.

Wenn der Wanderer am Abend Rast macht, schickt er die Gedanken den Weg zurück, um zu holen, was er bei steilem Aufstieg und unter dem Gebüsche verlor. Die Mühsal des Pfades hatte ihm den Genuss getrübt, die Aussichten waren ihm bald durch Wolken verhüllt, bald durch Sonnendunst verkürzt; aber was er einbüsste, ersetzt ihm jetzt die Erinnerung und ergänzt ihm die Einbildung. Das einzelne tritt im grossen Zusammenhange vor sein Auge und das ganze Bild des Tages steigt vor ihm auf. Wir wenden dieses Gleichniss auf uns an. Auch uns ist auf dem Wege, den wir gingen und suchten, wohl oft die allgemeine Ansicht verdeckt gewesen; das Rücksenden der Gedanken thut deshalb noth.

Zuerst gilt es, uns die ganze Stellung des germanischen Weibes noch einmal zu vergegenwärtigen.

Wir haben gefunden, dass die Germanen gleich allen anderen Völkern mit der rohen, derbsinnlichen Auffassung des Weibes als einer blossen Sache und als eines Werkzeuges zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust begonnen haben. Die Sitte, dass sich das Weib mit dem todten Manne verbrennen lassen musste, das Recht des Mannes, seine Frau zu vermachen, zu verschenken und zu verkaufen oder seinem Gaste anzubieten, bewiesen jene Bildungsanfänge, deren Spuren sich vereinzelt noch in spätere Zeiten verlieren. Wir konnten den Tod des Weibes mit dem Manne durch einen inneren

Grund beschönigen, wir konnten dies auch mit der Rechtlosigkeit versuchen, welche auf den Frauen lastete; indessen wollten wir damit die Härte der ältesten Zustände nicht verhüllen. Das Weib hatte von der Geburt bis zu dem Tode kein anderes Gesetz als den Willen seines Schutzherren, und die eintretenden Milderungen dieser Verhältnisse sind eben Umgestaltungen des altgermanischen Rechts. Durch die Gnade des Vaters ward ihm zu leben erlaubt; durch Werthstücke oder Geld dem Vater abgekauft, musste es Leib und Leben einem Fremden überlassen; gegen Geld oder aus Gunst konnte es dieser einem andern übergeben; stumm und still musste es sich fügen, denn es hatte kein Recht, und nothgedrungen musste es zuletzt in den Tod gehn. Die Last des Tages ruhte ausserdem fast allein auf seinen Schultern; Haus und Feld musste es bestellen, während der Mann im Kriege oder auf der Jagd lag, und heimgekehrt der Mühsal müssig zusah. — Trotz allem diesem haben wir jene altgermanische Frauenverehrung, von der Tacitus (German. 8) redet, nicht in das Reich der Träume verwiesen, allein wir haben sie aus einer schiefen modernen Deutung auf ihren wahren Inhalt gebracht. Wir haben hervorgehoben, dass der gute Sinn der Germanen und die Achtung der weiblichen Ehre, die Anerkennung wichtiger Geistesgaben an hervorragenden Frauen und selbst die natürliche Schwäche des Geschlechtes jenen Nachtheilen im Rechte grosse Vortheile im Leben entgegensetzten.

Der gesunde Kern des germanischen Wesens hatte eine rasche Fortentwicklung von der Stufe roher Sinnenkraft zu der freien Menschlichkeit geschaffen. In Bezug auf die Frauen äusserte sich dies in einer Menge Ausnahmen von den alten Rechtsatzungen, welche allmählich eintraten. Das Mädchen erhielt Zugeständnisse bezüglich der Verfügung über sein Vermögen; bei der Vermählung kam sein eigener Wille zu Ansehen; die Erkaufung von Leib und Leben wandelte sich in die Erwerbung des Schutzrechtes; die Macht des Ehemannes über die Person der Gattin ward beschränkter; die Witwe endlich, abgesehen davon, dass ihr Sterben mit

dem Manne in vorhistorischer Zeit bereits abkam, erhielt manche Rechte, welche an männliche streifen. Die weibliche Klugheit vermehrte das, was die Nachgiebigkeit der Männer einräumte; mancher rechtlich freie Mann ward ein Höriger des rechtlosen Weibes; Weiber griffen tief in die Geschicke der Staaten.

Die Zeiten des Ritterthums erschienen und der Frau ward ein schwärmerischer Dienst gewidmet. Sie trat in den Mittelpunkt des reich belebten geselligen Kreises, die Frauenliebe lenkte die Herzen der Männer und die Phantasie der Dichter. Von dieser Zeit an war die Stellung des Weibes eine ganz andere geworden. Schwand auch der schimmernde ritterliche Frauendienst nach wenig Geschlechtern, die Macht der Weiblichkeit blieb im Leben fest gegründet. Auch in den Rechten ward die Stellung der Frauen immer selbstständiger. So ist denn am Schluss des Mittelalters die Frau an die Seite des Mannes in vielem getreten. Der Boden aber, in dem ihr Leben wurzelt, ist der Grund des Hauses, der Familie. Sie nährt die Flamme des Herdes, sie erzieht die Kinder, sie stützt durch ihre erhaltende Kraft das ganze Haus. In dem Auge der Hausfrau liegt Segen oder Fluch.

Wir versuchen jetzt das Charakterbild des germanischen Weibes nach den alten geschichtlichen und volksthümlich-poetischen Zeugnissen zu entwerfen.

Eine harte, herbe Luft streicht durch unser Alterthum.

Das Recht des Vaters über das Leben des Kindes hat sein Gegenstück in der uralten Sitte, dass die Kinder die alterschwachen oder unheilbar siechen Eltern tödten konnten¹⁾. Um das Grausige etwas zu mildern, müssen wir auf die von der heutigen ganz verschiedene Schätzung des Lebens in unserer frühesten Vorzeit hindeuten. Dem Manne wie dem Weibe erschien das Leben nicht als tägliche Gewohnheit des Athmens süß, sondern nur begehrenswerth, so lange die Kraft des Leibes blühte und der Geist noch unberührt war

¹⁾ J. Grimm. Rechtsalterthümer 486—493 und in Haupts Zeitschr. V, 72.

vom Schatten der Schwäche. Darum war es in heidnischer Zeit freiwilliger Entschluss der alternden, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen, und sie sahen die Hilfe dazu als eine Wohlthat an, welche sie von den Kindern verlangen durften. Die Germanen hatten diesen furchtbaren Brauch nicht allein; schon J. Grimm verwies alle vorschnellen Verurtheiler germanischen Wesens darauf, dass derselbe sich auch bei Römern, Slaven und Preussen nachweisen lässt. Er beruht auf einer Ansicht, die sich als Ausfluss harter und strenger Zustände ergibt¹⁾.

Schon sonst haben wir das grundsätzliche Zurückdrängen alles weicheren Gefühles bei den alten Germanen bemerkt. Sie scheuten die lauten Ausbrüche desselben, richteten aber das Handeln nach der inneren Stimme. So mochte es auch zwischen Eltern und Kindern stehn; nichts von weichlichem Verziehen und Spielen mit den Kindern, nichts von schwärmerischer schönredender Verehrung der Eltern, allein zur entscheidenden Zeit brach die zurückgehaltene Gewalt der Liebe wie ein glühender Strom aus den starken Herzen.

Dem Skalden Egil Skalagrimsson war sein Sohn Bodvar ertrunken. Das fasste den starken Mann: er ging in seine Schlafkammer, riegelte sie zu und nahm nicht Speise noch Trank. Drei Tage lag er so; da schickte Asgerd, sein Weib, zu Thorgerd, der ältesten Tochter Egils, die in einem fernen Bezirk der Insel verheiratet war. Spät am Abend erhält die junge Frau diese Botschaft; sie steigt sogleich zu Ross und reitet die ganze Nacht durch, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Als die Mutter bei der Ankunft ihr einen Imbiss bietet, weist sie ihn ab; sie habe kein Nachtmahl gehalten und wolle keines nehmen, bis sie zu Freyja komme. „Ich will es nicht besser als mein Vater haben, ich will meinem Vater und Bruder nicht nachleben.“ Darauf geht Thorgerd in die Kammer, worin der Vater liegt, und legt sich schweigend in ein Bett. Egil aber spricht: „Du thust wohl,

¹⁾ Vgl. Band I, 79.

meine Tochter, dass du deinem Vater folgen willst; du hast mir grosse Liebe damit gezeigt. Was ist das für ein Wahn, dass ich mit solchem Harne leben wolle?“ So lagen sie, bis sie brennender Durst quälte. Sie verlangten beide einen Trunk Wasser, allein Asgerd reichte listig ihnen Milch, und nachdem sie einmal den Lebenstrank¹⁾ genossen hatten, erhoben sie sich grollend, dass man ihnen den Tod wehre; allein sie entschlossen sich weiter zu leben (Egils saga c. 78).

Die starken Menschen jener alten Zeit äusserten ihr Gefühl, wenn die hemmende Schale einmal durchbrochen war, gewaltig. Nicht einsame zärtliche Thränchen benetzten die Wimpern, sondern die Flut des Auges rollt blutvermischt über Wangen und Gewand²⁾. Männer wie Weiber schämen sich der gelinden Bewegung, aber nicht der gewaltigen Äusserung der Leidenschaft. Im Schmerz schlug Brünhild die Hände zusammen, dass die Becher in dem Winkel klirrten und die Gänse im Gehöfte erschrocken aufschrieten³⁾; von ihrem bitteren Gelächter bei Siegfrieds Tode erhebe das ganze Haus⁴⁾. Das Herz wallt auf bei heftiger Bewegung, brandheiss wogt der Hass in der Brust; sie beissen den Zorn mit den Zähnen zusammen⁵⁾; von dem ergrimten Wogen des Busens springt Freyjas Gestirnschmuck. Der Zorn, der Hass, die Sorge, der Schmerz, Liebe und Leid sind wilde Geister, die in dem Brustgehäuse durch die Willenstärke des Menschen gefesselt liegen, die sich rütteln und regen und das Herz angreifen, und deren der Wille nicht immer Herr bleibt. Aber sich ihnen ohne Kampf ergeben,

¹⁾ Milch und Honig sind Bürgschaften des Lebens, J. Grimm, Rechtsalterthümer 457 f. Oben I, S. 84.

²⁾ Mein Spicilegium formularum, S. 30 f. J. Grimm, Andreas und Elene, zu Elene 1134.

³⁾ Sigurðarqu. III, 29, ebenso heisst es Gudrúnarqu. I. 16, dass Gudrúns Thränen wie tosende Bäche rannen und die Gänse im Hofe aufschrieten.

⁴⁾ Brot af Sigurðarqu. 10. In unsrer Gudrun heisst es Str. 927 *dô des küneges wíp ir man sô sêre klagete, man hôrte den sal erdiczen.*

⁵⁾ Mein Spicilegium formularum, S. 28—30.

ist un männlich, und das fürchtete der Germane, der Mann wie das Weib.

Wir haben von der germanischen Liebe gesprochen. Hildgund, des aquitanischen Walthers Braut, und des Hundingtödters Helgi Gemahl Sigrun, konnten uns sagen, was diese Liebe war. Das Verdienst des Mannes erzeugte eine feste Verehrung in des Weibes Brust; auch dem erst ungeliebten neigte die Frau sich zu, wenn er tüchtig und mannhaft war. So ist es ein stolzes, aber natürliches Gefühl, dass die germanischen Mädchen nur dem wackersten die Hand reichen mögen. Es schuf in dem deutschen Gedichte von den Nibelungen jenes Wettspiel, in dem Brünhild sich selbst einsetzte; es gab der Sage nach den Anlass zu der grossen Staatenveränderung, die König Harald Schönhaar in Norwegen vollzog. Harald warb um Gyda, die Tochter eines kleinen norwegischen Königs; sie liess ihm aber sagen, sie wolle ihre Jungfräulichkeit nicht an einen König hingeben, der über wenig Gaue gebiete. Wunderlich dünke es sie, dass keiner unter den Landesfürsten ganz Norwegen haben wolle. wie doch Gorm in Dänemark und Erich in Schweden es ihnen vorgezeigt hätten. Das reizt Harald und er beginnt seine Kämpfe um die Alleinherrschaft von Norwegen und nimmt die hochgesinnte Gyda zum Weibe¹⁾. Allein er sollte noch ein stolzeres Mädchen kennen lernen. Zehn Frauen und zwanzig Kebsen hatte er, da lockte ihn die Schönheit der Königstochter Reginhild von Dänemark zu neuer Werbung. Die Jungfrau aber lässt ihm entbieten, sei er auch ein mächtiger Fürst, so erscheine ihr doch kein König der Welt so reich, dass sie ihre Jungfräulichkeit gegen den dreissigsten Theil seiner Liebe verkaufen wolle. Harald schickte darauf seine dreissig Weiber fort und nahm die einzige Reginhild²⁾.

Die Frauen waren besorgt um den Ruf der Männer; lieber wollten sie den Geliebten von sich schicken, ohne hoffen zu dürfen, ihn jemals wieder zu sehen, als dass er

¹⁾ Fornmannasögur 1, 2—4. X, 181.

²⁾ Fornmannasögur X. 194.

feig und unmännlich gescholten werde. Der grösste Spott, der über den ritterlichen Mann kommen konnte, war, dass er sich um seines Weibes willen verliege, und die Frauen scheuten diese Nachrede so sehr, als die Männer selbst, wie der Roman von Erek und Enite ausführt.

Die Tüchtigkeit des Mannes erweckte nicht bloss Stolz, sondern auch Demuth. Es kam zuweilen ein Verzagen über das weibliche Herz, ob es auch würdig neben dem hohen Manne stehe. Der langobardische Herzog Bemmo in Forum Julii hatte Radberg zur Gattin, ein treffliches Weib, dem jedoch die äussere Anmuth abging. Dies bekümmerte sie oft und sie lag dem Manne an, dass er sich von ihr scheide und eine schönere heirate. Allein Bemmo war verständig genug, die Demuth, die Züchtigkeit und das treffliche Herz der Gattin höher als Schönheit zu achten, und die Ehe blieb eine sehr glückliche¹⁾.

Von dem züchtigen Sinne der germanischen Weiber haben wir zur Genüge gesprochen. Auch wir haben unsere Lucretia und unsere Judith. Der langobardische Fürst Sighard verliebte sich in die schöne Frau des Nannigo, eines seiner Leute. Sie wies aber seine Anträge mit Zorn ab und Sighard ergriff jenes alte Mittel der Gewalthaber, schickte den Mann unter scheinbarer Gunst als Gesandten nach Afrika und zwang die Frau mit Gewalt zu dem, was sie verweigert hatte. Seit diesem Augenblicke legte sie allen Schmuck ab, that schlechte und schmutzige Kleider an, wusch und salbte sich nicht mehr und schlief auf der nackten Erde. Nannigo kehrte heim. Der erste Willkommengruss seiner Gattin war die Bitte, das Schwert zu ziehen und ihr den Kopf abzuhauen; ein Fremder habe ihre Ehre befleckt. Nannigo suchte sie indessen zu trösten, zwang sie wieder zu baden und sich zu schmücken, allein das Herz des Weibes war gebrochen und kein Lächeln kam seitdem auf ihren Mund²⁾. Ein anderer Langobarde war stolzer und männlicher als Nannigo und

¹⁾ Paul. Diac. gest. Langob. VI, 26.

²⁾ Chronic. salernit. c. 65 (Pertz, Mon. V, 500).

wusste seine Frau, wie wir früher ¹⁾ erzählt haben, zu rächen, indem er den ehebrecherischen Fürsten tödtete. Von einer fränkischen Jungfrau wird erzählt, dass sie ihre eigene Rächerin war. Amalo, ein vornehmer Franke, hatte sich in ein Mädchen verliebt und benutzte die Abwesenheit seiner Frau zur Ausführung seines Willens. Er schickte seine Diener aus, um ihm dasselbe mit Gewalt zuzuführen. Die widerstrebende wird gemisshandelt, entgeht aber doch dem ärgsten, weil Amalo vom Weine trunken einschläft. Sie ist mit ihm allein, über dem Bette hängt sein Schwert. Sie zieht es und verwundet ihn tief in den Kopf. Sterbend von Reue ergriffen, befiehlt er seinen Dienern, der Jungfrau kein Leid zu thun und König Childebert schützt sie gegen Amalos Verwandte ²⁾).

Mit dem Halten auf die Ehre und Züchtigkeit ist die eheliche Treue eng verbunden. Ich verstehe darunter nicht bloss die äussere Keuschheit des ehelichen Bettes, sondern die feste und innige Ergebung an den Mann, das Verwachsen in sein Leben und Sterben. Ein schönes Beispiel gibt die aus germanischen Wurzeln entsprossene Erzählung von Gerhard von Roussillon. Seine Gemahlin Berta hängt fest an ihm, trotzdem sie weiss, der Gemahl liebe ihre Schwester mehr als sie; und da er in Unglück geräth und in die Einsamkeit flüchten muss, folgt sie ihm, tröstet und erhebt ihn und wird zuletzt seine Retterin ³⁾). Hier blüht uns die Poesie der Treue wahrer entgegen, als in der zweifelhaften Griseldiserzählung.

Ein Beispiel vergöttlichter Treue ist Nanna, die Gemahlin des Gottes Baldr. Der Geliebte ist durch Lokis List dem Tode erlegen, der Scheiterhaufen wird für ihn auf dem Schiffe aufgerichtet, brennend soll die Leiche in das Meer hinaustreiben. Aber Nanna erträgt den Schmerz nicht und ihr Herz zerspringt. Sie fährt mit Baldr gemeinsam zu Hel. — Grössere Treue noch erfährt Loki von seinem Weibe Sigyn. Er

¹⁾ Oben I, S. 152.

²⁾ Gregor. Turon. IX, 27.

³⁾ Fauriel, Histoire de la poésie provençale III, 46—58.

ist trotz allem listigen Widerstreben von den andern Göttern gefangen und soll unschädlich gemacht werden. Mit den Eingeweiden seines Sohnes wird er über einen Fels gebunden und Skadi, der er einst den Vater erschlug, hängt eine giftige Schlange über ihm auf, dass ihr brennender Geifer in sein Gesicht falle. Sein Weib Sigyn verlässt ihn jedoch nicht; treu steht sie bei ihm und fängt das Gift in einem Becken auf. Das dauert bis zum Weltuntergange. — In der deutschen Heldensage ist Siegfrieds Kriemhild das grossartigste Beispiel der Liebe über den Tod hinaus. Seitdem sie die Leiche des herrlichen Mannes vor ihrer Kammerthüre aufhob, geht all ihr Sinnen und Trachten dahin, ihre Liebe durch die Rache an den Mördern zu besiegeln. Sie verlässt die Heimat an dem Rhein, vermählt sich dem Heidenkönig Etzel in Ungerland, gibt alles dahin, das reine, schuldlose Frauengewissen, die milde, beglückende Annuth und wird um des Geliebten willen zum furchtbaren Rachegeiste. Nachdem sie ihre Brüder und alle die ihren geopfert hat, ist der Todesstreich durch Hildebrands Hand für sie ein Gnadenstreich. Die Liebe endete wie so oft in furchtbarem blutigem Leid. — Wie in der deutschen Dichtung Kriemhild, so ist in der nordischen Brünhild das gewaltige Bild der Treue. Siegfried löste den Bann, welchen Odin über die widerspenstige Schildjungfrau gesprochen hatte, und verlobte sich mit Brünhild. Er vergass aber durch ein Zaubermittel des Verlöbnisses und erwarb für Günther die eigene Braut, indem er sich selbst mit Günthers Schwester vermählte. In Brünhilds Brust jedoch ist der verbindende Eid des herrlichen Helden nicht vergessen¹⁾: mit wühlendem Schmerze erblickt sie den Mann, der ihr nach allem Recht gehört, an einer anderen Seite, ihn, den ersten und herrlichsten der Helden, während sie an einen ungeliebten Mann gebunden ist; und sie fordert von Günther Siegfrieds Mord. Sie droht, ihn mit allem, was sie zubrachte, zu verlassen, denn sie ertrage es nicht, einen

¹⁾ mer hefir Sigurdr selda eida, eida selda, alla logna, Brot af Sigurðarqu. 2.

anderen Fürsten gewaltiger als ihren Gatten zu wissen. Siegfried müsse darum sterben und sein Kind zugleich; mit dem Wolfe müsse seine Brut vertilgt werden. Günther schwankt zwischen der Furcht, Brünhild und ihre Schätze zu verlieren und zwischen der Scheu, den Bluteid zu brechen, den er mit Siegfried schwur; Hagen weist den Treubruch entschieden ab. Doch in Günther siegt die Furcht vor dem Verlust der schönen und reichen Gattin und Guttorm muss die Hand zum Morde leihen. Als Brünhild Kriemhilds verzweifeltes Klagegeschrei vernimmt, lacht sie hell auf. Das verhasste Weib ist nun für immer unglücklich, der sterblich Geliebte ist todt und sie beschliesst, ihm in den Tod zu folgen, denn dann kann er noch der ihre werden. Brünhild ersticht sich und lässt sich mit Siegfried verbrennen.

Solche Liebe und Treue der Heroenzeit ist furchtbar, allein sie zeigt die Allgewalt dieser Seelenmächte am grossartigsten. Trotz der Untreue, die es erlitt, bleibt in der Brust des Weibes die leidenschaftliche Liebe und führt es zu dem dunkeln Entschlusse, den Geliebten eher zu vernichten, als ihn einer andern zu überlassen; im Tode hofft sie den zu besitzen, den ihr das Leben nicht gönnen wollte. Niedriger ist das Gefühl, welches jene Norwegerin Ingibjorg bewegte, Gudmunds von Gläsisfelds Tochter, als sie ihren Geliebten lassen musste. Sie griff ihm beide Augen aus, damit sich keine andere an ihm erfreue¹⁾.

Das Gemüth des Weibes ist sanft und friedlich, doch gleicht es jenen Seen unserer Volkssage, die in dunkler Ruhe liegen, aus denen aber ein furchtbares Wetter emporsteigt, wenn ein Stein in ihre Tiefe schlägt. Die Gewalt der Leidenschaft wühlt das Frauenherz weit stürmischer auf als den Mannessinn; die Glut der Empfindung jagt es ohne Rücksicht und Rückhalt, zügel- und fessellos über Fels und Kluft. Milde, Erbarmen, Zucht und Scham brechen vor solcher Gewalt nieder; Befriedigung der Leidenschaft ist das Ziel und hinter diesem fällt das Weib zusammen. Liebe, Eifer-

¹⁾ Fornmannasögur III, 141.

sucht, Rache bilden eine enge Kette und manches Weib hat sich von der Liebe zu dem bösen Geist der Leidenschaft verirrt, der es verschlang.

Über die Schranken der Weiblichkeit wurden die Frauen unsers Alterthums durch das Gesetz der Blutrache gehoben, das sie ebenso zu erfüllen hatten als die Männer. Die Welsungensage bietet gewaltige Beispiele. König Welsung ist von Siggêr getödtet; mit ihm fielen seine Söhne bis auf Sigmund; auf diesen und auf Signÿ, die an Siggêr vermählt ist, erbt die Pflicht der Blutrache. Das Weib glüht und sinnt nur auf dieses eine; nur volle Welsungen, meint sie, können die That vollführen, und sie schleicht in fremder Gestalt in Sigmunds Waldversteck und empfängt von ihm einen Sohn. Als der Knabe Sinfiotli (Sintarfizilo) heranwächst, schickt sie ihn dem Bruder zu. Lange prüft ihn dieser, denn er weiss nicht, dass er sein eigenes Blut ist; endlich ist er seiner Unerschrockenheit und Stärke gewiss und er beschliesst, mit ihm die lang gereifte Rache zu vollziehen. An einem Abende schleichen sich Sigmund und Sinfiotli in Siggêrs Haus. Sie verstecken sich in einem Winkel, werden aber durch des Königs kleine Söhne beim Spiele entdeckt. Sie hauen die Knaben auf Signÿs eigenes Geheiss nieder, werden ergriffen und sollen am andern Morgen lebendig begraben werden. Der Grabhügel ist fertig und beide sind schon hineingesetzt; da kommt Signÿ, ehe der Schlussstein darauf gelegt wird, und wirft ihnen in Stroh ein Stück Fleisch hinab. Als sie hungern, zerreisst Sigmund das Fleisch und findet ein Schwert darin, das er am Griffe als das seine erkennt. Damit arbeiten sie sich aus dem Grabe heraus und gehn in das Königshaus, wo alles schläft. Sie werfen Brände hinein und der Dampf und die Glut erwecken die Schläfer. „Du sollst nun wissen, ruft Sigmund dem Siggêr zu, dass die Welsungen noch nicht alle todt sind.“ Er heisst darauf die Schwester aus dem Hause gehn, allein diese verweigert es. Sie habe alles gethan, um die Rache an des Vaters Mördern möglich zu machen; sie habe die eigenen Kinder darum nicht geschont, sie habe unerkant dem Bruder sich ergeben,

Sinfiötli sei Sigmunds und ihr Sohn; sie habe ihr Ziel erreicht und nun wolle sie gern mit Siggêr sterben. Darauf küsst sie noch einmal Sigmund und Sinfiötli und stürzt sich in die Flammen¹⁾.

In der Sage von den Welsungen und Nibelungen ist ein Schatz germanischer Art niedergelegt; sie zeigt uns auch die Blutrache in mehreren Beispielen. Die Kriemhild des deutschen Gedichtes erfüllt nichts anders als die Pflicht derselben; für die nordische Kriemhild oder Gudrun ist nur das Ziel ein anderes. Kriemhild (wir wollen den uns geläufigeren Namen wählen) sitzt im bittersten Harne an Siegfrieds Leiche; die Wohlthat der Thränen versagt sich ihr; umsonst bemühen sich die Frauen, sie ihr zu entlocken; erst da man Siegfrieds Wunden enthüllt, brechen sie hervor. Kriemhild verlässt den Hof der Brüder und geht nach Dänemark. Sieben Halbjahre weilt sie hier; dann gibt sie den Bitten der Mutter und Brüder nach, kehrt heim und nimmt von ihnen Sühne an, wodurch sie auf die Rache für Siegfried verzichtet. Sie wird später mit Brünhilds Bruder Etzel vermählt; es soll dies ihm, der für Brünhilds Tod Busse verlangt, die Versöhnung leisten; allein Etzel zeigt sich so unversöhnlich, wie die Kriemhild des deutschen Gedichtes. Er ladet in heimlichen Rachedgedanken die Schwäger zu einem Feste; Kriemhild warnt die Brüder; ihre Frauen beschwören sie ebenfalls, nicht zu gehn, durch böse Träume erschreckt; dennoch kommen sie und finden nach hartem Kampfe den Untergang. Hagen wird das Herz ausgeschnitten und Günther wird in einen Schlangengarten geworfen. Kriemhild hat die Pflicht, ihre Brüder zu rächen, geerbt, auch ihr Herz treibt sie dazu, denn seit der Sühne hat sie ihnen vergeben. Namentlich an Hagen hing sie, mit dem sie zusammen aufgewachsen war²⁾. Sie richtet das Todtenmahl für die Brüder aus und setzt dabei dem Etzel die Herzen der beiden Knaben vor, die sie ihm geboren hatte. Trunken kann er

¹⁾ Volsungasaga, c. 8.

²⁾ Atlam. 71. 72 und Gudrúnarhv. 3. 17.

nur in ohnmächtige Wuth ausbrechen, als sie ihm das schreckliche verkündet; darauf zündet sie das Haus an, so dass Etzel und die trunkenen Hunen verbrennen. So rächte Kriemhild die Brüder.

Nach einer Fortsetzung der Sage stürzte sich Kriemhild-Gudrun hierauf in das Meer; allein die Wogen verschlangen sie nicht, sondern trugen sie an das Land Jonakurs, der sich mit ihr vermählte. Später wirbt der mächtige Gotenkönig Ermanrich um Schwanhild, ihre und Siegfrieds Tochter; allein es ist kein Heil bei dieser Werbung. Durch den hinterlistigen Rath Sibichs wird Ermanrichs Sohn verführt, unterwegs das schöne Mädchen zu seinem Weibe zu machen; das junge Paar wird dann auf des Königs Befehl getödtet. Kriemhild hat von neuem Rache zu nehmen. Sie reizt dazu ihre und Jonakurs Söhne, welche nach langem Widerstreben die gefährliche Fahrt wagen. Sie verwunden den Gotenkönig zwar tödtlich, allein sie kommen selbst dabei um.

Wir mögen uns wohl von solchen Frauen entsetzt abkehren; unsre ganze Sinnesart und die Grundlage unsrer Sittlichkeit ist eine andere geworden. Wenn wir auch das alte Gesetz der Blutrache begreifen, so stösst uns doch die Rohheit und die Grausamkeit bei ihrer Durchführung nothwendig ab. Wir gedenken hier der Gepidin Rosimunde, der Tochter des von Albwin erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, die sich der junge Langobardenfürst, um ihr den Vater zu büssen, vermählt hatte. Als sie einst mit dem Gemahle bei Verona an heiterer Tafel sass, hiess ihr Albwin mit rohem Scherze den Becher reichen, den er nach alter Sitte aus Kunimunds Schädel hatte machen lassen. Er heisst sie mit dem Vater trinken und das unglückliche Weib muss den wüsten Befehl erfüllen. In Rosimundes Brust keimt die Rache; sie sucht Albwins Schildträger Helmigis für sich zu gewinnen und dieser empfiehlt den stärksten Mann des Hofes, Peredeo, zum Vollstrecker des Mordes. Peredeo weigert sich jedoch der Schandthat. Da tauscht Rosimunde, die vor keinem Mittel bebt, nächtlich das Lager mit Peredeos Geliebter und zwingt ihn dadurch, den König zu morden, wenn er nicht

von diesem getödtet werden will. Meuchlings wird der unbewaffnete erschlagen; Helmigis und Rosimunde entfliehen vor dem Zorn des Volkes nach Ravenna zu dem oströmischen Präfecten Longinus. Dieser wirft ein Auge auf die Königin und bewegt sie leicht, sich des Langobarden zu entledigen. Als Helmigis aus dem Bade steigt, reicht ihm das Weib einen vergifteten Trank; er fühlt aber bald die Wirkung und zwingt Rosimunde, den Rest des Weines zu nehmen. So schliesst sie ihr elendes Leben¹⁾.

Zur Hinterlist sind in den Erzählungen von rachsüchtigen und bösen Weibern, die uns die norwegisch-isländischen Geschichten nicht selten bieten²⁾, dieselben schon durch die Unmöglichkeit gezwungen, mit Gewalt ihr Ziel zu erreichen. Hinterlist und Unzuverlässigkeit wurden in der Spruchweisheit daher als weibliche Eigenschaften verzeichnet. In den Sprüchen des Hohen in der Sammlung der Saemundischen Edda (Hávamál) finden wir folgendes: Dem fliegenden Speere, der fallenden Woge, dem jungen Eise, der geringelten Schlange, den Schmeichelreden der Geliebten, dem gesprungenen Schwerte, dem Spiele des Bären, dem Sohne eines Fürsten traue niemand (Str. 86).

Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich und Wandel ist in ihre Brust gelegt (Str. 84).

Den Tag soll man am Abend loben, die Frau wenn sie begraben ist, das Schwert wenn es im Kampf erprobt, die Jungfrau wenn sie ist vermählt, das Eis wenn man darüber schritt, das Bier wenn es getrunken ist (Str. 81).

In den zahllosen Sprichwörtern, die über die Art des weiblichen Geschlechtes sich gebildet haben³⁾, überwiegen diejenigen, welche von demselben wenig gutes zu rühmen

¹⁾ Paul. Diacon. II, 28. 29.

²⁾ z. B. Níalss. c. 78. Fornmannasögur II, 130 ff. IV, 26.

³⁾ Vgl. in Wanders Sprichwörterlexikon I, Sp. 1104—1144. V, Sp. 1—77, die aus deutschen und nichtdeutschen Quellen gesammelten Sprichwörter und Redensarten, von denen manche übrigens augenblickliche Einfälle sind und in das Buch nicht gehören.

wissen. Männer haben sie gemacht und Männer verbreitet, welche mit und ohne Schuld durch die Weiber gelitten haben. Aber auch das Sprichwort erkennt die Fülle des guten an, welches in die Frauennatur gesammelt ist.

Wie der gesunde weibliche Körper ein Wunderwerk ist von lieblicher Schönheit, so ist die Frauenseele ein Schatz an guten menschlichen Eigenschaften. Die selbstlose Hingabe an fremdes Leben; die emsige Arbeit, welche das vom Manne geschaffene erhält; die kluge Mässigung und der sicher wählende Verstand; die ahnende Voraussicht, in der unsre Vorfahren eine göttliche heilige Gabe verehrten, zeichnen das gute Weib aus.

Die Frauen sind das Licht in der Landschaft, sind der kühle belebende Wind an dem heissen sommerlangen Kampfestage, sind der Regen auf dürres Erdreich.

An den grauen Tagen des Lebens ist das treue tiefe Auge der Frau, mag sie nun Gattin oder Geliebte, Mutter, Schwester, Tochter oder Freundin heissen, der Trost und die Zuflucht des Mannes. Und wenn über die Völker der eiserne Wagen der Geschichte rollt und die festen Burgen stürzen, dann hoffen die gebeugten Männer auf die Frauen, die Erzieherinnen der kommenden Geschlechter.

Dieses Buch hat von dem Reichthum gehandelt, der in dem Leben der deutschen Frauen der Vorzeit lag. Der Hort ist nicht erschöpft; unsre Gegenwart ist auf ihn gegründet.

Fromm Weib des Lebens Heil!



Register.

	Seite		Seite
Aale	II, 68	Almaria.....	II, 235
Aalerwüffen	I, 371	Alp	I, 47
Abdanken	I, 368	Altentötung	I, 79. II, 318
Abend, Zeit der Werbung..	I, 288	Alter zum heiraten.....	I, 265
Abendlied	I, 241	Amalaswinth ...	I, 115. 124. II, 8
Abendmahlzeit	II, 182	Amalo	II, 323
Abgeschlossenheit d. Frauen	I, 226	Amazonen	I, 42
Abholung der Braut.....	I, 344 ff.	Ammen.....	I, 90 f.
Ablautende Namen	I, 85	Andreas Capellanus	I, 243. 247. 257
Abschiedslieder der Braut..	I, 374	Andreasabend	I, 261
Abschiedsgrüsse	II, 185	Anmeldung der Fremden .	II, 191
Abschiedstrunk	II, 191	Anstandslehre.....	I, 147 ff.
Abtreibung	I, 79	Äpfel	II, 62 f.
Abzeichen d. öffentl. Weiber	II, 21	Apsaras.....	I, 44
Achmardi	II, 236	Arabische Weberei	II, 234 ff.
Ackerbau	II, 44 ff.	ärgerer Hand	I, 320
Adalgisa, Sigharts Frau....	I, 152	Arianer	I, 323
Adelheid Langemann	I, 75	Arme	I, 205
Adelheid, Kaiserin....	I, 125. 129	Arme diet	II, 144
Adeliche gegen Schulbildung	I, 116	Ärmel II, 214-17. 222-25. 248.	261
Adolf von Nassau, Gedicht	I, 248	Armenehen	I, 79
Agnes von Poitou....	I, 127. 166	Armringe	II, 283
Ahnengeister	I, 49. 354. 381	Arnsteiner Marienleich	I, 134
Albas	I, 237. 241	Art d'amors.....	I, 247
Albrecht III. IV. von Bayern	I, 138	Arztinnen.....	I, 156. 160
Albrecht von Johansdorf ..	I, 234	Aschkuchen	II, 55
Albruna.....	I, 52	Asylrecht des Frauenräubers	I, 278
Ale	II, 58	Athalarich	I, 115
Alemannisches Haus	II, 78	Aubes	I, 238
Alexiusgedicht	I, 135	Aufführungen, dramatische	I, 367
Algis der Langobarde	II, 281	Aufgebot, kirchliches	I, 327
Aliénor von Poitiers.....	I, 246	Auflösung des Verlöbnisses	
Alliterierende Namen.....	I, 85		I, 311 f. 316

	Seite		Seite
Aufzüge, Reihenfolge	II, 176	Becher	II, 103
Augen	I, 203	Beginen	I, 76. 159. 176 f.
Augenbrauen	I, 204	Begrüßungsformeln	II, 185
Äusseres der Frauen	I, 198 ff.	Beilager, keusches. I, 314. II, 189	
Äusserungen des Gefühls. II, 319		— des Gastes	II, 189
Aussetzung der Kinder	I, 79	Beinamen	I, 17
Ausstattung, Aussteuer I, 296. 298		Beinkleider	II, 209. 211. 249
Ava. Dichterin	I, 133	Beizvögel	II, 120
B		Bekker betoverde Wereld	I, 65
Bachen am Thurm	II, 5	Belehnung mit der Minne . I, 244	
Backen, Bäcker	I, 53-57	Beleuchtung	II, 96
Baden	II, 112 f. 115. 117. 187	Bemalung der Häuser	II, 92
Bademädchen	II, 114	Bemmo und Radborg	II, 322
Badequast	II, 116	Berchte	I, 34
Bader	II, 116 f.	Bereden des Nachtlagers . II, 188	
Badevolk	II, 116	Berentränk	II, 63
Badewasser, duftendes	II, 115	Bernstein	II, 286
Badstuben	II, 113. 115 f.	Berta, Königin	I, 35. 163
Baduenna	I, 30	Berwer	II, 232
Baldekin	II, 236	Beschlafen der Verlobten . I, 314	
Ballade	II, 161	Beschwörungen	I, 156
Ballhäuser	II, 166	Besuchstunde	II, 178
Ballspiel	II, 164-166	Bettbank	II, 108
Bündel	I, 342	Bettdecken	II, 109
Bankdecke	II, 100	Bette	II, 106 ff.
Bänke	II, 99	Betteppich	II, 109
Barbara von Brandenburg . I, 138		Beutel	II, 269
Barchent	II, 229	Bewaffnung der Hochzeitleute	
Bärenspiele	II, 134		I, 344. 376
Barfuss	I, 152. II, 209	Bewillkommung des Gastes II, 184	
Bastgeflecht	I, 163	Biber	II, 241
Bauerngarten	II, 73	Bickelspiel	I, 104
Bauernhochzeit	I, 348	Bidmues	I, 289
Bauernliebschaften	I, 256	Bienen	I, 382
Bauerntänze	II, 166 ff. 225	Bier	II, 67-61
Bauerntracht	II, 225. 254	Bigamie	I, 326
Bauge	II, 280	Bilgen toerschen	I, 236
Baumgarten	II, 171	Bilweise	I, 48. 67
Baumpflanzung	I, 89	Binden der brüte	II, 307
Baumwolle	II, 228	Biörn Brynjulfsson	I, 282
Bäurisches Liebeswerben . . I, 256		Biparentanz	II, 158
Bautechnik	II, 75. 81 ff.	Bisse. byssus	II, 228
Bayeux, Tapete	I, 169	Bissula	I, 124

	Seite		Seite
Bitterknecht	I, 337	Brauthaus, verschlossen I, 345.	
Blasinstrumente	I, 146	verwüstet	I, 388
Blasen zu Tische	II, 178	Brauthuhn	I, 387
Bliat	II, 236	Bräutigam I, 307. ladet ein	
Blicker von Steinach	I, 173	I. 334. sein Gefolge	I, 344
Blondes Haar I, 201 f. II, 293		Brautjungfern I, 371. 373. 392	
Blosse Füße	I, 152	Brautkammer	I, 383
Blumengarten	II, 73	Brautkauf I, 291. 312. 347. II, 37	
Blumenschapel I. 341. II, 296		Brautknechte	I, 371. 378
Blutrache	I, 185. II, 326	Brautkranz .. I, 340. 342. 385. 391	
Bockopfer bei der Hochzeit I, 339		Brautkrone	I, 335. 341
Böhmische Musikanten ... II, 137		Brautlauf	I, 328 ff.
Borte I, 167. II. 240. 265. 296. 298		Brautleich	I, 363. 375
Börtel	I, 341	Brautmantel	I, 309. 346
Bortenbesatz II. 217. 240. 259		Brautmesse	I, 355 f.
Böse Sieben	II, 4	Brautmutter	I, 372
Botenamt der Spielleute .. II, 131		Brautnacht	I, 383
Botenstab	I, 336	Brautraub	I, 269. 278
Bouffons	II, 140	Brautschleier	I, 334
Bozener Wein	II, 64	Brautsekmuck	I, 340
Braten	II, 67	Brautseide	I, 336
Brauen	II, 57	Brautsprüche	I, 337. 368
Braunes Haar	I, 202	Brautstuhl	I, 363
Braut	I, 6	Brauthür	I, 355
Braut entflieht I, 362. gehoben		Brauttracht	I, 340 f.
I, 384. 379. geschlagen I, 361.		Brauttrunk .. I, 347. 356. 359. 365	
gestohlen I 377. ladet ein		Brautwagen I, 298. 344. 376. 378.	
I. 334. verhüllt I. 339. 379.			397
verlaugnet	I, 290. 345	Brautwein	I, 387
Brautbad	I, 337. II, 116	Brautwerbung	I, 286-291
Brautball	I, 363. II, 164	Brei	II, 52
Brautbett, eingesegnet	I, 384	Brenneisen	II, 297
Brautbitter I, 286. 305. 335 ff.		Brettspiel	I, 104
Brautfrau	I, 371	Brezeln	II, 55
Brautführer I, 305. 344. 361. 371. ff.		Briefe	I, 123
	383	Brisen, brisvalet	II, 261
Brautführerin	I, 335. 371	Brisngamen	II, 288
Brautgabe, -geschenke I, 305. 369.		Brosche	II, 290
	388	Brot .. I, 374. 378. 383. II, 53. 56	
Brautgeleite I, 296. 335. 344. 375.		Brotwoche	II, 1
	379	Bruch (Hose)	II, 6. 249
Brautgesänge I, 309. 368. 375. 386		Brunhild	I, 92. II, 9. 324
Brautgürtel	I, 336. 342	Brunt	II, 232

	Seite		Seite
Brust	I, 206	Dornze (dürnitz)	II, 220
Brustgeschmeide II, 288. der		Drängen vor dem Altar ...	I, 380
Freyja	I, 28	Drei Frauen.	I, 39
Brut	I, 6	Drei Tage Gast	II, 183
Brütlachen	II, 283	Dreissigste	I, 194
Brütleichen	I, 376	Drianthasmé	II, 237
Brydlestr.	I, 380	Dringen	II, 177
Buchenspäne	II, 96	Drittelsvermehrung	I, 303
Bücher	I, 118 f.	Droheier	I, 96
Buchstaben, gestickt	I, 172	Drollgäste	I, 353
Buckeram	II, 230	Drude	I, 66
Buf.	I, 106	Drudenfuss	I, 91
Bulle Summis desiderantes. I,	83	Dung	II, 88
Bumede	I, 271	Düngerhaufen	I, 374. 382.
Buntwerk	II, 243	Dusing	II, 222. 267
Burchard v. Worms	I, 62		
Burgenbau	II, 81. 87 f.	Ebenbürtigkeit	I, 316
Burgundische Tracht	II, 224	Eber	I, 28
Bürgerliche Vormählung I,	346 ff.	Eberfloisch	II, 67
Busen	I, 206. II, 221. 223	Ebner Christine I, 75. Mar-	
Bussen	I, 182 f.	garete	I, 74
Butter	II, 50	Edelsteine	II, 213 f. 240. 266
Butterwoche	II, 1	Egil Skalagrimsson I, 283. II,	319
		Ehe I, 269 f. Ehe und Liebe II,	28
Ciclat	II, 237	Ehe gottesdienstlich begonnen	
Cyclas	II, 270	I, 338 f. 351 f. 356. unbeerbte	
		II, 30	
Dach	II, 75. 80	Ehebett beschriften I, 384. ge-	
Dampfbäder	II, 116	theilt	II, 189
Damspiel	I, 106	Ehebruch	II, 23
Danse, dansen	II, 151	Eheerlaubnis	I, 278
Deminutivnamen	I, 16	Ehegötter, heidnische	I, 351
Derbbrot	II, 53	Ehehindernisse	I, 316-327
Diasper	II, 237	Eheleute, Namen	II, 2. 3
Dichter	II, 126	Ehelichmachung	II, 17
Dichterinnen	I, 132 ff.	Eheregiment	II, 3
Dienstag	I, 330	Ehescheidung	II, 38
Dimut	II, 239	Ehestiftung, landesherrliche I,	276
Ditmarsische Hochzeit	I, 378	Ehethaler	I, 310
— Tanzlieder	II, 158	Ehre, weibliche	II, 323
Dominikanerinnen	I, 71. 76	Ehrensitz	II, 100
Donar	I, 351	Ehrmutter	I, 371
Donnerstag	I, 331	Ehrungen, hochzeitliche ...	I, 306

	Seite		Seite
Eichensärge	II, 210	Erkoberung	II, 32
Eichhörnchen	II, 241. 243	Errungenschaft	I, 390. II, 31
Eidleistung	I, 187. 389	Erweckte Weiber	I, 70
Eidring	II, 283	Erzgürtel	II, 263
Eigennamen	I, 8 ff.	Erziehung	I, 92. 96. 111 f.
Einbet	I, 39	Esel, frankensteinscher	II, 7
Einfache Namen	I, 16	Espringale	II, 151. 154
Einfluss der Frauen	II, 7	Essenszeiten	II, 179
Einladung zur Hochzeit ...	I, 334	Ethelbert von Kent	I, 323
Einrichtung, häusliche	II, 87		
Einsegnung der Ehe.. I, 355.		Fachwerkbauten	II, 63
358. des Ehebettes I, 384. der		Fackeltanz	I, 383
Wöchnerin	I, 96	Faderflo	I, 301
Eisenacher Hof	II, 125	Faldafeykir	I, 364. II, 156
Elben	I, 45. 157. 353	Falke	I, 100. 151. II, 120
Eleonore von Österreich ...	I, 137	Falkenjagd	II, 279
Elfenbeinschnitzerei	II, 110	Falsche Hüften	II, 262
Elisabeth von Brandenburg I,	138	Faltstühle	II, 100 f.
Elisabeth von Schönau I, 69. II,	200	Familienbürgschaft ...	I, 185
— von Vaudemont-Nassau I,	187	Farben der Brauttracht I, 343.	
Elsbeth Stagol	I, 74	der Kleider überhaupt II, 215. 253	
Elterntötung	II, 318	Farbensprache	II, 256
Emaillé	II, 111	Farbentheilung	II, 257
Empfang der Braut I, 377. des		Färbereien	II, 232
Gastes	II, 184	Fahrende Habe I, 190. 296. II, 31	
Englische Tuche	II, 231	Fahrendes Volk	II, 180-144
Enger Schnitt der Kleider II,		Faeröischer Tanz	II, 161 f.
215 f. 218. 220 f.		Fasan	II, 68
Enkel und Grossvater	I, 87	Federbetten	II, 108
Entblössung der Brust II, 223 f. 260		Federspiel	I, 100
Entführung I, 270. 278. 282. 345.		Feh, vech	II, 242
377.		Feien	I, 353
Entgürten	I, 342	Feinbrot	II, 54
Enthaltbarkeit, eheliche ..	I, 386	Felag	II, 29
Erbe	I, 190. 193. 291	Feldgeister	I, 48
Erbfolge	I, 190 ff.	Feldwirtschaft	II, 46
Erbgenüsse der Witwe ..	II, 30. 38	Felle	II, 207. 241
Erbmahl	I, 193	Fëmea	I, 6
Erbrecht	I, 190 f. II, 30. 38	Fenja	II, 51
Erbsen	II, 71	Fenster	II, 84-86. 95
Erdgöttin	I, 25. 36	Fensterln	I, 237
Erfurter Bäder II, 117. Bier 60.		Ferrán	II, 234
Schenken	II, 126	Festa (verloben)	I, 308

	Seite		Seite
Feste, höfische	II, 176	Frauenklöster	I, 113
Festningaran	I, 277	Frauenknecht	II, 5
Festwein (Verlobungstrunk) I,	289	Frauenraub	I, 278-281
Feuer bei Hochzeitbräuchen I,	352.	Frauenritter	I, 230
	381	Frauenstrophen	I, 136
Fibeln	II, 288	Frauentracht, älteste .	II, 209-212
Fieber	I, 159	Frauenturnier	I, 252
Fiedel	I, 146	Frea Fria. Frija. Frigg I,	29-33. 35.
Findelkinder	I, 82		89. 157
Finger	II, 205	Freigebigkeit	I, 154
Fingerringe	II, 284	Freilassungsrecht	I, 179
Fiorgyn	I, 36	Freien I, 285 ff. des Nachts I,	288
Firggandray	II, 153	Freitag	I, 333
Firle-foi.	II, 157	Froiwerbung	I, 285 ff.
Fische	II, 68. 70. 71	Fremde Sprachen	I, 123
Fischhaut ..	II, 245	Fressen vor Liebe	I, 212
Flachsbau ..	I, 162	Freundschaftssage	I, 314
Flachskranz	I, 393	Freyja	I, 28. 31. 157
Fleischnahrung	II, 50. 66	Freyr ..	I, 351
Flieso ..	II, 91	Fri	I, 6
Flod	I, 7	Friedrich von Spoo	I, 65
Flitterwoche ..	II, 1	Fritschal	II, 232
Flucht der Braut ..	I, 362	Frömmerei ..	II, 202
Fochenze ..	II, 55	Frohnhöfe	I, 164
Fostr I, 93. Fostrman.	I, 92	Frühlingsgebräuche I, 258 f. II,	145
Fragen an den Gast	II, 188	Fryllusynir	I, 291
Frankenwein II, 64. franc-		Fulla ..	I, 31
um vinum	II, 65	Fünftes Jahr	I, 114
Frankisches Haus II, 77. fr.		Fürspan ..	II, 290
Tracht ..	II, 212	Fürsprecher	I, 285
Französische Mode ..	II, 220	Fuss ..	I, 206
— Poesie I, 220 Ritterthum		Fussboden. Fussteppich .	II, 91
I, 227. Sprache .	I, 129	Fusstritt bei der Vermählung	
Frau, Wort I, 3. 4. kirchliche			I, 348. 360
Schatzung ..	I, 183		
Frauarbeitshaus ..	I, 164	Gabeln ..	II, 67. 106
Frauenbunde ..	I, 385	Gachschepfen ..	I, 39
Frauen dienst, ritterlicher I,	226-255.	Gagheime ..	I, 387
	261	Gahrnittel ..	II, 54. 59
Frauenfiede .	II, 192 197	Galdr ..	I, 55
Frauengebete ..	I, 73. 134	Gallerte ..	II, 68. 71
Frauen gemach ..	II, 90	Gambara ..	I, 53
Frauenhaus ..	II, 20	Gang ..	I, 151

	Seite		Seite
Ganna	I, 52	Geschlechtsvormundschaft .	I, 180
Garnasch	II, 273	Geschmeide	II, 279
Garnzieher	I, 176	Geschwisterehe	I, 325
Gartenbau	II, 73	Geselliges Leben I, 226. 230.	
Gasseln	I, 237		II, 112. 175
Gastel	II, 54	Gesichtsfarbe.....	I, 202. II, 124
Gastfreundschaft	II, 183 f.	Gesinde	II, 47. 205
Gasthäuser	II, 192	Gespielen	I, 111
Gastrecht	II, 183. 188	Gestühlo	II, 101. 175
Gatten (Namen)	II, 2	Getheilte Kleider.....	II, 257
Gaukler.....	II, 130. 135. 140	Getreide II, 45. Getreideähren	
Gebende	I, 385. II, 296. 306 f.	im Brautkranze I, 342. Ge-	
Gebete I, 134. Gebetbücher	I, 118	treidekörner auf die Braut	
Gebhochzeiten	I, 370	geschüttet	I, 382
Gebtag	I, 307	Gevattern	I, 94. 326
Gefallene Mädchen getötet	II, 19	Gewandnadeln	II, 212
Gefjon	I, 37. II, 133	Gewandstoffe.....	II, 227-241
Gefn.....	I, 37	Gewebereste	I, 162. II, 210
Gegenbrautkauf	I, 302	Gewürze	II, 69
Gegensidel	II, 100. 188	Giebelbalken	II, 83
Geigo I, 145. Geiger II, 137.	142	Girart, Troubadour	I, 246
Geiseln, jungfräuliche.....	I, 197	Gisela, Kaiserin	I, 117. 127
Geisnitz	II, 53	— Königin von Ungarn ..	I, 167
Geistliche als Lehrer .	I. 112. 131	Glas	II, 85. 104
Gelb	II, 22. 304 f.	Glasfenster II, 85. Glasgefäße	
Geltar ..	I, 256	II, 104. Glasperlen II, 287.	
Gemeine, öffentliche Weiber	II, 19	Glasringe	II, 285
Gemüse	II, 46. 73	Glaubensverschiedenheit...	I, 323
Gemeinn ..	I, 164	Gliza	II, 228
Genossenschaften der Unfreien		Glocken.	II, 276
	I. 271	Gna	I, 31
Gepaartsein bei Tisch II, 123.	179	Godala.....	II 60
Gerade.....	I, 118. 192. II, 30	Godar, Godard ..	I, 51. 190
Gerburg von Gandersheim .	I, 126	Godé, Wode	I, 34
Gerhard von Roussillon...	II, 323	Godes hso	II, 273
Gerste	II, 45. 57	Goldbrokat	II, 240
Gertrud von Hakeborn	I, 72	Goharden	II, 138
— von Helfta.....	I, 73	Gottesurtheil	I, 187
S. Gertrudsminne	II, 191	Götter in Eigennamen.....	I, 13
Gesang	I, 139-43. II, 126	Göttinnen.....	I, 24
Geschenke d. Brautleute I, 305.		Grasstreu	II, 91
der Liebenden	I, 230. 257	Grauwerk	II, 242
Geschick.....	I, 38	Greussing	II, 58

	Seite		Seite
Griechische Sprache	I, 124 f.	Handstreich	I, 308
Grundbesitz der Frauen I, 190. II, 31		Handtuch	II, 102
Gruss	I, 150. 153. II, 185	Handwaschung	II, 180
Grütze	II, 52	Handwerk	I, 176
Gudrun (Kriemhild) I, 193. II, 327.		Hanfgewebe	I, 172. II, 228
(deutsche Gudrun) I, 215. II, 74		Haar I, 201. II, 292 f. auf-	
Gugeln	II, 223. 273	gebunden II, 300. fliegendes	
Guilelm de Balaun	I, 253	der Jungfrauen I, 340. 385.	
Guilelma de Benagues	I, 246	II, 293. 296. langes der Cle-	
Gullweig	I, 27	riker II, 144. 297. der Stutzer	
Gunnlaug Ormstunga I, 81. 264. 286		II, 297	
Gunzenle	I, 369	Harald Schönhaar ..	II, 8. 13. 321
Gurken	II, 70	Haarband	II, 295 f.
Gürtel	II, 212. 226. 262-269	Harfe	I, 143. II, 126. 137
Gürteltäschchen	II, 226. 269	Haarkünstelei	II, 297
Gut um Ehre	II, 142	Haarkrone	II, 298
Gütergemeinschaft	II, 29. 31	Haarnadeln	II, 295
Güterrecht, eheliches	II, 26 f	Haarnetz	II, 211. 293. 301
Gutta von Böhmen	I, 166	Haaropfer der Braut I, 338. 354. 381	
Gyðjur	I, 51	Haarsalbe	II, 292
Gýgiarslagr	I, 364	Haartracht der Braut I, 340. II, 211.	
Gynaecium	I, 164	215. 217.	
Hackbrett	I, 144	Haselstab	I, 336
Hafer II, 45. Haferbier II, 58.		Hasen	II, 67
Haferbrei	II, 52	Haube	I, 168. II, 222 ff. 308
Hallenhaus	II, 100	Hauben der Braut	I, 385
Hallfred, Skald	I, 324	Hauptmahlzeit	II, 178
Hals I, 204. Halsbänder II, 286.		Hausbau	II, 42. 76
Halsbauge, -ringe II, 286.		Hausgeister	I, 49
-kettchen 287. Halstuch II, 225		Haushaltungsschulden	II, 32
Haltung des Körpers	I, 152	Hauskapellen	II, 177
Hammerweihe der Ehe	I, 352	Hausrath	II, 67
Handarbeiten	I, 161 f.	Haussteuer	I, 335
Hände	I, 205	Hausurnen	II, 76
Handelsgeschäfte	I, 177	Hausweberei	II, 227. 231
Handfeste	I, 307 f.	Hauswesen	I, 174. II, 43
Handgeld bei der Verlobung I, 309		Hauswurz	II, 73
Handmühlen	II, 50	Hätzler, Klara	I, 121
Handrechnung	I, 308. 361	Hebamme	I, 83
Handschlag	I, 308. 315	Hebeisen	II, 194
Handschme	I, 309. II, 213. 277	Hedwig von Schwaben	I, 126
Handspiegel	II, 169. 313	Heiden und Christen	I, 324
		Heidr	I, 57

	Seite		Seite
Heierleis.....	II, 157	Heunischer Wein.....	II, 65
Heilkunst.....	I, 156	Hexen.....	I, 60-67
Heilrathun.....	I, 39	Hiarrandalied (Horandslied) I,	364
Heimchen.....	I, 35	Hildegard von Bockelheim I,	68.
Heimdall.....	II, 189		117. 158
Heimführung der Braut I,	311. 327.	Hildegund und Walther ...	I, 219
	375. 378	Hileich.....	I, 375
Heimgarten.....	II, 172	Hirse.....	II, 46. 53. 70
Heimgeigen.....	I, 376	Histrionen.....	II, 135
Heimsteuer.....	I, 296. 301	Hlodyn, Hludana.....	I, 86
Heinrich III., IV., V.	I, 116	Hochsitz.....	II, 100
Heinrich von Beringen I,	108.	Hochzeit.....	I, 327-393
von Melk I, 227. II, 200. von		— Gedicht.....	I, 223
Nördlingen I, 71. 75. von		Hochzeitbad.....	I, 337. II, 116
Rucke II, 200. H. Teichner		Hochzeitbaum.....	I, 352
II, 205. von Veldeke....	II, 200	Hochzeitbitter v. Brautbitter.	
Heirat I, 328. als Sühne... I,	186	Hochzeitdauer.....	I, 370. 390
Heiratalter.....	I, 265	Hochzeitgeschenke.....	I, 369
Heiraterlaubnis.....	I, 273	Hochzeitladung.....	I, 334-337
Heirattag.....	I, 307. 330	Hochzeitlieder.....	I, 367
Heiratvermittler.....	I, 288	Hochzeitordnungen I,	366. 376. 390
Heiratszeiten.....	I, 329. 333	Hochzeitriten I. 338-340. 351. 354.	
Heizen II. 74. Heizung....	II, 88		362. 380 f.
Hel.....	I, 37	Hochzeitsteuer.....	I, 336
Heldensinn der Frauen.....	I, 41	Hochzeittage.....	I, 330
Helfta, Kloster.....	I, 72. 128	Hochzeittanze.....	I, 363-365
Helgi und Sigrun.....	I, 185. 216	Hochzeitzug.....	I, 375
Heimde II, 216. 218. 220. 245-		Hofanlage.....	II, 77
249. als Liebesgabe I,	231. 305 f.	Höglorf.....	I, 365
Heraldisches Pelzwerk II,	242-245	Hoike v. Heuke.	
Herberge.....	II, 192	Höldr.....	I, 318
Herbst Heiratszeit.....	I, 329	Holle (Holde).....	I, 33 f.
Herd.....	I, 352. 380. II, 66	Holzbau.....	II, 81
Herdgeräte.....	II, 67	Hong.....	I, 84. II, 70
Herford.....	I, 127	Honigmonat, -woche.....	II, 2
Herke, Harke.....	I, 34	Hopfen.....	II, 59
Hermann der Lahme.....	I, 127	Hoppaldei.....	II, 156
Hermelin.....	II, 242	Hornünger.....	I, 291
Herrad von Landsberg....	I, 128	Hosen II, 208. 211. 249. Kampf	
Herrenrecht.....	I, 272. 274	um sie.....	II, 6
Heruler.....	II, 10	Houbetschote.....	II, 154
Herzessen.....	I, 213	Hövisch.....	I, 150
Houke.....	II, 220. 276	Hrotswith von Gandersheim I,	126

	Seite		Seite
Hüften, falsche.....	II, 262	Kamelin, Kamelot	II, 230
Hug von Montfort	I, 120	Kamine.....	II, 89
Hug von Trimberg.....	II, 204	Kamm	II, 293. 295
Hühner	II, 68	Kammerdiener	II, 251
Hunde.....	I, 98	Kämmerer	I, 112. 180
Hünischer win.....	II, 65	Kammerwagen	I, 392
Huote	I, 242	Kampfspiele	I, 363
Huron.....	II, 19. 21. 217	Kaninchenfelle	II, 241
Hut als Symbol.....	I, 346. 379	Kannen.....	II, 104
Hut abnehmen.....	I, 151	Kappe.....	II, 195. 274
Hüte	II, 309	Kapuze	II, 215
		Karl der Grosse I, 112. 115. 115. 163. 355. II, 9. 17. 242	
Idis	I, 5. 41	Carolo	II, 151
Idun.....	I, 37	Kartenspiel	I, 109
Impotenz	II, 41	Käse	II, 50. 71
Ingibjorg	II, 326	Kateblatin	II, 239
Ingold	I, 110	Katze	I, 99
Ingolf Thorsteinsson	I, 262	Kaufhohe	I, 269. 291
Inquisitoren	I, 63	Käuflerin, Kaufweib.....	I, 177
Inschriften.....	II, 266	Kebse II, 15. Kebsonsöhne II, 16	
Instrumente, musikalische I, 143 f. II, 137		Kelch.....	II, 103
Iqrā	I, 36	Kele (guculos)	II, 243
Irländer	I, 323	Kemenate	II, 88. 90
Isis.....	I, 30	Kerzen. Kerzenhalter.....	II, 97
Isolde. Isot	I, 119. 130 f.	Kesselfang	I, 187
Italienische Sende	II, 234	Kesselhaken	I, 381. II, 67
		Kettchen am Gürtel II, 264. am Halse.....	II, 287
Jacko	II, 211	Ketzerinnen	I, 76
Jacobus de Cessoles	I, 108	Keuschheit	I, 386. II, 18
Jagel	II, 119. 203	Kienspäne	II, 96
Jagdvogel.....	I, 100	Kiltgang	I, 237
Jarretière, don de la	I, 385	Kimbethöfe ..	I, 94
Joculator	II, 130. 135	Kinderaussetzung	I, 79
Johannisfeuer	I, 259. II, 147	Kinderhede	I, 97. II, 163
Johannisseggen	I, 359. II, 191	Kinderlosigkeit.....	II, 30
Jongleurs.....	II, 140	Kinderspiele ..	I, 97-102. II, 163
Joppen	II, 274	Kindesmörderin	I, 189
Jüdinnen, Abzeichen II, 22. Namen	I, 24	Kindlemtag	I, 330
Jüdische Weberinnen	I, 175	Kinn	I, 204
Jungfräulichkeit	I, 182. 196	Kipfel	II, 55
Jus primae noctis.....	I, 272	Kirche als Tanzplatz	II, 167

	Seite		Seite
Kirchenbau	I, 81	Connubium verschiedener Völker	I, 321
Kirchenbesuch	II, 176 f.	Konrad von Ammenhusen	I, 108
Kirchenbussen	II, 22	Consens der Brautleute	I, 350
Kirchengesang	I, 140	Kopf (Becher)	II, 104
Kirchgang d. Brautleute	I, 356. 363.	Kopftuch	II, 105. 226. 301
— der Wöchnerin	I, 95	Köppeler	I, 290
Kirchhöfe	I, 167	Korduan	II, 260
Kirchliche Einsegnung	I, 354 f. 358 f.	Körnerbeschüttung der Braut	I, 342. 382
Kisten	II, 110	Kornit	II, 237
Kistenpfand	I, 298	Kornmutter, Kornweib	I, 48
Cithara	I, 143	Kosenamen, I, 15. Koseworte	I, 310
Kittel	II, 270	Kottun	II, 229
Clamirre	II, 56	Kraftgurt	II, 266
Klapper	I, 98	Kragenmantel	II, 223
Claret	II, 56	Krähen	II, 67
Klaus des Brautwagens ..	I, 375	Krankenpflege	I, 169
Klausnerin	I, 118	Krankheit der Braut	I, 312
Kleider in Falten	II, 110. ge-	Kranz I, 340. 385. II, 169. 221. 226	
stickte I, 171. II, 258. ge-		Kranzelabend	I, 392
theilte	II, 257	Kranzeljungfrau	I, 337. 392
Kleiderordnungen	II, 221. 226	Kranzsingen	I, 260. II, 169
Kleiderstangen	II, 110	Krapfen	II, 55
Kleidung	I, 163. II, 207 f.	Krauses Haar I, 201. Kräuseln	II, 226. 297
Kleinode im Frauentienst	I, 230	Kräuterwein	II, 65
Kleriker, fahrende	II, 187	Credo mihi	II, 55
Klosterschulen	I, 112	Kreisel	I, 101
Kuättlekar	II, 163	Kreuzesprobe	I, 187
Knappen	II, 180. 188. 194	Kreuzstich	I, 172
Knöpfe	II, 215 f. 222	Kreuzzug	I, 231. 255. II, 199
Kobelwagen	II, 196	Krieg I, 41. Kriegerische Namen	I, 10. 12
Kochen	I, 161. II, 66. 69	Kriegsopfer	I, 197
Kochbücher	I, 161	Kriemhild	II, 324. 327
Kochrecepte	II, 71	Kringel	I, 54
Kogel	II, 273	Krollen	II, 297
Koketterie	I, 151	Krone	I, 342
Kölbiger Tänzer	II, 155. 158	Kronleuchter	II, 96
Kolbrunarskald	I, 263	Crotta	I, 144
Collatinus und Lucretia	... I, 222	Krummer Reien	II, 156
Köln II, 231. Kölnische Trau-			
formel	I, 347		
Kone	I, 2		
Königshed, siebenbürgisches	I, 368		
Konkubinat	II, 14		

	Seite		Seite
Küche	II, 66. 90	Leich	II, 150. 162
Kuchen	II, 53-56	Leinwand	I, 162. II, 227
Küchengeräte	II, 67	Lenne	II, 20
Kuderwoche	II, 1	Lenorensage	I, 219
Kugelspiel	II, 168	Lesen	I, 116-120
Kuh	I, 392. II, 48	Leuchter, Lichter ...	II, 97
Kuhhandel, scheinbarer....	I, 290	Lidu, lit	II, 62
Kumber (Liebesgram)	I, 229	Liebe, das Wort I, 209. deutsche	
Kunkel	I, 163	Art	I, 207
Kunkeltanz	I, 393	Liebesdialectik	I, 245. 249
Kunnelant	II, 244	Liebesdichtung	I, 135. 237. 261
Kursit	II, 272	Liebesgeschenke	I, 257
Kurze Männerröcke..	II, 221. 260	Liebesgeschichten	II, 174
Kurzebold	II, 269	Liebesgram	I, 229. 249
Kuss bei der Verlobung I, 309. 311		Liebeshöfe ..	I, 245-248
— beim Willkommen II, 185. 203		Liebeskunst	I, 243
Kussmonat	II, 1	Liebeslohn	I, 233. 236
		Liebesmittel	I, 213
Lagathridjünger	I, 302	Liebesnächte	I, 235
Lagaómynd	I, 297	Liebestrank	I, 213
Laientrauung I, 348. 350. 355. 357		Liebesverhältnisse I, 215. 222-227	
Laiks, leich	II, 150	Liebeszauber	I, 213. 261
Lampen ..	II, 99	Lieder, gestickte I, 172. religiöse	
Landerbe der Frauen ..	I, 190. 297	I, 137	
Langemann, Adelheid	I, 76	Linnene Kleider, Verlobungs-	
Langertanz	II, 159	gabe ..	I, 305 f.
Lateinische Sprache ...	I, 124-128	Loaba, Nichte des h. Bonifaz	
Laternen	II, 97	I, 113. 116	
Laube ..	II, 96	Ljótr	I, 283
Launen, weibliche ..	I, 250	Lautbirg, Klausnerin... I, 113. 167	
Laute ..	I, 145	Lobelbier	I, 359
Läza ..	II, 20	Lobetanz	II, 154
Lebensbaum ..	I, 89	Locken ..	II, 295-298
Lebensstein	I, 158	Loden	II, 230. 232
Lebensstrafen ..	I, 189	Löffel	II, 106
Lebkuchen	II, 56	Lohn des Minnedienstes I, 233. 236	
Leckereien ..	II, 70-72	Lokhvílur	II, 107
Legitimierung unehelicher Kinder		Losen	I, 54. 351
II, 17		Loterpfaffen	II, 144
Lehen- und Minnedienst ...	I, 244	Lothar und Maller	I, 137
Lehrmädchen	I, 175	Lucretia	I, 222. II, 189
Leibchen	II, 220. 222	Ludwig, Kaiser	I, 126
Leibgedinge, Leibzucht I, 304. II, 31		Lunulac	II, 237

	Seite		Seite
Luppe, lüpperinno.	I, 61	Merker	I, 228. 242
Lyra	I, 145	Merovinger	II, 293
Lyrische Poesie	I, 135. 228	Messe	II, 176
		Messer	II, 106. 268
Mädchen geringer als Knaben	I, 81	Meta	I, 205
Magde	II, 74	Metallgürtel	II, 221. 263 f.
Maget	I, 7	Meth	II, 61
Mahlschatz	I, 291	Micke	II, 55
Marbaum	I, 352	Mieder	II, 247
Maibraut	I, 259	Milen (Spiel)	I, 105
Maieren setzen	II, 146	Milch	II, 49. 92
Maulehen	I, 258	Milto	I, 154
Maimonat, Maymarriages ..	I, 330	Minnen	II, 130. 135
Maineta	I, 392	Ministerialen	I, 319
Malhe	II, 269	Minne	I, 208 f.
Malz	II, 59	Minnedichtung ...	I, 135. 141. 237
Manigolt	II, 287	Minnedienst	I, 226-255
Mann geschlagen	II, 6	Minnehöfe	I, 245
Männertracht	II, 209-211. 221	Minnerloin	I, 250
Mansöng	I, 261	Minnetrank	I, 359. 364
Mantel I, 151. 163. 309. 368. II,	209-211. 217 ff. 222-224. 275. 291	Mispel	II, 46
Mantelhaft	II, 208. 219. 289	Mitgift	I, 296-302
Mantelkauf	I, 302	Mitsterben der Witwe	II, 9
Mantelrecht	II, 34	Mittagessen	II, 178
Mardelles	II, 86	Mittsommer	II, 148
Mardor	II, 241. 243	Mittwoch	I, 332
Margarete von Savoyen ...	I, 138	Modenamen	I, 18
Mario von der Champagne	I, 246	Mond	I, 206. 330
Maritagium	I, 271	Mondförmiger Schmuck ...	II, 287
Mart	I, 47	Montag	I, 332
Masken bei Hochzeiten	I, 353	Montaudon, Prior	II, 139
Mathilde, Erzherzogin . I,	119. 137	Moorfunde	II, 210 f.
— von Hakeborn	I, 72	Moralteit	I, 147
— Königin	I, 117	Möraz	II, 63
— von Magdeburg	I, 71	Morganatische Ehe	II, 16
Maulthier	II, 193	Morgengabe	I, 338. II, 16
Mäuse, abgerichtete ...	I, 100	Morgenimbiss	II, 178
Mäze	I, 149	Morgenstern	I, 212
Meineid	I, 186	Moselwein	II, 65
Meisterin	I, 111	Most	II, 68
Melodien	I, 140	Muffula	II, 278
Meransen	I, 40	Mühlen	II, 50
		Mülllieder, Mühlmägde . .	II, 51

	Seite		Seite
Mund	I, 203	Namensvetter gesucht.....	I, 88
Mundschaft des Mädchens I, 178.		Nanna!.....	II, 323
der Ehefrau II, 25. der Witwe		Nannigo	II, 322
	II, 35	Napf.....	II, 104
Mundschatz	I, 291. 312	Nase	I, 204
Münzen als Schmuck.....	II, 287	Naturfeste	II, 145
Mürmum	II, 153	Neithart von Reuenthal I, 256.	
Mursnitz	II, 275		II, 201
Mus (muos)	II, 53	Northus	I, 25
Musik der Minnesinger	I, 141	Nesteid	I, 389
Musikalische Fertigkeiten I, 138-		Neugebornes Kind.....	I, 83
	146	Neujahrsingen.....	I, 260
Mustheil	II, 30	Netz, geisterhaftes	I, 33
Mütterliche Verwandte, ihr Recht		Nibelungenlied	II, 198
	I, 181	Niederkunft	I, 83
Muttermilch	I, 91	Niederländische Tuche....	II, 231
Mütze	II, 216	Niedersingen der Braut....	I, 386
Mystische Frauen	I, 68 f.	Njörðr	I, 325
		Nixen	I, 48
Nachhochzeit	I, 391	Nonnen als Schreiberinnen I, 120 f.	
Nachtlager II, 106. des Gastes	188	Nordfriesische Hochzeit I, 335. 378	
Nachtlicht	II, 107	Nordisches Haus	II, 79
Nachttrunk	II, 190	Nornen	I, 38
Nacken	I, 204. II, 222. 300	Noten, gestickte	I, 172
Nackt im Bett	II, 246	Notzucht.....	I, 278
Nacktheit der Germanen .	II, 209	Nüsche	II, 290
Nadeln.....	I, 161. 166		
Nadelbüchsen	I, 166	Oberteil	II, 214. 216. 220. 224
Nafnfestr	I, 88	Obervormundschaft.....	I, 181
Nägelopfer der Braut.....	I, 338	Obstbau	II, 46. 62. 73
Nähen	I, 161	Obstwein	II, 62
Nahrung	I, 84	Oðr.....	I, 27
Naht	I, 166. II, 259	Ofen.....	II, 88
Nähterinnen	I, 177	Ofenbank	II, 107
Namen I, 1 f. einfache I, 16.		Öffentlichkeit der Verlobung I, 307	
fremde I, 18. jüdische	I, 24	Oheim und Neffe.....	I, 93
Namenbildung	I, 9	Ohringe.....	II, 214. 291
Namengebung.....	I, 9. 84	Olaf Tryggvason	I, 324
Namengeschenk.....	I, 88	Öl (ale)	II, 58
Namengruppen.....	I, 20	Öllampen	II, 99
Nameninhalt	I, 9	Öndvegissúlur.....	II, 100
Namenkürzung.....	I, 15	Opfergebäck II, 56. Opfertrank	
Namensmacht.....	I, 87		II, 58

	Seite		Seite
Organistrum	I, 145	Plinsjan	II, 150
Osterin	II, 237	Plumpheit der Deutschen..	I, 148
Oesterreich	I, 228	Pofuss	II, 239
Oesterreicher Wein.....	II, 64	Polsterung	II, 262
Osterwein.....	II, 65	Polterabend	I, 373
Othar	I, 27	Pomade	II, 292
Ottar der schwarze.....	I, 262	Pontus und Sidonia	I, 137
Otto I.	I, 129. 140	Priester	I, 50. II, 283
		Priesterinnen I, 50. 53. 156. II,	209
Palas	II, 88	Priesterliche Trauung I, 355. 356	
Palmät	II, 238	Prinzessinnensteuer ... I, 296. 369	
Pantoffel	I, 349. II, 4	Probenächte	I, 236
Paranymph.....	I, 372	Probezeit im Frauendienst. I.	243
Parkleider	II, 220	Prophetinnen... ..	I, 52-54. 68
Partimen	I, 245	Prügelweihe des Bräutigams I,	361
Paarweise sitzen	II, 123. 178	Psalter	I, 117
Paten	I, 94. 326	Psaltorium	I, 144
Paternoster	II, 222	Puppen I, 102. Puppenspiele II,	136
Paulus Diaconus	I, 125	Purpur	II, 238
Peironet	I, 246		
Pelzwerk	II, 207. 241	Quëns (quàn)	I, 2
Perchte I, 34. Perchtentag .	I, 35	Quedlinburg	I, 127
Perlen	II, 265	Quenagrit	I, 197
Personennamen	I, 8	Quengiaver	I, 185
Personificationen	I, 31	Quinò (quena)	I, 2
Peter Vidal	I, 148. 253		
Pfänder des Verlöbnisses I,	307. 346	Raben	II, 67
Pfannkuchen	II, 65	Rammelnacht	I, 391
Pfauen II, 68. Pfauenhüte II,	309	Rän	I, 37
Pfäwin	II, 238. 309	Rätsel II, 127. Rätselfragen an	
Pfeffer II, 69. Pfefferkuchen II,	56	den Brautführer.....	I, 344
Pfeit.	II, 247	Raubehe	I, 269. 372
Pfellel	II, 235	Rebec	I, 145
Pfennig	I, 309. 346	Rechte des Ehemannes. II,	25-35
Pferdeköpfe am Giebel	II, 83	Rechtlosigkeit d. Spielleute II,	142
Pfiesel, Phiesel.....	II, 88	Rechts oder links	I, 153
Pfingsten	I, 329	Rechtsstellung der Mädchen I,	177-
Pfingstgebräuche	II, 146. 149		194
Pflug	I, 35. II, 45	Rechtsymbole I, 305. 309. 349.	
Pfose	II, 269		II, 296
Pfung (puggs)	II, 269	Regensburg II, 231. 233. 240. 241	
Plattstuh... ..	I, 170. 172	Reien.....	II, 150. 154. 163
Platz (Gebäck)	II, 53	Reihenfolge in Aufzügen .	II, 176

	Seite		Seite
Reimende Namen	I, 86	Rother Mund	I, 203
Reinfal (Wein)	II, 65	Roths Band	I, 336. 339
Reinmar von Hagenau I, 250. II, 200		Rücklachen	II, 95
Reinmar von Zweter	I, 254	Rudel Jaufre	I, 246
Reipus	II, 37	Rügelied	II, 161
Reisen als Bildungsmittel . I, 130		Rugier	I, 321
— Reisen der Frauen ... II, 192		Rundbauten	II, 75
Reisekleid II, 195. Reisewagen		Rundtänze	II, 151
II, 75		Runen	I, 91. 122. 213
Reiten, Reitzug	II, 193 f.	Runkelstein	II, 93
Rhätisches Haus	II, 77. 79	Rupfenos Gewebe	II, 228
Rheinische Weberoi	II, 231		
Rheinwein	II, 63	Saben	II, 227
Richlint v. d. Hohenburg . I, 127		Sächsisches Haus	II, 77-80
Ridewanz	II, 153	Sächsische Kaiser I, 125. 127	
Riechfläschchen	II, 269	Saffin	II, 239
Riemen, irischer	II, 218	Safran	II, 69
Riesen	II, 133	Saga	I, 81
Rígr	I, 89	Sagum	II, 207
Rímur	I, 263	Saal	II, 88
Ringe I, 309 f. 346. II, 281 f.		Salamander	II, 235
als Sängerlohn .. I, 262. II, 282		Salat	II, 73
Ringelreien II, 152. 163		Salige Fräulein	I, 47
Ringwechsel	I, 310	Salmharpfe	I, 144
Rinke	II, 265	Salz	I, 374. 383
Rise	II, 307	Salzfass	II, 105
Ritterschlag	I, 390	Samt	II, 240
Ritterstand	I, 318. 389	Sänger	II, 126. 130
Rock	II, 208 ff. 253 ff.	Sarantasmé	II, 237
Rohes Fleisch	II, 66	Sarumín II, 239	
Roman de la Rose	I, 247	Sattel, Satteltuch	II, 194
Romano übersetzt	I, 137	Schachspiel	I, 106
Rösät	II, 238	Schädel als Trinkgefäß ... II, 103	
Rose I, 202. II, 115		Schaf II, 49. Schaffell I, 380	
Rosengarten	II, 172	Schaggun	II, 164
Rosenkranz (Paternoster) . I, 306		Schalen	II, 103
Rosimundo	II, 328	Schamperlieder	II, 155
Rosmarin	I, 337. 341. II, 59	Schanzo	I, 104
Rösschentanz	I, 369	Schapel I, 341. II, 219. 296	
Rosse im Brautkauf	I, 294	Schaprún II, 274	
Röstbrot	II, 56	Scharlachen	II, 232
Rosvitha	I, 126	Schattenhut	II, 310
Rote, Rotto (crwth)	I, 144	Schauspiele bei Hochzeiten I, 367	

	Seite		Seite
Scheibenschlagen	I, 259	Schöffenbarfreie	I, 318
Schoidung	II, 38	Schönbrot	II, 54
Scheinehen	II, 41	Schöner Mann	I, 334
Scheitel	II, 293. 295	Schönheit	I, 13. 198 f.
Scheitelband	II, 296	Schönheitschilderungen	I, 199
Schellenbesatz	II, 195. 223. 260. 268	Schönheitsvergleichen	I, 206
Schelter	I, 131	Schosssetzung der Braut	I, 349
Schenkelbinden	II, 249	Schreiben	I, 120-123
Schenkenamt	II, 123	Schreiberinnen I, 120. Schreib-	
Schenkinnen	II, 122	stoffe	I, 123
Schere und Messer	II, 226	Schreine	II, 110
Scheren der Haare	II, 244. 294	Schüchternheit	I, 212
Scherzspiel	II, 133	Schuh als Zeichen der Her-	
Scheter	II, 228	schaft	I, 305. 349
Scheuertanz	II, 253	— als Verlobungsgeschenk I, 305	
Schicksalsgöttinnen	I, 88. 96	Schuhe II, 210-212. 214 f. 217. 250-	
Schimmel	II, 134	253	
Schinat	II, 245	Schuhe der Braut	I, 377
Schinken am Thurm	II, 5	Schulden der Eheleute	II, 32. 33
Schirm	II, 109	Schulen	I, 115
Schlafkojen, Schlafräume	II, 107. 109	Schüler, fahrende	II, 139
Schlaftrunk	II, 190	Schultern	I, 205
Schlockerei	II, 71	Schürbrant	II, 230
Schleier II, 214-217. 220. 225. 302		Schürze	II, 225
— Zeichen verlornen Jungfrau-		Schüssel	II, 102. 106
schaft	II, 305	Schüsselbrot	II, 55
Schleifender Tanz	II, 152	Schutzlohn der Mutter	I, 95
Schleisso	II, 97	Schwäbische Verlobungsformel	
Schleppe	II, 217. 220. 223. 260	I, 346	
Schlüssel	II, 34. 269	Schwangere	I, 189
Schmerzäusserung	II, 320	Schwangerschaft der Braut I, 313	
Schmiedekunst	II, 280	Schwanhild	II, 74
Schminke	II, 310	Schwanjungfrauen	I, 46
Schmuckkästchen	II, 110	Schwanweiss	I, 207
Schnabelschuhe	II, 217. 271. 252	Schwarz	II, 255-257
Schneeweiss	I, 207	Schwedischer Brautlauf I, 364. 368	
Schneider, Schneiderin I, 175. 176		Schwegelpfeife	I, 146
Schneidern	I, 165	Schweinezucht	II, 49
Schnellkugeln	I, 101	Schwelle des Bräutigamhauses	
Schnitzwerk	II, 83. 92	I, 379	
Schnupftücher	I, 306. 315. 336	Schwert	I, 309. 314. 346. II, 25
Schnüren der Kleider II, 216. 218.		Schwert abgefordert	II, 191
223. 225. 248. 261		Schwertklingengelübde	I, 314

	Seite		Seite
Schwerttanz	II, 150	Skandinavische Liebesdichtung	
Schwertzauber	II, 190		I, 261
Schwimmen	II, 118	Skuggwa, skúwo	II, 313
Schwitzbäder	II, 116	Slavin	I, 322
Seelbäder	II, 116	Socken	II, 210, 249, 250
Segen der Eltern	I, 374, 384	Sommer und Winter	II, 145
Segnung der Früchte	I, 361, 382 f.	Sommerfeste	II, 146 f.
Seherinnen	I, 57, 68 f.	Sonnabend	I, 333
Sei	II, 233	Sonne Schönheitsbild	I, 206, 212
Seide	II, 234	Sonnengöttin	I, 32, 36
Seidel	II, 247, 274	Sonntag	I, 331
Seidr I, 55, 57. Seidmänner I, 58		Spákonur	I, 54
Seit	II, 233	Spangen	II, 288
Selbständigkeit, beschränkte I, 179		Spätherbst Heiratszeit	I, 329
Selbstverlobung ... I, 276. II, 37		Spazierengehn	I, 100
Semmel	II, 54	Speckkuchen	II, 54, 56
Semperfreie. I, 318		Speisezettel	II, 69
Senkel	II, 265	Sperren des Brautuges ... I, 376	
Sequenzen	II, 162	Spiegel	II, 169, 313
Serena	I, 241	Spiegelglas	II, 314
Servietten	II, 102	Spiele	I, 97 f.
Seuse Heinrich	I, 74	Spielgefährten	I, 92
Siebensprung	II, 157	Spielkarten	I, 109
Siebentes Jahr	I, 95, 114	Spielleute. I, 131. II, 130-145, 366	
Sif	I, 37	— rechtlos II, 142. Tracht II, 143	
Sigele, Sigli	II, 287	Spielzeug	I, 98
Sighart und Nannigo	II, 322	Spindel	I, 163
Siglät	II, 237	Spinnen	I, 162, 175
Signý	II, 326	Spinnrad, Spinnrocken I, 164, 392	
Sigrun und Helgi ... I, 185, 216		Spinustuben	I, 164
Sigyn	II, 323	Spottnamen der Völker ... I, 148	
Siman	II, 5	Sprachkenntnisse	I, 123-131
Singen und sagen	I, 141	Sprachmeister	I, 129-131
Singkunst	I, 139-143	Sprichwörter	II, 329
Singvögel	I, 100	Spriddellocken	I, 378
Sinopol	II, 65	Springtänze II, 150-154	
Sippe I, 180		Stadelweise	II, 153
Sittlichkeit der Gesellschaft I, 326 f.		Stadthäuser	II, 90
	II, 197-206	Stalle	II, 78
Sitzbetten	II, 109	Stammesgleichheit in d. Ehe I, 321	
Skafi	I, 26, 186. II, 118, 133	Stechling	II, 54
Skalden	II, 132	Stegreife II, 194	
		Stehlen der Braut I, 396	

	Seite		Seite
Steinbau	II, 81	Tannenbaum bei Hochzeiten I,	352
Steine, heilkräftige	I, 158	Tannfé	I, 89
Steinmar	I, 251	Tannhäuser . . I,	250. II, 117. 161
Stellung der Frau	I, 214	Tanz . . I,	363 f. II, 149-163. 167
Stellvertretung des Mannes II,	41	— umgehnder. II,	152. 155. 163
Stickerei.	I, 167-172	Tänzerinnen	II, 141
Stiefmutter geheiratet	I, 325	Tanzhäuser II,	167. Tanzplätze
Stirne	I, 204	II, 166
Stirnband II,	295. Stirnbinden	Tanzlieder II,	158. 159. 161.
.....	II, 306	Tanzmusik II,	151. 158. Tanz-
Strafen, peinliche	I, 188	weisen	II, 154
Streitlieder	I, 245. II,	Tapeten	I, 170
Stroh im Bett II,	108. Stroh-	Tapferkeit	I, 41
hüte II,	310. Strohkranz	Täschchen	II, 269
II,	22. Strohlager	Tassel	II, 291
Strumpfband der Braut . . I,	385	Taufen	I, 84. 94
Strumpfe I,	209. 216. 220. 249	Tegernsee	I, 128. 256
Stubbansen, Stubbedagen I,	365 f.	Teichner Heinrich	II, 205
Stufen im Minnedienst	I, 243	Teller	II, 105
Stühle	II, 100	Tempelbäckerei	II, 57
Stuhlfeste	I, 289. 307	Tenzonen	I, 273. II, 129
Stuhllachen	II, 95	Toppiche	II, 91. 175
Stutenwoche	II, 1	Teppichweberei	I, 174
Suckonie	II, 270	Tertiärerinnen	I, 160
Sühnheirat I,	186. Sühnopfer I,	Testamentarische Verfügung	
338		über die Frau	II, 11
Sulzen	II, 69	Teufelsglaube	I, 62
Sunna	I, 31	Theophano	I, 125
Surköt	II, 220. 271	Thier gejagt II,	7. nicht Braut
Swalwo	I, 144	I, 345
Swëben	II, 293	Thiere symbolische	II, 184
Symbole der Vermählung I,	305.	Thierbildchen	I, 101. II, 57
.....	309. 349. II,	Thierwandlung	I, 64
Symbolik der Farben	II, 256	Thonfiguren	I, 101
Symphonie	I, 145	Thórr	I, 351. 372
Syn	I, 32	Thorbiörg	I, 56. II, 8
Syritha	I, 27	Thórmódr Kolbrúnarskald. I,	263
Tabard Tappert	II, 223. 272	Thridjungsauki	I, 303
Tafeltücher	I, 170	Tilgiöf	I, 302
Tageheder	I, 237. 241	Timit	II, 239
Taille	II, 214-217	Tirlotanz	II, 157
Talglämpchen II,	99. Talg-	Fischbedienung	II, 180
lichter	II, 97	Tische	II, 101. 180

	Seite		Seite
Tischgesänge.....	II, 126. 181	Tunc ..	II, 86
Tischordnung	I, 371. II, 179	Turbanartiges Tuch ..	II, 216. 224
Tischtuch.....	I, 170. 173. II, 102	Turnier.....	II, 171. 176. 178. 182
Tischzucht.....	I, 153	Twinningr	II, 123. 178
Tius.....	I, 29. 351		
Tobiasnächte	I, 386	Übergabe der Braut...I,	346. 348
Tocke	I, 102	Übles Weib.....	II, 4
Topelspiel.....	I, 103	Ulm	I, 109. II, 229. 231
Tornatrices	II, 136	Ulrich von Kaisheim.....	I, 76
Toerschen biligen	I, 236	— von Lichtenstein I,	120. 122.
Torte	II, 54		251. II, 307
Totenfeier	I, 194	Umhänge	I, 173. II, 94
Totenhalle	I, 44	Unanständige Tracht II,	223. 260
Tracht ...	II, 207-315	Uneheliche Kinder ..	II, 17
Trauerfarbe	II, 255	Unfreie mit Freien verbunden	
Träume.....	I, 80		I, 320
Trauung I, 346. kirchliche	355-360	— mit Freien erzogen	I, 93
Trauungsformeln	I, 346 f.	Ungastlichkeit	I, 186
Treiros	II, 153	Ungetaufte Kinder	I, 80
Treue, Trügge = Handgeld	I, 310	Unholde	I, 66
Treue, eheliche..	II, 23	Unmündigkeit	I, 178
Treueid	I, 310	Unnatürliche Laster.....	II, 204
Treutelwoche	II, 1	Unterhaltung bei und nach	
Triät, Triant	II, 239	Tisch II, 126. 174. 178. 181 f.	
Triblat.....	II, 239	— ihr Ton	II, 172
Trummekentanz	II, 159	Unterkleid, Unterrock II,	211. 215-
Tranken	II, 122 f. 181		218. 220. 224
Trinkgefäße. Trinkhorn ..	II, 103	Unterricht	I, 111. 114
Trinkgelage II. 112. 121. 124.	203	Untreue der Brautleute ...	I, 315
Trippen.....	II, 253	Unzucht, römische	II, 18
Tristan	I, 311. 314	Upländischer Brautlauf	I, 364
Tritt auf den Fuss ..	I, 348. 360	Urdr	I, 38
Troiaklei	II, 153	Urgäf... ..	I, 299
Truht. truhtinge..	I, 286. 372. 376		
Trud	I, 66	Vaganten	II, 138
Truhen	II, 110	Vala	I, 54
Trunk in der Brautnacht ..	I, 387	Valhöll ..	I, 44
Trunksucht	II, 124	Valkyrjur	I, 43
Truren	I, 229. 249	Valr	I, 43
Trütscheln	I, 106	Vardlokkur ..	I, 57
Trypotey	II, 153	Veleda, Weleda	I, 52
Tuche	II, 230	Venedig	II, 229. 234
Tumon	II, 151	Veräusserung der Frau....	II, 11

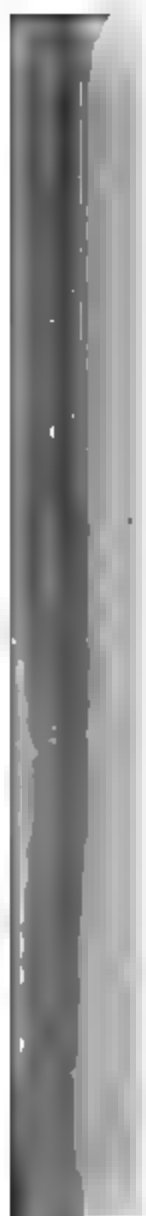
	Seite		Seite	
Vorbotene Heiratszeit	I, 333	Vogeljagd	II, 120	
— Verwandtschaft	I, 335	Vogelsang, Vogelweide	I, 99	
Verfall, sittlicher	II, 199	Volksliederweisen	I, 139. 142	
Verfügungsrecht der Frau	II, 27	Volksverschiedenheit	I, 321	
Verheiratete Frauen Gegen-		Volljährigkeit	I, 178	
stand des Dienstes	I, 230	Völva	I, 54. 56	
Verhüllung der Braut	I, 339	Vorbet	I, 89	
Verkauf der Braut	II, 11	Vorfeier der Hochzeit	I, 391	
Verlober	I, 270. 350	Vorlesen	I, 119	
Verlobung	I, 270. 284. 307	Vormund	I, 178 f. 180 f. 184	
— unberechtigte	I, 276	Vorsänger und Vortänzer	II, 154	
— und Beiliegen	I, 313	Vorspannen des Brautzeuges	I, 376	
Verlobungsdauer	I, 311	Vorzeichner	II, 172	
Verlobungsformeln	I, 308			
Verlobungsgaben	I, 306	Wachskerzen	II, 97	
Verlobungsrecht über Unfreie	I, 271	Wachstafeln	I, 122	
über Unterthanen	I, 274	Wachszinsige	II, 97	
Verlobungsrecht der Witwe	II, 37	Wächter auf der Zinne	I, 240	
Verlobungsring	I, 310	Waffnung durch Frauen	II, 190	
Verlobungstrunk	I, 359	Wagen	II, 76. 195	
Vermählung	I, 264 f. 307. 346 f.	Wahrsagerinnen	I, 52 ff.	
Vermögenscuratele	II, 26	Waldfrauen	I, 47. 157	
Vermögensverfügung	I, 178. II, 27	Walhalle	I, 44	
Vernähen	II, 261	Walküren	I, 48. II, 122	
Verschenkung der Frau	I, 291	Walrider	I, 43	
Verschwiegenheit	I, 242	Walther und Hildegund	I, 219.	
Versprechessen	I, 289		II, 281	
Versprechung	I, 287	Walther v. d. Vogelweide	II, 193	
Vertragsehe	I, 270		201	
Verwandtschaft Ehehinderniss		Wambeis	II, 275. Wams	II, 211
I, 325. geistliche Verwandt-		Wandbekleidung	II, 92. 94	
schaft	I, 326	Wandbeschreiben	I, 193	
— in den Namen bezeichnet	I, 85	Wände	II, 92	
Verzögerung der Heirat	I, 311	Wanderdichter	II, 131	
Vidarmund	I, 302	Wandleuchter	II, 98	
Viehwirtschaft	II, 47	Wandmalerei	II, 84. 93	
Vielweiberei	II, 12	Wandteppiche	I, 170. 173. II, 91 f.	
Vierzehn Jahre	I, 179	Wanen	I, 26 f.	
Vingaf	I, 304	Wangen	I, 202	
Vinum cortum	II, 66	Wangenbinden	II, 306	
Visionen	I, 68	Wanti	II, 278	
Vögel als Spoise	II, 67. 70.	Wappenfarben im Dienst	I, 231	
als Spielzeug	I, 99	Wappen aus Pelzwerk	II, 242	

	Seite		Seite
Wappenröcke	I, 171	Widsid	II, 131. 282
Wappenschilde als Mantelhaft		Widum, Wittum	I, 304
	II, 291	Wiederverheiratung Geschiedener	
Warbet	I, 39		II, 40
Warkus	II, 275	— der Witwen	II, 35
Wäsche, frische	II, 187	Wiege	I, 90. 365
Waschen	II, 74	Wiegenlieder	I, 96
Wasgenstein	I, 220	Wieland	I, 225. II, 280
Wasser kaltes	I, 159	Wifling	II, 229
Wasserbesprengung der Braut		Wilbet	I, 39
	I, 381	Willkommen	II, 176. 185
Wasserfrauen	I, 48. 157	Wimpel ..	II, 307
Wassermühlen	II, 52	Windlicht	II, 97
Wasserprobe der Hexen ...	I, 187	Winileot	I, 117
Wasserweihe	I, 82. 84	Wip	I, 3. 9
Wattirung des Leibes	II, 262	Wips	I, 116
Webekeller	II, 86	Wirken der Gewandstoffe I,	167. 174
Weben	I, 40. 162 f. 165. 174	Wirnt von Gravenberg ...	II, 200
Weber	II, 227. 232	Wirtin	II, 186. 189
Wecke	II, 54	Witwe	I, 389. II, 9. 34 f.
Weib	I, 3	Wochentage der Hochzeit .	I, 330
Weiberfastnacht, Weibortag,		Wohnung, Einrichtung . .	II, 75
Weiberzeche	II, 125	Wolfram von Eschenbach .	I, 239
Wendwerk	II, 119. 203	Wolkenfrauen	I, 46
Wein	II, 63	Wolle	I, 162. II, 230
Wemen der Braut	I, 374	Wollkleider	II, 210
Wemschwolg	II, 124	Wollenweberoi I, 162. II,	229-231
Wendelves, Woirdsisters ...	I, 40	Worms	I, 39
Weise Frauen	I, 52. 68. 166	Wortmann	I, 288
Weissagung	I, 54. II, 130	Wuchs	I, 205
Weisse Frau	I, 32	Wundenbehandlung	I, 157
Weisse der Haut	I, 207	Wundergürtel	II, 266
Weisse Schürzen der Bräute	I, 343	Wunschnädchen	I, 43
Weleda	I, 52	Würde und Freude	I, 234
Welsungen	I, 86	Würfelspiel	I, 102-105
Werbung	I, 285	Wurmlago	II, 171
Wergeld	I, 182. 185	Würste	II, 70
Werkgadem	I, 164	Wurth	I, 38
Wettgespräche	II, 127	Würzo (beim Bier)	II, 60
Wettlauf des Brautpaares	I, 328. 362		
Wichtel	II, 137	Zabelspiel	I, 104
Wickelkind	I, 90	Zaddeln	II, 222
Widerlage, Widerlegung .	I, 302 f.	Zähno	I, 203

	Seite		Seite
Zahngeschenk	I, 89	Züchtfrau	I, 371
Zauberei	I, 55 f. 60	Zuchtmeisterin	I, 111
Zerbrechen von Gefäßen...	I, 373	Zugabe	I, 302
Zerschnittene Kleider	II, 259	Zünfte	I, 175
Zeugnis der Frauen	I, 180	Zürich	II, 234
Ziegenhaartuch	II, 230. 233	Zusammengeben der Brautleute	
Ziegenherden	II, 49		I, 350 f.
Ziehkinder	I, 93	Zusammensetzung d. Kleider	II, 257
Zielât	II, 237	— der Namen	I, 9. 86
Zimmerdecke	II, 80	Zwangsrecht des Verlobers	I, 270
Zindel, Zendal	II, 239	Zweig, Symbol der Besitz-	
Zinne	II, 96	ergreifung	I, 349
Zobel	II, 242 f.	Zweikampf der Frauen	I, 187
Zöpfe	I, 202. II, 219. 225	Zwerge	II, 281
Zubräutigam	I, 334	Zwilich	II, 228
Zucht	I, 93. 147		







Reading - 10/1/02





